

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1914

Lehre und Wehre Volume 60

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 60" (1914). *Lehre und Wehre*. 60.
<https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/60>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich-zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert vom

Schreckerkollegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Bösen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrtum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jegund viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Bölse schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe gehütet und sie verwahret, daß nicht die Bölse kommen und sie wieder dabonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie fett sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

Sechzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1914.

Inhalt.

Januar.

	Seite
Vorwort	1
Etwas über die Gleichnisse unsers Herrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck	12
Bermischtes	21
Literatur	24
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	34

Februar.

Wird Einigkeit werden?	49
Die Tennesseesynode	60
Bermischtes	67
Literatur	74
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	79

März.

Wird Einigkeit werden?	97
Die Tennesseesynode	106
Eine Antwort auf etliche Herausforderungen in den „Zeugnissen“ D. C. G. S. Schlüttes	110
Bermischtes	116
Literatur	121
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	130

April.

Die göttliche Ordnung des öffentlichen Predigtamts	145
Die Leintücher im Grabe des Auferstandenen	159
Bermischtes	163
Literatur	174
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	178

Mai.

Wird Einigkeit werden?	193
„Die deutsche Bibel eine Gabe der Reformation an das deutsche Volk.“ ..	201
Bermischtes	212
Literatur	222
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	230

Juni.

Wird Einigkeit werden?	241
Zum Verständniß der Zeitbestimmungen in der alttestamentlichen Prophetie ..	256
Bermischtes	263
Literatur	272
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	274

Juli.

	Seite
Johann Diebold, ein Zeuge des Evangeliums in Ulm 1522	289
Zum Verständniß der Zeitbestimmungen in der alttestamentlichen Prophetie	295
Vermischtes	299
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	322

August.

Zu Luthers Übersetzung von 1 Mos. 4, 1	337
Zum Verständniß der Zeitbestimmungen in der alttestamentlichen Prophetie	347
Vermischtes	353
Literatur	358
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	368

September.

Neumalthusianismus	385
Zu Luthers Übersetzung von 1 Mos. 4, 1	406
Vermischtes	412
Literatur	414
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	419

Oktober.

Pius X.	433
Matth. 10, 10 und Mark. 6, 8 differieren nicht!.....	447
Kriegsbilder aus der Heimat	451
Vermischtes	457
Literatur	464
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	466

November.

Inferiorität der Katholiken	481
Pius X.	489
Matth. 10, 10 und Mark. 6, 8 differieren nicht!	494
Vermischtes	500
Literatur	512
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	515

Dezember.

Ruffellismus	529
Pius X.	539
Vermischtes	544
Literatur	558
Kirchlich-Zeitgeschichtliches	563



Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Januar 1914.

Nr. 1.

Vorwort.

Die Lehre von der wörtlichen Eingebung und völligen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift hat unter den Lehrern der heutigen Christenheit verhältnismäßig wenig Vertreter mehr. In Deutschland halten an derselben noch fest etliche Freikirchen und Gemeinschaftskreise, während die landeskirchlichen Pastoren, zumal in den Städten, so gut wie allgemein sie längst preisgegeben haben. Und was die Professoren betrifft, so findet sich an den deutschländischen Universitäten, soweit wir wissen, kein einziger Theolog mehr, der noch mit Entschiedenheit für die Verbalinspiration eine Lanze bräche. Die Lehre von der wörtlichen Eingebung der Schrift ist ein für allemal und unwiederbringlich abgetan, so lautet das schier allgemeine Verdikt in den Landeskirchen. Schon lange gibt man sich daher auch keine Mühe mehr, die Verbalinspiration ernstlich zu widerlegen und sich damit auseinanderzusetzen, was zu ihrer Verteidigung vorgebracht wird. Dagegen verpaßt man selten eine Gelegenheit, der verachteten alten Lehre Rippenstöße zu versetzen und sie mit Schlagworten wie „mechanisch“, „veraltet“, „unwissenschaftlich“, „rückständig“, „reformiert“ usw. verächtlich und obdös zu machen.

Ja, man scheut sich nicht mehr zu behaupten, daß das Festhalten an der altbewährten Inspirationslehre für Kirche, Theologie und Christentum geradezu verderblich sei. Vor etlichen Monaten lasen wir in der „Reformation“ (1913, S. 555): „Wo man in unserer heutigen Zeit mit aller Gewalt die Verbalinspiration festhalten will, da wird's einen furchtbaren Fall geben, wenn über ein so geleitetes Herz einmal der Frühlingsturm des Fragens und Forschens und Zweifelns hinbraust — und er wird kommen und den Baum schütteln. Dann wird es nicht bloß Blätter und Äste kosten, dann wird der ganze Baum zerschmettern. Der Pfeiler stürzt, der das ganze Gebäude des Glaubens stützte, und nun fällt alles nach, weil es sich allein nicht mehr halten kann. Wenn mir erst etwas in der Bibel zweifelhaft geworden ist, was kann ich dann überhaupt noch glauben?“ Ein Blatt, das auf dem Boden der Reformation stehen will und ein Mundstück nicht etwa der

Liberalen, sondern der Positiven ist, glaubt also warnen zu müssen vor der Verbalinspiration als einer Ansicht, die jetzt nur noch der evangelischen Christenheit Untergang und Verderben bringen könne. Das charakterisiert die Lage der Dinge in den deutschen Landeskirchen.

Und was Amerika betrifft, so steht es in den meisten hiesigen Sektengemeinschaften nicht viel besser als in den europäischen Landeskirchen. Die lutherischen Synoden unsers Landes aber haben sich, von etlichen Stimmen abgesehen, bis jetzt noch nicht losgesagt von der Verbalinspiration, obwohl man sich auch hier längst nicht überall für dieselbe in dem Maße ins Geschirr wirft, wie das billig der Fall sein sollte und von unserer Missourisynode und ihren Verbündeten geschehen ist. In der Synodalkonferenz ist bisher nirgends auch nur der leiseste Zweifel an dieser Lehre laut geworden. Das preisen wir mit Recht als eine große Gnade Gottes. Und das um so mehr, da wir wissen, daß mit der Verbalinspiration nicht etwa nur ein überflüssiger Bierat an der Zinne des christlichen Lehrgebäudes abgebrochen, sondern folgerichtig dem ganzen christlichen Glauben in allen seinen Artikeln das Fundament entzogen wird.

Freilich wird von der Verbalinspiration oft so geredet, als ob die Annahme oder Ablehnung derselben für Kirche, Theologie und alten Glauben so gut wie nichts zu bedeuten habe. In den einzelnen Lehren, meint man wohl, würde auch ohne diese Annahme alles wesentlich bleiben wie in der alten Theologie. Wer sich aber optimistisch also tröstet, der höre, wie selbst ein Gegner der Verbalinspiration sich über die folgenschwere Bedeutung ihrer Ablehnung in der „Reformation“ (1913, S. 554) vernehmen läßt: „Schon vor Jahren hat D. Reinhold Seeberg unsere Not klar ausgesprochen, als er konstatierte, daß eine altersgraue Mauer, die jahrhundertlang die Stadt der evangelischen Christenheit umschlossen und geschützt hatte, gefallen oder doch auf der ganzen Linie im Fallen sei, nämlich die Verbalinspiration der Bibel, das heißt, die Lehre von der wörtlichen, bis in alles einzelne gehenden göttlichen Eingebung der Heiligen Schrift. Welch ein schwerwichtiges Ereignis die Aufgabe dieser Anschauung für die gläubige Gemeinde ist, ergibt sich aus dem Bilde, zu dem er greift: Wir sind jetzt wie eine offene Stadt, die ohne Mauer, ohne Wall, ohne Schutz ihren Feinden preisgegeben ist. In der Tat hat wohl selten eine neue Erkenntnis (1) eine solche bis ins Mark treffende Wucht gehabt, wie diese neue Wahrheit (?) sie schon zeigt und noch viel mehr zeigen wird. . . . Je mehr wir verlangend der Wahrheit nachspüren, desto mehr Steine scheinen uns unter den Händen zu zerbröckeln, und plötzlich stehen wir vor Ruinen: was nun? Diese Not wird noch größer werden, als sie jetzt schon ist. Das gegenwärtige Geschlecht kommt auf diesem Wege immerhin langsamer voran. Bewußt oder unbewußt wird ein starker Rest alter Inspirationsgedanken noch festgehalten. . . . Wir alle haben noch in unserer Kindheit die Gedanken der Verbalinspiration eingefogen.

Auch unsere Kinder bekommen noch davon mit, wenigstens zum Teil. Aber nicht mehr in derselben Stärke. Es weht heute eine andere Luft als vor zwanzig bis dreißig Jahren. Und nach wieder zwanzig bis dreißig Jahren wird's noch ganz anders sein."

Die Verbalinspiration preisgegeben, „zerbröckeln die Steine uns unter den Händen, und plötzlich stehen wir vor Ruinen“. So urteilt die „Reformation“ und mit ihr viele andere Verächter der alten Inspirationslehre auch unter den Positiven. Und sie haben recht. Wer an der wörtlichen Eingebung und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift rüttelt, gehört zu den Feinden der Kirche, die ihren Grund umreißen. Und daß wir uns gerade auch diese Tatsache vor Augen führen und klar zu erkennen suchen, was logisch alles mitfällt und schließlich auch psychologisch mitfallen wird, wenn man die Verbalinspiration preisgibt, kann nur heilsam sein. Im folgenden möge dies denn auch an etlichen Punkten geschehen.

Die Bibel ist Gottes Wort nicht etwa bloß in dem Sinne, daß sich in der Schrift göttliche Gedanken befinden, die die Propheten und Apostel, so gut sie es als fehlbare Menschen konnten, mit bald mehr, bald weniger Glück zum Ausdruck gebracht hätten, oder in dem Sinne, daß die Schrift ein bloßer menschlicher Bericht von den Heilstaten Gottes wäre, welche die heiligen Schreiber so getreu, als sie es als irrtumsfähige und vorurteilsvolle Menschen vermochten, uns überliefert und gebeutet hätten. Die Bibel ist Gottes Wort im ersten und eigentlichen Sinn des Ausdrucks; denn alles, was sich an Gedanken und Worten in der Schrift findet, ist vom Heiligen Geist eingegeben. Jeder Satz, jedes Wort und jede Satz- und Wortform ist gewollt und gesetzt vom Heiligen Geist. Der eigentliche Autor der Schrift ist der allwissende Gott selbst, der nicht irren, geschweige denn täuschen kann. Auf diese göttliche und irrtumslose Schrift können wir sicher bauen Glauben, Lehren, Bekennen und Leben. Mit göttlicher Gewißheit können wir aus der Schrift alle Lehren des Heils schöpfen und beweisen und alle Irrlehren endgültig widerlegen; denn als Gottes Wort ist sie purlauterer Brunnen und untrügliche Norm der Wahrheit. In allen Dingen, von denen sie redet und soweit sie davon redet, ist die Schrift absolut zuverlässige und maßgebende Autorität. Wer sich in irgendeiner Sache auf ein klares Schriftwort stellt, der steht auf dem Fels unfehlbarer göttlicher Wahrheit, mit der er weder im Leben noch im Tode, weder vor Menschen noch vor Gott zuschanden wird. Das ist die selige Gewißheit, die bisher Tausende und aber Tausende aus der Lehre von der wörtlichen Eingebung und völligen Irrtumslosigkeit der Bibel gewonnen haben.

Mit dieser herrlichen Gewißheit ist es aber von dem Augenblick an aus, da der Christ irre wird an der wörtlichen Eingebung und völligen Irrtumslosigkeit des Schriftwortes. Fällt die Verbalinspiration, so erhebt sich sofort ein ganzer Schwarm von beängstigenden, skeptischen Fragen, die man nicht mehr niederzuschlagen, deren man nicht mehr

Herr zu werden vermag. Ja, sind bloße Menschen die eigentlichen Autoren der biblischen Schriften, wie kann ich dann göttlich gewiß werden, ob ich in einem bestimmten Lehrstück der Bibel wirkliche Wahrheit vor mir habe? Waren doch die Verfasser der heiligen Schriften unvollkommene, sündige Menschen und als solche unterworfen dem Irrtum, dem Irrtum in der Wahrnehmung, der Auffassung, der Erinnerung, der Wiedergabe, der Beurteilung, der Deutung und Auslegung, der sprachlichen Darlegung, dazu abhängig von allerlei Vorurteilen, Zeitströmungen und den Einflüssen der Erziehung und Umgebung. Urteilt doch die Schrift selber: „Alle Menschen sind Lügner“; auch die besten und gewissenhaftesten irren. Willkür ist es darum auch, wenn manche Theologen die Verbalinspiration fallen lassen und dann doch die Irrtümer der Bibel beschränken wollen auf historische, astronomische, geologische und ähnliche Fragen. Berechtigt ist dann vielmehr der umgekehrte Schluß: Hat die Bibel sich so oft und gröblich geirrt in natürlichen Dingen, wie kann man ihr unbedingtes Vertrauen entgegenbringen, wenn sie von himmlischen redet? Fällt die Wortinspiration, so ist es folgerichtig ein für allemal aus mit der Gewißheit des Glaubens, die eben steht und fällt mit der Gewißheit um das Schriftwort. Selbst Sterbenden können wir, wenn das Schriftwort versagt, einen wirklich stichhaltigen Trost nicht mehr spenden. Verstummen müssen die Triumphlieder des Glaubens, an denen unsere Kirche so reich ist. Kernstellen wie „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben“ oder „Ich glaub', was Jesu Wort verspricht, ich fühl' es oder fühl' es nicht“ verlieren ihre überzeugende, stärkende Kraft. Mit der Wortinspiration ist ihnen der Lebensnerv entzogen. Versagt das Schriftwort, so wird der alte felsenfeste Schriftglaube zum bloßen Wähnen und Meinen, zur schwankenden Nußschale auf dem weiten, stürmischen Meer menschlicher Ansichten. Der Glaube hat dann sein Fundament verloren, das klare, zuverlässige Wort göttlicher Wahrheit, auf dem allein er leben, stehen und siegen kann. Und dasselbe gilt von der Theologie. Fällt die Verbalinspiration, so ist es geschehen um ihre Gewißheit mit Bezug auf Wahrheit und Irrtum. Sie hat ihr Prinzip, ihre Quelle, ihren Prüfstein verloren. Ist die Bibel nur das menschliche Zeugnis von dem, was irrtumsfähige und vorurteilsvolle Menschen für Werke und Worte Gottes hielten, so gleicht sie einem zerbrechlichen Rohrstab, auf den sich weder Glaube noch Theologie stützen kann: hin ist die christliche Heils- und Wahrheitsgewißheit.

Die lutherische Kirche war je und je darauf bedacht, alle falschen Quellen und Normen aus der Theologie sorgfältig auszuscheiden: Traditionalismus, Papismus, Enthusiasmus, Rationalismus. Ihr Streben ging dahin, die göttlichen Gedanken der Schrift rein zu erhalten und unvermischt mit menschlichen Meinungen. Neben der sola gratia betonte sie darum von Anfang an das sola Scriptura. Quelle und Norm aller theologischen Wahrheiten sei einzig und allein die Schrift.

Allein aus der Schrift habe die Theologie zu schöpfen und allein nach der Schrift zu richten. Gottes Wort stelle Artikel des Glaubens und sonst niemand, auch kein Engel vom Himmel. Was darum nicht biblisch sei, sei auch nicht theologisch. Nichts außer und neben der Schrift! Die Vernunft sei und bleibe in der Theologie überall und immer nur Magd und Schülerin. Ihre Aufgabe bestehe darin, zu hören und ohne Widerrede anzunehmen, was Gott ihr in der Schrift vorlege, und dabei alle eigenen Gedanken gefangenzunehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Auch den menschlichen Wissenschaften zuliebe habe sie an den Wahrheiten der Heiligen Schrift nichts zu bessern, wegzustreichen oder hinzuzufügen. So verbarrikadiert die lutherische Kirche der Vernunft den Weg in die Theologie.

Mit der Verbalinspiration aber fallen alle diese Mauern, und ungehindert hält der Rationalismus seinen Einzug in die Stadt Gottes. Die Schrift muß weichen, und die Vernunft besteigt den Lehrstuhl und führt fortan das große Wort. Sie stellt nun fest, welche Bücher oder Abschnitte in denselben als echt gelten können. Sie entscheidet, was in den authentischen Partien und Schriften Wahrheit ist und was nicht. Und die Normen, die sie dabei in Anwendung bringt, sind eigene Ansichten, Vorurteile, Erlebnisse, Gesetze der Harmonie, Zeugnisse von Spezialisten und vorgebliche Resultate der Geschichtsforschung und anderer Wissenschaften. Und ist es nach diesen und andern Maßstäben der Vernunft gelungen, „die richtige Idee aus ihren unvollkommenen Begriffs- und Darstellungsformen (in der Schrift) herauszuschälen“, so gilt selbstverständlich auch dies als theologische Wahrheit nicht etwa deshalb, weil es geschrieben steht und ein klares, autoritatives Gotteswort für sich hat, sondern weil es sich bewährt an den außerbiblischen Maßstäben der Vernunft, insonderheit am eigenen subjektiven Erfahrungsleben, i. e., „weil er (der Mensch) es erfährt und denkend aufnimmt in sein Seelenleben“. Nur was den Stempel der Vernunft trägt, darf als theologische Wahrheit angesprochen werden. Fällt also die Verbalinspiration, so ist es gründlich aus mit dem lutherischen sola Scriptura, und die Vernunft ist auch in der Theologie zum Maß aller Dinge geworden.

Den Tatbeweis hierfür liefert nicht bloß die von Schleiermacher inaugurierte moderne liberale Theologie, die einen krassen Neurationalismus ins Dasein gerufen hat, sondern gerade auch die modern positive Theologie, die ebenfalls mit der Verbalinspiration das sola Scriptura völlig preisgegeben hat und seitdem unablässig bemüht ist, die Theologie mit ihren Lehren neu zu fundamentieren. Mögen sie in der Suche nach diesem neuen Fundament gleich auseinandergehen, darin sind alle einig, daß sie keine Theologie wollen, die orientiert ist am Klaren, vom Heiligen Geist inspirierten Schriftwort, vielmehr ihre Aufgabe darin erblicken, die Theologie mit ihren Lehren harmonisch einzureihen in den Zusammenhang der modernen Wissenschaften. Auch sie sind aus Schrift-

theologen Rationalisten geworden, die mehr achten auf die Stimme der Wissenschaft und ihres eigenen Inneren als auf das inspirierte Wort Gottes in der Schrift. Wo die Verbalinspiration fällt, da hält der Rationalismus seinen Einzug.

Die Methode, welche zur gewissen Erkenntnis der christlichen Wahrheiten führt, ist Erforschung der Schrift unter Gebet zu Gott und Kampf wider die Anfechtungen der fleischlichen Vernunft: oratio, meditatio, tentatio. Gott muß uns die rechte Erkenntnis schenken; denn der Vernunft ist sie ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch; und was Gott geben soll, darum will er gebeten sein: oratio. Geben will aber Gott die Erkenntnis nicht enthusiastisch, ohne Mittel, sondern allein durch sein Wort, in welchem er selbst die Wahrheit in irrthumsfreier Gestalt niedergelegt hat; und dies Wort will gelesen und betrachtet sein: meditatio. Da endlich die göttliche Wahrheit im Widerspruch steht mit der superflugen Weisheit der fleischlichen Vernunft, so kann der Mensch den in der Schrift gefundenen Schatz nur bewahren in beständigem Kampf wider Teufel, Welt und Fleisch: tentatio. „Nach dem Geseß und Zeugnis“, das ist die via aurea, die allein, aber auch gewiß zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit führt, ein Weg, der auch für schlechte Christen und nicht etwa bloß für Spezialisten gangbar ist. In der lutherischen Kirche war seit den Tagen Luthers dieser Weg die einzig gültige Methode des Theologirens. Suchte man die göttliche Wahrheit mit Bezug auf die Rechtfertigung, das heilige Abendmahl oder irgendeine andere Lehre, so schlug man die Schriftstellen auf, die ex professo davon handeln, erforschte in demütigem Aufblick zu Gott aus Text und Kontext den genauen Sinn derselben und ließ sich also von Gott selber aus seinem eigenen klaren Wort belehren und in alle Wahrheit leiten. Was das klare Schriftwort sagte, nahm der Glaube hin als die göttliche Antwort auf die gestellten Fragen.

Fällt aber die Lehre von der wörtlichen Eingebung und völligen Irrthumslosigkeit der Schrift, so läßt sich mit dieser altbewährten Methode Luthers wenig oder nichts mehr anfangen. Zur endgültigen Entscheidung über die Wahrheit der christlichen Lehren kann sie nicht mehr führen. Bloße Schriftworte, die nur Referat, Meinung und Urtheil irrthumsfähiger Menschen sind, reichen dazu nicht aus. Im günstigsten Fall kann die exegetische Methode höchstens zu der menschlichen Gewißheit führen, daß die heiligen Schreiber, Johannes, Paulus oder Petrus, die exegetisch eruierte Lehre für richtig gehalten haben. Ob sie jedoch objektiv das Rechte getroffen und sich in ihrer Auffassung und Darstellung nicht geirrt haben, darüber vermag die Methode Luthers keinen Aufschluß zu geben, sobald das Schriftwort versagt und nicht mehr gelten kann als irrthumsloses Gotteswort. Kurz, mit der Verbalinspiration fällt auch die theologische Methode, wofür ja auch die gesamte moderne Theologie längst den Rathweis geliefert hat. An die Stelle der Erforschung der sedes doctrinae, die jedem Christen möglich ist, setzt sie

den utopischen Beweis aus dem Schriftganzen, dem kaum Fachtheologen zu folgen imstande sind. Die demütige Erforschung der Schrift in Gebet zu Gott und Kampf wider die Vernunft wird verdrängt durch die profane, hochmütige, superfluge Kritik, die in abgöttischem Vertrauen zu den Kräften des natürlichen Menschen die Bibel in Fetzen reißt. An die Stelle der alten Methode mit ihren zuverlässigen, klaren, bestimmten und endgültigen Antworten tritt die psychologische und religionsgeschichtliche Methode, die den Wahrheitsfucher ohne Kompaß und Steuer von dem Festland der Bibel weg hinaus aufs uferlose, nebelgraue Weltmeer der evolutionistischen Religionsgeschichte führt und bei jeder Frage immer nur zu dem einen Resultate gelangt, daß weder von besonderen, göttlich geoffenbarten Schriftlehren noch überhaupt von gewissen religiösen Wahrheiten mehr die Rede sein könne. Und wenngleich längst nicht alle Theologen, die die Verbalinspiration preisgeben, jeden Wurzelbaum auf dieser wilden theologischen Jagd nachmachen, so sind sie doch ohne Ausnahme darin einig, daß Luthers theologische Methode längst nicht mehr genügt, um in den Besitz der Wahrheit zu gelangen.

Die einzelnen christlichen Lehren bestehen nicht etwa aus zwei Stodwerken, von denen die des ersten die fundamentalen Wahrheiten, geschöpft aus der natürlichen Vernunft, wären, und denen das zweite Stodwerk Lehren aus der Offenbarung hinzufügte. Alle Lehren der christlichen Theologie tragen vielmehr spezifisch christlichen Charakter und können nur geschöpft und richtig dargestellt werden aus der Schrift, dem Wort der göttlichen Offenbarung. Die Lehre vom dreieinigem Gott, von der Schöpfung, von der Sünde, von Christi Person, von seinem Werk, von der Stellvertretung usw. gründen sich auf klare Aussagen der Heiligen Schrift, deren exegetisches Ergebnis nach Text und Kontext eben diese Lehren sind. Keine Kunst der Welt ist imstande, sie aus irgendeiner andern Quelle abzuleiten, geschweige denn als göttlich gewisse Wahrheiten nachzuweisen. Alle diese Lehren, auch die fundamentalsten, geraten darum ins Schwanken von dem Augenblick an, da die wörtliche Inspiration und völlige Irrtumslosigkeit der Schrift in Frage gezogen wird. Sie alle verlieren damit das ihnen eigentümliche und wesentliche Fundament, auf dem allein sie stehen, das Prinzip, aus dem allein sie sich ergeben, die Quelle, aus der allein sie geschöpft, die Norm, an der allein sie erprobt werden können. Ist das Wort der Apostel und Propheten nicht das untrügliche Wort des Heiligen Geistes, sinkt es herab zur bloßen unsicheren Meinung irrthumsfähiger und von allerlei Vorurteilen beeinflusster Menschen, so vermag es die Last des alten Glaubens nicht mehr zu tragen. Ist die Schrift nicht wörtlich inspiriert, so kann und muß man an jeder Lehre unsers Glaubens rütteln, und was schließlich stehen bleibt, kann nur noch als menschliche Meinung der heiligen Schreiber angesprochen werden oder doch nur als fehlbare Darstellung von Lehren, die sie für göttlich hielten. Mit der Preisgabe des inspirierten Schriftwortes bricht das ganze Lehr-

gebäude des alten Glaubens zusammen; selbst die Säze des Apostolikums lassen sich dann nicht mehr halten. Tatsache ist ja auch, daß nicht bloß die liberale Theologie diese Folgen längst gezogen hat, sondern daß auch die modern positiven Theologen durch die Bank rütteln an sämtlichen Fundamentalsäzen des Christentums, an der Lehre von der Dreieinigkeit, von der Schöpfung, von der Sünde und ihrem Ursprung, von den beiden Naturen in Christo, von der Stellvertretung usw. Selbst die kümmerlichen Reste, die sie vom alten Glauben festzuhalten und neu zu fundamentieren suchen, schweben in der Luft, weil es für sie kein anderes Fundament gibt und geben kann als den Grund der Apostel und Propheten. Und wo diese Theologen bei der Rekonstruktion der christlichen Lehren von ihrem neugewonnenen Fundament, etwa dem Erlebnisprinzip, aus zu scheinbar denselben Säzen gelangen, die der alte Glaube führt, da beruht dies, genau besehen, auf Erschleichung oder Täuschung. Der klar zutage liegende Tatbestand der modern positiven Theologie zeigt, daß sie keinen Artikel des Glaubens ungefälscht läßt. Summa: Fällt die Verbalinspiration, so geraten nicht etwa bloß einige Lehren an der Peripherie des Christentums ins Wanken, sondern alle ohne Ausnahme, auch die fundamentalsten, von der Dreieinigkeit und der Person Christi. Die majestätischen Artikel unsers Glaubens vermag eben nur ein Fundament zu tragen, das vom Heiligen Geist inspirierte und darum untrügliche Wort Gottes in der Schrift.

Was insonderheit die Person Christi betrifft, so ist sie aufs engste verknüpft mit der Lehre von der Verbalinspiration, und wie jemand diese fallen lassen kann, ohne an der ersteren irre zu werden, bleibt unbegreiflich. Die Propheten und Apostel hielten offenbar ihre Schriften für göttliche Eingebung. Sie glaubten, daß auch die Worte, mit denen sie lehrten, vom Heiligen Geist gewählte und gesezte Worte waren. Fällt nun die Wortinspiration, so haben sie sich geirrt, etwas für Gottes Wort ausgegeben, was doch im besten Fall nur eigene menschliche Wiedergabe war von Gedanken, die sie für göttlich hielten, und damit die christliche Kirche 1900 Jahre lang irregeführt. Wenn ferner die heiligen Schreiber davor warnen, zu ihren Worten irgend etwas hinzu- oder von denselben etwas abzutun, so müßten wir, wenn die Verbalinspiration unhaltbar ist, auch dies für eine unberechtigte Annahme erklären. Doch die Apostel und Propheten waren ja auch bloße Menschen und konnten als solche irren. Was wollen aber die Gegner der Verbalinspiration urteilen von Christo, der glaubte und lehrte, daß Moses den Pentateuch geschrieben und samt den Propheten von ihm gezeißt habe, der in seinen Argumentationen mit dem Satan, den Pharisäern und Sadduzäern sich berief auf das Schriftwort und dabei den Lehrsaz proklamierte: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden“? War das bloße Akkommodation an eine Meinung, die Christus selber nicht teilte, wo bleibt dann seine Wahrhaftigkeit? War es eine falsche Zeitmeinung, in der auch er befangen war, wo bleibt dann seine Zu-

verlässigkeit, Unwissenheit und Gottheit? Hat Christus sich in dieser wichtigen Frage nach dem Prinzip aller theologischen Erkenntnis so folgenschwer und nachdrücklich geirrt und damit zugleich seine Kirche, die sich auch in ihrem Theologisieren an sein Vorbild gebunden wußte, irreführt, wer will, wer kann sich ihm dann noch anvertrauen in andern Fragen? Verlieren dann nicht alle seine Worte ihre überzeugende Kraft, insonderheit auch was er sagt von seiner göttlichen Herkunft und seinem Wert der Versöhnung und Erlösung? Ja, wie kann ein Gegner der Verbalinspiration angesichts der Tatsache, daß Jesus ein Vertreter der Lehre von der wörtlichen Inspiration und völligen Irrtumslosigkeit der Schrift war, der Folge entfliehen, daß auch Jesus Christus nicht mehr war als ein irrtumsfähiger Mensch, der gerade auch in theologischen Fragen falsche Wege einschlagen konnte und eingeschlagen habe, dessen Worte vergehen wie die der übrigen Menschenkinder und darum cum grano salis aufzunehmen seien? Und wenn Jesus dem Irrtum unterworfen war, wie kann er dann frei von Sünde gewesen sein? Kurz, fällt die Verbalinspiration, so ist es aus mit der Gewißheit um die Irrtumslosigkeit, Sündlosigkeit und Göttlichkeit der Person Christi. Darum „hüt' dich, hüt' dich, sag' ich, für der alloosi!“ (der Theologie, die die Verbalinspiration leugnet). „Sie ist des Teufels Larven, denn sie richtet zuletzt ein' solchen Christum zu, nach dem ich nicht gern wollt' ein Christ sein, nämlich daß Christus hinfort nicht mehr sei noch tue mit seinem Leiden und Leben dann ein ander' schlechter Heiliger.“

Nur noch auf eine verderbliche Folge der Leugnung der Verbalinspiration möchten wir hier hinweisen. Wir sind Lutheraner und als solche glauben, lehren und bekennen wir mit sieghafter Gewißheit, daß alle Lehren unserer Kirche, wie sie in ihren Symbolen dargestellt sind, göttlich gewisse Wahrheiten sind, für die unsere Väter mit Recht Gut und Blut in die Schanze geschlagen, und bei welchen auch wir bis in den Tod zu beharren feierlich geloben. Sehen wir nun aber die lutherischen Symbole an, so sind sie sämtlich mit allen ihren Ausführungen und Lehren in thesi und antithesi orientiert an der Lehre von der wörtlichen Eingebung der Schrift und der selbstverständlichen Irrtumslosigkeit des Schriftwortes. Sie erklären nicht nur ausdrücklich, daß der Heilige Geist durch die Propheten rede, daß in der Schrift der Heilige Geist seine Worte bedächtig setze, und daß die Schrift allein von allen übrigen Büchern in der Welt sich dadurch unterscheide, daß sie der lauterste Brunnen der Wahrheit und die untrügliche Norm aller Lehren und Lehrer sei, sondern auch die ganze Argumentation unserer Bekenntnisse, von der Augustana an bis zum letzten Artikel der Konkordienformel, ruht ausschließlich auf dem Axiom von dem inspirierten, untrüglichen Gotteswort in der Heiligen Schrift. Dasselbe gilt von Luthers Schriften und der gesamten genuin lutherischen Theologie. Mit der Verbalinspiration fällt darum consequenter auch unser lutherisches Bekenntnis und die gesamte lutherische Theologie. Ist es nicht wahr, daß die Schrift vom Heiligen Geist wörtlich inspiriertes und darum

untrüglisches Gotteswort ist, so beruht formal die ganze Reformation samt ihren Symbolen und theologischen Lehrgebäuden auf einem *πρωτον γενεδος*. Und mit dem error in principio muß dann auch alles fallen, was aus demselben gefolgert, auf demselben aufgebaut und mit demselben bekämpft worden ist. Das bevorstehende Jubiläum in 1917 würde für uns dann auch im Grunde keine Aufforderung zum Jubel bedeuten, sondern eine Mahnung zur allseitigen theologischen Revision, Refundamentation und Rekonstruktion aller reformatorischen Gedanken, die durch Entziehung ihres Fundaments, des irrtumslosen Schriftwortes, unrettbar zu einer großen Ruine zusammenbrechen.

Ettliche Folgen, die die Leugnung der wörtlichen Inspiration involviert, haben wir uns vergegenwärtigt. Gewiß, man soll zunächst nicht auf die Folgen sehen, sondern auf die Richtigkeit oder Nichtrichtigkeit des Prinzips. Das gilt vom Denken und Glauben sowohl wie vom Tun und Handeln. Ist etwas recht vor Gott, so soll man die Folgen nicht scheuen, sondern es tun, unbekümmert darum, was daraus werden mag. Und ist etwas wahr, so sollen wir der Wahrheit die Ehre geben, einerlei was die Konsequenzen sein mögen. So hat Luther gehandelt in Lehre wie Leben. Gerade dieser seiner Stellung verdanken wir die Wiederherstellung des Schriftprinzips in der Kirche. Er selber hat auch aus diesem Prinzip die Folgen gezogen ohne Rücksicht auf die Verwüstung, welche dadurch in dem papistischen Lehr- und Kirchensystem angerichtet wurde. Ihm war es genug, daß er Gottes Wort unter seinen Füßen hatte. Auch uns genügt das bei der Frage nach der Verbalinspiration. Daraus folgt aber nicht, daß man die Kosten überhaupt nie berechnen dürfe. Ist doch gar manches, was für unumstößliche Wahrheit gehalten wird, weiter nichts als Blendwerk und Lüge Satans. Und da ist dann oft ein Hinweis auf die Folgen das geeignete Mittel, um Betörten die Augen zu öffnen. Auch die Betrachtung a posteriori hat ihr Recht. Aus den Früchten kann und soll man schließen auf den Baum. Selbst abgesehen von den klaren Zeugnissen der Schrift für die Verbalinspiration, kann darum ein Prinzip, das die Wortinspiration ausschließt und damit sämtlichen Wahrheiten des Christentums den Boden entzieht, unmöglich wahr sein. Die argen Früchte verdammen den Baum. Wer sich lebendig die Kosten vergegenwärtigt, dem wird, wenn er anders überhaupt noch ein Christ ist, der Nitzel nach wissenschaftlicher Theologie vergehen. Er wird nicht bloß seinen Respekt vor dieser Theologie verlieren, sondern auch heilsamen Schrecken vor derselben bekommen. Die Erwägung der Folgen wird ihn bewahren vor Menschennechtschaft und -vergötterung, vor Nachbeterei und feigem Sichbuden unter das tyrannische Urteil der Wissenschaft. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß gar mancher im gegenwärtigen Zeitalter wissenschaftlicher Tyrannei die Verbalinspiration preisgibt, nicht etwa weil er sich von der Unhaltbarkeit derselben wirklich überzeugt hat, sondern weil er das Brandmal „unwissenschaftlich“, „rückständig“ fürchtet, das moderne Theologen jedem

isofort aufzubrüden bereitfehen, der wider ihre Herrfchaft irgendwie zu müdfen magt. Wie unter diefem Drud auch gläubige Paftoren fih gegen die Verbalinfpiration entfcheiden und mit weld, kümmerlichen Argumenten fie fih dabei zufrieden geben, dafür hier nur ein Beleg. P. Bunte von Berlin, der fonft in den erften Reihen fteht, wenn es die Liberalen gilt, fchreibt: „Die Anfchauung, daß alle Schrift Alten und Neuen Teftaments, von Gottes Geift wörtlich eingegeben, unfehlbares und für die Chriftenheit bindendes Gotteswort fei (die Lehre von der Verbalinfpiration), ift zwar auch heute noch in manchen gläubigen Kreifen in hohem Anfehen, aber wirklich Ernst macht doch niemand mit ihr. Oder wo find die Chriften, die fih noch verpflichtet erachteten, die altteftamentlichen Opfer darzubringen oder die Speifegebote zu halten? Sie vertreten alle mit Recht die urchriftliche Überzeugung, daß der Alte Bund mit feinen Satzungen abgetan ift durch den Herrn Iefus Chriftus, den Stifter des Neuen Bundes. Sie nehmen die abfchließende Offenbarung Gottes in feinem Sohn Iefus Chriftus zum Maßftab aller Schrift. Damit stimmen fie auch der grundsätzlichen Stellung zu, die D. Martin Luther famt den Reformatoren eingenommen. Der Maßftab aller Beurteilung und Auslegung der Bibel ift Iefus Chriftus und die Botfchaft von dem in ihm befohlernen Heil.“ Wer, wie P. Bunte das hier tut, die Frage nach der wörtlichen Eingebung der Heiligen Schrift verwechfeln kann mit der Frage nach der Verbindlichkeit des altteftamentlichen Zeremonialgefetzes und die erftere abhängig fein läßt von der Gültigkeit des lezteren im Neuen Teftament, kann fchwerlich aus wirklicher Überzeugung die Verbalinfpiration ablehnen.

So lehrt mancher der Verbalinfpiration den Rücken, ohne daß ihm die Sache wirklich klar geworden wäre. Und gewiß, viel größer noch ift die Zahl derer, die zwar äußerlich die verachtete Lehre abweisen, aber die Folgen verabscheuen, ja in ihrem Herzen mit dem Glauben fefthalten und täglich üben, was fie in der Theorie verleugnen. Wie man dem menfchlichen Organismus gar manches Glied amputieren kann, ohne das leibliche Leben felbft zu zerftören, fo kann auch durch Gottes Gnade das Leben des Glaubens erhalten bleiben, auch wo der chriftliche Lehrkörper vielfach verftümmelt worden ift, verftümmelt auch mit Bezug auf das Stüd von der wörtlichen Eingebung und Irrtumslofigkeit der Schrift. Das ift dann freilich ein Beweis nicht für die relative Harmlofigkeit des Irrtums, fondern von der Macht der Wahrheit und Gottes großer Gnade. Was jedoch psychologisch nicht jedesmal eintritt, bleibt dennoch logifch wahr. Folgerichtig — dabei bleibt es — bedeutet, wie wir gezeigt haben, die Leugnung der Verbalinfpiration nichts Geringeres als den Sturz des chriftlichen Glaubens. Wollen wir darum nicht ablassen, Gott zu bitten, daß er unferer lieben Synode gnädig fei und ihr auch in Zukunft das Lehrftüd von der wörtlichen Eingebung und Irrtumslofigkeit der Heiligen Schrift und damit das sola Scriptura bewahre!

J. B.

Etwas über die Gleichnisse unsers HErrn, sonderlich über ihren dreifachen Zweck.

(Schluß statt Fortsetzung.)

Christus ist der Heiland aller Menschen, mit seinem Amt und Wert, mit seinem Wort, dem Evangelium, ist er als der Fels des Heils allen Gefallenen „zum Aufertehen gesetzt“. Trotzdem ist er und sein Wort vielen ein „Stein des Anlaufens und ein Fels der Ärgernis“, Röm. 9, 33. Und zwar ist er denen, die gegen ihn anlaufen und sich an ihm ärgern, „gesetzt zu einem Fall“, Luk. 2, 34. So ist auch das von ihm gestiftete Amt des Wortes in seiner Art „ein guter Geruch“, „ein Geruch des Lebens zum Leben“, aber den Ungläubigen und Verstorbenen ist es ein „Geruch des Todes zum Tode“, 2 Kor. 2, 15 f. Der HErr Jesus ist Heiland, nicht Richter der Menschen, Joh. 3, 17; 12, 46, aber für die Verächter seines Evangeliums entwickelt sich dabei ganz von selbst aus ihrer Verschmähung des Heils das Gericht der Verstockung und der Verdammnis, Joh. 3, 18; 12, 47. Das Gericht wurzelt nicht in Christo, als ob er eine Freude am Richten und Verstocken der Menschen hätte, als ob er die einen geradezu gerne zum Unglauben und zum ewigen Verderben bestimmte, wie er die andern zum Glauben und zur Seligkeit zu erwählen sich allerdings seine Lust und Freude sein läßt, sondern das Gericht hat seine Wurzel einzig und allein in dem Unglauben, in der Verwerfung des Evangeliums. Der Ungläubige ist ein *αυτοκατάκριτος*, „der sich selbst verurteilt hat“, „being condemned of himself“, Tit. 3, 11. Aber ein solcher Ungläubiger soll sich nun auch an dem von ihm verachteten Evangelium Gericht, Verstockung, Verdammnis, den Tod holen. Von dem, der Christi Wort nicht hört, will Gott es fordern, 5 Mos. 18, 18 f. Christus braucht nichts Besonderes noch hinzuzutun, sondern eben das Wort, das er geredet hat, das Evangelium, richtet einen solchen Verächter und wird ihn richten am jüngsten Tage, Joh. 12, 48. Von dieser Wahrheit können wir uns auch durch die Gleichnisreden Jesu überzeugen; diese haben nämlich nach der Angabe des HErrn selbst auch den Zweck, daß durch sie an den halsstarrigen Verächtern das Gericht der Verstockung sich vollziehe.

Die Parabeln Jesu hatten und haben nicht ursprünglich den Zweck, irgendeinen Menschen oder eine Klasse von Menschen zu richten, zu verstocken, in geistlicher Unwissenheit, im Unglauben festzuhalten; der HErr wollte keinem Menschen die Geheimnisse des Reiches Gottes durch seine Gleichnisse verhüllen; es war niemand von vornherein vom Verständnis dieser Reden ausgeschlossen, auch keinem ohne weiteres verwehrt, die Deutung, welche der HErr etwa dem Vortrag seiner Parabeln hinzufügte, zu vernehmen. Die Päpstlichen berufen sich mit Unrecht für ihre Behauptung, daß die Schrift dunkel sei und vom Volk

nicht verstanden werden könne, auf die Gleichnisse Jesu. Gerade bei diesen rief der Herr allen seinen Zuhörern zu: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ Matth. 13, 9. Wie Nathan dem David durch ein Gleichnis das Bekenntnis und die Verurteilung seiner Sünde entlockt, 2 Sam. 12, 1—13, so hält der Herr seinen Feinden durch eine Parabel ihr Unrecht vor und nötigt sie durch Fragen zur Deutung und Anwendung, Matth. 21, 33—41; Luf. 20, 9—19. Sie vernahmen auch, daß er von ihnen redete, Matth. 21, 45; Luf. 20, 19,¹⁾ ließen sich aber dadurch in ihrer Feindschaft gegen Christum nur noch mehr erbittern, Matth. 21, 46; Luf. 20, 19, 20. Bei solchen Verächtlern Christi hatten und haben dann die Gleichnisse allerdings die Wirkung, daß ihnen Herz und Sinn verblendet, verhärtet und verstopft wird. Und zwar ist diese Wirkung vom Herrn beabsichtigt.

Niemand wird bestreiten, daß die Gleichnisse Jesu nach seiner eigenen Erklärung bei vielen Zuhörern Verblindung und Verstopfung wirken; aber viele haben sich geschämt, diese Wirkung auch als Zweck der Parabeln zu bezeichnen; sie meinen, nur die gute Wirkung, die Förderung in der Erkenntnis, sei vom Herrn beabsichtigt, die üble Wirkung finde gegen den Willen des Herrn durch Schuld der Zuhörer statt. Glessius z. B. (Phil. Sac. de Parab., Art. IV, Can. II) bemerkt, die *mysteriorum divinarum occultatio et impiorum excaecatio* trete nur per accidens ein, und zwar nicht als causa (finalis) parabolarum, sondern als *effectus praeter parabolizantis intentionem*. Aber wir müssen uns an die Worte des Herrn, an seine Angabe des Zweckes der Gleichnisse, halten. Auf die Frage der Jünger, Matth. 13, 10: „Warum redest du zu ihnen durch Gleichnisse?“ antwortet der Herr: „Diesen aber ist's nicht gegeben. . . . Wer nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat. Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse. Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht. Und über ihnen wird die Weissagung Jesaiä erfüllet, die da sagt: Mit den Ohren werdet ihr hören und werdet es nicht verstehen und mit sehenden Augen werdet ihr sehen und werdet es nicht vernehmen. Denn dieses Volkes Herz ist verstopft, und ihre Ohren hören übel, und ihre Augen schlummern, auf daß sie nicht dermaleinst mit den Augen sehen und mit den Ohren hören und mit dem Herzen verstehen und sich bekehren, daß ich ihnen helfe.“ Nach dieser klaren Antwort Jesu sind beide Wirkungen, die *informatio*, aber auch die *occultatio*, vom Herrn beabsichtigt. Die Verblindung und Verstopfung tritt allerdings erst durch Schuld der Zuhörer ein, ist aber bei ihnen zur Strafe ihres Ungehorsams vom Herrn gesetzt.

Joh. 9, 39 sagt der Herr: „Ich bin zum Gerichte auf diese Welt kommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die

1) Vgl. Luf. 7, 40—43. Der Pharisäer Simon versteht den Herrn wohl und fñhlt den Stachel.

da sehen, blind werden.“ „Der Ausspruch, daß Jesus zum Gericht in die Welt gekommen sei, streitet nicht gegen Kap. 3, 17; . . . denn es ist dort nur die Rede von dem ersten und eigentlichen Zwecke der Sendung Christi. Im Einklange mit jener Stelle geht auch hier der verderblichen Tätigkeit für die Sehenden die heilsame für die Nichtsehenden voran. Daß aber die Sehenden blind werden, muß, weil es die notwendige Folge der Erscheinung Christi ist, zugleich unter den Gesichtspunkt der Absicht gestellt werden. Im Einklange mit unserm Aussprüche dankt Jesus in Matth. 11, 25 Gott nicht bloß dafür, daß er die Wahrheit den Unmündigen geoffenbart, sondern auch dafür, daß er sie den Weisen verborgen hat. Der Erfolg muß hiernach ein ihm erwünschter²⁾ und somit von ihm gewollter sein.“ (Hengstenberg zur Johannisstelle.) Daß bei den Gleichnissen Jesu die occultatio keine zufällige, sondern eine vom Herrn gewollte und beabsichtigte sei, sollen wir erkennen und als einen Beweis seiner Weisheit und Gerechtigkeit ohne Rückhalt anerkennen.

Etwas schüchtern, mit unnötiger Einschränkung, gleichsam mit dem Wunsch, daß es anders sein möchte, gibt dieses Trench zu: „Our Lord may on one or more occasions have made use of this manner of teaching by parables, with the intention of withdrawing from certain of His hearers the knowledge of truths which they were unworthy or unfit to receive. No one can deny this was sometimes the Lord's purpose, without doing great violence to His words. And even if we could successfully deal with the *ἴνα* and the *μήποτε* there [nämlich Matth. 13, 15 *μήποτε*, Luf. 8, 10 *ἴνα*, Marf. 4, 12 beide Worte], still the passage of Isaiah [nämlich 6, 10] is in the way. Where would then be the fulfillment of his prophecy? There can be no doubt that the prophet speaks of a *penal* blindness, a punishment of the foregoing sins of his people, and namely this punishment, that they should be unable to recognize what was divine in his mission and character; which prophecy had its crowning fulfillment when the Jewish people were so darkened by previous carnal thoughts and works that they could see no glory and no beauty in Christ, could recognize nothing of divine in the teaching, or person of Him who was 'God manifest in the flesh.'“ (S. 11.) Mit dem „successfully deal“ meint Trench jedenfalls, daß man die Bedeutung der Wörter *ἴνα* und *μήποτε* abschwächen könne, daß sie nämlich nicht Absicht, sondern (unbeabsichtigte) Folge anzeigen. Glassius schreibt an der oben geführten Stelle zu Marf. 4, 12: „τὸ *ἴνα*, ut, non αιτιολογικῶς, sed ἐκβατικῶς“ (nicht final, sondern konsekutiv) „exponendum . . . con-

2) Dieser Ausdruck ist unpassend. Ein Vater wünscht nicht die Entartung, auch nicht die durch sie ihm auferbrachte Enterbung seines Kindes. Wohl hat er mit Absicht den ungeratenen Sohn enterbt, aber nur an den andern Kindern, die er mit gleicher Überlegung zu seinen Erben einsetzte, hat er seines Herzens Wunsch offenbart.

tempores hoc tantummodo *insequitur*, ut audiant quidem, at minus intelligant.“ Und Etod gibt in der „Clavis“ für *iva* nach der finalen auch die konsekutive Bedeutung an, begründet das mit dogmatischen Bedenken und führt als Beispiele u. a. Luk. 8, 10 und Matk. 4, 12 an. Während aber von dem Wörtlein *iva* zugegeben ist, daß es an etlichen Stellen seine finale Bedeutung eingebüßt hat, gleich quod ist, z. B. Joh. 16, 2: *ἔρχεται ὥρα iva*, „die Stunde kommt, daß“, kann man das von dem viel selteneren *μηποτε* nicht nachweisen. Etod sagt auch nichts von einer konsekutiven Bedeutung dieses Wortes, auch Glassius erwähnt es an der zitierten Stelle nicht neben *iva*, und Trendl läßt es offenbar neben dem ersten Wörtlein nur mitgehen. Luther weist in den „Anmerkungen zu Matthäus“ die konsekutive Bedeutung ab; er führt aus, daß die Selbstverstockung die Ursache der Blindheit sei; Gott habe den Willen, ihnen zu helfen, aber an den Menschen werde dieses gestraft, daß ihr Herz dies verhindere. Auf die höhere Frage, warum einige verhärtet werden, andere sich erweichen lassen, will er sich hier nicht einlassen. „Auf diese Weise wird es kürzer und deutlicher ausgesprochen, als wie es Thra auszudrücken pflegt: die Wörtlein „auf daß“, oder „auf daß nicht“, würden hier folgerungsweise (consecutive), nicht absichtswise (affective) genommen. (St. L. VII, 195.)

Zu Joh. 12, 37 ff., wo zwar nicht von den Gleichnissen, aber vom Gericht der Verstockung die Rede ist, und zwar auch, wie Matth. 13, auf die Erfüllung der Jesaiastelle hingewiesen wird, bemerkt Hengstenberg: „Ihr Unglaube muß zur Erfüllung des prophetischen Wortes dienen, also unter göttlicher Direktion stehen. Man wird nicht mit Ebrard das *iva* verwaschen dürfen durch die Bemerkung: Von einer Absicht Gottes ist gar nicht die Rede, sondern was die Juden durch ihren Unglauben als Folge herbeiführten, wird unter der Form, als ob sie es beabsichtigt hätten, angefügt.“ Man wird vielmehr sagen müssen: Weil die Juden nicht die Absicht gehabt haben können, durch ihren Unglauben die Weissagung des Jesaias wahr zu machen, so wird das *ὄν ἐπίστευον* auf ein göttliches Verhängnis zurückzuführen sein.“ Trendl weist die konsekutive Bedeutung ab, scheint aber doch anzunehmen, daß sie bei den Evangelisten allenfalls angehe, wenn sie nicht durch die Weissagung des Propheten ausgeschlossen wäre. Aber eine solche Unterscheidung der Worte der Evangelisten von denen des Jesaias ist schon deshalb unberechtigt, weil das *iva* und *μηποτε* bei den Evangelisten sich im Zitat aus dem Propheten findet. Nach dem Bericht des Matthäus zitiert der Herr den Jesaias namentlich, und das Zitat wird buchstäblich mit Einschluß des *μηποτε* nach der Übersetzung der LXX gegeben, nur ein einziges Wörtlein — *αὐτῶν* nach dem ersten *ὡς* — fehlt bei dem Evangelisten.³⁾ Matk. 4, 12 und

3) Formell unterscheidet sich die griechische Übersetzung vom hebräischen Grundtext, indem sie Indikative statt der Imperative setzt. In wörtlicher Übersetzung lautet Jes. 6, 9. 10: „Und er sprach: Gehe und sage diesem Volk: Höret immer-

Luk. 8, 10 wird freilich Jesaias nicht erwähnt, wird überhaupt nicht angedeutet, daß hier ein Zitat vorliege; die Stelle aus dem Propheten wird — von Markus ausführlich, von Lukas sehr kurz — nicht mit Worten der LXX, sondern in selbständiger Übersetzung angeführt; aber wer in den Worten des Herrn, auch nach der Relation des Markus und Lukas, ein Zitat oder doch eine Anspielung auf die Jesaiastelle erblickt — und wer sollte das nicht! —, der muß natürlich auch das *ἴνα* und *μήποτε* als Teil des Zitats oder der Allusion auffassen. An allen Stellen, auch an den übrigen im Neuen Testament, wo die Vollstreckung jenes geweissagten Gottesgerichts an andern Stücken als an den Gleichnissen nachgewiesen wird — Joh. 9, 39 (*ἴνα*); 12, 40 (*ἴνα*); Apost. 28, 26 (wörtlich wie bei Matthäus, nur werden hier auch noch die einleitenden Worte des Propheten vorangestellt) —, erzwingt der Zusammenhang die eigentliche, die finale Bedeutung jener Wörtlein. Röm. 11, 8 steht kein Konjunktionsfuß mit *μήποτε*, aber ein finaler Infinitivfuß.

Christus hat die Wirkung des Wortes in seiner Gewalt; er kann zu ein und derselben Zeit durch ein und dieselbe Rede dem einen ein Fels des Heils, dem andern ein Stein des Anstoßes und Verderbens sein. 2 Mos. 10, 22 f. wird berichtet: „Moses reckte seine Hand gen Himmel; da ward eine dicke Finsternis in ganz Ägyptenland drei Tage, daß niemand den andern sah; . . . aber bei allen Kindern Israel war es Licht.“ Beides, Licht und Finsternis, war vom Herrn, war absichtliche Wirkung derselben göttlichen Allmacht. Von der Wolke, die sich zwischen Israeliter und Ägypter lagerte, steht 2 Mos. 14, 20: „Es war aber eine finstre Wolke und erleuchtete die Nacht.“ Englische Bibel: „It was a cloud and darkness to them, but it gave light by night to these.“ Keine von den beiden Wirkungen war zufällig, jede war vom Herrn beabsichtigt. So auch die beiden Wirkungen der Gleichnisse. Christus hat Gewalt über Augen, Ohren und Herzen der Menschen; er kann einem Menschen die Augen öffnen, daß er sieht, was andere nicht sehen können, was er zuvor selbst nicht sehen konnte. Dem Diener Elisas wurden auf des Propheten Bitte die Augen geöffnet, daß er die feurigen Rosse und Wagen sah, 2 Kön. 6, 17. Von den Emmausjüngern steht zuerst: „Ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten“, dann: „Da wurden ihre Augen geöffnet und erkannten ihn“, Luk. 24, 16. 31. Merkwürdig ist auch, was von den

fort und versteht nicht und sehet immerfort und erkennet nicht! Mache das Herz dieses Volks hart und seine Ohren schwerhörig und seine Augen verblende, damit es nicht sehe mit seinen Augen und mit seinen Ohren höre, und sein Herz verfinstere, und es sich belehre und man ihm Heilung verschaffe.“ (Stöckhardt im Kommentar.) Fast buchstäblich stimmt damit Hengstenbergs Übersetzung im Kommentar über das Johannisevangelium zu 12, 39. Indem aber der Herr Matth. 13 wie auch Paulus und Lukas Apost. 28 nach den LXX zitieren, damit wird, wie Erotius bemerkt, angezeigt: „*sensum Hebraicum optime expressum esse*“.

Gefährten des Saulus berichtet wird. Apost. 9, 7 steht: „Sie hörten eine Stimme und sahen niemand“; 22, 9 berichtet Paulus selbst: „Die mit mir waren, sahen das Licht, . . . die Stimme aber des, der mit mir redete, hörten sie nicht.“ Saulus sah den Herrn (1 Kor. 9, 1; 15, 8) und verstand seine Worte, die Begleiter dagegen sahen etwas und hörten etwas, aber sie sahen niemand und verstanden nichts; es ging ihnen, wie wenn wir Leute in einem erleuchteten Nebenzimmer sich miteinander unterhalten hören: wir sehen das Licht und hören ein Gemurmel, aber wir sehen die Personen nicht und verstehen nicht ihre Rede.

Ähnlich geht es bei den Gleichnissen des Herrn: die einen hören sie und verstehen sie auch; die andern hören sie, als hörten sie sie nicht. „Mit hörenden Ohren hören sie nicht, mit sehenden Augen sehen sie nicht.“ Es verhält sich mit den Gleichnissen wie mit einer Geheimschrift, mit einem chiffrierten Brief. Wer den Schlüssel zur Schrift hat, dem bringt der Brief eine wichtige Nachricht; andern, dem Telegraphisten, der ihn befördert, oder einem Dieb und Spion, der ihn aufhängt, ist er ganz unverständlich. Und beides ist beabsichtigt: es ist Zweck der Chiffre, etlichen den Inhalt der Schrift zu eröffnen, andern ihn zu verhüllen. So sagt der Heiland von seinen Gleichnissen: „Euch (den Jüngern) ist's gegeben, zu wissen die Geheimnisse des Reiches Gottes; den andern ist's nicht gegeben.“ „Parables are applied to opposite purposes. For they are serviceable as a mask and veil, and also for elucidation and illustration.“ (Bacon bei Trench, S. 12.) Den Verkehrten ist die Bibel überhaupt und insonderheit sind ihnen die Gleichnisse Jesu ein versiegeltes Buch oder wie klare menschliche Schrift einem Manne, der nicht lesen gelernt hat. Aber ihr selbstverschuldeter Zustand wird durch Gottes gerechtes Gericht gesteigert und verschlimmert, indem er ihnen zur Strafe ein gottgewollter dauernder Zustand wird. Der Herr selbst versiegelt ihnen zuletzt sein Buch und nimmt ihnen das Vermögen zu lesen. „Der Herr hat euch einen Geist des harten Schlags eingeschenkt und eure Augen zugetan; eure Propheten und Fürsten samt den Sehern hat er geblendet, daß euch aller Propheten Gesichte sein werden wie die Worte eines versiegelten Buches, welches, so man's gäbe einem, der lesen kann, und spräche: Lieber, lies das! und er spräche: Ich kann nicht, denn es ist versiegelt; oder gleich als wenn man's gäbe dem, der nicht lesen kann, und spräche: Lieber, lies das! und er spräche: Ich kann nicht lesen“, Jes. 29, 10 ff. Die durchaus nicht sehen und hören wollen, die sollen auch nicht sehen und hören; ihnen entzieht Gott nach und nach oder auch plötzlich — wie unbegreiflich sind seine Gerichte! — Licht, Gnade, Geist, daß sie die himmlischen Dinge nicht mehr fassen können. Den Jüngern, die schon vor den Gleichnissen die rechte Erkenntnis von Christo hatten, wurde durch diese eine größere Fülle der Erleuchtung zuteil. Matth. 13, 12 a: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“ Den andern,

die dem Evangelio, wie es ohne Gleichnis ihnen verkündigt worden war, Augen, Ohren und Herz verschlossen hatten, wurde nun durch die Gleichnisse alles wie in finstere Nacht eingehüllt, Matth. 13, 12 f. Wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat. „Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse.“ Die Parabeln sind gleichsam Christi Abfagebrief an die stolzen, selbstgerechten Verächter des Evangeliums, hingegen ein freundlicher Lockruf an die demütigen, bußfertigen Zöllner und Sünder; jenen wird das verachtete Evangelium in Form der Gleichnisse noch verächtlicher; diesen wird das süße Evangelium, auf welches sie schon zuvor mit Heißbegier lauschten, durch die lieblichen Bilder der Parabeln noch reicher an Freude, Trost, Labfal. „Seine Meinung ist kürzlich diese: Dieses Volk ist so jämmerlich hoffärtig und böse, daß sie auch, wo ich offen rede und wirke, nicht allein nicht hören und lernen wollen, sondern auch die erkannte Wahrheit noch dazu schmähen und lästern. Deswegen so tue ich ihnen, wie sie es haben wollen, daß, weil sie das klare und deutliche Wort nicht annehmen wollen, sie Gleichnisse hören müssen, die sie nicht verstehen können, wenn sie auch wollten. Willst du nicht hören, das du verstehen kannst, so will ich wohl reden, das du nicht verstehen sollst. Willst du blind sein, so sei es und werde immerhin blind.“ (Luther zur Matthäusstelle, St. L. VII, 191.)

Die Leute, bei welchen die Gleichnisse eine üble Wirkung haben und haben sollen, werden vom Herrn den Jüngern Jesu gegenübergestellt, von ihnen abgesondert. Die Jünger hatten den Herrn gefragt: „Warum redest du zu ihnen durch Gleichnisse?“ Eben um der andern willen trugen die Jünger Bedenken, ob die neue Unterrichtsweise wohl ratsam sei. Nun gibt der Herr in seiner Belehrung ihnen mehr, als sie erbeten hatten. Der erste Teil seiner Antwort hat einen solchen Inhalt, als ob sie gefragt hätten: Warum redest du zu uns durch Gleichnisse? Was euch betrifft, so hat es bei dieser Neuerung keine Not; euch ist's gegeben, zu wissen die Geheimnisse des Reiches Gottes. Aber dann geht er doch recht ausführlich auf die Frage der Jünger ein. Hatten schon die Jünger in der Frage sich von den Verächtern geschieden, so betont der Herr in seiner Antwort erst recht den Gegensatz: „Diesen aber“, *ἐκείνοις δέ*, „ist's nicht gegeben“, Matth. 13, 11; „den andern aber, *τοῖς δὲ λοιποῖς*, „in Gleichnissen, daß sie nicht sehen, ob sie es schon sehen“ usw., Luk. 8, 10. Am stärksten wird die Scheidung Mark. 4, 11 ausgedrückt, indem der Herr die andern bezeichnet als „jene, die draußen sind“. „Denen aber draußen, *ἐκείνοις δὲ τοῖς ἔξω*, widerfährt es alles durch Gleichnisse, auf daß sie es mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen“ usw. Der Ausdruck *οἱ ἔξω* wird von Paulus öfter angewandt zur Bezeichnung der Ungläubigen, die Christo und seiner Kirche fern, fremd und feindlich bleiben, 1 Kor. 5, 12, 13; Kol. 4, 5; 1 Thess. 4, 12. Glassius bemerkt zur Markusstelle: „*Τοῖς ἔξω*, qui foris sunt, non: qui sunt

extra coetum electorum, ut vult Piscator et Tosanus, . . . sed: qui sunt extra coetum discipulorum et aliorum, qui me humiliter insecuti et parabolae explicationem a me fideliter scrutati sunt, hoc est, verbi contemtoribus.“ An sich wäre die Umschreibung Piscatoris nicht falsch, denn diese Verächter sind ja extra ecclesiam; aber der Calvinist kann nach seiner Lehre das nur so verstehen: Weil sie nicht zu den Erwählten gehören, deshalb sollen ihnen die Gleichnisse zur Verblendung dienen, während sie doch in Wahrheit nicht infolge der göttlichen Wahl, sondern aus eigener freier Willkür draußen geblieben sind. „Mag man nun deutlich oder verblümt reden, so treibt doch die Bosheit des Herzens sie anderswohin.“ (Luther, St. L. VII, 192.)

„Es ist schriftwidrig und im Grunde eine Blasphemie, wenn man die Verstockung aus einem decretum absolutum reprobationis herleitet. . . . Auch an denen, welche schließlich sich selbst verstocken und zur Strafe dafür von Gott verstockt werden, hat Gott zuvor nichts unversucht und ungetan gelassen, um sie zur Umkehr willig zu machen. . . . Gott läßt den Gottlosen sein Wort predigen, mahnt, straft, lockt und bittet sie, damit sie sich bekehren und Gehorsam lernen. . . . Darin besteht die Selbstverstockung des Sünders, daß derselbe Gottes Ernst und Güte verachtet, alle Eindrücke des göttlichen Wortes von sich abschüttelt und dem Heiligen Geist Gottes, der sich an seinem Herzen und Gewissen bezeugt und ihn ernstlich bekehren will, anhaltend widerstrebt. Das aber läßt der große Gott . . . sich nicht auf die Dauer bieten. . . . Bei den Verkehrten ist er verkehrt und er verstockt die, welche sich selbst verstockt haben.“ (Stöckhardt, Römerbr., S. 438 f.) Joh. 8 klagt der Herr wider seine Feinde: „Ihr suchet mich zu töten, einen solchen Menschen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe, die ich von Gott gehört habe. . . . Weil ich die Wahrheit sage, so glaubet ihr mir nicht“, V. 40, 45. Um dieser Verhärtung wider die Wahrheit und dieser gesteigerten Selbstverblendung willen bezeugt der Herr ihnen, daß er zum Gericht auf diese Welt gekommen sei, „auf daß, die da sehen, blind werden“, 9, 39.

Stöckhardt führt an der angeführten Stelle aus, wie es sich mit dem Gericht der Verstockung verhält, daß Gott permissive, deservitive, occasionaliter, judicialiter verstocke. Er veranschaulicht das der Stelle im Römerbrief gemäß an dem Exempel des Pharao. „Nirgendes in der Schrift wird die Verstockung ausführlicher beschrieben als in der Geschichte Pharao's. - Gott hat den Pharao gerade auch als Exempel der Verstockung hingestellt.“ (S. 437.) Aber der Herr Jesus hat auch in Verbindung mit der Belehrung über den Zweck seiner Gleichnisse die Verächter und Feinde des Evangeliums uns als warnende Beispiele des Gerichtes der Verstockung vor die Augen gestellt. Auch hier können wir lernen, was das heißt, daß Gott einen Menschen verstockt. Er tut es *permissive*; die Feinde wollten Christum nicht hören, und eben indem er anfang, in Gleichnissen zu unterrichten, ließ er sie in

ihrem Vornehmen gewähren. Gott verstockt desertive; gerade diese neue Weise, in Gleichnissen zu unterrichten, war an die verhärteten Herzen ein Abjagebrief. Gott verstockt occasionaliter; die Gleichnisse Jesu gaben den Feinden Gelegenheit und Anlaß zu fernerm Troß und Widerstand. Gott verstockt judicialiter; mit den Gleichnissen Jesu vollzog sich das längst angekündigte Gericht über diejenigen, die sich selbst schon das Urteil gesprochen hatten.

Nicht ausschließlich durch die Parabeln ist das Jes. 6 geweissagte Gericht ausgeführt worden; der Prophet redet von der Predigt des Evangeliums im Allgemeinen, und der Herr wendet nur auf seine Parabeln an, was von der ganzen Verkündigung des Heils gilt. Im Neuen Testament wird nicht bloß an den Gleichnissen, sondern an der ganzen prophetischen Tätigkeit Jesu die Erfüllung jener Weissagung nachgewiesen. „Das Wort des Herrn Jes. 6, 9. 10 wird sechsmaal⁴⁾ im Neuen Testament zitiert und als in den Tagen Christi und der Apostel erfüllt aufgezeigt.“ (Stöckhardt, Jes., S. 74.) Joh. 12, 37 werden neben der Predigt Jesu noch „die Zeichen, die er vor ihnen tat“, erwähnt; auch diesen gegenüber „glaubten sie doch nicht“; damit ging, wie der Evangelist zunächst anzeigt, Jes. 53 in Erfüllung: „Herr, wer glaubt unserm Predigen?“ Aber mit diesem halsstarrigen Ungehorsam schnitten sie sich die Möglichkeit der Bekehrung ab. Johannes fährt fort B. 39: „Darum konnten sie nicht glauben“, *οὐκ ἠδύνατο πιστεῦσαι*, und nun zitiert er Jes. 6: „Denn Jesaias sagt abermal: Er hat ihre Augen verblindet und ihr Herz verstocket, daß sie mit den Augen nicht sehen, noch mit dem Herzen vernehmen und sich bekehren, und ich ihnen helfe.“ Der Evangelist setzt dann noch hinzu: „Solches sagte Jesaias, da er seine Herrlichkeit sah und redete von ihm.“ „Man wird sich hüten müssen, diese Bemerkung so zu fassen, daß sie zu der vorliegenden Frage in keiner Beziehung steht und einen rein beiläufigen Charakter erhält. Der Grundgedanke der ganzen Stelle ist das Gericht der Verstockung, welches der Herr über sein abtrünniges Volk verhängt, und dieser Herr — darauf weist hier der Prophet⁵⁾ hin — ist kein anderer als Christus selbst.“ (Hengstenberg.) Die Jes. 6 berichtete Erscheinung war eine Offenbarung des Sohnes Gottes; der Prophet hörte dessen Worte, der dann, als die Zeit erfüllt war, in unserm Fleisch erschienen ist. Es ist sein Evangelium, welches von vielen schon zur Zeit des Propheten, dann als Christus selbst es verkündigte, dann als seine Boten es ausbreiteten, verachtet wurde und

4) Genauer: siebenmal, und demgemäß ist auf der nächsten Seite zu corrigieren: Dieses Wort ist acht mal (statt siebenmal) in die Schrift eingezeichnet. Joh. 9, 39 ist übersehen worden. Erwähnt werden außer den drei Stellen der Synoptiker bei den Parabeln Joh. 12, Apost. 28, Röm. 11.

5) Es muß heißen: der Evangelist, nämlich in seiner historischen Bemerkung, B. 41.

jetzt verachtet wird. Aber es ist auch sein Gericht, das die Verächter trifft.

Wir, die Jünger des Herrn, sollen uns diesen klar ausgesprochenen Zweck der Gleichnisse, daß durch sie, wie durch das Evangelium überhaupt, die hochhaften Verächter verblendet und verstockt werden sollen, zur Warnung und Mahnung dienen lassen: zur Warnung vor Gleichgültigkeit und Stumpfsinn; zur Mahnung, daß wir das Wort fleißig brauchen, es mit willigem Herzen aufnehmen; „daß wir dem Worte glauben, daselb' annehmen jederzeit mit Sanftmut, Ehre, Lieb' und Freud' als Gottes, nicht der Menschen“; daß wir auch das Wort bewegen im Herzen, es recht verstehen und anwenden. Als einmal die Jünger eine Gleichnisrede, die vom Sauerteig der Pharisäer, ganz falsch gedeutet hatten, tadelte sie der Herr mit Worten, die jener Ankündigung des Gerichts nicht unähnlich lauteten; es waren nicht dieselben Worte, noch weniger hatten sie denselben furchtbaren Inhalt wie die über die groben Verächter, aber es lag doch eine ernste Warnung in den Worten des Herrn: „Vernehmet ihr noch nichts und seid noch nicht verständig? Habt ihr noch ein verstarret Herz in euch, habt Augen und sehet nicht und habt Ohren und höret nicht? und denket nicht daran. . . . Wie vernehmet ihr denn nichts?“ Mark. 8, 17. 18. 21. Vgl. 5 Mos. 29, 4. Aber die an sich schauerliche Tatsache, daß die lieblichen Gleichnisse des Herrn, wie das süße Evangelium überhaupt, vielen zum Gericht dienen, gewährt andererseits doch auch den Jüngern des Herrn einen kräftigen Trost. Christus, an den wir glauben, ist wahrhaftig der von den Propheten verheißene große Prophet; durch ihn gehen auch die angekündigten Gerichte Gottes hinaus. Seine Feinde sind ja auch unsere Feinde; und wenn wir nun hören, daß eben durch ihn diese Feinde gerichtet werden, so können wir ihm getrost die Rache, die Vergeltung aller erfahrenen Unbill, befehlen. Und „wenn auch die meisten sich gegen das Evangelium verstocken und schließlich verstockt und verdammt werden, so fallen doch immer etliche dem Evangelio zu und werden gerettet. Die Auserwählten werden gewonnen, kommen zum Glauben, beharren im Glauben und werden selig“. (Stöckhardt, Jes., S. 74.)

F r. B r u s t.

Vermischtes.

„Von den Surrogaten zurück zum lebendigen Quell!“ Unter dieser Überschrift läßt P. Zwick in der „S. P.-R.“ einen „Warnungsruf“ ergehen, der auch uns zu denken gibt. Er schreibt: „Eine recht eindringliche Warnung spricht der alte Prediger Salomo aus, wenn er Kap. 12, 12 sagt: ‚Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens ist kein Ende, und viel Predigen machet den Leib müde.‘ Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß auch für unsere

Zeit diese Warnung vor dem ‚vielen Büchermachen‘ ihre volle Berechtigung hat. Man braucht nur gelegentlich in Kataloge oder Bücherlisten großer Zeitungen hineinzusehen, um sofort zu erkennen, daß die Produktivität auf diesem Gebiete durchaus nicht im Rückgang begriffen ist; sollen doch jährlich in Deutschland über 30,000 neue Bücher und Broschüren auf den Markt kommen. Man fragt sich da wirklich erstaunt, wer wohl alle diese Bücher kauft oder gar liest und geistig verarbeitet. Auch wir Theologen haben unsere Last zu tragen; auf keinem Gebiete wird wohl flotter geschrieben und mehr an Büchern produziert als auf theologischem. Die armen Rezensenten und Kritiker stehen vor dieser Hochflut und möchten wie der Goethesche Meister ausrufen: „In die Ecke, Besen, Besen, seid's gewesen!“ Denn kaum haben sie eine Ansammlung von Büchern durchstudiert und durchrezensiert, so schwillt schon von ferne eine neue Flut heran.“

Sturmflut der Blätter und Zeitschriften. P. Zwid fährt also fort: „Aber diese — man darf wohl getrost sagen — Überproduktion gilt nicht nur vom Büchermarkt. Der alte Prediger Salomo hätte im Hinblick auf unsere Zeit auch sagen können: ‚Güte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Blättermachens ist kein Ende.‘ Wenn wir schon von einer Hochflut auf dem Büchermarkt sprechen mußten, wieviel mehr von einer Hoch- und Sturmflut auf dem Gebiete des Blätter- und Zeitschriftenwesens! Da sollen in Deutschland jährlich wohl an die 80,000 Zeitschriften, Zeitungen, Fachblätter usw. erscheinen. Welch eine Sturmflut! Man begreift diese Fülle, wenn man bedenkt, daß jedes Krähwinkel sein Lokalblättchen, jeder Stand sein Fachblatt, jeder Verein sein ‚Organ‘ haben muß. Nun will ich jetzt einmal von der Hochflut der Zeitungen, Zeitschriften und Fachblätter absehen. Ich richte jetzt meinen Blick vor allem auf die Fülle der christlichen Zeitschriften, der Erbauungsblätter, die irgendwie der christlichen Weltanschauung dienen. Auch hier muß man von einer Hochflut sprechen, ja von einer Überproduktion. Denn fast jeder Tag, den Gott werden läßt, sieht das Entstehen einer neuen religiösen Zeitschrift. Da muß schließlich allen Ernstes gesichtet und gefragt werden, ob das Erscheinen eines neuen Blattes christlicher Richtung eine absolute Notwendigkeit ist und einem wirklichen, allgemeinen Bedürfnis entspricht.“ Im folgenden zählt P. Zwid eine Anzahl religiöser Blätter auf, denen er die Existenzberechtigung absprechen zu müssen glaubt.

Schädliche Folgen. „Solche überfülle religiösen Lesestoffs“ — fährt P. Zwid fort — „kann nur zur Verflachung und geistigen Zersplitterung führen. Der moderne Mensch liest zuerst seine Tageszeitung — das ist nun einmal nicht anders, damit muß sich auch die religiöse Presse abfinden — und erst in zweiter oder gar dritter Linie kommt dann die Lektüre einer erbaulichen Zeitschrift. Wie soll er nun Zeit finden, noch andern, immer neu erscheinenden Zeitschriften seine Beachtung zu schenken? Er würde sich auch gänzlich zersplittern und an

geistiger Überfütterung leiden, wollte er nur einen kleinen Teil der Erbauungsblätter lesen. Drum: bleiben wir bei den wenigen, guten, alteingeführten Blättern; lehnen wir aber die immer neu erscheinenden ab. Es wird zu viel des Guten. Man muß heute schon sagen: Nicht — mehr Lektüre, sondern weniger Lektüre. Das Wenige aber gründlich, daß es bleibender Besitz wird. Non multa, sed multum.“

„Die größte Gefahr aber, welche mich zwingt, den Warnungsstuf gegen die Überfülle christlicher Erbauungsblätter ergehen zu lassen, lauert noch auf anderm Gebiet. Die Überfülle solcher Zeitschriften schwört die Gefahr herauf, daß unser Volk diese Zeitschriften liest an Stelle der Bibel, daß es also Surrogate genießt statt des ewigen, kräftigen Lebensbrottes, statt der ewigen, frischen Lebensquelle. Ich will nicht so scharf sein, das Schriftwort von den ‚Löchrichten Brunnen‘, welche das Volk sich aushaut, statt ‚zur lebendigen Quelle‘ zu kommen (Jer. 2, 13), auf die religiösen Zeitschriften anzuwenden. Immerhin müssen solche Zeitschriften im Vergleich zur Bibel als Surrogate, als Nebenkost bezeichnet werden. Denn mögen solche Erbauungsblätter noch so gut geleitet sein, mögen sie noch so guten Stoff bringen, sie reichen nicht im entferntesten heran an die Tiefe, Fülle, Macht und Herrlichkeit der Bibel, und zwar der Bibel in der Kernsprache der Lutherschen Übersetzung. Die Gefahr aber liegt zu nahe, daß unser Volk sich über dem Lesen der religiösen Zeitschriften noch mehr vom Lesen der Bibel entwöhnt, als es leider schon getan hat. Jeder erfahrene Seelsorger wird mir bezeugen können, daß die Bibelkenntnis in unsern Gemeinden, ja selbst in den gut kirchlichen Gemeinden rapid abnimmt, von der grandiosen Unwissenheit gebildeter Städte ganz zu schweigen. Ich will den Gründen für diese betrübliche Erscheinung hier nicht näher nachgehen, ich behaupte aber, daß wenigstens die Gefahr vorliegt, daß die Überfülle religiöser Erbauungsliteratur noch mehr abzieht vom Studium der Bibel, daß unser christliches Volk meint, wenn es die Surrogate genießt, brauche es des quellfrischen Trunktes aus dem Born des Lebens nicht mehr. Wenn ein Kranker oder Alter oder Einsamer sein religiöses Blättlein, seine ‚Pfennigpredigt‘ oder seinen ‚Krankentrost‘ gelesen hat, dann kommt er nicht mehr dazu, zur Bibel zu greifen; die alten, müden Augen und auch der müde Geist haben genug der Speise eingenommen. Man wird vielleicht entgegenen, daß ja solche Blätter nur den ‚Vorhof ins Heiligum‘ bedeuten, daß sie Kanäle sind, welche zum eigentlichen Quell hinleiten. Nun wohl, diese Tendenz ist gut. In der Praxis aber kommt es häufig so, daß der Leser im ‚Vorhof‘ stehen bleibt, daß er das Wasser des Kanals für Lebenswasser hält. Vor solchem Irrtum wollen wir unser Christenvolk bewahren helfen. Mehr Schriftstudium! das muß die Parole unserer Tage sein. Statt neue Blätter und Blättchen in den Gemeinden einzuführen, soll ich vielmehr dafür sorgen, daß durch Predigt, Konfirmandenunterricht, Verteilung des Werderschen Bibellesezettels, durch

Bibelstunden und Bibelbesprechstunden die Liebe zur Heiligen Schrift vermehrt und vertieft wird. Denn wenn unserm Volke die Liebe zur Bibel, die Bibelkenntnis verloren geht, dann helfen auch religiöse Blätter nichts. Gerade unsere liebe lutherische Kirche muß sich hüten, Surrogate anzubieten statt des ewigen Lebenswortes; ist sie doch aufgebaut auf dem Worte: Verbum solum. Das Wort muß es tun.“

„Eifern wir Luther nach“ — so beschließt P. Zwiß seine zeitgemäße und allerseits beherzigenswerte Warnung —, „der bis ins Alter ein Kind im Lernen der Heiligen Schrift und des Katechismus blieb, wie er in seinen bekannten Worten sagt: „Ich, wiewohl ich ein alter Doktor der Heiligen Schrift bin, so bin ich doch noch nicht aus der Kinderlehre kommen und verstehe die zehn Gebote, den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht: ich kann's nicht ausstudieren noch auslernen; aber ich lerne noch täglich daran und bete den Katechismus mit meinem Sohn Hansen und mit meinem Töchterlein Magdalenen.““

F. B.

Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Synodalbericht des Oregon- und Washington-Distrikts mit einem Referat von P. O. Fedder über „Das Christentum in seiner Betätigung.“ (12 Cts.)
2. Synodalbericht des Minnesjota-Distrikts mit dem Lehrthema: „Einige Hauptmissionsstationen des Apostels Paulus“ (Prof. Mönkemöller). (18 Cts.)

F. B.

Von der Verlobung. Verhandlungen der Synode der Ev.-Luth. Freikirche in Sachsen u. a. St. 40 Cts.

Dieser Bericht bringt auf 34 Seiten eine lehrreiche Synodalrede über den Namen „Evangelisch-Lutherische Freikirche in Sachsen u. a. Staaten“ nebst einem gut orientierenden Jahresbericht von Präses J. Kuntmann. Die folgenden 83 Seiten bieten ein zeitgemäßes, gründliches Referat von P. Jahn über die Lehre von der Verlobung, das wir auch unsern Christen dringend empfohlen haben möchten. Dies Referat über die Verlobung ist nun separat erschienen und kann für 35 Cts. bezogen werden, auch vom Concordia Publishing House. Bei Bestellung wolle man dann angeben, ob der ganze Bericht oder nur der Separatabdruck des Referats gewünscht wird.

F. B.

Evangelisch-theologische Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Lic. B. Weß: Einleitung in das Alte Testament von Dr. E. Sellin. 1910. 153 Seiten 5 ½ × 8 ½. Preis, geheftet, M. 2.60; in Leinwand gebunden, M. 3.20. Einleitung in das Neue Testament von D. Paul Feine. 1913. 217 Seiten 5 ½ × 8 ½. Preis, geheftet, M. 4.40; in Leinwand gebunden, M. 5. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Aus dem Leserkreise dieser Zeitschrift erging kürzlich an uns die Anfrage, welche Werke wir als eine kurzgefaßte Einführung in den gegenwärtigen Stand der sogenannten Einleitungswissenschaft in das Alte und Neue Testament nennen würden. Wir haben nicht lange gezögert und die Werke von Sellin und Feine angegeben. Nicht als ob wir die Werke unbedingt und rückhaltlos empfehlen könnten. Zwar gehören beide Gelehrte zu den „positiven“ Dozenten an deutschen Universitäten. Sellin wirkte erst, wenn wir nicht irren, in Erlangen, dann in Wien, hierauf besonders in Rostock und ist kürzlich als Nachfolger Klo-

Kermans nach Kiel gegangen, hat sich namentlich auch auf dem Gebiete der Palästinaforschung und -ausgrabungen betannt gemacht. Feine hat ebenfalls in Wien gelehrt, ist jetzt Geheimer Konfistorialrat und Professor an der Universität Halle-Wittenberg und der Verfasser eines großen Lehrbuchs der neutestamentlichen Theologie. Auch die Sammlung, der die beiden Werke angehören, die „Evangelisch-theologische Bibliothek“, vertritt ausgesprochenenmaßen die positive Richtung in der modernen Theologie. An ihr sind als Mitarbeiter beteiligt Althaus in Leipzig, Arnold in Breslau, Beth in Wien, Haußleiter in Halle, A. Jeremias in Leipzig, Kropatschek in Breslau, Kunze in Greifswald, Seeberg in Berlin, Udeley in Königsberg, Wiegand in Greifswald, Wilke in Wien. Aber der Standpunkt beider Verfasser ist eben doch durch und durch der modern theologische, und sie nehmen eine Stellung zur Schrift ein und haben eine Weise der Schriftbehandlung, namentlich Sellin, die wir a limine ablehnen und ablehnen müssen. Die biblisch-lutherische Lehre von der wörtlichen Eingebung der ganzen Heiligen Schrift ist in beiden Werken aufgegeben. Wer sich aber über die Fragen in bezug auf die Entstehung der biblischen Bücher, die gegenwärtig in ausgedehntem Maße und vielleicht mehr als je verhandelt werden, orientieren will und nicht die Zeit hat, sich mit den größeren und naturgemäß viel eingehender untersuchenden Werken eines Th. Zahn z. B. auseinanderzusetzen, der findet hier die nötige Auskunft, eine kurze Einführung, und namentlich bei Feine oft auch ein gutes Wort der Verteidigung gegenüber der Radikalkritik. Dazu kommt, daß beide Bücher überhäuftlich gestaltet sind und beide Gelehrte einen lesbaren, klüssigen Stil haben. — Wir haben schon angedeutet, daß wir Feines Werk höher einschätzen als Sellins. Gerade Sellins Schrift ist ein Beleg dafür, welche Zugeständnisse auch die positive Theologie auf dem Gebiete des Alten Testaments der Kritik gemacht hat. Es würde zu weit führen, dies mit Einzelheiten zu belegen. Nur ein paar Momente seien genannt. Daß die mosaische Verabfassung des Pentateuchs preisgegeben und die Entstehung des Wertes durch ein Zusammenwachsen mehrerer nachmosaischer Quellen behauptet wird, läßt sich von vornherein erwarten; aber Sellin unterscheidet sich in der Datierung der sogenannten Priesterchrift kaum von Wellhausen, Cornill und andern Vertretern der freiesten Kritik, setzt ihre Entstehung ums Jahr 500 in Babylon und ihre Einführung in den Tagen Esra-Rehemia um 444 an. (S. 45.) Mehr als die Hälfte des jesaianischen Buches ist „fälschlich unecht“ (S. 73), und Sellin begnügt sich auch nicht mit einem Deuteroseptuaginta für die Kapitel 40—66, sondern schält die Kapitel 56—66 als „tritojesaianisches Buch“ heraus (S. 77). Der „Knecht des Herrn“ bei Jesaias ist ihm „aller Wahrscheinlichkeit nach der 36 Jahre unschuldig eingetretene, 561 glänzend erhöhte und als der seit Jahrhundertern erwartete Ketter des Volkes gefeierte Davidide Jojachin“ (S. 77). Joel schreibt in „nachexilischer Zeit“ (S. 89). Der „geschichtliche Kern“ des Jonabuches ist „legendarisch ausgestaltet und mit einem auf mythologischer Grundlage ruhenden Märchen in Verbindung gesetzt“ (S. 95). Das Hohelied „schildert in glühenden orientalischen Farben das Liebesverhältnis zwischen Salomo und Sulamith“ (S. 123). Daniel stammt „absolut sicher aus der Kassabäerzeit“, und die „ptolemäisch-seleuzidische Zeit, desgleichen die Greuel des Antiochus Epiphanes gegen die Juden werden derartig spezifiziert geschildert, daß es unmöglich Weissagung sein kann, sondern Geschichte sein muß“ (S. 129). Doch soll auch erwähnt werden, daß Sellin bei der Behandlung der Pentateuchfrage seine eigene Ansicht als eine „Hypothese“ (S. 18) bezeichnet, auch betont, daß „wir in einer Zeit der Gärung und des Übergangs stehen“, daß er die religionsgeschichtliche Konstruktion Wellhausens und seiner Schule ablehnt und einer der ersten war, die auf die Argumente des deutschländischen Pfarrers Dabbe und des engländischen Juristen Wiener achteten und zugestanden, daß der Wechsel der beiden Gottesnamen Elohim und Jahve, einst der Ausgangspunkt und das Hauptkriterium der Pentateuchskritik, nicht die ausschlaggebende Bedeutung habe, die man ihr beigemessen hatte. — Noch mehr als Sellins Werk, das häufig des Verfassers eigene Meinung darlegt und zu begründen sucht, ist Feines Einleitung geeignet, und den gegenwärtigen Stand der Einleitungswissenschaft einzuführen, und jeder, der sich mit diesem Gebiet beschäftigt, sieht bald, wie geschickt Feine seine Aufgabe bei aller Wahrung seiner eigenen Stellung löst. Auch hier hätten wir gar manche Zustellungen zu machen. In der verwickelten synoptischen Frage, die sich nie und völlig und ganz befriedigend lösen lassen, entscheidet sich Feine (S. 115 f.) für die Annahme, daß Markus die Grundchrift des Matthäus und Lukas ist

oder doch den Aufriß der allen drei Synoptikern gemeinsamen Quellschrift am treuesten wiedergegeben hat, daß aber Matthäus und Lukas noch eine zweite Quellschrift benutzt haben, die sogenannte Nebenquelle (weil sie vorwiegend Nebestoffe enthalten habe) oder Logienschrift (nach des Papias Ausdrud *λόγια* so genannt). Matthäus ist ihm „in seiner heutigen Form keine Apostelschrift“ (S. 122). Die Gefangenschaftsbriefe Pauli verlegt Feine nicht in die Zeit der Gefangenschaft des Apostels in Rom, sondern nach Caesarea (S. 58. 65. 66), den Philipperbrief sogar nach Ephesus (S. 51). Die Leser des Hebräerbriefs sucht er nicht unter den Judenthümern, sondern in heidenschristlichen Kreisen in Rom (S. 83 f.), wobei nach unserer Überzeugung ein wirklich richtiges Verständnis des eigenartigen Briefes ausgeschlossen ist. Aber immer führt Feine in die Fragen ein, gibt Gründe und Gegengründe an, ausführlicher und auch objektiver als Sellin, wie er ja auch im Umfang bedeutend über Sellin hinausgeht. Und zum Schluß wollen wir auch sagen, daß Feine unter andern gute Worte über den sicheren johanneischen Ursprung des vierten Evangeliums, über die zuverlässige Berichterstattung der Apostelgeschichte und über die Echtheit der Pastoralbriefe Pauli rehet.

Handkonkordanz zum griechischen Neuen Testament von † Dekan O. Schmoller. Vierte Auflage, neubearbeitet von Dr. A. Schmoller. Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1913. 501 Seiten 5½ × 8½. Preis: M. 5; gebunden: M. 6.50.

Schmollers Handkonkordanz hat mit Recht in seinen drei Auflagen weite Verbreitung gefunden. Ohne eine vollständige Konkordanz zu sein — dann hätte der Umfang viel größer und der Preis viel höher sein müssen —, war sie ein gutes, handliches Nachschlagebuch. Und ohne Konkordanz kann doch kaum jemand fertig werden, der sich eingehender mit dem griechischen Neuen Testament beschäftigt. Es bleibt bei dem Wort: Der beste Kommentar ist die Konkordanz. Die vorliegende vierte Auflage ist nun bedeutend verbessert worden. Schon Format und Schrift sind größer geworden, durchweg ist mehr Text dargeboten, so daß man leichter aus dem dargebotenen Sakteil den Sinn des Ganzen erfassen kann; das Stellenverzeichnis ist vermehrt worden, und der Text, der zugrunde gelegt ist, ist der treffliche der Neukleschen Ausgabe, deren Variantenapparat auch mit hereingezogen ist. Eine Anzahl Stichproben, die wir gemacht haben, haben uns die Zuverlässigkeit des Wertes im ganzen gezeigt. Freilich, Vollständigkeit ist nicht erreicht, auch gar nicht angestrebt worden. Es ist und bleibt eine Handkonkordanz, in der nicht nur Konjunktionen, Präpositionen und Pronomina wie *ἐάν, εἰ, εἰς, ἐκ, ἐγώ, ἐαυτοῦ* ganz übergangen, sondern auch bei nicht unwichtigen Worten nur eine Auswahl der Stellen dargeboten ist. Der Bearbeiter nennt selbst in der Vorrede Worte wie *εἰδέναι, ἔργων, εὐδοκίαν, ἔχειν*. Persönlich geben wir immer einer vollständigen Konkordanz entschieden den Vorzug. Der alte Vankisch für die deutsche Bibel hat uns bei mehr als 25jährigem Gebrauch auch nicht einmal im Stich gelassen, und wir haben alle andern deutschen Konkordanzen abgedankt. Aber freilich sind nun auch die großen Werke zum griechischen Neuen Testament, wie die neue Bearbeitung von Bruder oder das treffliche englische Werk von Moulton und Geden, zwei- bis fünfmal so teuer, und wir wiederholen, daß Schmoller für den Umfang und Preis das Mögliche erreicht zu haben scheint. Es sei hiermit Pastoren und Studenten empfohlen.

Reden und Aufsätze von Adolf Stöcker. Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Reinhold Seeburg. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 4.50; geb. M. 5.50.

Dieser Band genügt, um dem Leser eine Vorstellung von Stöcker, seiner gemaltigen Persönlichkeit und seinem umfassenden Lebenswerke zu geben. Das zeigen die Titel der zwölf Kapitel: „1. Meher Erinnerungen (1902). 2. Die drei Paladine des alten Kaisers (1906). 3. Dreizehn Jahre Hofprediger und Politiker (1895). 4. Die Berliner Bewegung ein Stück deutscher Erwedung

(1906). 5. Die Anfänge der antijüdischen Bewegung in Berlin (1906). 6. Christlich-sozial, evangelisch-sozial, kirchlich-sozial (1904). 7. Sozialdemokratisch, sozialistisch und christlich-sozial (1880). 8. Sozialdemokratie und Sozialmonarchie (1891). 9. Die christliche Sittlichkeit in ihrer Bedeutung für Volks- und Völkerverleben (1904). 10. Das christliche Sittlichkeitsideal und der Goethebund (1901). 11. Die Änderung der bisherigen Konfirmationspraxis (1900). 12. Einige Kernworte Adolf Stöckers.“ Die Einleitung bringt die Gedächtnisrede Seebergs, gehalten in der Kirche der Berliner Stadtmission am 15. März 1909, aus der wir folgende Partie herausheben: „Als Theolog — wenn man dabei an ein besonderes und eigenartiges Verständnis der Grundgedanken der christlichen Religion denkt — ist Stöcker nicht originell gewesen, wiewohl er keineswegs der theologische Ignorant war, zu dem seine Gegner ihn gern stempelten. Man wird staunen, wenn sein Biograph einst zusammenstellen wird, wieviel er auch auf den Gebieten der wissenschaftlichen Theologie gelesen hat. Und der, welcher Gelegenheit hatte, mit ihm über wissenschaftliche Probleme zu reden, war zunächst frappiert über das Maß von innerer Freiheit und von eindringendem Verständnis, das er auch ihnen entgegenbrachte. Seine beschränkte, gedankenlose Orthodoxie lag ihm fern. Er war immer bereit, ernste Arbeit, wo sie ihm auch entgegentrat, anzuerkennen, aber er fragte freilich alsbald, und mitunter zu bald, was sie praktisch nützt, und die Bedenken kamen ihm schnell, ob sie nicht die Geister ‚verwirren‘ und schließlich ‚grundstürzend‘ wirken möchte. Nicht als wenn er engherzig und besangen gewesen wäre; das war er im Prinzip nicht, aber er wollte nicht, daß die Gemeinden durch neue Theorien von der großen, praktischen wirksamen Macht des Gemeindeglaubens abgezogen würden. Er meinte, daß ein zu starker Einschlag neuer Probleme die Aufmerksamkeit von den großen Hauptsachen abziehe. Nur der alte schlichte und volkstümliche Glaube, meinte er, könne den Seelen die feste Autorität bieten, deren sie im Gewirr der Gegensätze des modernen Lebens bedürfen. Wer kann leugnen, daß er hierin recht hatte? Die Theologie, der er folgte, war im ganzen die nach rechts gewandte Vermittlungstheologie, die er einst in seiner Jugend kennen gelernt hatte. Dazu kam, daß er viel Gewicht darauf legte, mit den kirchlichen Bekenntnissen übereinzustimmen. In der Augustana und den Katechismen Luthers meinte er, ‚annähernd die rechte Form der biblischen Wahrheit‘ zu finden. Vor Überschätzung der ‚reinen Lehre‘ warnte er, weil sie nur zu oft zur Vernachlässigung des religiösen Lebens des Volkes geführt habe. Er grenzte seinen Standpunkt scharf von dem der Orthodoxie des 17. Jahrhunderts ab. Aber bei dieser Anschauungsweise und dem stark betonten Gedanken, daß die Theologie den praktischen kirchlichen Zwecken dienen müsse, ist es verständlich, daß Stöcker als unerbittlicher Gegner der sogenannten ‚liberalen Theologie‘ entgeggetreten ist. Aber auch hier wußte er Person und Sache zu unterscheiden und verkannte die vorhandenen sachlichen Schwierigkeiten nicht. Die Frage, wo eigentlich die Grenzlinie zwischen rechts und links laufe, hat ihn bis zuletzt beschäftigt, und er hat eine Ahnung von der Schwierigkeit einer durchschlagenden und allseitig treffenden Beantwortung dieser Frage gehabt. Er war weit milder, einschichtiger und toleranter, als die Stimmen seiner Widersacher es ahnen lassen.“ Theoretisch ist es nicht sonderlich schwer, diese Grenzlinie zu ziehen. Sobald nämlich jemand die Irrtumlosigkeit der Schrift leugnet, wird er folgerichtig getrieben in das Lager des Liberalismus. Praktisch freilich ist es schwer, zu entscheiden, wie viele Glieder man dem Glauben amputieren kann, ohne ihn selber, i. e., sein Leben, zu zerstören. Stöcker selber war dafür ein Beweis. Er hat der liberalen Theologie (z. B. in der Preisgabe der Verbalimitation) bedenkliche Konzessionen gemacht und ist doch, soweit wir urteilen können, ein gläubiger Christ geblieben. F. W.

August Wilmar. Ein Lebens- und Zeitbild von Wilhelm Hopf. R. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. Band I: 462 Seiten. Preis: M. 6; geb. M. 7. Band II: 476 Seiten. Preis: M. 6; geb. M. 7.

„Ein Lebens- und Zeitbild“, so lautet mit Recht der Untertitel; denn gewiss wird uns hier nicht bloß ein Leben Wilmars, sondern der zeitgeschichtliche Hintergrund kommt zugleich zur ausgiebigen Darstellung. Im „Vorwort“ lesen

wir: „Die ungewöhnliche Persönlichkeit dieses Mannes, sein Eingreifen in die Gestaltung des höheren und niederen Schulwesens, seine Leistungen auf germanistischen, hymnologischem und literarhistorischem Gebiete, sein tätiger Anteil an der politischen und kirchlichen Zeitgeschichte, der Einfluß endlich, den er auf die Theologie des 19. Jahrhunderts, insbesondere auf die weitere und tiefere Erfassung der Lehre von Kirche und geistlichem Amt, geübt hat — das alles erweitert das Bild seines Lebens zu einem Bilde der sozialen, kulturellen, politischen, theologischen und kirchlichen Zustände der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Erstreckte sich Wilmars Tätigkeit auch zunächst auf sein engeres Vaterland, und zwar so sehr, daß sie einen wesentlichen Bestandteil der Spezialgeschichte Kurheffens von 1831 bis 1868 bildet, so greift sie doch weit über die kurheffischen Grenzen hinaus und gehört namentlich mit ihren wissenschaftlichen und kirchlichen Leistungen, aber auch mit ihren weithin reichenden Zeugnissen für die unverrückbaren göttlichen Rechtsgrundlagen des Menschen- und Völkerebens der gesamten deutschen Kultur- und Kirchengeschichte an.“ Das Werk zerfällt in vier Teile: „1. Wilmars Lehrjahre, 1800/33. 2. Stille Schaffensjahre in Marburg, 1833/47. 3. Revolution und Reaktion, 1848/55. 4. Wilmar als Professor der Theologie in Marburg, 1855/68.“ Der erste Teil behandelt Wilmars Kindheit zu Solz, 1800/16, seine Studienjahre zu Hersfeld und Marburg, 1816/20, seine Tätigkeit als Hauslehrer, Volksschullehrer und Gymnasiallehrer, 1820/31, endlich Wilmar in der Ständekammer in Kassel, 1831/33. Der zweite Teil bietet folgende Abschnitte: „1. Anfang des Marburger Lebens. 2. Wilmar als Gymnasialdirektor und Schulmann. 3. Germanistische, literarhistorische und sonstige geschichtliche Arbeiten. 4. Kirchliche und politische Betätigung. 5. Familien- und Gesellschaftsleben.“ Der dritte Teil zerfällt in vier Abschnitte: „1. Die republikanisch-kommunistische Revolution, 1848/49. 2. Die Revolution und das Zeugnis vom geistlichen Amt. 3. Das zweite Ministerium Haspenflug. 4. Politische und kirchliche Reaktion, 1851/55.“ Die Abschnitte des vierten Teils endlich tragen die Überschriften: „1. Die Eroberung der akademischen Position. 2. Wilmar auf der Höhe seiner akademischen Lehrtätigkeit. 3. Die letzten Stürme (der zweite kurheffische Verfassungskampf und das Jahr 1866) und das Ende.“ Überall bemüht, Wilmar selber zu Worte kommen zu lassen, übt Hopf so gut wie gar keine Kritik, weder an der politischen noch an der theologischen Stellung Wilmars. Etlliche Ausprüche Wilmars lassen wir folgen: Band I, S. 111: „Der Schreiber dieser Zeilen wünscht, daß es [in bezug auf den Epheferbrief] vielen so gehen möge, wie es ihm ergangen ist. Als Student hatte er sich mit den stillistischen Schwierigkeiten dieses Briefes mühselig abgearbeitet, verstand aber von dem Inhalte des Briefes nicht das Geringste — freilich war er zu diesem Verständnis auch nicht angeleitet worden und konnte nach der damaligen (1819) Lage der Theologie nicht dazu angeleitet werden. Als Kandidat ließ er also diese Schrift voll unbehilflicher Sätze und dunkler Redensarten — so war er gelehrt worden, und das war ihm völlig plausibel — längere Zeit liegen und las sie weder im Griechischen noch im Deutschen. Da geriet er, einen Text für eine Predigt am Himmelfahrtsfeste suchend, an die Stelle Eph. 1, 15—23, und es war ihm, als hätte er diese Worte noch niemals gelesen; ein Glanz aus jener Welt leuchtete ihn an, und er fühlte sich angehaucht von dem Obem des ewigen Lebens. Einen ganzen Tag las er diese Stelle wieder und immer wieder und konnte nicht davon loskommen. Jetzt begriff er, daß dies nicht dunkle Worte und phantastische Redensarten seien, sondern Worte aus Gott geredet und vom Heiligen Geist eingegeben — Worte, wie sie die Erde nicht hat und nicht erzeugt. Wie er als Kind von den Kräften der seligen Ewigkeit durch die letzten Kapitel der Apokalypse war angenehm worden, so jetzt durch diese Worte des Epheferbriefes, und der Eindruck von damals ist ihm ungeschwächt geblieben bis heute, in sein Greisenalter.“ S. 147: „An der Sprache soll der Jüngling sich erziehen; erste Grammatik — ein Gegenstand, welchen er ganz zu fassen und welcher also seine Seele auszufüllen vermag — soll den Boden seiner Seele recht und tüchtig zureichten, und Schreiber dieses hat für sein Teil die feste Überzeugung, folglich auch kein Hehl, es überall auszusprechen: Ohne lateinische Grammatik keine eigentliche Bildung. (Ich sage mit Fleiß: lateinische Grammatik; denn so hoch auch die griechische Sprache an und für sich über der lateinischen steht, so ist sie doch eben darum noch zu hoch für die Primärinstruktion.) An der Sprache sollen

des Jünglings Gefühle sich entwickeln, die Sprache soll Träger und Zeichen seiner ersten selbständigen Anschauungen sein, die Sprache soll ihm Festigkeit, Klarheit, aber auch Lebendigkeit und Fülle geben. Die Sprache soll ihn in sich selbst, in das Innere seiner Seele verweisen; da soll er graben, säen und pflanzen, da soll er gründen und bauen, nicht draußen in der Welt, wo er keinen Boden, kein Eigentum hat.“ Über seine Belehrung läßt Vilmar sich u. a. also vernehmen (S. 167): „Nun nahete die Jubelfeier der Augsburgerischen Konfession. Jetzt nahm ich diese und mit ihr die Apologie ernstlich vor und erkannte nunmehr — wie wenn ein Blick über ein weites Gelände hinführt —, daß alles Suchen umsonst sei, weil schon alles Gesuchte längst vorhanden sei. Die A. R. schloß mir wie mit einem Male alles bei Tertullian, Augustin, Gerhard Gelesene vollständig auf, und meine theologische Wendung war vollbracht. Eine Veranlassung, Schleiermacher jetzt noch einmal ernstlich vorzunehmen, wurde zwar gewissenhaft benutzt, aber auch Schleiermacher, während des Lesens selbst, auf das Vollständigste überbunden — ich hatte viel, viel mehr, als mir Schleiermacher bieten konnte.“ In einer seiner Schulreden sagt Vilmar (S. 286): „Nur insofern es eine Erlösung gibt, gibt es eine göttliche Weltregierung und Vorsehung, und nur insofern es eine solche gibt, gibt es eine Welt- und Völker- und Menschengeschichte. Nur der, welcher in seinem Leben erfahren hat, daß Christus der Mittelpunkt seiner eigenen Lebenszeit ist, und daß es hier nur zwei Abschnitte gibt: vor Christus ohne ihn — nach Christus mit ihm, und welcher darum auch weiß, daß Christus der Mittelpunkt der Lebenszeit der Welt und der Völker ist, nur der vermag Geschichte in christlichen Schulen als wirkliche Weltgeschichte, als wirklich erziehendes und bildendes Element, mitzuteilen. Halten wir diesen Mittelpunkt nicht fest, so kann es nicht fehlen: wir verlieren uns in einer Masse unzweyer, verkehrter, verderblicher Einzelheiten und setzen in die Mitte der gewaltigen Bewegungen der Völker, in die Mitte der Tausende von erbauten und zertrümmerten Thronen, in die Mitte der unzählbaren Scharen, welche kämpften und bluteten, dort um Besitz und Recht, hier um Gewalt und Empörung, in die Mitte der Millionen und aber Millionen blutiger Leiden auf den Schlachtfeldern, als Richter — nicht den gerechten und ewigen Gott, den Vater und Herrn, nicht den Sohn, dem der Vater alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, von dessen Thron sich einst die Auserwählten sammeln werden beim Schall der Posaunen des Jüngsten Tages, sondern unser kleines, kleines Ich. Wir machen dann unsere aus dem engsten Lebenskreise hervorgegangenen dürftigen Zeit- und Lebensansichten und Erfahrungen zum Maßstabe der ungeheuersten Vorgehenheiten und somit aus dem Walten des allmächtigen Gottes, aus seinem Jozn und seiner Gnade, aus den Wettern und Feuerflammen seiner Gerichte und aus dem milden Wehen seiner Barmherzigkeit ein elendes Puppenspiel.“ Vom deutschen Volk urteilt Vilmar (S. 349): „Verufen zum Träger des Evangeliums, hat das deutsche Volk niemals in einseitiger Abgeschlossenheit, hochmüthiger Selbstbespiegelung und eigenfinnigem Rationaldünkel sich gefallen können, vielmehr willig und offen sich hingeben und jedem fremden Eindrucke sich bloßgestellt, willig das Fremde anerkannt und aufgenommen, bisweilen bis zum Selbstvergeßen des eigenen Wertes: fähig, alle eigenen Ansprüche an das Objekt fahren zu lassen und sich ganz in dasselbe zu versenken, ist das deutsche Volk durch diese erste und größte Dichtersfähigkeit das eigentliche Dichtervolk unter den Nationen der Erde.“ Über die modern-gläubigen Dogmatiker urteilt Vilmar (S. 372): „Luthers Schriften habe ich erst 1832 zu lesen angefangen; recht gründlich studiert habe ich sie erst etwa 1841 bis 1842. Die modern-gläubige Dogmatik stieß mich eher ab, als daß sie mich angezogen hätte. Es waren mir zu viel und noch dazu völlig unnötige Worte darin, und die Sachen, die in meinen Augen Hauptsachen waren, fand ich schmähtlich vernachlässigt (Zwecken, Tisch).“ Von seinem rationalistischen Lehrer in der Dogmatik berichtet Vilmar (Ed. II, S. 286): „Als ich einst vor achtunddreißig Jahren am Fusse des atakemischen Ratheders saß, des Willens, Theologie zu studieren, machte keins der vielen Worte, welche ich von jenem Ratheder vernahm, einen stärkeren — im Anfang ersprechenden, bald verlockenden — Eindruck auf mich als die Erinnerung, mit welcher ein Lehrer der Dogmatik [Zimmermann] gar manche Abschnitte dieser Disziplin zu begleiten und zu schließen pflegte: In futuram oblivionem, meine Herren!“ Es waren das vorzugsweise die Abschnitte vom Glauben, von

der Rechtfertigung durch den Glauben, von der Person Christi, von den Sakramenten und von den Gabengaben des Heiligen Geistes. Damit war es also nichts; nur für die Feder und das Papier, höchstens für das Examen zum Lernen und Wiederbergehen bestimmte Worte und Formeln, Schemata und Schemen waren alle diese Dinge, höchstens dazu gut genug, um eine theologische christaphthoniana daraus und danach anzufertigen. Aber mit den andern Dingen, welche jene Dogmatik enthielt, war es nicht anders bestellt, wenn auch der Beisatz ‚in futuram oblivionem‘ sie nicht begleitete: daß ein Gott sei, wurde uns nicht offenbar, sondern dunkel und immer dunkler in dieser Dogmatik, die ‚Unsterblichkeit‘ wurde uns mehr als zweifelhaft, die Sündenvergebung vergeblich — ein modus loquendi für das ‚sittliche Streben‘ — und das Opfer auf Golgatha zunichte gemacht. Waren jene Dinge Worte und Formeln, warum nicht auch diese? Von den Seelen, welche demnächst auf unsere Seelen gelegt werden sollten, damit wir für ihre Seligkeit einsehen sollten vor dem Herzog unserer Seligkeit, war keine Rede.“ Über die Missionsbewegung seiner Zeit urteilt Vilmar (S. 334): „Sehr ernst- und tiefgläubige Männer aus dem Stande der Laien wie der Geistlichen haben wir schon oft fragen hören: Wer gibt dem R. R. oder dem ‚Missionsvorstande‘ das Mandat, Feste zu feiern und Tausende zu denselben zu versammeln, diesen Tausenden aber durch Fremde, denen von allen diesen Seelen keine einzige befohlen ist, das Wort Gottes verkündigen zu lassen? Und noch weiter hinauf: Wo ist das Mandat für diesen und jenen, Heidenmission zu treiben, überhaupt? Haben sie sich nicht meistens selbst berufen, und sind wir damit nicht auf dem Wege zu einer jeroameitischen Votation?“ Dies Urteil fließt aus der bekannten romanisierenden Lehre Vilmars von Kirche und Amt, die Kopf zwar ausführlich, aber ohne alle Kritik vorträgt. Charakteristisch für diese Lehre sowie auch für die schiefe prinzipielle Stellung Vilmars ist folgende Aussprache (S. 372): „Was aber die Zukunft betrifft, welche unter diesen Voraussetzungen von den Bekenntnissen offen gelassen wird, so hängt die Bestimmung derselben von der korrekten Beantwortung der Frage ab: Sind noch große Gesamterfahrungen von der Menschheit in Jesu Christo zuteil gewordenen Heilsoffenbarung zu machen? Und wenn dies bejaht werden müßte, welche Erfahrungen sind dies? Da ist es nun offenbar — allezeit allerdings nur unter der bestimmtesten Voraussetzung, daß die aus den Heiden gesammelte Kirche vom Heiligen Geiste geleitet und ihrer Vollendung für die Wiederkunft des Herrn in unabwieslichen Bahnen entgegengeführt werde —, daß von der Kirche selbst die Erfahrungen gemacht worden sind: zuerst von dem einigen wahren, lebendigen Gott, hierauf von dem Heiligen Geiste, dem Herrn und Lebendigmacher; hierauf von Jesu Christo als zugleich wahren Gott und wahren Menschen, unermischt und unzertrennt, endlich von der Sünde und der Vergebung derselben sowie von der Zueignung dieser Vergebung (Rechtfertigung allein durch den Glauben). Daraus folgt nun weiter mit vollster Sicherheit, daß nur noch zwei große Gesamterfahrungen von der Heidenkirche gemacht werden können: zunächst die Erfahrung von der Kirche, als der Braut des Herrn, der reinen und unbefleckten Jungfrau, und zugleich dem Leibe des Herrn, dessen Heiland er selbst ist, und sodann die Erfahrung von den letzten Dingen (Antichrist, Zukunft Christi). In diesen beiden Stücken ist Lehrenfreiheit, allezeit unter strengster Festhaltung des bereits Erfahrenen, gekattet, und zwar in unserm Sinne in dem Grade, daß wir, um ein Beispiel anzuführen, nicht einmal die allerdings grundstürzende Lehre vom ‚Gemeinbegriff‘ als von der Kirche mit dem Bann zu belegen ansehen, jedenfalls sie nicht mit Gewalt unterdrücken würden, falls wir dies auch da oder dort zu tun vermüßten; es gehört dieselbe mit zu dem Entwicklungskampfe, der uns in der Erfahrung von der Kirche gesetzt ist, und es muß sich auch diese Lehre ebenso ausleben und selbst zerstören, wie die Heerei des Arius oder der Gnostiker sich ausgelebt und selbst vernichtet hat: der Heilige Geist wird sie durch uns überwinden. Daß außerdem innerhalb des Kreises der bereits gemachten Gesamterfahrungen Lehrenfreiheit in der Weise zulässig, ja notwendig sei, um diese Erfahrungen — namentlich hinsichtlich ihrer Ausbildung zu theologischen Lehrstücken — genauer zu bestimmen, versteht sich wohl von selbst; nur darf diese Lehrenfreiheit an die Substanz der Lehren, an die Erfahrungen selbst, auch nicht mit dem Finger rühren.“ Geschmückt ist das Wort mit drei Bildnissen Vilmars.

F. B.

Beretning om det Ekstraordinære Synodemøde af Synoden for den norsk-evangelisk-lutheriske Kirke i Amerika. Afholdt i Minneapolis, Minn., fra 11te til 18de Juni 1913. Decorah, Iowa. Lutheran Publishing House. 1913. 304 Seiten 6×9. Preis: Broschiert 25 Cts., geb. 40 Cts.

Der Synodalbericht der Norwegischen Synode für das Jahr 1913. Enthält die in der Vereinigungssache gefaßten Beschlüsse, die Komiteeberichte und stenographisch aufgenommene Debatte über diese Sache sowie vollständige Parochialberichte, die auch über das Finanzsystem der Norwegischen Synode interessanten Aufschluß geben. G.

Beretning om det fireogtyvende Aarsmøde for den Forenede norsk-lutheriske Kirke i Amerika, afholdt i St. Paul, Minn., fra 12te til 18de Juni, 1913. Minneapolis, Den forenede Kirkes Trykkeri. 1913. 318+CIV Seiten 5½×8½. Broschiert.

Dieser Bericht über die Versammlung der Forenede Kirke in St. Paul enthält sehr ausführliche Berichte über das Anstaltswesen, die Missionen und verschiedenen Klassen der Forenede Kirke, auch sehr detaillierte Parochialberichte. Die sechs Gehälter der Pastoren sind mit Kennung der Summe, die jede Gemeinde der Parodie beiträgt, angegeben. Die Berichte über die Vereinigungssache sind dürftig ausgefallen. Überhaupt wurde kein Lehrgegenstand auf dieser Synode behandelt, auch nicht die durch das Vereinigungswerk wieder in den Vordergrund gerückten Lehren von der Erwählung und Bekehrung. G.

Referat af förhandlingarna vid Augustanasynodens Femtiofjärde Aarsmöde hållet i Immanuelskyrkan, Chicago, Ill., den 11.—17. Juni 1913. Rock Island, Ill., Augustana Book Concern. 368 Seiten, 6×9.

Auch dieser Bericht der Augustanasynode zeichnet sich aus durch äußerst reiches statistisches Material in den Berichten über den Stand der Gemeinden, Anstalten und Missionen. Die Konstitution eines Unterstützungsfonds für Pastoren der Augustanasynode ist in englischer Sprache abgedruckt. Lehrverhandlungen fanden nicht statt. G.

Die Gleichnisse Jesu. Illustriert von Eugen Burnand mit 72 Bildern in Autootypie, mit einer Einleitung von D. theol. D. Koch. Dritte Auflage. Verlag für Volkskunst, Richard Keutel, Stuttgart. Mit Goldschnitt und in Leinwand gebunden M. 15.

Eugen Burnand, geboren in Moudon im Kanton Waadt, genoss im Schaffhauser Gymnasium eine deutsche Erziehung und ging 1872 nach Paris, um dort in die Ecole des Beaux-Arts einzutreten. Seine Originale zu den Gleichnissen Jesu wurden 1908 im Salon in Paris ausgestellt, wo sie einen gewaltigen Eindruck auf Franzosen, Schweizer und Deutsche machten. Seitdem haben diese Illustrationen in Pracht- und Volksausgaben weite Verbreitung gefunden. Warde doch die erste Auflage dieses Werkes in sechs Wochen abgesetzt. Beschreibungen lassen sich die Bilder schlecht; man muß sie sehen, um ihre Eigenart würdigen zu können. Ein Sachverständiger schreibt: „Was paßt uns eigentlich so merkwürdig vor Burnands Bildern? Nicht nur die souveräne Beherrschung der Technik, nicht nur die Meisterschaft in der Behandlung von Licht und Schatten, von Landschaften, Gemäthern, Tieren, Menschengesichtern, sondern vor allem die Kraft der Wahrheit, die in diesen Bildern liegt. Wahrheit und Leben, das ist's, was uns ergreift; eine Künstlersseele, die Jesu Gleichnisse mit ganzem Herzen herzlich erfaßte und in wahren, lebendigen Bildern neu aus sich herauszuschöpfen. Ihren Höhepunkt erreicht diese lebendige Wahrheit in den Menschengesichtern, die uns auf diesen Bildern begegnen. Menschen charakterisieren, das Wesentliche eines Bildes ins Psychologische, in die Gesichter hinein verlegen, das kann und darf nur ein großer Künstler.“ Folgen möge hier auch, was Dr. G. Vafsch in

„Unserer Kirche Herrlichkeit“, S. 234, über Burnand sagt: „Er ist vor einigen Jahren mit ‚Gleichnissen‘ hervorgetreten, die überall Aufsehen erregten, über die sich aber auch Streit erhob. Wurden von der einen Seite diese ‚Gleichnisse‘ als klassische Denkmäler religiöser Höfienkunst gerühmt, so wurde von anderer Seite an ihnen getadelt, daß sie selten den Kern dessen treffen, was Jesus mit seinem Gleichnis wollte. Vielleicht würde die Streitfrage an Schärfe verlieren, wenn man in Erwägung zöge, daß Burnand sich in den Formen der calvinistischen Predigt bewegt. Die aber kennt kaum einen systematischen Predigtaufbau, sondern mit Vorliebe wird ein einziger Spruch der Schrift herausgegriffen und behandelt. So wählt Burnand aus einem Gleichnis jeweils die Verse, deren Inhalt er mit seiner bildnerischen Formensprache bewältigen kann. Dann aber zieht seine Bildkraft die Phantasie in ihren Bann. Was er gibt, ist herb, streng, fast oft im Ausdruck, calvinistisch durch und durch, aber jäh sich in die Seele den Weg bahnend. So leicht lassen sich die beiden Illustrationen zu den Gleichnissen vom reichen Mann und armen Lazarus nicht vergessen. Der Reiche schleimnt allein, freudlos, übersättigt, unlustig geworden in seiner brutalen Selbstsucht. Und während er prahlt, liegt Lazarus sterbend vor seiner Tür. Nur die Hunde haben Mitleid mit ihm. Die Arbeiter im Weinberge‘ stellt Burnand dar in dem Augenblick, da sie bei ihrem Herrn über die ungerechte Auszahlungsart sich beschweren. Sie haben sich einen guten Vertreter gewählt. Er pocht auf sein vermeintlich Recht. Der Protest gleitet an dem Gebieter ab; er hat ihnen den verabredeten Lohn gegeben; dabei bleibt's; sie sind quitt. Ein Steintisch, der die Parteien trennt, eine Nische in der Wand — keine dekorativen Kleinigkeiten; die Figuren sollen allein wirken. In den ‚Gleichnissen‘ hat Burnand die Zeichnung sprechen lassen, ohne die Kraft der Farben zu Hilfe zu nehmen. Er ist aber auch als Maler ein Meister.“ Die Ausstattung des Buches entspricht dem Inhalt und macht dem „Verlag für Volkskunst“ alle Ehre. J. P.

A. Deichert's Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Neue kirchliche Zeitschrift.“ Jhrg. XXIV. M. 2.50 pro Quartal. — Diese in „N. u. W.“ wiederholt charakterisierte Monatschrift wird herausgegeben von D. Engelhardt in München, D. v. Zahn in Erlangen, D. H. v. Bezzel in München und andern Vorführern der modern-positiven Theologie. Für den kommenden Jahrgang stellt sie in Aussicht u. a. auch folgende Artikel: „Volkskirche, Volksseele, Volksseelsorge, Volksmission“ von Prof. D. Mahling in Berlin. „Gegenwärtiger Stand und künftige Aufgaben der Palästinaforschung“ von Prof. D. Sellin in Kiel. „Ägyptischer und jüdischer Pessimismus“ von Prof. Herzmann in Kofod. „Zur religionspsychologischen Methode“ von Prof. D. Pfennigsdorf in Bonn. „Vom jungen Luther“ von Prof. Joh. von Walther in Breslau. „Der Charakter des evangelischen Erzbischofs von Boromski“ von Prof. D. Udeley in Königsberg. „Die theologische Stellung Kählers“ von Prof. D. Weber in Bonn. „Die Aufgaben des evangelischen Predigtamts in der Gegenwart“ von Oberhofprediger Scholz in Gotha. „Psychologie der männlichen Jugend“ von P. Böttcher in Schmöln. „Seltenstudien“ von P. Stöck in Kaltenkirchen.

2. „Die Theologie der Gegenwart.“ Jhrg. VII. Preis pro Jahr: M. 3.50, für Abonnenten der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ M. 2.80. — Herausgegeben wird diese Zeitschrift von D. R. H. Grünmacher, D. G. Grünmacher, D. Jordan, D. Sellin, D. Udeley und D. Wohlenberg. Im kommenden Jahr sollen ohne Preiserhöhung statt vier, wie bisher, jetzt sechs Hefte geliefert werden, und zwar in folgender Reihenfolge: 1. Systematische Theologie, 2. Praktische Theologie, 3. Alttestamentliche Theologie, 4. Kirchengeschichte (Alte Kirche und Mittelalter), 5. Kirchengeschichte (Reformation und Neuzeit), 6. Neutestamentliche Theologie. J. P.

Bandenhörd und Rupprecht's Verlag in Göttingen hat uns zugesandt:

Drei neue liturgische Formulare von Friedrich Spitta: 1. „Liturgische Andacht am Reformationsfeste“; 2. „Liturgische Andacht am Buß- und Bettag“; 3. „Liturgische Andacht zum Gedächtnis der Verstorbenen“. Es sind dies Sonderabdrucke aus der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“. Preis: Einzel 12 Pf., 15 je 8 Pf., 50 je 6 Pf., 100 je 5 Pf.

A SOURCE BOOK OF ANCIENT CHURCH HISTORY from the Apostolic Age to the Close of the Conciliar Period. By *Joseph Cullen Ayer, Jr.*, Ph. D. 730 pages 8vo. Cloth. \$3.00 net; postage additional. Charles Scribner's Sons, New York.

Mit diesem Quellenbuch zur Geschichte der alten Kirche bis zum Konzil von Nizäa, 787, hat *J. C. Ayer*, Professor der Kirchengeschichte an der Divinity School der protestantischen Episkopalkirche in Philadelphia, ein Hilfsmittel für das kirchenhistorische Studium dargeboten, das alles Dankes wert und von Lehrern der Kirchengeschichte wie von Studenten mit Freuden zu begrüßen ist. Man merkt es dem Buche durchaus an, daß es aus der Praxis erwachsen ist, das kirchenhistorische Studium fördern und dem Studenten ein eigenes, auf die Quellen basiertes Urteil ermöglichen will. Mit bibliographischem Stoff wird der Leser in keiner Weise überfüllt; aber meist findet er kurze Andeutungen, wo er mehr suchen kann, wenn die dargebotenen Quellenstellen den Gedanken in ihm erweckt haben, sich über einen wichtigen Punkt genauer zu informieren. In den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln befaßt sich Prof. Ayer möglicher Kürze und Objektivität. Daß alle Quellenstellen nur in englischer Übersetzung vorliegen, sichert dem Werke ohne Zweifel weit mehr Leser in unserm Lande und auch in England, als wenn die Zitate in den Originalsprachen vorlägen, in welchem Fall das Buch ein kleines Glossarium der Kirchenlatinität und -gräzität als Appendix bekommen müßte. Und doch empfindet man hier und da stark das Bedürfnis, den Text wenigstens neben der englischen Übersetzung zu haben. So in einigen zum arianischen Streit dargebotenen Belegstellen, besonders aber bei der vielgebeutelten *Trenäusstelle* (S. 112—114; Adv. haereses III, 3, 1—4), wo es mit dem „*potiorem principalitatem*“ nicht genug ist, selbst nicht für einen Studenten. Hier kann man doch nur unter Darbietung der lateinischen Übersetzung, wie wir sie in *Stierens* Ausgabe haben, zeigen, um was sich der Streit über diese Stelle dreht. Wenn dem Gnostizismus etwas viel Raum gewidmet ist, kann man sich doch nicht beschweren, daß darüber Wichtigeres weggeblieben sei und schwer vermißt werde. Im Gegenteil muß gerühmt werden, daß die Auswahl eine ganz vortreffliche ist, die den verschiedenen Kapiteln (Ausbreitung der Kirche, Lehre, Kultus, Kirchenzucht, Verhältnis zum Staat, Häretiker und ihre Gegner usw.) in gleicher Weise gerecht werden will. So ist es ein wirklich wertvolles Buch, das uns hier dargeboten ist. Noch wertvoller wäre es, wenn es nur \$2.25 kostete; es bekäme mehr Leser. Der Verfasser sagt am Schluß seines Vorworts: „It may easily happen that no one else would make just the same selection of sources here made. But it is probable that the principal documents, those on which the majority would agree, and which are most needed by the teacher in his work, are included among those presented.“ Das ist richtig; es fehlt nichts Unentbehrliches. K.

THE WORK OF CHRIST, Past, Present, and Future. By *A. C. Gaebel*. Publication Office „Our Hope,“ New York City. 50 cts.

Charakteristischer kann man diese Schrift als antilapsitisch, reformiert. Was den zuletzt genannten Zug betrifft, so wird z. B. die Zurechnung des tätigen Gehorsams Christi und die allgemeine Versöhnung geleugnet, und die Himmelfahrt wird also beschrieben: „He ascended on high. And the Man Christ Jesus passed upward through the territory which is still the domain of Satan. The glorified Man passed on, upward, higher and higher. Through the second heaven He passed, where the wonderful stars describe their orbits around their fiery suns. At last a place was reached where every angel had to halt. Even the archangel had to cover His face and cry, 'Holy! Holy!' Yonder is the third heaven, and there stands the glorious throne of God. The glorified Man advances alone; He ascended on high into the immediate presence of His God and our God, His Father and our Father. The welcoming voice of God Himself bade Him to take His seat on His own right hand until His enemies are made His footstool. There He is now the Man in the Glory. Once more let me state it, the Lord Jesus Christ is corporeally present in the highest heaven.“ (S. 56.) — Dieser *Polasimus* ist nicht der Schrift entnommen, sondern aus einer traffen *Metaphysik* geschöpft und von reformierter Phantasie in die Schrift hineingetragen. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

In der von St. Louis ausgegangenen Schrift „Zur Einigung“ vermißt der Lutheran vom General Council den „rechten Geist“ und die „Liebe“. Diese überaus schwere Anklage begründet er mit der in jener Schrift (S. 108) enthaltenen Erklärung: „Derjenige Teil der lutherischen Kirche, welcher bisher gelehrt hat, daß die befehrende und seligmachende Gnade sich nach dem richtigen oder guten Verhalten des Menschen richte, und darin den Erklärungsgrund für die discretio personarum findet, muß diese Lehre ohne allen Vorbehalt aufgeben. Geschieht dies nicht, so ist alle Einigkeit nur Schein.“ Wir haben doch nicht bloß diese Erklärung abgegeben, sondern auch ausführlich nachgewiesen, daß die Heilige Schrift das „verschiedene Verhalten“ als Erklärungsgrund der discretio personarum durchaus abweist. Wir haben auch nachgewiesen, daß der Glaube an Christum in einem Menschenherzen weder entstehen noch bestehen kann, solange jemand nicht bloß in Worten, sondern auch in seinem Herzen wirklich an dem Wahn festhält, daß sein „verschiedenes“, das heißt im Vergleich mit andern bessere, „Verhalten“ zum Erklärungsgrund für seine Bekehrung, Seligkeit und ewige Erwählung macht. Wir haben auch ausführlich nachgewiesen, daß die Konkordienformel ausdrücklich das „verschiedene Verhalten“ abweist, indem sie erklärt, daß die Seligwerdenden bei einem Vergleich mit den Verlorengehenden sich auch „übel“ verhalten und „in gleicher Schuld“ sind. Wir haben auch darauf hingewiesen, daß alle Christen auf der ganzen Erde in ihrem Herzen auf dem Standpunkt der Konkordienformel stehen. Wir haben endlich auch nachgewiesen, daß die Einschlebung des „verschiedenen Verhaltens“ in die Heilslehre der eigentliche Keil ist, der im Streit über die Lehren von der Gnadenwahl und Bekehrung die lutherischen Kirchengemeinschaften getrennt hat. So ist es wahrhaftig nicht wider die „Liebe“ und den „rechten Geist“, wenn wir darauf bestehen, daß der trennende Keil „ohne allen Vorbehalt“ entfernt werde. Es gibt keine gute Deutung des „verschiedenen Verhaltens“ als Erklärungsgrund für die discretio personarum. Darum weg damit „ohne allen Vorbehalt“, so lieb uns die Einigkeit der lutherischen Kirche auf dem Grunde reiner lutherischer Wahrheit ist! Der Lutheran sollte mit uns auf der Entfernung des „verschiedenen Verhaltens“ bestehen. Wie würde es um die Reformationsfeier im Jahre 1917 in der amerikanisch-lutherischen Kirche aussehen, wenn ein Teil die Lehre festhalten und der andere Teil die Lehre unbeanstandet lassen wollte, daß die befehrende und seligmachende Gnade sich nach dem richtigen oder guten Verhalten des Menschen richte! Dies ist ja genau die Lehre, die Luther an Erasmus bekämpfte und als das eigentliche Fundament der papistischen Gegenstellung in der Heilslehre bezeichnete. Lassen wir diese Lehre gelten, so erklären wir damit tatsächlich, daß Luther im Unrecht war und der Papst recht hatte. Das bezeugt Luther selbst. Er nennt die Irrlehren von des Papstes Oberhoheit, vom Ablass und Fegfeuer Kleinigkeiten und Kinderereien im Vergleich mit der Behauptung des Erasmus, daß der Mensch zur befehrenden und seligmachenden Gnade sich schiden, also gegen die Gnade sich richtig verhalten könne (facultas se applicandi ad gratiam). Indem Erasmus dies lehrt, sagt Luther

von ihm: „Du allein hast den Punkt gesehen, um den es sich eigentlich handelt, und bist mir an die Stehle gefahren.“ (St. L. XVIII, 1967. Opp. v. a. VII, 367.) Luther sagt damit nicht zu viel. Wie kann von einer Rechtfertigung und einem Seligwerden aus Gnaden, um Christi willen, durch den Glauben, ohne jede menschliche Würdigkeit die Rede sein, wenn die bekehrende und seligmachende Gnade sich nach dem Entgegenkommen oder dem richtigen Verhalten des Menschen richtet? Darum geht es wirklich nicht anders: Wollen wir einig werden in der Lehre der Kirche der Reformation, so müssen wir alle miteinander das erkennen und erklären, was dem *Lutheran* in unserm „Plea“ so anstößig erscheint: Das menschliche Verhalten als Erklärungsgrund für die *discretio personarum* muß ohne allen Vorbehalt aufgegeben werden. Im Jahre 1817 feierte man das dreihundertjährige Jubelfest der Reformation. Zur Verherrlichung der Feier wollte man die lutherische Kirche mit der reformierten kopulieren. Warnend rief damals Klaus Harms in die Kirche hinein, man möchte den Kopulationsakt nicht über „Luthers Gebein“ vollziehen. Luthers Gebein würde davon lebendig werden, und dann — würde es eine fürchterliche Szene geben. Wenn die lutherische Kirche zur Jubelfeier im Jahre 1917 sich mit dem menschlichen Verhalten als Erklärungsgrund für die Befehlung und Seligkeit kopulieren wollte, dann möchte doch trotz der weiten Entfernung der Vereinigten Staaten von der Ruhestätte Luthers in der Schloßkirche zu Wittenberg das Ereignis eintreten, das Klaus Harms in Aussicht stellt. Die nächste Nummer von „Lehre und Behre“ wird, so Gott will, eine Zusammenstellung der Urteile bringen, die in letzter Zeit über unser „Plea for a United Lutheranism in America“ abgegeben worden sind.

J. P.

Die *Opposition* innerhalb der *Norwegischen Synode* gegen die Vereinigung mit der *Foreneke Kirke* und der *Haugefnode* nimmt etwas festere Gestalt an. Es wird ihr jetzt auch gestattet, in der „*Kirkeidende*“ freier zu Worte zu kommen. In der letzten Nummer des Jahrgangs 1913 lesen wir den *Protestbeschuß* einer Gemeinde bei *Deerfield, Wis.*, die auf das bestimmteste sich weigert, dem *Majoritätsbeschuß* zuzustimmen, da derselbe als *Synodalbeschuß* verfassungswidrig sei. Wir lassen den Text dieses *Gemeindebeschlusses* folgen. „Einstimmig beschlossen: 1. daß die *West-Koskholong-Gemeinde* entschieden Stellung nimmt gegen den *Majoritätsbericht* (pro Union), da die *Synode* den *Minoritätsbericht* verworfen hat, trotzdem dieser letztere die reine Wahrheit enthielt (nämlich daß das „*Opgjør*“ von den verschiedenen *Synoden* verschieden ausgelegt wird . . .); trotzdem auch, daß dieser *Minoritätsbericht* das fordert, was in Gottes Wort als Bedingung der Vereinigung gefordert wird (daß nämlich jeder aus Gottes Wort, und nicht durch Stimmenmehrheit, überzeugt werden muß). Diese Verwerfung des *Minoritätsvorschlages* können wir als *Christen* unmöglich anerkennen. Wir beklagen auch, daß der *Präsident* von seinem *Vorsitz* aus der *Versammlung* zurief, sie dürfe nicht dem *Minoritätsvorschuß* zustimmen. . . . 2. Daß es sich in dieser Sache um eine ernste *Gewissensfrage* handelt, kann nicht geleugnet werden. Nun sagt aber unsere *SynodalKonstitution*: *Lehr- und Gewissensfragen* können nicht durch *Stimmenmehrheit* entschieden werden, sondern nur nach Gottes Wort und den *Bekanntnisschriften*.“ Und doch hat die *Synode* sich unterfangen, diese *Lehr- und Gewissensfrage* durch *Stimmenmehrheit* abzumachen, so daß sie für die einzelnen *Gemeinden* und deren *Glieder* bindend sein soll. Dieses

Abmachen ist aber nach unserer Synodalverfassung durchaus ungültig als Synodalbeschuß.“ P. M. Fr. Wiese steht an dieser Gemeinde. Dieselbe Nummer der „Kirketidende“ bringt ein anderes Schreiben, aus dem hervorgeht, wie bitter sich der Konflikt um die Union in manchen Gemeinden gestaltet. Aus Northwood, Iowa, schreibt ein Glied der dortigen Gemeinde: „In drei der Gemeinden P. O. L. Lees ist der Majoritätsbeschuß angenommen worden. Niemand stimmte dagegen, obwohl der Pastor eifrig in der entgegengesetzten Richtung gearbeitet hat. Hoffe, daß alle Gemeinden daselbe tun werden, ganz abgesehen davon, welchen Standpunkt ihre Pastoren vertreten.“

Auf Grund eines Artikels von D. Stub, der letzten Herbst in „Kirketidende“ erschien (siehe „L. u. B.“, Oktober 1913, S. 465), stellt ein alter Schullehrer, Herr J. Johnson, in Nr. 51 letzten Jahres folgende Fragen: „1. Glaubt D. Stub wirklich, daß die drei Professoren“ (Brandt, Mvisaker, Hove), „die jenes Bittgesuch verabschaften, Lügner sind? Die Verfasser erklärten der Synode, daß die Bittschrift für bekümmerte Gewissen bestimmt gewesen sei. Der Präses erklärt jetzt, daß diese Aussage aus der Luft gegriffen sei. 2. Will der Präses wirklich sagen, daß eine Gemeinde nicht loyal gegen die Synode ist, wenn sie es nicht für weise oder recht ansieht, für den Majoritätsbericht zu stimmen? 3. Will der Präses wirklich sagen, daß die Gemeinde keine andere Antwort als Ja auf die Majoritätsvorlage abgeben darf? . . . 4. Will der Präses wirklich sagen, daß die Synode keine Rücksicht zu nehmen braucht auf solche Gemeinden, die dem Minoritätsbericht“, der gegen Vereinigung auf Basis des „Dpgjör“ lautete, „zustimmt? Meint der Präses, daß er diese Fragen bejahen kann, was bleibt dann noch von der Selbstregierung der Gemeinden und von Gewissensfreiheit übrig in der Norwegischen Synode?“ In der ersten Nummer des neuen Jahrgangs geht D. Stub ausführlich auf diese vier Fragen ein. Auf die erste Frage antwortet er: „Der Fragesteller behauptet: Präses Stub erklärt die Aussage, daß die Bittschrift nur für bekümmerte Gewissen bestimmt ist gewesen sei, für völlig aus der Luft gegriffen.“ Dem ist nicht so. Was ich erklärt habe, war dieses: „Die Aussage, daß sich die Bittschrift nur an bekümmerte Gewissen gerichtet habe, ist völlig aus der Luft gegriffen.“ Er führt dann aus, tatsächlich seien auch Leute darum angegangen worden, der Bittschrift ihren Namen beizufügen; es sei die Petition also faktisch nicht nur an bekümmerte Gewissen gerichtet gewesen. Für wen dieselbe „bestimmt“ gewesen sei, darauf sei er nicht eingegangen. — Eine solche Distinktion läßt sich allerdings machen. Leider erklärt D. Stub nicht, wessen Aussage er im Sinne hatte, als er urteilte, das sei eine „völlig aus der Luft gegriffene“ Behauptung. Der einzige, von dem eine solche Aussage im Protokoll der letzten Sitzung der Norwegischen Synode steht, ist Prof. Brandt, welcher erklärte, die Bittschrift sollte solchen dienen, die in ihrem Gewissen durch den letztjährigen Synodalbeschuß (Annahme des „Dpgjör“) beschwert waren. Andere erklärten auch, daß ihre Gewissen durch die Annahme des „Dpgjör“ beschwert seien, doch nur Prof. Brandt sprach sich über den Zweck aus, den man mit Verabsaffung der Petition verfolge. D. Stub's Aussage, daß die Bittschrift sich nicht nur an bekümmerte Gewissen richtete, konnte nicht gut anders als eine Reaktion auf eben diese Darstellung Prof. Brandt's, die auch in der Petition selber zum Ausdruck kommt, angesehen werden. — Zu den andern drei

Punkten des Fragestellers spricht sich D. Stub also aus: „Die allgemeine menschliche Höflichkeit sowie die Rücksichtnahme auf die Synode und auch die Synodalverfassung erfordern, daß die Gemeinden auf den Majoritätsvorschlag, der ihnen auf Beschluß der Synode vorgelegt worden ist, antworteten.“ Man könne ja seine Meinung kundgeben, falls man glaube, daß der Majoritätsvorschlag gegen Gottes Wort sei oder lokaler Verhältnisse wegen nicht zweckdienlich erscheine; doch stände ihm, als Präses, kein anderer Weg frei, als den Gemeinden kundzutun, daß der Majoritätsvorschlag, und nur dieser, zur Behandlung vorliege. Hier kann man nun genau so unterscheiden, wie D. Stub in bezug auf die Aussage in betreff des Zwecks der Bittschrift und deren tatsächliche Wirkung unterscheidet. Tatsächlich hat man an seiner Erklärung, nur über den Majoritätsvorschlag hätten die Gemeinden zu verhandeln, als an einem Eingriff in die Gemeinderechte Anstoß genommen, wie auch die Fragen Herrn J. Johnsons beweisen. Eine erfreuliche Wendung ist immerhin darin zu erkennen, daß man der Minorität nun auch öffentlich mehr Beachtung zu schenken willens ist. G.

Der frühere Redakteur der „Kirketidende“, D. L. Larsen, schrieb in einer der letzten Nummern des vergangenen Jahres einen Artikel unter der Überschrift: „Sollten wir nicht Gott danken?“ Die Antwort lautet: Ja, gemäß sollten wir Gott danken, hauptsächlich für den Fortschritt in der Vereinigungsbewegung. Das „Opgjør“ wird als ein Dokument bezeichnet, das durchaus die rechte Lehre enthält und für Vereinigung als genügende Basis anerkannt werden muß. Daß das intuitu fidei darin auf eine Stufe mit der Lehre der Konfordinenformel und der Schrift gestellt wird, darüber enthält der Artikel kein Wort. Die Sache wird so dargestellt: „Das ‚Opgjør‘ bekennt sich zur Lehre der Konfordinenformel. Doch soll damit die Lehre nicht verworfen werden, die unser Volk seit einem Menschenalter in Pontoppidans ‚Sandhed til Gudfrøgtighed‘ ausgedrückt gefunden hat, verstanden in Übereinstimmung mit den Katechismusworten: ‚Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft‘ usw. Kein Christ kann glauben, daß, was er selbst mit eigener Stärke oder Vernunft wirkt, eine Ursache sein kann, daß ihn Gott zur Seligkeit erwählt.“ Das ist eine falsche Darstellung des Sachverhalts. Man darf nicht, ohne Mißverständnisse hervorzurufen, so einfach in das Volk hineinschreiben, das „Opgjør“ bekenne sich zur Lehre von der Erwählung, wie sie sich in der Konfordinenformel findet — Punkt. Der erste Paragraph des „Opgjør“ bekennt sich zu „der Lehre von der Gnadentwahl, wie sie in der Konfordinenformel und in Pontoppidan enthalten ist“. — Auch die Einschränkung: „verstanden in Übereinstimmung mit den Katechismusworten: ‚Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft‘ usw.“ ändert nichts an der tatsächlichen Gleichstellung der zwei Lehrformen, wie sie in den Unionsthesen vorliegt. — So unklar schreibt man zu einer Zeit, in der die Gemeinden das „Opgjør“ noch einmal gewissenhaft zu prüfen hätten, ehe zur Schlußabstimmung in der Vereinigungssache geschritten wird. Von dem Dissens, der in D. Piepers Buch und in den Zeitschriften der Synodalkonferenz ausgesprochen wird, verlautet nichts. Die Absicht, die von Anfang des Handels hervortrat, in der Vereinigungssache sich durch keinen Einspruch von Seiten oder aus der Synodalkonferenz das Ziel verrücken zu lassen, wird so weit konsequent beibehalten. G.

Eine bedenkliche Schwäche in der Stellung zur Lehre von der Inspiration offenbart sich in einem Artikel, der am 9. Dezember letzten Jahres in „Lutheraneren“, dem Organ der Forenede Kirke, erschien. „Gottes Gedanken“, heißt es da, „sind von schwachen Menschen aufgenommen und durch deren unvollkommene Sprache formuliert worden; so müssen wir darauf gefaßt sein, auch in der Bibel Spuren von Unvollkommenheit zu finden. Gott füllte seine Zeugen mit seinem Geist; doch hat er sie nicht zu himmlischen, unfehlbaren Wesen umgeschaffen. Hat sich ihr Gedächtnis hier oder dort geirrt, oder finden sich in unwesentlichen Dingen Ungenauigkeiten, so muß uns das nicht wundernehmen. . . . Auch haben nicht alle Verfasser der Schrift dasselbe Maß von Geistesfülle besessen, nicht alle haben Gottes Gedanken in dasselbe Licht und dieselbe Klarheit zu heben vermocht. . . . Doch haben diese Erinnerungen an die schwachen Werkzeuge, die uns in der Schrift begegnen und die der stolzen Vernunft so anstößig sind, keine Bedeutung für den Gläubigen. Sie berühren nur unwesentliche Dinge, die in keinem Zusammenhang stehen mit seinem Seelenheil; und wer die lebendige Kraft des Wortes an seinem Herzen erfahren hat, verläßt sich voll und ganz auf das Zeugnis der Schrift.“ Mit Recht fragt „Kirketidende“ in einem Redaktionsartikel: „Wo bleibt nach all diesem die Unfehlbarkeit der Schrift? Von einem modernen Theologen darf man solche Ausführungen erwarten, ganz gewiß nicht jedoch von Altlutheranern.“ Auch Luthers bekanntes Wort über den Jakobusbrief und einzelne andere Bücher wird in dem „Lutheraneren“-Artikel angezogen. Dazu bemerkt „Kirketidende“ treffend: „Das hat ja gar nichts mit Luthers Ansicht von der Inspiration zu tun, sondern betrifft die Autentizität der Bücher. Gehörte ein Buch zu den kanonischen, so stand es Luthern fest, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben ist. So konnte er auch sagen, daß ein Wort der Schrift ihm mehr galt als alle Weisheit der Menschen; daß auch die Kirchenväter ihre Lehre aus der Schrift, die noch nicht gebrochen worden, zu beweisen hätten.“ „Kirketidende“ spricht schließlich ihre Mißbilligung darüber aus, daß bis dato die erwartete Zurückstellung dieses Fehlers noch nicht in „Lutheraneren“ erschienen sei, und stellt die Frage an jenes Blatt, in welchem Sinne es diese Aussagen über die Inspiration der Heiligen Schrift verstanden haben wolle. G.

Der „Lutheran Companion“, das englische Blatt der Augustanasynode, bringt in letzter Zeit Ansichten zum Ausdruck, die auf eine Veränderung in dem Verhältnis der schwedischen Synode zum Generalkonzil abzielen. Nach der bestehenden Ordnung steht die Augustanasynode auf einer Linie mit einer Anzahl kleiner Körperschaften, die mit ihr zusammen das Generalkonzil bilden. Von den zwölf Synoden, die mit der Augustanasynode im Konzil verbunden sind, haben neun eine Stärke von weniger als hundert Gemeinden. Dagegen ist die Augustanasynode selber eine Körperschaft, die sich aus einer Anzahl selbständiger, inkorporierter Konferenzen zusammensetzt und die nahezu ein Drittel der kommunizierenden Glieder des Konzils (176,540 aus 493,279) umfaßt. Der Companion weist darauf hin, daß ursprünglich das Konzil nur eine beratende Versammlung von Vertretern der Gemeinden gewesen, im Laufe der Zeit aber eine gesetzgebende Versammlung geworden sei. Die Arbeitsgebiete der Schweden und anderer zum Konzil gehörigen Synoden sind nicht scharf voneinander abgegrenzt, und Zusammenstöße sind unvermeidlich geblieben. Man hat auch den Unter-

nehmungen der einzelnen kleineren Körper im Konzil nicht immer ein großes Interesse entgegenbringen können. So empfiehlt nun der *Companion* — und damit spricht er gewiß einen Gedanken aus, der eine starke Faktion der Augustanassynode hinter sich hat —, daß „die kleineren Synoden einen Körper bilden sollten, der zusammen mit der Augustanassynode dann das Generalkonzil bilden würde“.

Der Plan zu einer neuen lutherischen Wochenschrift, *The Lutheran Survey*, ist von D. W. S. Greever, Präsident der South Carolina-Synode, entworfen worden und geht seiner Verwirklichung entgegen. Das Gebäude, das der Herausgabe dieser Zeitschrift als Redaktionslokal und Druckerei dienen soll, ist im Bau, und ein großer Teil des Garantiefonds, der das Unternehmen ermöglichen soll, ist schon einbezahlt. Der *Survey* soll etwa die Stelle einnehmen, die jetzt der *Literary Digest* vertritt, soll also über alle Wissensgebiete eine wöchentliche Rundschau halten und vom lutherischen Standpunkt aus ein Urteil über zeitgeschichtliche Vorfälle und Bewegungen fällen. Wenn in diesem *Survey* wirklich ein beachtenswerter Nebenbuhler zum *Digest* erstünde, so wäre damit allerdings einem Mangel abgeholfen. Der *Digest* gibt zwar vor, in allen Dingen ganz unparteiisch die Urteile von den verschiedensten „Richtungen“ zu referieren und auch in der Auswahl der gebotenen Neuigkeiten immer die strengste Unparteilichkeit walten zu lassen. Diese Aufstellungen beruhen aber, um es ganz gelinde auszudrücken, auf arger Selbsttäuschung. Tatsache ist, daß der *Literary Digest* immer dem Unglauben das Wort geredet hat und immer die Sorte kirchliche „Neuigkeiten“ gebracht hat, die nicht etwa das Werk der Kirche, sondern ein Zerribild desselben, nicht die Eigenart der Kirche als mit der Heilsbotschaft beauftragter Institution, sondern die ungesunden Auswüchse kirchlichen Lebens zur Geltung kommen lassen. Man sieht deshalb mit Erwartung dem Erscheinen einer Zeitschrift entgegen, die einen Ersatz bieten will für den *Digest*, den *American Review*, *World's Work* und ähnliche dem Christentum mehr oder weniger abgeneigte Zeitschriften, und vom lutherisch-christlichen Standpunkt aus ein Urteil fällen will über Zeiterscheinungen, Personen und die Neuigkeiten des Tages.

“**Experiences with the Critical Theory.**” Unter diesem Titel geißelt Dr. Magoun in der Dezembernummer (1913) des *Bible Champion* das anmaßende Gebaren der höheren Kritiker in trefflicher Weise. Er schreibt: “The first was in Baltimore; at a regular session of the Greek seminary we had a most impressive lesson. A grim smile lit up the professor's face as he entered the room, and we knew that something unusual was coming. He sat down and spoke somewhat as follows: I am going to take you into the *sanctum sanctorum* this morning, young gentlemen, and teach you how to make a reputation. ‘There are tricks in all trades’ — but ours. Ours is all tricks. First you are to get a plausible theory. Then work it up and publish it. When you come to a point that is generally believed, but that no one can possibly prove, say, ‘Every schoolboy knows.’ When you reach one that you think is so, but that you know you cannot possibly prove, say, ‘It is incontrovertible that.’ You will soon have a call with a large salary, and it will take some other man, or men, twenty years or more to work the thing out and get at the truth. Meanwhile, you will have had your fine place, and will have enjoyed a great reputation. When the other man at last appears, the people will say, ‘Who is this little upstart? What does he know about it anyway? Doesn't the

great Prof. So-and-so say such and such things?' By the time he succeeds to get recognition, you will be dead and won't care what happens; but — he stopped speaking, and the ominous sound of the 'but' produced a silence that could be felt. Then he went on with a solemnity never to be forgotten: 'Young men, if you want to do anything worth while, anything that will last, don't you work that way.' — Weiterhin bespricht er Drivers *Hexateuch* und gibt u. a. dieses vernichtende Urteil ab: "If the work were rewritten in syllogistic form, it would be unable to offer its readers a single three-legged syllogism from cover to cover. Every one, with monotonous regularity, would contain an ambiguous middle of some sort. But a syllogism with such a middle term is not worth the paper on which it is written, and every tyro in logic must be aware of this peculiarity of ratiocination." Der Artikel schließt mit den Worten: "The club usually employed for this purpose" — nämlich andere zum Schweigen zu bringen — "is the stereotyped phrase, 'The assured results of modern scholarship.' Whatever may be the general opinion on this subject, it can be truthfully said that one of the assured results — about the only indisputable one, in fact, and one that is painfully evident — is the insufferable arrogance which this phrase is made to cover, inasmuch as it goes so far as to assume not only that the higher critical position is impregnable, but also that no man who is a scholar would think of questioning its tenets." — Hohe Phrasen, freche Behauptungen sind die "tricks" dieser Altwissenschaftler. Mit einem salto mortale setzen sie sich über Schwierigkeiten hinweg. Eine ähnliche Taktik befolgen die Spötter, von denen Petrus (2 Petr. 3, 3 ff.) redet. Um „die Verheißung seiner Zukunft“ — also Gottes Wort — zu entkräften, behaupten sie frech und dreist: „Es bleibt alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist“, ergo gibt es keine „Zukunft“ Christi. Petrus weist diese Lästermäuler hin auf die unumstößliche Tatsache der Sintflut und beweist ihnen meisterlich mit ein paar Federstrichen, daß ihr Obersatz: „Es bleibt alles, wie es war“, falsch ist, daß sie dies zwar wissen, aber „mutwillens“ es nicht wissen wollen, daß sie also mutwillige Ignoranten sind. Und warum leugnen die Spötter „mutwillens“ die Verheißung seiner Zukunft? Petrus deckt den Grund auf: sie wollen „nach ihren eigenen Lüsten wandeln“. Haec origo erroris: radix libertinismi. (Wengel.) Und die höheren Kritiker? Fiat applicatio!

L. Wessel.

Daß das liberale (unitarische) Element der Kongregationalisten am Auber ist, stellte sich bei der Versammlung dieser Gemeinschaft in Kansas City heraus. Es wurde eine neue Konstitution einberichtet, die ein Glaubensbekenntnis enthält, aus der fast alle positiv christlichen Elemente ausgezogen sind. Die meisten Unitarier würden es unbedenklich unterzeichnen. Und doch war es manchen Kongregationalisten noch zu konservativ. Auch in der Verfassung wurden bedeutende Änderungen gemacht, indem ein dem presbyterianischen ähnliches Kirchenregiment geschaffen wurde. Bisher waren die großen Missionsgesellschaften das einzige äußere Band, das die Gemeinden miteinander verknüpfte. Doch war jede dieser sieben Gesellschaften schließlich sich selber das einzige Gesetz, indem sie wohl die Gaben der Gemeinden beanspruchten, über die Verwendung dieser Summen jedoch niemand Rechenschaft schuldig waren. Nach der neuen Ordnung stehen diese Gesellschaften unter gemeindlicher Kontrolle, die durch ein National Council ausgeübt wird.

G.

II. Ausland.

Der Gang der Ereignisse in den deutschen Landeskirchen drängt dem Abgrund zu. Jetzt wird den gläubigen Minderheiten in landeskirchlichen Gemeinden die Bedienung durch gläubige Pastoren vom Kirchenregiment verweigert. Das ist die letzte der Ungeheuerlichkeiten, die in neuester Zeit den widergöttlichen Charakter der Vermischung von Kirche und Staat, wie sie in Deutschland besteht, haben hervortreten lassen. Es handelt sich jetzt um die Rechte der positiven Minoritäten in etwa zehn Gemeinden von Berlin und Umgegend. Als im Jahre 1907 der gläubige Teil der Adventsgemeinde im Norden von Berlin gegen die Wahl zweier liberaler Pastoren Einspruch erhob, erhielt er abschlägigen Bescheid vom Konsistorium und Kirchenrat. Darauf richtete er eine Beschwerde an den Kaiser, in der er der Überzeugung Ausdruck gab, „daß im Falle der Bestätigung der Pastoren Büttlinger und Biemer die positiv-gläubigen Gemeindeglieder von Advent sich grundsätzlich und um des Gewissens willen von den Gottesdiensten und Abendmahlsfeiern ihrer Gemeinde fernhalten müßten“. Aber alles erfolglos. Ähnlich in der Trinitatisgemeinde zu Charlottenburg. Dort hielt letztes Jahr ein Wolf ohne Schafskleid seinen Einzug als Pastor. Er erklärte gleich in seiner Antrittspredigt, daß er die „frömmelnden Tiraden“ hasse, und daß auf seiner Kanzel „Wissenschaft und Kritik“ zu ihrem Rechte kommen werde. Die positiven Glieder der Gemeinde mußten jetzt, mit dem sie es zu tun hatten. Sie baten das Kirchenregiment, im Saal einer landeskirchlichen Gemeinschaft Sonntagvormittags um 10 Uhr durch bekenntnistreue Geistliche der Landeskirche Gottesdienst und Abendmahlsfeiern abgehalten lassen zu dürfen. Die Bitte wurde abgelehnt, weil es unzulässig sei, daß solche Gottesdienste ohne oder gegen den Willen der betreffenden Gemeindegeistlichen abgehalten würden. Eine ähnliche Verfügung wurde an den Vorstand der Berliner Stadtmiffion gerichtet, der in der Adventsgemeinde einen „Wartburgsaal“ eingerichtet hatte, in dem auch Andachten und Gottesdienste stattfanden. Auf eine Beschwerde der liberalen Prediger der Adventsgemeinde verfügte nun das Konsistorium, daß die Gottesdienste im Wartburgsaal zeitlich nicht mit den Gemeindegottesdiensten zusammenfallen, und daß zu ihnen ohne Zustimmung der Gemeindegeistlichen keine andern landeskirchlichen Geistlichen herangezogen werden dürften. Auch sei alles zu vermeiden, was geeignet sein könnte, „die betreffenden Veranstaltungen in dem Lichte eines Gegensatzes zu dem Gemeindegottesdienst erscheinen zu lassen“. Die Beteiligung positiver Geistlicher an solchen Gottesdiensten ist also von der Erlaubnis der liberalen Pfarrer abhängig gemacht! Dagegen halten in positiv gerichteten Gemeinden anderwärts (z. B. in Barmen und Elberfeld) liberale Pastoren unbehindert gesonderte Gottesdienste mit dem liberalen Element zur Zeit der landeskirchlichen Gottesdienste! Den positiven Gliedern der Berliner Gemeinden hat man gesagt, sie hätten ja das Recht, die liberalen Pastoren wegen Irrlehre zu verklagen. Darauf antworteten die Positiven: „Zunächst besteht immer die Gefahr, als ‚Denunziant‘ verdächtigt zu werden. Und das Beschwerdeführen ist besonders dann eine heisse Sache, wenn man weiß, daß man von den Behörden im Stiche gelassen wird. Überdies widerstrebt es einem Menschen, in liberalen Gottesdiensten den Geheimpolitizisten zu spielen.“ Man hofft nun auf Abänderung der bestehenden Gesetze. Inzwischen aber versuchen die positiven Minoritäten, sich

selbst zu helfen, so gut es unter den obwaltenden Verhältnissen möglich ist. Ein zur Durchführung der schon seit längerer Zeit geplanten Selbsthilfe gewählter „Vorstand des Verbandes kirchlich-positiver Minoritäten Großberlins“ hat in der Trinitatisgemeinde geeignete Räume gemietet und übernimmt in der Adventsgemeinde den Wartburgsaal, da die Stadtmission infolge des Erlasses des Konfistoriums keinen Wert mehr darauf legt, diese Gottesdienste noch weiter abzuhalten. An beiden Orten sollen von jetzt an regelmäßig an Sonn- und Festtagen Gottesdienste, von Zeit zu Zeit auch Abendmahlsfeiern stattfinden. Dazu bemerkt der „Alte Glaube“: „So weit also ist man dort gekommen, daß die gläubigen Gemeindeglieder auf ihr altes Gotteshaus verzichten müssen, weil sie mit Recht dagegen sich sträuben, Predigten von Geistlichen zu besuchen, welche mit dem Apostolikum gebrochen haben. Zwar hat es nicht an Vorstellungen bei der Kirchenbehörde gefehlt. Allein diese hat total versagt; sie konnte kaum anders, als ihre Entscheide nach den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zu treffen, so daß es Sache künftiger Synoden sein wird, hier notwendige Änderungen vorzunehmen, damit die Rechte der preussischen Landeskirche als Bekenntniskirche gewahrt werden. Wird dies veräußt, dann steht zu befürchten, daß Separationen unvermeidlich sein werden, und der Anfang vom Ende ist da. — Wie man unter solchen Verhältnissen noch immer einem Optimismus huldigen kann, ist uns unverständlich. Nein, wir müssen offen gestehen, daß wir bezüglich der nächsten Zukunft unserer evangelischen Landeskirchen, bezüglich der nächsten Entwicklung des deutschen Protestantismus sehr, sehr trüb hinaussehen. Daran ändern auch vereinzelte Lichtschimmer nichts, wie etwa die feste, aufrechte Haltung der bairischen Generalsynode, welche nahezu einstimmig die Bedeutung des Bekenntnisses für die Kirche anerkannte und eine Gleichberechtigung der ‚Modernen‘ zurückwies. Wer will denn sagen, wie die Verhältnisse dort in zehn Jahren liegen? Mit der Kraft eines Naturgesetzes kommen alle Theologen, welche von der historischen Kritik sich allzusehr beeinflussen lassen und darüber in ihrem Glauben Einbuße erleiden, mehr und mehr nach links, bis sie zuletzt — selbst erstaunt sind über den Weg, den sie gemacht haben, ohne je den Rückweg finden zu können. Zwar versuchen auch sie, gegen die andringenden Wellen des Monismus und der Vereinigungen ‚Konfessionslos‘ sich entgegenzustemmen. Aber da sie mit den Grundlagen der kirchlichen Organisation, mit den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, mit der Gottessohnschaft, dem Veröhnungsleiden und der Auferstehung Jesu gebrochen haben, ist es nicht weiter verwunderlich, daß sie gegen die Feinde des Reiches Gottes so gut wie nichts auszurichten vermögen. . . . Der erste Schritt zur Loslösung von der landeskirchlichen Organisation ist geschehen, und niemand kann den Weg absehen, welchen diese der positiven Verkündigung ihres Glaubens beraubten Kreise gehen müssen.“

G.

Den Massenstreik gegen die Kirche hat der Sozialismus jetzt in Deutschland auf sein Programm geschrieben. Die Bewegung, die in Deutschland jetzt das ganze öffentliche Interesse beansprucht, ging eigentlich aus von dem „Komitee Konfessionslos“, hauptsächlich aus Monisten bestehend. Dem Drängen der Monisten nachgebend, sind nun in letzter Zeit von der sozialdemokratischen Partei im Verein mit den Monisten eine Anzahl Massenversammlungen in Berlin veranstaltet worden. Die Einladezettel hierzu lauteten nach einer Notiz, die wir der „Freikirche“ entnehmen: „Öffent-

liche Volksversammlungen. Thema: Massenstreik gegen die Staatskirche. Dienstag, 28. Oktober, abends 8½ Uhr. (Für Unkosten 10 Pf.) Brauerei Friedrichshain: Reichstagsabgeordneter Pöus, Dessau, G. Tschirn, Breslau, Präsident des Deutschen Freidenkerbundes. Neue Welt: Prof. Wilh. Ostwald, Leipzig, Klauke, Frankfurt, Reichstagsabgeordneter Dr. Karl Liebknecht. Viktoriagarten, Wilhelmsau-Wilmersdorf: Dr. Bruno Wille, Reichstagsabgeordneter E. Vogtherr, Stettin. Die Geistlichkeit aller Bekenntnisse und die theologischen Hochschullehrer sind zur Diskussion eingeladen. Es gilt, durch eine Massenfundgebung aller Volkskreise eine wichtige Stütze der Reaktion zu schwächen und zu brechen. Es lebe der Freiheitskrieg des Jahres 1913! Der Einberufer: Dr. K. Ebold, Berlin, Alt-Moabit 83 a. Verantwortlich: O. Lehmann-Rußbüblt, Berlin W 50." Der „Ev.-kirchl. Anzeiger“ schreibt über den Verlauf der Versammlungen: „Das Beratungsthema lautete übereinstimmend: ‚Massenstreik gegen die Kirche.‘ Da für alle vier Versammlungen Führer der Sozialdemokratie vorher schon als Hauptredner angekündigt waren (Dr. Liebknecht, Pöus, Hoffmann, Vogtherr), war der Andrang überall ein außerordentlicher. Die Redner des ‚Komitee konfessionslos‘, das bekanntlich zugleich ein Propaganda- und Reklameunternehmen für den Monistenbund darstellt, bildeten den sozialdemokratischen Rednern gegenüber nur Staffage. In den Versammlungen sind von einer ganzen Reihe von ‚Genossen‘ Reden gehalten worden, die an Sach gegen alles, was Gottesglauben und Religiosität überhaupt anlangt, die bisherigen Auslassungen von sozialdemokratischer Seite in dieser Richtung weit überboten. Der Schwerpunkt der ganzen Veranstaltung lag in der Rede Liebknechts in der ‚Neuen Welt‘“ (einem Versammlungstotal). Diese Rede bedeutet eine völlig neue Frontstellung der Sozialdemokratie dem Christentum gegenüber. Liebknecht hat den Massenstreik gegen die Kirche zur politischen Forderung ersten Ranges erhoben. Seine Hauptmotive waren: „Die Kirche ist keine religiöse, sondern lediglich eine politische Institution. Sie bedeutet eine Blasphemie gegen die Forderungen des Achristentums. Sie will keine Verinnerlichung des Menschen schaffen, sondern sie ist bemußtes Instrument der herrschenden Klassen zur Unterdrückung der Massen und stützt wohlüberlegt unter dem Schutze des Staates die kapitalistische Ausbeutung. Als solche ist die Kirche auch ein Bollwerk des Militarismus. Diese Institution gilt es, klein zu kriegen. Ein Mittel hierzu ist der politische Massenstreik, der sicher noch kommen wird. Vorläufig aber ist ein bequemerer und kaum minder aussichtsreicher Mittel der kirchliche Massenboykott als politische Kampflosung. Man kann dadurch schließlich die Kirche finanziell aushungern, die dem Staat dann immer mehr zur Last fällt, und betreibt auf diese Weise eine Steuerverweigerung, gegen die Staat und Kirche machtlos sind. Wer innerlich mit der Kirche gebrochen hat und doch noch in ihr verbleibt, ist ein Heuchler. Also heraus aus einer solchen Kirche!“ Diesen Gedankengängen folgte donnernder Beifall der etwa 3000 Anwesenden. Der zweite sozialdemokratische Hauptredner führte u. a. aus: „Jeder Sozialdemokrat muß aus der Kirche austreten, denn die Kirche kämpft mit allen Mitteln gegen die Sozialdemokratie.“ Unter brausendem Beifall erklärte er zum Schluß: „Die offizielle Proklamation des Massenstreiks gegen die Kirche muß als politische Forderung Kampflosung des nächsten Parteitags werden. Der Austritt ist aber jetzt schon Pflicht jedes Sozialdemokraten.“ — Am gleichen Abend unterschrieben in der „Neuen Welt“ 582 Anwesende die Kirchenaus-

trittserklärung; die Zahl der Gesamtaustritte an diesem Abend betrug 1323. Einige liberale Geistliche waren in den Versammlungen anwesend und versuchten schüchtern Einsprache, natürlich vergeblich, zu erheben. Der Liberalismus wird Mühe haben, die Schuld an dieser Entfesselung kirchenfeindlicher Leidenschaften von sich abzuwälzen. „Die Phantome der Liberalen schwinden“, bemerkt der „Ev.-K. Anz. v. B.“, „ihre Freiheitsbewegung wird über den Haufen geworfen; ‚Los von der Kirche!‘ das ist nun die Lösung des Tages. Das sind die Früchte der liberalen Agitation, das sind die äußersten Konsequenzen eines Jatho, Traub, Baumgarten, Imig, und wie die Freiheitsfreunde sonst heißen. Sie haben mit dem Feuer gespielt; nun mögen sie zusehen, wie sie es löschen.“ Die „Freikirche“ urteilt: „Im übrigen können wir nur dem beistimmen, was ‚Freimund‘ anlässlich der Austrittsbewegung schreibt: ‚Was es der Kirche schaden soll, wenn Leute, die schon bisher die Kirche gehaßt oder verachtet haben, nun auch förmlich aus ihr austreten, kann man nicht recht einsehen. Wir sehen im Gegenteil nur einen Vorteil für die Kirche darin, daß solche Leute auch äußerlich das Band mit der Kirche zerschneiden und nicht, nachdem sie im Leben und Sterben nach Gott und seinem Wort nichts gefragt und sich mit ihrer kirchenfeindlichen großgetan haben, auch noch verlangen, daß sie mit einer großen Lobrede durch den Geistlichen kirchlich beerdigt werden. Es wäre ja nur zu begrüßen, wenn dieser Heuchelei ein gründliches Ende gemacht werden könnte. Zu der Verachtung, der sich die Kirche in weitesten Kreisen erfreut, hat gewiß nichts so sehr beigetragen als der Umstand, daß sich Geistliche nur allzu willig als Dekorationsgegenstände zu Familienfeiern und Beerdigungen von ganz unchristlichen Leuten mißbrauchen lassen, ohne zu bedenken, welche Schmach sie damit der Kirche antun.‘ Es ist nur sehr bedauerlich, daß die Landeskirche auf den Austritt dieser offenbaren kirchenfeindlichen erst wartet, anstatt sie, sowohl in Bayern wie in Preußen, nach Gottes klarem Wort auszuschließen.“ Beachtenswert ist, daß die Kirche als Staatseinrichtung die Angriffe auf sich gezogen hat. Wer zur Heilsarmee, zu einer der Freikirchen oder irgendeiner auferkirchlichen Sekte gehört, wird nicht gedrängt, nur der Landeskirche gilt der Kampf; denn hinter ihr steht der Staat, und nur den Staat will man eigentlich treffen. G.

Trotzdem die Kirchenaustrittsbewegung, die durch jene Volksversammlungen in Berlin und andern Großstädten einen so ernsten Umfang anzunehmen droht, eigentlich gegen den Staat gerichtet ist, so kam doch die Feindschaft der Sozialdemokratie gegen alles, was Kirche und Religion heißt, in den „Massenstreik“-Versammlungen klar zum Vorschein. Eine Schilderung in der Berliner „Post“ ist so bezeichnend, daß wir sie hier teilweise wiedergeben. Der Berichterstatter der „Post“ schreibt: „Wir haben einer der zwölf Volksversammlungen beigewohnt, die das ‚Komitee Konfessionslos‘ einberufen hatte. Es war die, welche in der Schloßbrauerei Schöneberg stattfand. Wir waren von vornherein auf einen unerquicklichen Abend gefaßt. Wir sagen auch nichts über die ägenden Ausführungen der beiden Referenten, die kein gutes Haar an der Kirche ließen und nur Pfaffen, aber keine Pfarrer zu kennen scheinen. Wir nehmen auch die peinliche Tatsache mit in Kauf, daß sich Sozialdemokratie und Glaubenslosigkeit als identische Begriffe herausstellten. Aber eins hat uns geradezu erschüttert: ein solches Maß von Noheit, eine solche Verklumptheit der Gesinnung hätten wir nicht für möglich gehalten. Nicht nur, daß jeder, aber auch jeder, der auch nur an-

deutungsweise für seine Kirche einzutreten wagte, niedergebrüllt, vom Podium gezischt und mit unflätigen Schimpfworten bedacht wurde. Nein, nicht einmal sich zu Idealen zu bekennen, ward einem Diskussionsredner gestattet. Als er an die Menge appellierte mit der Erinnerung, jeder Mensch müsse sich doch den Glauben an etwas Höheres bewahren, da ertönte ein tausendstimmiges „Huh!“ schrille Piffe durchgellten den Raum, höhnisches Lachen aus vollem Halse quitierte über ein solches Bekenntnis. Man glaubte, in einer Versammlung von Verbrechern zu sein, nicht unter Menschen von Gefühl und Gefinnung. Will man Proben? Hier sind sie. Als ein Pfarrer die Rednertribüne bestieg, ertönten Zwischenrufe: „So siehste aus!“ „Oder Pfaffenlopp!“ Und an einer andern Stelle des Abends hörten wir die auf die Pastoren gemünzten Worte: „Verfluchte Lumpen!“ „Schweinepriester!“ Einem Herrn, der einen Zwischenruf machte, schrie man zu: „Raus mit dem Pfaffengesicht!“ Und einmal drang ein hundsgeheimer Zwischenruf an unser Ohr, ein Ausdruck aus Zuhälterkreisen, der sich jeder Wiedergabe entzieht. Man hatte die Pfarrer eingeladen. Einige beherzte Männer hatten die schwere Aufgabe übernommen, in dieser tollen Brandung ihrer Überzeugung Gehör zu verschaffen. Mit ruhigen, wägenden Worten versuchte P. Le Seur [ein bekannter Erweckungsprebiger] der Masse den ganzen Ernst des Problems darzumachen, mit dem hier von gewissenlosen Hehern Fangball gespielt wurde. Freimütig gab er zu, daß die Landeskirche schwere Mängel aufweise. Unter einer Flut von Hohn, Gelächter und Beschimpfungen trat er ab. Und dann kam eine Arbeiterfrau. Die schrie den Pastoren, die dicht neben dem Rednerpult standen, ins Gesicht: „An zehntausend Teufel kann ich glauben in dieser Welt, aber nicht an Ihren Gott, Herr Pastor!“ Und die Menge brüllte Weisfall.“

G.

Päpstliches Allerlei. Das Simultaneum besteht noch in Gegenden Deutschlands, in denen die protestantischen und katholischen Teile der Bevölkerung numerisch etwa gleich stark sind. Es besteht darin, daß dasselbe Kirchengebäude von beiden Konfessionen gebraucht wird, indem die Römischen am Sonntagmorgen bis neun Uhr, die Lutherischen den Rest des Vormittags zur Benutzung des Gotteshauses berechtigt sind. Die Einrichtung besteht mancherorts schon seit zweihundert Jahren. Doch verlaufen immer mehr katholische Gemeinden ihr Anrecht an den Gebrauch der betreffenden Gebäude an die Protestanten und bauen ihre eigenen Kirchen. In der Rheinpfalz hat sich die Lösung der Frage in dieser Weise in neun Parochien vollzogen. In einunddreißig rheinpfälzischen Parochien besteht das Simultaneum noch. — Vor dem italienisch-katholischen Kongreß, der im Dezember in Mailand abgehalten wurde, hielten zwei Würdenträger, der Erzbischof von Rossini und Graf de la Torre, Ansprachen, aus denen die Berichterstatter für die Presse die Mutmaßung schöpften, daß der Papst seinen Ansprüchen auf weltliche Macht entsagen wolle. Der *Osservatore Romano*, das offizielle Blatt der Kurie, hat nun diese Berichte als durchaus unbegründet bezeichnet und erklärt mit Nachdruck, daß der Papst nicht daran denke, in dieser Sache die Ansprüche seiner Vorgänger irgendwie zu mildern. — In der *Semaine Religieuse* von Périgneux, einem katholischen Pfarrerechblatt, heißt es unter dem 7. Dezember 1912: „Für uns ist der Papst der wiederum fleischgewordene Jesus. Wenn der Papst weint, so sind seine Tränen die Tränen des Heilandes selber.“ Dazu macht die „Wartburg“ folgende Glosse: „Also

Alexander VI., von 1492 bis 1503 Papst, von dem man in jungen Jahren sagte, er 'trachte nach nichts als nach jeglicher Art von Wollust', der nach dem Urteile seiner Zeitgenossen 'durch tausend Wübereien und Verwuchtheiten' Papst geworden, der als Papst ebenso sittenlos lebte, wie er als Kardinal gelebt hatte, der zur Befeitigung seiner Gegner weder vor Dolch noch vor Gift noch vor Strid zurückschreckte, dieser Alexander VI., wohl reich begabt, aber ein Scheusal ersten Ranges, ist als Papst 'der wiederum fleischgewordene Jesus!' — In Oesterreich ist ein zum Protestantismus übergetretener, der der Hostie und dem Priester auf dem Gang zu einem Kranken den Gruß durch Hutabnehmen nicht bot und deswegen vom Strafgericht zu Zitschin zu einer Woche strengen Arrestes verurteilt worden war, vom obersten Gerichtshof freigesprochen worden mit der Begründung: bei dem Begrüßen der Hostie würde einem Gegenstande Verehrung erwiesen, in dem nach römisch-katholischer Überzeugung die Gottheit verkörpert sei. Das Abnehmen des Hutes sei daher keine normale Ehrenbezeugung, sondern der Ausdruck einer religiösen Überzeugung und damit eine religiöse Handlung; nach § 14 des Staatsgrundgesetzes sei niemand zu einer religiösen Handlung gezwungen, könne nicht einmal zu einer religiösen Handlung seines eigenen Bekenntnisses gezwungen werden, geschweige denn eines ihm fremden Bekenntnisses. Bisher geschah ein Freispruch nur, wenn der Angeklagte erklären konnte oder erklärte, er habe den Priester nicht gesehen. Das ging so weit, daß selbst evangelischen Geistlichen eine solche Erklärung abverlangt wurde und sie nur so der Bestrafung entgehen konnten. Noch bei einer letztjährigen Fronleichnamspredigtion wurde ein Fremder, der sich den Zug durch ein Opernglas ansah, verhaftet, weil er der Hostie nicht die Reverenz bewiesen hatte. — Aus der englischen Episkopalkirche sind leztthin zum Papsttum übergetreten: Rev. P. F. Gately (Birmingham), Rev. E. F. Elkins (London), Rev. A. T. Grant (Fife, Schottland). Herr H. C. Watts, bisher Mitglied eines Mönchsordens der Episkopalen, ist katholisch geworden und redigiert jetzt ein römisches Blatt. Aus Rom wird der Übertritt der Tochter des Grafen Viktor von Platen, seit mehr als fünfzig Jahren an Prinz Luigi Colonna vermählt, gemeldet. In Frankreich ist der Schriftsteller Charles Louis Morice, dessen Buch über das Auftreten Christi in Paris (*Il est Resuscité!*) vor zwei Jahren eine große Sensation machte, zum Katholizismus übergetreten. Diese „Bekehrungen“ wurden in lezter Zeit in katholischen Zeitungen berichtet. Man tröstet sich damit über die Tatsache hinweg, daß in Italien lutherische und reformierte Missionen mit Erfolg unter dem Volk arbeiten, daß in Oesterreich die Los-von-Rom-Bewegung unaufhaltfam weitergeht, und daß stellenweise Massenausritte vorkommen, wie z. B. in Hermannstadt (Siebenbürgen), wo sich am 2. März 300 Glieder der katholischen Ortsgemeinde einer evangelischen Gemeinde Augsburger Konfession angeschlossen. — Im „Altöttinger Liebfrauenboten“, einem der verbreitetsten ultramontanen „Hilfsmittel der Seelsorge“, stand am 12. Oktober folgende Briefkastennotiz zu lesen: „Samuel: Die Hälfte vom Lutherbüchlein (das in einem Münchener Verlage erschienen ist) habe ich gelesen, dann ist mir das Grausen gekommen. Hätten unsere irrenden Mitbrüder Kenntnis von der bodenlosen Noheit, Gemeinheit und Verkommenheit Luthers, sie würden sich auch voll Abscheu von ihm wenden.“ Schade, daß der Rezensent nur die erste Hälfte des Münchener Lutherbüchleins gelesen hat.

Er hätte noch ganz andere Steigerungen des Grauens kennen gelernt, wenn er gegen Ende des Büchleins die katholischen Berichte über Luthers Tod gelesen hätte, nach denen „etliche Diener iehren wolvertrauten Herrn vnnnd Freunden erzehleten, was für ein schröcklich verzwehfflets End Luther genommen hab“, daß bei dem Leichenzug „vile Raben einer ungewöhnlichen Größe den ganzen Weeg über den blehenen Sarc Luthers mit schändlichem Geschrey nach Wittenberg geflogen seyen“ usw. G.

Durch den Tod des 91jährigen Alfred Russel Wallace am 7. November hat die moderne Wissenschaft eine ihrer Koryphäen verloren. Wallace hat gleichzeitig mit Darwin, und unabhängig von diesem, das Evolutionsprinzip auf die Entstehung der Arten angewandt und wurde der bedeutendste Mitarbeiter Darwins. Viele Jahre Atheist, kam Wallace durch seine tiefen Naturstudien wieder auf einen Theismus zurück, der allerdings vom Christentum noch weit entfernt war. „Everywhere I turn“, sagte er, „I find a purpose in creation.“ Dem modernen Materialismus versetzte Wallace einen harten Stoß durch sein „Man's Place in the Universe“ (1903). Im Gegensatz zu der Anschauung, daß die Zahl der bewohnten Welten so groß und die Erde ein so winziger Punkt im Weltall sei, daß Gott unmöglich die Bewohner derselben einer besonderen Heilsveranstaltung hätte würdig halten können, wies Wallace nach, daß die Erde eine einzigartige Stellung im Weltall einnehme, ja eigentlich den mathematischen Mittelpunkt des ganzen Universums bilde, und ohne Zweifel der Mensch die einzige vernünftige Kreatur in der ganzen sichtbaren Schöpfung sei. Diese Wahrheit leitete Wallace aus physikalischen Tatsachen ab, an denen noch kein Kritiker zu rütteln gewagt hat. Wallace' „Man's Place in the Universe“ ist dem modernen Unglauben ein sehr unbequemes Buch geblieben. Vor einem Jahr sprach sich Wallace in seinem „Social Environment“ über Fortschritt und moderne Zustände in einer Weise aus, die wegen ihres schneidenden Gegensatzes zu dem Optimismus der meisten Entwicklungsphilosophen großes Aufsehen erregte. Wallace leugnet in „Social Environment“, daß seit den Zeiten der Phönizier und Ägypter überhaupt Fortschritt stattgefunden habe. „There has been“, räumt er ein, „a great accumulation of human knowledge, but for all that we are no more clever than the ancients. If Newton and Darwin had been born in the times of the Egyptians, they would not have done more than the Egyptians did. The builders of the pyramids were every whit as good mathematicians as Newton, and the average of mankind will remain the same until natural selection steps in to raise it. I have lived nearly a hundred years. During that time, what can be said of our social environment? What progress has been made? In every detail of that progress, throughout all the great mercantile, the manufacturing operations, there has been nothing but the most abominable vice going on, every kind of cruelty on the poor and children, adulteration everywhere in every commodity, and lies everywhere. Everything is as bad as it can possibly be. There is not a single industry that has not been inspected rigorously, in order to see that the producer does not cheat his customer, or poison his employees, or work them to death in unwholesome factories. There exist in our midst horrors never known before, and dreadful diseases never known before, and yet nothing is ever done. Therefore, I declare that from top to bottom our whole social environ-

ment is rotten and full of vice and everything that is bad, and until selection comes in and a thorough weeding out takes place, rottenness and vice and badness will continue." Damit hat Wallace das Rechte getroffen, obwohl er es nicht meint. Allerdings kommt die Stunde, da durch ein "thorough weeding out" alles Übel ausgelilgt werden soll, da die große "selection" stattfinden wird, indem nämlich der Schöpfer selbst durch einen Mann, in dem er es beschlossen hat, den Schaden der Schöpfung heilen und aller "rottenness, vice, and badness" durch eine ewige Scheidung der Bösen von den Guten ein jähes Ende machen wird. G.

Die Mittelungen über die wahnfinnigen Greuel der Soldateska auf den Schlachtfeldern des ersten und zweiten Balkankrieges wollen kein Ende nehmen. Eine der kriegführenden Regierungen beschuldigt die andere unerhörte Greuelthaten, und der Gegner antwortet mit den gleichen Anschuldigungen. Es steht jetzt nach allen Berichten und Nachrichten der Ärzte und Zeitungsberichterstatter fest, daß jede der kriegführenden Nationen ihr möglichstes getan hat, die andere an solchen Greuelthaten und Verwüstungen zu übertrumpfen. Vor kurzem ist als letzter Beleg ein faktilierter Auszug aus den Briefen veröffentlicht worden, die bei einem Kurier des 19. Regiments der 7. griechischen Division gefunden worden sind, als er durch bulgarische Truppen in der Gegend von Razlog gefangengenommen wurde. Diese Auszüge beziehen sich auf Briefe, die in keinem Fall für die Öffentlichkeit bestimmt waren, die rein persönlich-familiärer Natur sind und denen man aus diesem Grunde in ihren positiven Angaben noch mehr Glauben schenken darf als jenen Berichten der Ärzte und Zeitungskorrespondenten, die doch von vornherein für die Öffentlichkeit geschrieben waren. Aus der Fülle des entsetzlichen Materials, das in diesen Briefen niedergelegt ist, die bei dem griechischen Kurier abgefangen wurden, einige Stellen. In einem Briefe vom 11. Juli 1913 heißt es: „Dieser Krieg ist außerordentlich grausam gewesen. Wir haben alle Dörfer, die schon von den Bulgaren geplündert worden, angezündet. Jene zünden die griechischen Dörfer an, wir zünden die bulgarischen an. Diese massakrieren, und wir massakrieren alles, was von ihnen unter unsere Hände kommt. Über 1200 Gefangene, welche wir bei Ragrita gemacht, sind auf 41 in den Gefängnissen zusammengeschmolzen, und wir haben die Absicht, keinen von dieser Rasse am Leben zu lassen.“ Aus einem Briefe vom 12. Juli 1913: „Auf diesem Marsche haben wir einen Kampf mit bulgarischen Komitadschis gehabt. Wir haben sie zerstreut und die größte Zahl getötet. Dann haben wir die beiden Dörfer Doutli und Vaniza angezündet und dann die schrecklichen Komitadschis durch das Feuer und durch die Bajonette hindurchlaufen lassen. Ausgenommen wurden allein die Frauen, die Kinder und die Greise, die eine noch grausamere Strafe zu erwarten hatten.“ In dieser Art geht es durch die ganzen Briefe. Alles wird niedergebrannt, ins Feuer gestoßen oder auf noch grausamere Art getötet. Die Frauen und Mädchen werden geschändet, die Kinder und Eltern müssen das mit ansehen, um nach der Exekution ihrer Angehörigen das gleiche Schicksal zu erleiden. Unterm 15. Juli schreibt einer in einem Briefe, daß er nicht glaubt, daß seit Christi Geburt jemals solche Grausamkeiten vorgekommen seien. Die Einzelheiten seien unbeschreiblich, und was davon mitgeteilt wird, ist in der Tat nicht wiederzugeben.

(Luth. Kirchenblatt aus Lodz, Rußland.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Februar 1914.

Nr. 2.

Wird Einigkeit werden?

Wird Einigkeit werden in der lutherischen Kirche Amerikas? Diese Frage ist in den letzten Monaten wohl in allen kirchlichen Blättern behandelt worden. Auch mündlich und brieflich ist diese Frage aus allen Teilen der Vereinigten Staaten — und zwar gerade auch von solchen, die außerhalb unserer kirchlichen Verbindung stehen — an uns gerichtet worden. Einige Äußerungen gaben auch der Befürchtung Ausdruck, daß alle Einigungsbestrebungen nur größere Trennung zur Folge haben möchten.

Wir möchten zunächst zu bedenken geben, daß es auf unsere Hoffnungen und Befürchtungen in dieser Angelegenheit zunächst gar nicht ankommt. Wir haben auf gegebene Veranlassung der göttlichen Wahrheit Zeugnis zu geben und dann den Erfolg Gott zu überlassen. Gottes Wort allein kann und soll Einigkeit in der Kirche machen, sonst nichts in der Welt, wie Luther so oft erinnert. Und Gottes Wort tut dies in der Weise, daß es sich selbst Anerkennung verschafft in den Herzen der Menschen. Wir müßten uns ja in vier Wochen zu Tode grämen, wenn wir die Sorge um den Erfolg der Bezeugung der göttlichen Wahrheit auf uns nehmen sollten. Nur eine Sorge soll unter Zeugnis zu Gott unser Herz erfüllen. Es ist dies die Sorge, daß wir nicht eigenes Wort und eigene Urteile, sondern nur Gottes Wort und Gottes Urteile auf den Plan bringen, 1 Petr. 4, 11: *εἰ τις λαλεῖ ὡς λόγια θεοῦ*. Ob das Resultat größere Einigkeit oder größere Trennung sein wird, ist nicht unsere Sache. Wahrscheinlich wird beides der Fall sein, wenn wir darauf sehen, wie es Gottes Wort je und je in der Welt und auch in der äußeren Christenheit ergangen ist. Wir haben Ursache, uns auch daran zu erinnern, daß bei der Beschaffenheit des menschlichen Herzens mit allen kirchlichen Vereinigungsbestrebungen große Gefahren verbunden sind. Die Kirche ist kein Staat. Im Staat darf man Kompromisse schließen. Im Staatsleben kann man im Interesse des äußeren Friedens von dem Recht nachlassen, weil die Aufgabe des Staates letztlich nicht Proklamierung des Rechts, sondern

die Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung ist.¹⁾ In der christlichen Kirche hingegen haben Kompromisse keinen Platz, weil es die Aufgabe der christlichen Kirche ist, das göttliche Recht, das heißt, Gottes Wort, ohne Abzug und ohne Zusatz in der Welt zu verkündigen. Daher soll nun einerseits in unsern Herzen der innige Wunsch und das Gebet zu Gott sein, daß Einigkeit bewirkt und Trennung verhütet werde, wie wir aus dem hochpriesterlichen Gebet des Hauptes der Kirche ersehen.²⁾ Andererseits sollen wir durch das herzliche Verlangen nach kirchlicher Einigkeit uns nicht auf den Abweg führen lassen, daß wir im Interesse äußerer Vereinigung der göttlichen Wahrheit abbrechen und somit nicht Gottes Wort allein Einigkeit machen lassen. Es ist über diesen Punkt in den letzten Monaten in dem andern Lager verschieden geredet worden. Während die einen — so namentlich einige Glieder der Ohio-synode — die Wahrheit betont haben, daß der lutherischen Kirche nur eine Einigkeit auf Grund der ganzen göttlichen Wahrheit anständig sei, haben andere sich dahin geäußert, daß man alle Verhandlungen über die Lehre einstellen und nur die „Liebe“ walten lassen solle.

Der *Lutheran* vom General Council hat aus Veranlassung der von St. Louis ausgegangenen Schrift „Zur Einigung“ die Äußerung getan, daß wir Missourier neuerdings „aggressiv“ (aggressively) nach der Einigkeit der lutherischen Kirche Amerikas strebten. Wenn damit ein Tadel ausgedrückt sein soll, so sei uns eine zweifache Bemerkung erlaubt. Erstlich die Bemerkung, daß die genannte Schrift historisch stark veranlaßt war. Norwegische Synoden, von denen die eine bisher in Kirchengemeinschaft mit uns stand, haben Vereinigungssätze aufgestellt, die in mehreren Punkten geändert werden müssen, bevor man sie als eine Vereinigungsbasis für Lutheraner gelten lassen kann. Sodann ist die weitere Erinnerung am Platze, daß die sogenannten Missourier es von Anfang an an sich hatten, „aggressiv“ für die Einigkeit der lutherischen Kirche tätig zu sein. D. Walthers hat gerade auch zu dem Zweck unser jetziges Synodalblatt, den „Lutheraner“, herauszugeben begonnen, um die Lutheraner Amerikas um das lutherische Bekenntnis zu sammeln. Ferner: Im Wortwort zum zweiten Jahrgang von „Lehre und Wehre“ (1856) tritt Walthers mit der „öffentlichen Anfrage“ auf: „Sollte nicht zur Erstrebung der endlichen Darstellung einer einigen evangelisch-lutherischen Kirche von Nordamerika die jeweilige Zusammenkunft von solchen Gliedern der verschiedenen lutherisch sich nennenden Synoden, welche die Ungeänderte Augsburgerische Konfession von 1530 für den reinen und treuen Ausdruck der Lehre der Heiligen Schrift und ihres Glaubens ohne Vorbehalt erkennen und bekennen, erprießlich und förderlich sein?“³⁾ In dem folgenden Jahrzehnt kamen die Kolloquien mit den Synoden von Buffalo und Iowa und bald darauf die Verhandlungen mit den Synoden, die sich 1872 zur Synodalkonferenz zusammenschlossen. Auch in der Konstitution

1) 1 Tim. 2, 2.

2) Joh. 17, 20—26.

3) Lehre u. Wehre 1856, S. 4.

der Ennodalkonferenz findet sich die Zweckangabe: „Vereinigung aller lutherischen Synoden Amerikas zu einer rechtläubigen amerikanisch-lutherischen Kirche.“ Internodale Konferenzen, an denen wir Missouri uns beteiligten, erstreckten sich bekanntlich in das zwanzigste Jahrhundert hinein. So haben wir uns fortgehend um die Einigung der Lutheraner Amerikas bemüht. Das Resultat war stets sowohl Einigung als Trennung. Als unsere Väter mit ihrem Programm, das auf die Sammlung der amerikanischen Lutheraner um das gute, alte, schriftgemäße lutherische Bekenntnis lautete, in die Öffentlichkeit traten, behauptete man in den älteren lutherischen Gemeinschaften dieses Landes sehr entschieden, daß das ein veraltetes Programm sei und in dem freien Amerika nicht die geringste Aussicht auf Erfolg habe. Die Tatsachen haben diese Behauptung widerlegt. Das lutherische Bekenntnis, das nichts anderes als ein Bekenntnis zur göttlichen Wahrheit ist, hat sich selbst die Herzen in großer Anzahl erobert. Die Zahl der amerikanischen Lutheraner, die sich ohne Vorbehalt auf das ganze lutherische Bekenntnis stellten, wuchs wider alles Erwarten. Freilich gab es auch jedesmal eine schärfere Trennung, wenigstens äußerlich. Wir setzen absichtlich hinzu: wenigstens äußerlich. Auch diejenigen, welche sich nicht auf das lutherische Bekenntnis festlegen lassen wollten, hatten von den Vereinigungsbestrebungen, die die Sammlung um das lutherische Bekenntnis zum Ziel hatten, großen Vorteil. Iowa, das anfänglich im Gegensatz zu Missouri die Fortbildung des lutherischen Bekenntnisses anstrebte, strich nach einiger Zeit diese Devise offiziell von seinem Programm. Ebensovienig ist zu verkennen, daß manche Glieder der Generalsynode und noch mehr Glieder des General Council nach und nach auf die Gedanken gekommen sind, ob nicht schließlich die Stellung, welche das ganze lutherische Bekenntnis ohne Vorbehalt indossiert und in die Praxis umsetzt, die einzig richtige und allen Lutheranern geziemende sei. Wir erinnern uns gerne daran, daß D. Walther selbst unter den alten Gliedern der Generalsynode warme Freunde hatte, obwohl die Generalsynode als kirchliche Körperschaft von uns völlig getrennt blieb. Als während des Gnadenwahlstreites in der Hitze und Aufregung des Kampfes von Ohio und Iowa aus behauptet wurde, Walther sei nun nicht mehr orthodox, sondern tief gefallen, da war es ein altes Glied der Generalsynode, das gegen diese Behauptung öffentlich Protest erhob. Wir halten uns nicht für berechtigt, dies nur als einen rein äußerlichen Tribut aufzufassen, den man dem „Erfolg“ der Missourisynode zollte. Wir glauben vielmehr, daß die Vereinigungsbestrebungen auf der Basis der rückhaltlosen Anerkennung des lutherischen Bekenntnisses selbst bei denen nicht ohne Erfolg geblieben sind, die sich noch ihre kirchliche Sonderstellung wahren. Schädlich sind der Kirche — das liegt in der Natur der Sache — immer nur die Vereinigungsbestrebungen, welche die Einigung auf einer andern Basis als dem Bekenntnis zur unverfälschten göttlichen

Wahrheit bewerkstelligen wollen. Das sind nicht kirchliche, sondern unkirchliche Vereinigungsbestrebungen, weil sie dem Veruf der christlichen Kirche in der Welt widersprechen. Man verzeihe diese Digression. Sie ist veranlaßt einmal durch die Bemerkung, daß „Missouri“ zu dieser Zeit „aggressively“ um die Einigung der lutherischen Kirche sich bemühe, und sodann durch die ausgesprochene Befürchtung, die Vereinigungsbestrebungen möchten nur zu schärferer Trennung führen.

Wir dürfen uns freilich nicht verhehlen, daß dieses Mal die Sachlage eine viel schwierigere ist als bei früheren Lehrkämpfen innerhalb der amerikanisch-lutherischen Kirche. Die Sachlage war zum Beispiel lange nicht so schwierig bei dem Kampf um die christliche Lehre von der Kirche und vom Predigtamt. Es handelt sich diesmal um Einigung in der Lehre von der ewigen Erwählung und im Zusammenhang damit um die Lehre vom freien Willen und von der Bekehrung. D. Walthers sah diesen Kampf voraus und er hat ihn in einem gewissen Sinne gefürchtet. An der Lehre von der ewigen Erwählung hat die Theologie je und je ihr Schlußexamen gemacht, ob es ihr mit der sola gratia und der sola Scriptura völliger Ernst ist. Es hat in der Kirche Zeiten gegeben, in denen ein Kampf um die Lehre von der Gnadenwahl schlechterdings unmöglich war wegen des niedrigen Standes der christlichen Erkenntnis. So ist zum Beispiel gegenwärtig die christliche Erkenntnis in der deutschländischen Theologie so weit unter das Niveau gesunken, daß ein Kampf um die Lehre von der Gnadenwahl als eine Unmöglichkeit zu bezeichnen ist. Drüben gilt zweierlei als ausgemacht: erstlich, daß die Schrift nicht Gottes Wort ist, und zweitens, daß der Glaube als eine sittliche Tat des Menschen aufzufassen sei. Was drüben als Theologie *κατ' ἐξοχήν* gilt, hat offiziell sowohl die sola Scriptura als die sola gratia aufgegeben. Anders steht es in der amerikanisch-lutherischen Kirche. In dem größten Teil derselben will man sowohl die Schrift als Gottes Wort als auch die christliche Gnadenlehre mit Ernst festhalten. So wurde ein Kampf um die Lehre von der Gnadenwahl möglich und wirklich. Damit war aber auch die amerikanisch-lutherische Theologie vor ihr Schlußexamen gestellt. Gott versuchte sie, ob sie auch den schwersten Einwürfen der klugen Vernunft gegenüber in bezug auf die sola gratia und die sola Scriptura fest im Sattel sitze.

Die Sachlage ist diese: Jeder, der in der amerikanisch-lutherischen Kirche den Anspruch erhebt, ein rechtschaffener Lehrer zu sein, gibt bereitwillig zu, daß der Mensch allein aus Gnaden um Christi willen zum Glauben kommt und durch den Glauben vor Gott gerecht und selig wird; der Mensch hat in dem Handel zwischen sich und Gott kein Verdienst. Aber die biblische Gnadenlehre schließt nun auch dies in sich, daß der, welcher bekehrt, gerecht und selig wird, auch bei einem Vergleich mit denen, die unbekehrt bleiben und verloren gehen, keinerlei plus aufzuweisen hat. Die Schrift sagt:

„Es ist hier kein Unterschied“, und das lutherische Bekenntnis drückt dies so aus, daß die, welche von Gott bekehrt, erhalten und selig werden, sich auch übel verhalten und in gleicher Schuld sind.⁴⁾ Jeder nun, der nicht fest im Sattel sitzt in bezug auf die sola Scriptura, sondern noch menschlichen Gedanken bei sich Raum gibt, bekommt an diesem Punkt Beklemmungen. Er will an Gott verzweifeln. Er fängt an zu schelten. Er fängt an, von einem Willkürgott, von einer Willkürwahl und von einem doppelten Heilswillen zu reden. Um die Sache in Ordnung zu bringen und von seinen Beklemmungen befreit zu werden, schreibt er den Seligwerdenden im Vergleich mit den Verlorengewandenen ein „verschiedenes Verhalten“ zu. Nun ist die Sachlage, was die Beklemmungen betrifft, entschieden gebessert. Aber zugleich hat er die christliche Lehre vom Wege zur Seligkeit auf das Niveau aller nichtchristlichen Lehren herabgedrückt, deren Charakteristikum darin besteht, daß sie die guten Menschen in ein gutes Jenseits und die schlechten Menschen in ein schlechtes Jenseits kommen lassen. Mit andern Worten: er drückt die christliche Gnadenlehre auf das Niveau der unchristlichen Werklehre herab. Er hat das Schlußergamen in bezug auf die sola gratia und die sola Scriptura nicht bestanden. Er ist bei der Lehre von der Gnadenwahl aus dem Sattel gefallen. Wir reden hier von der Theologie oder dem Theologen als Theologen. Daß ein und dieselbe Person als Theolog aus dem Sattel fallen und als Christ im Sattel sitzen bleiben kann — infolge einer glücklichen Inkonsequenz —, das ist bereitwillig zuzugeben. Wer die Schrift „Zur Einigung“ gelesen hat, wird sich erinnern, daß wir diesen Punkt ziemlich ausführlich behandelt haben. Aber dabei ist entschieden festzuhalten, daß der Theolog qua Theolog völlig entgleist ist.

Aber das theologische Schlußergamen an der Lehre von der Gnadenwahl spricht sich Göschel so aus: „An diesem Artikel“ — dem 11. Artikel der Konkordienformel von der ewigen Erwählung — „wird es wirklich immer deutlicher, wie die Konkordienformel gegen allen Rationalismus, auch den feinsten, den Rationalismus der Gläubigen, ohne Ansehen der Person kräftig zu Felde zieht. Eben dadurch hat sie sich von vielen Widerspruch zugezogen bis zur Stunde: sie ist dem Rationalismus aller Stufen entgegen, und darum ist ihr auch aller Rationalismus abgeneigt, auch der Rationalismus, der sich selbst nicht dafür hält.“⁵⁾ In bezug auf denselben Punkt — das Schlußergamen — erinnern wir noch einmal an Walthers Worte vom Jahre 1863, die wir schon in „Zur Einigung“ S. 99 f. abdrucken ließen: „Die letzte Probe, ob eine Darstellung der Lehre des Evangeliums pelagianischen oder semipelagianischen Sauertheig enthalte, ist in der Darstellung der Lehre von der

4) Konkordienformel, S. 716, § 57—64.

5) Die Konkordienformel nach ihrer Geschichte, Lehre und kirchlichen Bedeutung. Leipzig 1858, S. 144 f.

Gnadenwahl zu suchen. Die Erfahrung bezeugt es leider, daß viele Lehrer in ihrer Lehrdarstellung die pelagianischen Irrwege nur so lange meiden und daran glücklich vorbeikommen, bis sie die Lehre von der Gnadenwahl oder Prädestination zu behandeln sich anschicken. Hier wird es endlich nur zu oft offenbar, daß sich selbst unter denjenigen, welche das Bekenntnis der Konkordienformel von der Erbsünde und vom freien Willen Wort für Wort unterschreiben zu können vermeinen, solche befinden, welche von allen pelagianischen Vorstellungen noch keineswegs geheilt sind. Es sind dies nämlich alle diejenigen, welche glauben und lehren, daß, wie der von Gott vorausgesehene halsstarrige Unglaube vieler die Ursache sei, daß Gott von Ewigkeit beschlossen habe, sie zu verwerfen und zu verdammen, so sei auch der von Gott vorausgesehene bis an das Ende beständige Glaube einer Anzahl von Menschen die Ursache, daß sie Gott von Ewigkeit zur Seligkeit erwählt habe. Wer aber so lehrt, der stellt offenbar den beständigen Glauben nicht als ein reines Gnadengeschenk Gottes, sondern als eine Leistung des Menschen dar, die die äußerliche bewegende Ursache für Gott gewesen sei, eine Anzahl Menschen andern vorzuziehen und sie zur Seligkeit auszuermählen. Denn ist der Glaube ein Geschenk der freien Gnade Gottes, so kann dieser Glaube Gott nicht erst bewogen haben, einen Menschen zu erwählen. Der Glaube wird somit zu einer Art Verdienst der Menschen, die Wahl hört auf, eine Wahl freier Gnade zu sein, wird eine auf menschliches Verdienst und auf Bessersein des einen vor dem andern sich gründende, und der letzte Grund der Seligkeit des Menschen wird so nicht in das ewige freie Erbarmen Gottes in Christo, sondern in den Menschen selbst, in sein Wollen, in sein Annehmen, in sein Zustimmung, in seine Treue und Beständigkeit gesetzt, kurz, aus Gottes Händen herausgenommen und in des Menschen Hände gelegt. Lehren dieses auch unsere Konkordienformel und die ihr treu folgenden Theologen unserer Kirche, so gäbe Herr Lizentiat Krummacher unserer Kirche allerdings nicht mit Unrecht schuld, daß sie trotz ihres sonstigen reinen Bekenntnisses von Erbsünde und freiem Willen dennoch von „einem römisch-katholischen Semipelagianismus infiziert“ sei. Aber Gott sei ewig dafür Lob und Preis, auch diese Probe besteht unser herrliches Schlußbekenntnis. Unsere teure Konkordienformel hat sich nicht, wie spätere Theologen innerhalb unserer Kirche, den calvinischen Determinismus auf das andere Extrem, sei es auch der subtilste Semipelagianismus, drängen lassen. Während sie nämlich leugnet, daß Gott, wie die Calvinisten sagen, die größte Anzahl der Menschen nach seinem absoluten Willen nicht selig machen wolle, sondern sie von Ewigkeit zur Sünde und zur Verdammnis bestimmt habe, und daher auch nicht ernstlich berufe, daß also Gott die Ursache der Sünde und Verdammnis sei, so behauptet sie keineswegs zugleich, daß hingegen die Ursache der Erwählung und Seligkeit der Ausgewählten ihr besseres Verhalten, ihr beständiger Glaube oder irgend etwas in ihnen, sondern

daß diese Ursache einzig und allein Gottes freie Gnade und Barmherzigkeit in Christo sei. Die Calvinisten machen den Schluß: Hat Gott aus freier Gnade eine Anzahl Menschen zur Seligkeit erwählt und tut er allein alles, dieselben zum Glauben zu bringen, im Glauben zu erhalten und endlich selig zu machen, ohne daß dieselben auch nur das Geringste dazu beitragen, so muß natürlich, da alle Menschen von Natur in gleichem Verderben liegen, es hingegen allein an Gott liegen, daß die andern nicht zum Glauben kommen, oder nicht darin bleiben und nicht selig, sondern verdammt werden; es muß daran liegen, daß er jene durch eine untwiderstehliche Gnadewirkung bekehrt und erhält, an diesen hingegen mit seiner Gnade vorübergeht und sie in ihrem Verderben liegen läßt, weil er ihre Seligkeit nicht will, sondern zur Verherrlichung seiner Gerechtigkeit zur Sünde, zum Tod und zur Verdammnis von Ewigkeit bestimmt und in der Zeit geschaffen hat. Und es ist ja freilich wahr, die unerleuchtete, das ist, nicht dem Worte folgende Vernunft kann nicht anders; die Vernunft muß, wenn sie nicht nach der Schrift fragt und ihren eigenen Gedanken folgt, diesen Schluß machen. Nicht aber also unsere teure Konkordienformel und mit ihr die ganze rechtgläubige lutherische Kirche. Sie macht diesen Schluß nicht. Sie bleibt dabei: daß Menschen selig werden, das hat seinen Grund lediglich in Gottes freier Gnade; hingegen daß Menschen verdammt werden, das hat lediglich seinen Grund in des Menschen Sünde und Schuld. Sie sieht auch, daß sich dies nach der Vernunft nicht reimem lasse; sie sieht auch, daß nach der Vernunft, wenn Menschen nur um ihrer Sünde willen verdammt werden, die andern um ihres Besserseins willen selig werden müssen, oder, wenn Menschen nur aus freier Gnade selig werden, die andern aus Mangel des Gnadentwillens Gottes verdammt werden müssen; aber weil beides in Gottes Wort steht, daß Gott die Erwählten allein nach dem Wohlgefallen seines Willens zu Lobe seiner herrlichen Gnade schon von Ewigkeit erwählt, und daß die Verdammten, während Gott aller Menschen Seligkeit wolle, um ihrer eigenen Sünde und Schuld willen verworfen sind, so glaubt, lehrt und bekennt die Konkordienformel beides, schlägt nicht mit den Calvinisten eine Vernunftbrücke über den gähnenden Abgrund dieses unerklärlichen Geheimnisses, läßt beides stehen und betet in Demut Gott in seiner unbegreiflichen Weisheit an, die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs im ewigen Leben erwartend.“

Und doch sollen wir über der Schwierigkeit, die uns bei der Behandlung der christlichen Lehre von der Gnadentwahl entgegentritt, nicht den Mut verlieren. Wir haben, was das Zustandekommen einer Einigung betrifft, bei dieser Lehre auch einen großen Vorteil, einen Vorteil, der sich bei der Behandlung anderer Lehren, zum Beispiel bei der Behandlung der Lehren von der Kirche und dem Predigtamt, nicht in demselben Maße darbot. Wir haben für diese Lehre, wie

sie das lutherische Bekenntnis aus der Schrift im 11. Artikel der Konkordienformel darlegt, die freudige Zustimmung aller Christen auf der ganzen Erde und aller Theologen, sofern sie Christen sind. Kein Christ erklärt sich die Tatsache, daß gerade er ein Kind Gottes geworden ist und bleiben wird, aus seinem „verschiedenen Verhalten“, sondern er bekennt vielmehr von ganzem Herzen, daß er sich auch übel verhalten hat und in gleicher Schuld mit den Verlorengehenden ist. Wenn man einen Christen bereden wollte, sich — bei einem Vergleich mit andern — seinen Christenstand aus seinem richtigen Verhalten zu erklären, so würde er sofort erkennen, daß man ihm hiermit den Grund seines Christenglaubens, die Gnade Gottes um Christi willen, entziehen wolle. Alles, was die Schrift belehrend und ermahnend von der Herzensstellung des Christen sagt, wenn sich der Christ mit andern Menschen vergleicht, z. B.: „Ich bin der vornehmste unter den Sündern“⁶⁾ und: „Rühme dich nicht wider die Zweige“⁷⁾ — das ist jedem Christen aus dem Herzen geredet. So nimmt der Christ in der Frage: *Cur alii prae aliis?* genau die Stellung der Konkordienformel ein, und zur Einigung der lutherischen Kirche in der für die Theologen so schwierigen Frage ist wahrhaftig weiter nichts nötig, als daß wir mit dem Munde auch allesamt das bekennen, was wir bereits allesamt vor Gott in unserm Herzen glauben. Ein Kritiker hat sich dahin geäußert, daß ein Hinweis auf diese Tatsache „unbedingt nicht in eine Schrift gehört, die der Sache der Vereinigung gewidmet ist“. Wir sind der gegenteiligen Meinung. Unsere Absicht war, auf den gemeinsamen Grund hinzuweisen, auf dem wir bereits als Christen stehen, um von dem gemeinsamen Grund aus zu weiterer und völliger Einigkeit zu helfen. In derselben Absicht haben wir auch solche Äußerungen aus dem andern Lager abdrucken lassen, in denen man — unter Beiseitelassung des theologisch verfochtenen „Verhaltens“ — ganz trefflich und herzerhebend die sola gratia als den Zentralartikel rühmt, an dem man dem Papsttum und allen Irrlehrern gegenüber unerrücklich festhalten müsse. Es sei uns die Bemerkung erlaubt, daß wir Kapitel VIII unserer Schrift: „Die Zustimmung aller Christen zur Darstellung der Konkordienformel“, gerne geschrieben haben. Alle andern Kapitel sind eigentlich nur aus Pflichtgefühl geschrieben worden, namentlich die dogmenhistorischen Partien. Aber bei Kapitel VIII ist uns das Herz aufgegangen. Was für ein herrliches Bekenntnis hat doch die Kirche der Reformation! Wie ist gerade der 11. Artikel der Konkordienformel vom 16. Jahrhundert an bis auf unsere Zeit nicht bloß angegriffen, sondern auch verspottet worden! Hunderte von Rednern und Schreibern haben ihn für ein ganz konfuseß Dokument erklärt, für *mirae sibi repugnans*, für untenable ground, weil er die sola gratia und die universalis gratia zugleich lehre und nicht die von der menschlichen Vernunft geforderten

6) 1 Tim. 1, 15.

7) Röm. 11, 18.

Hilfslinien des verschiedenen Verhaltens ziehe. Aber nach aller Kritik stellt sich heraus, daß schließlich jedes Christenherz zum 11. Artikel der Konkordienformel ja sagt. Göschel hat nicht unrecht, wenn er bemerkt: „Der ganze 11. Artikel ist recht eigentlich zur Erbauung und zum Troste für einfältige Christenherzen geschrieben und daher zugleich als ein Erbauungsbüchlein zu empfehlen.“⁸⁾ Um an unserm Teile dazu zu helfen, daß die lutherische Kirche Amerikas sich voll und ganz auf den 11. Artikel der Konkordienformel stelle, das ist der Zweck unserer Schrift „Zur Einigung“.

Wir kommen nun zu einem Bericht über die Kritiken, die diese Schrift in den letzten Monaten erfahren hat. Wir weisen zunächst auf zwei Äußerungen aus dem General Council hin. Sie finden sich im *Lutheran* und im *Nova Scotia Lutheran*. Der *Lutheran* ist entschieden der Ansicht, daß die Schrift der Einigung nicht dienen wird. Der *Nova Scotia Lutheran* ist der gegenteiligen Ansicht. Im Anschluß daran lassen sich eine ganze Reihe von Bemerkungen besprechen, die namentlich aus Blättern der Synoden von Ohio und Iowa in den letzten Monaten uns bekannt geworden sind. Es sind mehrere Erklärungen über das „Verhalten“ abgegeben worden, deren ruhige, sachliche Erörterung vielleicht der Einigung dient. Auch ist von mehr als einer Seite die Frage aufgeworfen worden, ob und in welchem Umfange ein „Widerruf“ nötig sei.

Was die Äußerung des *Lutheran* betrifft, so halten wir dafür, daß sie der Sache nach am entschiedensten eine Einigung auf Grund des 11. Artikels der Konkordienformel ablehnt. Es ist jedoch im Auge zu behalten, daß sich der *Lutheran* nicht bloß gegen die „Missourian Church“, sondern auch gegen die Generalsynode wendet. Er klagt, daß die Generalsynode brüderliche Gesinnung und eine tiefgehende Zuneigung dem General Council gegenüber bekenne, aber trotzdem an der andern Seite der Straße, an der eine Councilkirche steht, einen Kirchbauplatz für die Generalsynode käuflich erwirbt. Dabei deutet der *Lutheran* an, daß wohl das Council gelegentlich ebenso handle, weil die zu ihm gehörenden Synoden „synodale Eigentümlichkeiten“ an sich haben. Der *Lutheran* schreibt hierüber: „The General Synod, professing, even more than of old, fraternal regard, deep attachment, and Christian comity toward the General Council, has repudiated the mission pacts between us, and results in some measure attained by the Commission of Arbitration. A part of one of its synods near Philadelphia has urged that it is necessary for the General Synod and the General Council to get together, whereas another part of the same synod has been active in Harrisburg in purchasing a lot directly on the other side of the street from the only English General Council congregation in that city. And while the arrangement of territory between the General Synod and the General Council in the West

8) A. a. O., S. 146.

has been under attempted reconsideration, the General Synod has appointed a superintendent of missions for Dakota, thus emphasizing a fraternal unity of sentiment and a bitter competition of deed as a keynote for the coming generation. The General Council on its part is in no firm position to press Church unity because of the synodical individualism in its synods, with the consequent probable inability of itself to propose, to stand for, to sacrifice, and loyally support one common plan of action." Aber vornehmlich ist der Artikel im *Lutheran* gegen die „Missourier“ gerichtet. Schon die Einleitung, in der noch keine Namen genannt werden, hat hauptsächlich die Missourisynode im Auge, wie aus den späteren Ausführungen hervorgeht. Die Einleitung lautet: "Our Church in America at this moment is forgetting that the underlying preliminary to Church unity is not wholly doctrinal, nor practical, but *spiritual*. We must have one faith, and also one spirit. Until the various Lutheran synods can create and establish between each other a deep confidence, a confidence as to motives and purposes, and as to unselfish quality of the faith and love they offer, there will be very little result from the efforts now making for unity. If they have all faith, and have not charity, it is nothing. So long as synods and leaders face each other in a manner that betrays mistrust, or that begets suspicion, agreements in doctrine, and arrangements in practice, will be as a tinkling cymbal and as sounding brass. *The spirit* in which approaches are made toward a union in faith and practice will determine the preliminary stages of its success. When one synod considers the opposite party as so many Samaritans, and acts as though there was nothing that it has ever heard or read which should induce it to abate its Jewish antipathy to the brethren who do not worship at its temple, there is little hope for unity. The synod's own pretension of being always in the right, even though it be a fact, will not serve any purpose in the cause of unity. The Jews were right about the matter in dispute between them and the Samaritans. 'Salvation is with the Jews.' But this is never held out to us as any justification of their behavior toward the Samaritans, and its bare and nude assertion never brought unity." Dann fährt der *Lutheran* mit spezieller Bezugnahme auf die Missourisynode fort: "The synod which at this moment is most aggressively striving for the unity of Lutherans in America is the synod that usually has been considered the most narrow. But it is the largest and most powerful body in America. Many English readers of *The Lutheran* seem never to have heard of it, and practically ignore it, just as many of its representatives practically ignore the Church of the General Synod and the General Council. The . . . Rev. Dr. F. Pieper, of St. Louis, has issued 'A Plea for a United Lutheranism in America.' This pamphlet expresses the desire 'that the entire American Lu-

theran Church might, in its public teaching, occupy the position which all Lutheran Christians, indeed, all Christians on earth, and all theologians, so far as they are Christians, even now occupy in their relation to God.' The position thus emphasized is that of the Missourian Church on Predestination, which rejects Calvinism on the one hand, and the good conduct of men on the other, as a ground for explaining why men were converted and saved. This doctrine, which contains a divine mystery, has been dividing the German and the Norwegian Lutheran Church in the West, and the Missourian Church claims that if it were rightly apprehended and confessed, the whole Lutheran Church in America would be reunited. Its offer or plea for a united Church it sums up in its own words as follows: 'That part of the Lutheran Church which has hitherto taught that the converting and saving grace of God is governed by the correct, or good, conduct of man, and has in such conduct discovered the ground of explanation for the *discretio personarum*, must surrender that teaching without any reservation whatever. If this is not done, all unity between the parties to the controversy is specious.' The Missouri Synod insists that the synods of Iowa, Ohio, and the Norwegian Synod must confess their error, and that then peace will enter our dear Lutheran Church. Dr. Pieper's plea assumes throughout that the American Lutheran Church is constituted by the parties to this controversy. The General Synod, the General Council, and other synods not involved, seem to form no part of the American Lutheran Church, or, at least, apparently are not taken into consideration. If we grant that the Missourian Church is right in doctrine, our readers will agree with us that, in coming with its plea for union, there is some deficiency in spirit, and that *it also has some things to confess*. We have found no trace of such confession in this pamphlet."

Wir lassen hierauf zunächst ohne weitere Bemerkung die Äußerung des *Nova Scotia Lutheran* folgen: "We have read with pleasure Dr. Pieper's brochure on 'Conversion and Election — a Plea for a United Lutheranism in America.' We cannot but admire the kindly spirit in which it is written, its irenical tone, its soundness of reasoning, its close adherence to Scriptural and confessional terminology, and its evident sincerity. We are struck, too, by the nice balance which the author maintains between the 'Universality of the Call' — his insistence on its seriousness and earnestness in all cases — and salvation By Grace Alone, without any contribution on man's part. We are free to say that he has conclusively proved that Calvinism cannot properly be charged against the Missouri position. It is nothing but pure Lutheranism when all the glory of our salvation is ascribed to God alone and all the blame for condemnation, not to any defect in God's will or grace, but solely to the wickedness

and sinfulness of men. We believe the author is right also in maintaining that the doctrine of election should be learned from those passages of Scripture which treat directly of that subject without the bringing in of irrelevant passages which treat of something else, and in his contention that these passages are not dark and obscure, but perspicuous and clear. His plea for the giving up of the formula, 'in view of faith,' is also, we think, deserving of consideration, since it is not only misleading and affords cover for error, but is also non-confessional and, unless synergistically understood, explains nothing nor helps to clear the mystery. Dr. Pieper is a man who is positive in his convictions, and knows how to give an answer to all inquirers concerning the faith that is in him. His treatise, though it may not accomplish its declared purpose of uniting the Lutheran Church of America, is deserving of careful consideration and study, and will doubtless be productive of good. In the calm vein in which he has written Dr. Pieper has set the pace for theological discussion. No doubt replies will be made to Dr. Pieper's pamphlet. If the same irenic tone pervades them, the doctrine may be considered on its merits, and not be obscured under the flame of passion aroused by the kindling of party spirit. A thorough discussion in this spirit will do no harm, and may, under God's gracious guidance, lead to a better understanding and a closer union among Lutherans. It will be a happy day when we Lutherans, who all hold to the same confessions, shall understand each other thoroughly, be of one mind in Christ Jesus, and with one mouth and one heart glorify God, even the Father of our Lord Jesus Christ. God speed the day!"

(Schluß folgt.)

Æ. P.

Die Tennesseesynode.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Auch die Pennsylvania'synode wurde von den Tennesseern wiederholt aufgefordert, Farbe zu bekennen. Aus der „Maryländischen Deutschen Zeitung“ vom 25. Juni 1823 hatten sie erfahren, daß sich die Pennsylvaniaer von der Generalsynode zurückgezogen hatten. Sofort richtete die im Oktober zu Sinking Spring, Tenn., versammelte Synode eine Anzahl Lehrfragen an die Pennsylvania'synode, und als 1825 noch keine Antwort erfolgt war, wurden die Fragen nochmals gestellt. Die Eingabe lautete: „An die Ehrw. Eb. Luth. Synode von Pennsylvania. Vielgeliebte Brüder in Christo! Im Jahr unsers Herrn 1823, wurden von dieser Verbindung Eurem Ehrwürdigen Körper einige Fragen zur Beantwortung, vorgelegt. Da man aber noch keine Antwort erhalten hat, und auch nicht weiß, was die Ursache davon seyn mag; so ist es

uns, von der Synode aufgetragen worden, Euch ferner zu ersuchen dem Begehren ein Genüge zu leisten. Wir hoffen Ehrerbietigt, Ihr werdet uns den Grund Eurer Hoffnung offenbaren; weil wir glauben, wenn solches geschieht, es viel dazu beitragen wird, allgemeinen Frieden, unter allen ächten Lutheranern herzustellen. Wir erneuern demnach folgende Fragen: 1. Glaubet Ihr, daß die heilige Taufe, so mit Wasser, im Namen des Dreieinigen Gottes verrichtet wird, die Vergebung der Sünden wirkt, vom Tode und Teufel erlöst, und die ewige Seligkeit giebt, allen denen die es glauben, nach den Verheißungen Gottes? 2. Glaubet Ihr, daß der wahre Leib und Blut Christi unter der Gestalt Brots und Weins im Heil. Abendmahl gegenwärtig sey, und da ausgetheilet und genommen wird? Essen und trinken die ungläubigen Gästen dieses Mahles auch Christi Leib und Blut unter Gestalt Brots und Weins? Wir fragen nicht, ob die Ungläubigen dadurch Vergebung der Sünden empfangen, sondern ob sie Jesu Leib und Blut essen und trinken? 3. Sollte Jesus Christus als wahrer Gott und Mensch in einer Person angebetet werden? 4. Ist es recht, daß die Evangelisch-Lutherische Kirche suche sich mit irgend einer Religions-Verfassung, welche der Lehre der Augsburgerischen Confession nicht zugethan ist, zu vereinigen? Oder ist es recht, daß Lutheraner, bey solchen zum Heil. Abendmahl gehen? Wir verbleiben ehrerbietigt Eure Diener in Christo: Daniel Moser, Ambrosius Henkel, Johannes Ramsauer, Petrus Heil.“ Leider hat die Pennsylvaniashnode es nie für der Mühe wert gehalten, auf diese Fragen eine Antwort zu erteilen.

Daß sie mit ihren Bemühungen zur Herstellung einer Einigung in der Wahrheit wenig Dank ernteten, brauchte die Tennesseer nicht eben zu wundern. War man doch in der Generalsynode bewußtermaßen der Entschiedenheit in der Lehre, ja größtentheils der lutherischen Wahrheit selber abhold, und war doch auch der baldige Austritt der Pennsylvanier keineswegs durch die Lehrstellung der Generalsynode bestimmt. Daß aber die mit Verachtung Gestraften bei der geringen Aussicht auf den gewünschten Erfolg dennoch ihre Versuche nicht unterließen, beweist die Redlichkeit ihrer Absichten. Sie waren bei der Entschiedenheit ihrer Forderung innerer Einigkeit in Lehre und Bekenntnis als der Vorbedingung zu äußerer Einigung dem Frieden keineswegs abhold. Dafür zeugen auch die noch vorhandenen Briefe, welche der alte Paul Henkel und seine Söhne in jenen Jahren untereinander wechselten. So schrieb am 20. Januar 1822 Philipp Henkel an seinen Bruder David: „Gesezt sie würden ihre Grundverfassung fahren lassen; man würde dann sagen: wenn sie die Augsburgerische Confession annehmen wollten und wollten dann eine jede Conferenz für sich selbst stehen lassen, aber dennoch brüderlich mit einander correspondiren und mit Rath einander beistehen, ich sage, ob nicht dies möchte ein Mittel sein, wieder alles zu recht zu bringen. Schreibe mir deine Gedanken hierüber.“ Doch hegten sie selber wenig Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren. Am

3. April 1823 schrieb Karl an seinen Bruder David: „Was deinen Plan anbelangt wegen einer Zusammenkunft und einer öffentlichen Erklärung, meine ich, wäre fast unnöthig; denn unsere Einwendungen sind ja bereits schon gemacht, und alle die Prediger, die dahin geneigt sind, werden dennoch dahin gehen, ob wir das thun oder nicht.“ Nur eins stand ihnen immer wieder fest, daß man nämlich bei der lutherischen Wahrheit bleiben müsse. Noch in dem letzten von ihm vorhandenen Briefe, vom 20. August 1825, schrieb der alte Paul Hentel an seinen David: „Sit die Lehre recht, und der Herr will, daß sie soll öffentlich gelehrt werden, so wird er auch Wege und Mittel dazu finden und anzeigen. Ich habe die Sache schon oftmals überdacht. Wie froh würden unsere Mendaspriester sein, wenn sie einige von uns damit beschuldigen könnten, daß wir nur in einem Artikel anders lehrten als die Augsburgische Glaubenslehre sagt. . . . Ich sehe es für das Beste an, daß wir uns selber vorsehen, daß wir nahe beim Wort Gottes bleiben und uns daran halten. Die Tennessee-Synode ist ja sehr verächtet und verlästert bei den Zwingherren, weil wir uns nicht wollen von ihnen leiten oder führen lassen, wohin sie uns haben wollen. Darum wollen sie auch keinem von der Tennessee-Synode ihre Kirche lassen. Und ich verdenke es ihnen auch nicht. Die Grundverfassung der Tennessee-Synode gibt uns auch Urfach dazu, und so wird es auch sein müssen, denn zu einer Vereinigung mit ihrem Zwanggesetz zu kommen, das wird wohl nicht geschehen.“ Noch auf seinem Totenbette ließ er den P. Niemenschneider, von dem er auch begraben sein wollte, sagen, daß er doch „sollte getreu bleiben in der reinen lutherischen Lehre und daß er sollte männlich streiten in Sanftmuth und Geduld, für dasjenige wofür wir so hart gestritten haben“. Über sein Ende berichtet Ambrosius Hentel in einem Brief vom 30. November 1825 unter anderm: „Ich fragte ihn dann, ob ich dieses auch allen meinen Brüdern von ihm befehlen sollte. Er sagte: ‚O ja, schreibe ihnen allen, daß sie doch standhaft bleiben sollen.‘ Ich fragte ihn weiter, ob er immer noch auf dem Glauben stünde, den er bis daher verteidigt hätte. Er sagte: ‚Ja gewißlich, auf den habe ich gelebet und auf diesen will ich auch jetzt sterben.‘ Ich war auch so besorgt, daß ich mußte etliche Nachbarn rufen, seine Reden zu bezeugen, aus Furcht sie möchten mir von den Feinden widersprochen werden. . . . Den 23sten träumte ihm, er habe noch ein Kind getauft; und sonderbar, am 28sten kam ein Kind für ihn zu taufen: er war aber zu schwach und befahl mir, es zu taufen. Ich taufte es, nahe bei ihm stehend; nachdem ich fertig war, brachte die Mama das Kind zu ihm; er legte seine Hände auf dasselbe und sagte: ‚Der Herr segne dich und behüte dich‘; aber weiter konnte er nicht, denn er war zu schwach. Das Kind heißt Daniel Frehmeyer. Den 28sten spät in der Nacht beehrte er das H. Abendmahl. Wir erwarteten Herrn Niemenschneider alle minuten. Endlich wurde er so krank, daß alle Anwesenden nicht länger trauten zu warten. Die Mama fragte ihn, ob ich es ihm reichen sollte. Er

sagte Ja. Ich verwilligte mich endlich und reichte es ihm und noch fünf anderen der Anwesenden. Keine 10 Minuten nachher kam Herr Niemenschneider. Er konnte nur noch ein paar Worte mit ihm reden. Er beehrte Herrn N. das Nämlische, was er mir befohlen hatte, ihm zu sagen; aber bald darnach schien er mit dem Tode zu ringen; endlich wurde er wieder sanft und verschied als wenn man ein Licht ausgeblasen hätte 10 Minuten vor 4 Uhr, Sonntags Morgens, den 27sten Nov. 1825.“

Je weniger aber die Wünsche und Hoffnungen der Tennesseer auf Einigung in der Wahrheit mit den alten Synoden sich verwirklichten, desto mehr waren sie auf ein inneres Wachstum ihrer eigenen kleinen und verachteten Synode und auf Bewahrung der reinen Lehre in ihrer Mitte bedacht. Wie gleich in den ersten Jahren das friedliche Fortbestehen der Synode durch die Sprachenfrage bedroht war, erhellt aus folgendem Briefe von P. H. Genkel, der auch sonst tiefe Blicke in die Verhältnisse tun läßt: “Green County Tennessee October the 19th 1826. Lieber Bruder! Nachdem Ich Heim kam von der Synode, fand ich unsere Deutsche Gemein-Glieder ziemlich unzufrieden, weil sie glaubten wir hatten die Grundverfassung übertreten; und Ich bin besorget daß, eine Trennung geschehet. Denn nimmermehr lassen die alten Deutschen das zu, daß die Tennessee Synode Deutsch und Englisch redent wird, und wir müssen gewißlich behuthsam in dieser Sache handeln, sonst ist es um unsere Synode geschehen. Ich redete mit Ihnen wegen der Grundverfassung, Ich sagte Ihnen daß geglaubt wäre daß dieselbe nicht mit der Augspurgischen Confession übereinkäme. Sie sagen das könnte so seyn, Sie wären willig dieselbe gänzlich aufzugeben, wann wir eine ganz Deutschredente Synode behalten würden. Ich bin auch ganz willig diese Grundverfassung aufzugeben im Fall die Augspurgische Confession die Grundverfassung dieser Synode, gemacht wird. Wir werden es finden, daß es nimmermehr guth thun würde wann wir Deutsch und Englisch behsammen halten, auch wann wir drey Tage Deutsch und Drey Tage Englisch an einem Orte halten, dann die Deutschen müssen immer die Last tragen. Die Englischen wollen doch immer behwohnen, dann werden sie immer grob von den Deutschen behandelt, die Englischen beschweren sich und so gehet diese Sache zu Grund. Mein Rath wäre daher, laß uns immer eine Deutsch redente Synode halten, und dann eine Englisch redente. Dann können wir bestehen. Ich wäre Willens behden Synoden behzuwohnen. Dann laß alle Grundverfassung ausgenommen die Augspurgische Confession beh Seite geleet werden. Wollen die Deutschen ihre Sprache nicht aufhalten so können wir es nicht helfen. Dann sind wir nicht schuld an Ihrem untergang. Befindest du es für Guth, eine ganz Deutsch redente Synode, und eine ganz Englisch redente Synod zu veranstalten auch alle Grundverfassung behzulegen ausgenommen die Augspurg. Confession so lasse mich solches bald wissen, dann will ich an die übrige Prediger schreiben, und

die Zeit und den Ort bestimmen für die Synode, dann das ist noch das einzige Mittel unser Volk bey sammen zu halten, dann für diese Zeit sind sie auseinander und wer weiß wie wir sie zusammen bringen können. Ist die Grundverfassung einmahl übertreten dann fühlet sich ein Jeder frey. Wäre aber die Augsburg. Confession die Grundverfassung, so würde ein Jedes Glied sich zeitig dazu bekennen. Dieß sind meine Gedanken. Schreibe mir bald. Philip Henkel.“

Während ihrer Versammlung von 1827 lag der Tennessee-Synode ein Entwurf zu einer neuen Synodal-Konstitution vor. Andererseits waren auch von mehreren Gemeinden Gesuche eingelaufen, „die Grundverfassung nicht zu verändern“, während hingegen von anderer Seite die Bitte vorgetragen war, „daß die Grundverfassung verändert und verbessert werden möge“, und die Synode hielt es für geraten, die Annahme der neuen Grundverfassung auf die nächstjährige Versammlung zu verschieben, und empfahl inzwischen den Gemeinden, den Entwurf bis zur nächsten Sitzung reiflich zu überlegen. Demgemäß wurde im Jahre 1828 der Entwurf vorgenommen, in einigen Punkten abgeändert und dann einmütig angenommen und bestätigt. Zugleich wurde ein Kommentar zu den Artikeln der neuen Verfassung, welchen David Henkel ausgearbeitet hatte, „als Erklärung des Geistes und der Absicht derselben“ angenommen und auf Beschluß der Synode in dem Bericht mit abgedruckt. Die Konstitution lautete in der von der Synode angenommenen Form, wie folgt: „Grundverfassung der Evangelisch-Lutherischen Tennessee Synode, Welche angenommen und bestätigt wurde, bei der Sitzung, gehalten in der St. Paulus-Kirche, Lincoln County, N. C. im Monat September, im Jahr 1828. Artikel I. Die heilige Schrift, oder die von dem Heiligen Geiste eingegebene Schriften des Alten und Neuen Testaments sollen die einzige Richtschnur von der Lehre und Kirchenzucht seyn. Die Richtigkeit, oder Unrichtigkeit von irgend einer Übersezung soll nach den Grundsprachen, in welchen diese Schriften zuerst sind verfaßt worden, beurtheilt werden. Artikel II. Das Augsburgische Glaubensbekenntniß in 28 Artikeln enthalten, so wie dasselbe sich im Christlichen Concordien-Buch befindet, wird von diesem Körper, anerkannt und angenommen, weil es eine wahre Darstellung von den Hauptlehren des Glaubens und der Kirchenzucht enthält. Es enthält auch nichts, welches mit der heiligen Schrift streitet. Es wird daher keinem Prediger erlaubt etwas zu lehren, noch [in] diesem Körper etwas zu verrichten, welches mit irgend einem Artikel dieses Glaubensbekenntnisses im Widerspruch stünde. Lutheri kleiner Katechismus wird auch, weil derselbe ein kurzer Begriff von biblischen Lehren enthält, und von großem Nutzen ist die Jugend zu unterrichten, anerkannt und angenommen. Artikel III. Prediger und gemeine Abgeordnete sollen gleich berechtigt seyn, Sitz und Stimme in diesem Körper zu haben. Es soll nicht erlaubt seyn, daß die Prediger ohne die Abgeordneten, noch die Abgeordneten ohne die Prediger Ge-

geschäfte verrichten: falls beides Prediger und Abgeordnete zugegen sind. Es sollen auch durchaus keine Geschäfte im Geheimen, oder unter verschlossenen Thüren verrichtet werden: ausgenommen es sollte eine Zeit kommen, in welcher die Kirche durch weltliche Obrigkeit verfolgt würde.

Artikel IV. Die Geschäfte dieses Körpers sollen seyn: nützlichen Rath zu ertheilen, die rechtmäßige Mittel um das Evangelium Jesu Christi auszubreiten, anzuwenden; falsche Lehren und Lehrer zu entdecken und bloß zu stellen; und auf Ersuchen Candidaten für das Lehramt zu prüfen. Wenn ein Candidat auf sein Examen für tüchtig erfunden wird das Lehramt zu bekleiden, so soll dieser Körper ein oder mehrere Pastoren ernennen, um denselben mit Auflegung ihrer Hände und Gebet zu diesem Amte zu weihen. Dieser Körper soll aber keine Gewalt haben, sich mit irgend einer Entscheidung von irgend einer Gemeinde abzugeben; auch keine Regeln oder Einrichtungen für Gemeinden zu machen.

Artikel V. Diese Synode soll niemahls durch die weltliche Obrigkeit einverleibt (incorporated) werden; auch soll sie niemahls ein einverleibtes Theologisches Seminarium unter ihrer Aufsicht haben. Auch soll sie keine besondere Kasse haben, um Reiseprediger und Theologische Schulen zu unterstützen.

Artikel VI. Die Graden des Lehramts sind zwei: Pastor und Diener; oder wie St. Paulus sie nennet: Bischof und Diener. Sie müssen durch die Eigenschaften wie sie 1 Tim. 3, 2—14 — Tit. 1, 4—9 beschrieben werden, haben. Die Pflichten eines Pastors sind, daß er alle Amtsgeschäfte verrichte. Aber die Pflichten eines Dieners sind, daß er Acht habe auf die Almosen der Gemeine, welche zum Unterhalt der Armen, und zu andern wohlthätigen Endzwecken gegeben werden; Katechismusunterricht zu halten, zu predigen und zu taufen. Ein Pastor sowohl als ein Diener muß von einer oder mehreren Gemeinden zu seinem Amte berufen werden.

Ortliche und zeitlangdauernde Einrichtungen. Erste Einrichtung. Eine jede Gemeine ist berechtigt einen Abgeordneten an diese Synode zu senden, welcher Sitz und Stimme in allen Verrichtungen haben soll.

Zweite Einrichtung. Diese Synode soll sich von Zeit zu Zeit, ihrer eigenen Bestimmung gemäß versammeln.

Dritte Einrichtung. Bei einer jeden Sitzung soll ein Vorsitzer auf eine so lange Zeit als für schicklich erachtet seyn mag, erwählt werden. Seine Pflichten sind, daß er darauf sehe, daß alle Vorschläge zur Unterredung ordentlich vor die Synode gebracht werden; daß er gute Ordnung halte und Wohlstand [Wohlstand] unter allen Gliedern erhalte. Es soll aber nicht als nöthig angesehen werden, es in dem Bericht von den Verrichtungen anzuzeigen, wer als Vorsitzer erwählt war.

Diese Synode soll auch einen Schreiber erwählen, welcher bis zur nächsten Sitzung dienen soll. Seine Pflichten sind, ein Verzeichniß von den Verrichtungen zu halten, und die an diesen Körper gerichtete Briefe, zu beantworten.

Vierte Einrichtung. Über jeden vorkommenden Punkt, oder Vorschlag soll zuerst

in der Deutschen Sprache geredet werden, worauf der nämliche in der Englischen Sprache soll vorgenommen werden: falls beides Deutsche und Englische Glieder zugegen sind. Nachdem alles nöthige über einen Gegenstand ist vorgetragen worden, alsdann soll die Entscheidung gemacht werden.“

Die den einzelnen Paragraphen der Konstitution von 1828 beigefügten Anmerkungen enthalten zum Theil ganz treffliche Ausführungen über wichtige Punkte der Lehre, besonders von Kirche und Kirchenregiment. Über die Bedeutung kirchlicher Bekenntnisse heißt es zu Artikel 2 unter anderm: „Obgleich die heilige Schrift ohne irgend etwas sonst, eine hinlängliche Richtschnur ist; und obgleich nur einerley Erklärung über dieselbe richtig seyn kann; so ist es dennoch offenbar, daß nicht alle, welche sich Christen nennen, einerley Erklärung haben; denn ihre Aussichten sind sehr verschieden. Da nun nicht alle einerley Erklärung haben, so könnte es nicht erlannt werden, was eine jede christliche Gemeinschaft glaubet; folglich könnten andere nicht wissen, ob sie als Glaubensbrüder zu erkennen; falls sie kein förmliches Bekenntniß hätten. Wenn aber eine christliche Verfassung eine förmliche Erklärung von ihren Aussichten über gewisse Lehrpunkte der heiligen Schrift enthalten, hat; so können andere urtheilen, ob solche Aussichten richtig sind und ob sie Gemeinschaft mit einer solchen Verfassung haben mögen. . . . Wäre es aber möglich zu beweisen, daß dieses Glaubensbekenntniß Irrthümer enthielte, so würde es die Pflicht dieses Körpers werden, demselbigen zu entsagen: allein in diesem Falle würden sie aber aufhören Lutheraner zu seyn: dieweil sie die Aussichten der Lutheraner verwerfen würden.“ Von den Rechten und Pflichten einer Synode heißt es zu Artikel 4: „Daß es die Pflicht dieses Körpers sey, falsche Lehren und Lehrer zu entdecken und blos zu stellen, setzet mit nichten zum Voraus, daß diese Pflichten nicht auch auf einzelne Lehrer und Gemeinen heimfallen: denn dieser Körper maht sich solche nicht als ein Vorrecht an. Sondern es wird vermuthet, daß diese Pflichten mit mehrerem Nutzen durch eine Synode können verrichtet werden. Auch maht sich dieser Körper nicht das ausschließliche Recht an, Candidaten für das Lehramt zu prüfen und zu ordiniren. Denn eine jede Gemeinde hat die Freiheit tüchtige Personen zu ihren Lehrern zu wählen und einzelne Prediger haben das Recht sie zu diesem Amte zu weihen. Dieses erhellet aus dem Gebrauch der ersten Christen sowohl als auch aus der heiligen Schrift. Wenn aber irgend eine Gemeinde diesen Körper ersuchet, die Person ihrer Wahl zu prüfen und zu ordiniren alsdann fällt diese Pflicht diesem Körper anheim, zu verrichten. Da obgenannte Pflichten zu verrichten allen Gemeinen und Predigern anheim fallen, so haben sie unstreitig das Recht, solche gemeinschaftlich zu verwalten: d. i. sie sind berecht eine Synode zu bilden. Eine Christliche Synode, aber hat keine gesetzgebende Gewalt: folglich hat sie kein Recht Regeln für Gemeinen zu machen.“ Wunderlich wie der Artikel selbst sind die

Anmerkungen zum fünften Artikel, in welchem die vermeintlichen Gründe angeführt werden, weshalb eine Synode nicht inkorporiert sein und kein inkorporiertes theologisches Seminar, auch keine besondere Klasse zur Unterstützung der Reiseprediger und theologischen Schulen haben sollte.

(Schluß folgt.)

Bermischtes.

Kirchhofsruhe in deutschen Landeskirchen. In ihrem diesjährigen Vorwort weist die „A. E. L. R.“ (Pfarrer W. Laible) zuerst hin auf die ominöse Abnahme der Geburten und den von Sozialdemokraten inaugurierten „Massenstreik gegen die Kirche“ und fährt dann also fort: „Aber vielleicht ist in der Kirche neue Zeit, wir meinen die organisierte Kirche mit ihrem geordneten Dienst in Kirche und Schule. Und man könnte daran erinnern, daß das letzte Jahr keine Lehrzuchtsfälle hatte und ebenso die Unruhe um den religiösen Unterricht in der Volksschule stiller wurde. So muß es doch wohl besser geworden sein; die öffentliche Predigt gibt keinen Anlaß zur Klage mehr, und die Volksschullehrer haben sich wieder in die Ordnung gefügt. Aber wer so urteilen wollte, würde große Unkenntnis verraten. Ja, es ist Ruhe eingelehrt, aber nicht die verdiente Ruhe nach Kampf und Sieg, sondern Ruhe des Todes. Die Krankheiten am Leibe der Kirche sind nicht geheilt, sondern vertieft, und das Schlimmste ist, daß man sie kaum mehr empfindet und die Hand der berufenen Ärzte sich nicht mehr erhebt, sie zu heilen. Man ist wie gelähmt, hat es gleichsam aufgegeben, noch zu helfen, und ist froh, wenn nur die Öffentlichkeit nicht mehr beunruhigt wird. Es waren verhältnismäßig noch gesunde Zeiten, als die bekannten Fälle einst alles in Aufruhr brachten; gleichsam eine Reaktion der gesunden Kräfte gegen das eindringende Kranke. Heute darf ein Prediger ungestört am Karfreitag predigen: ‚Ihr seid im Rechte, wenn ihr euch gegen eine Erlösung sträubt, als habe ein anderer die Strafen der Menschen auf sich genommen. Niemand hat uns die Strafen abgenommen; der Mensch muß Mannes genug sein, sie selber zu leiden.‘ Oder an Ostern: ‚Es ist eine Vermessenheit, zu behaupten: nichts stehe so fest wie dies, daß die christliche Kirche über dem offenen Grabe des Heilandes erbaut sei.‘ Man könnte fast eine Geschichte der modernen Predigt nach der Seite schreiben, in welcher zielbewußter Weise heute auf vielen Kanzeln gerade das bekämpft wird, woran der christliche Glaube hängt, die Wahrheit der Heilstatsachen, die Wunder der Schrift, die Autorität des Wortes Gottes. . . . Es wird geleugnet und man darf leugnen, und niemand läßt sich mehr davon aus der Ruhe stören. Denn die gläubigen Gemeindeglieder sind es müde geworden, zu klagen, da sie oft doch nicht zu ihrem Rechte kommen. Und die Kirchenleitungen sind vielfach froh, wenn sie von solchen Dingen nichts mehr sehen und hören. Kirchhofsruhe! Aber geradezu erschütternd ist

das Bild, das uns die Volksschule heute zeigt, soweit sie christliche Volksschule sein soll. Sattwohl, man hört nichts mehr von jenen grundstürzenden Plänen, wie sie von einem ansehnlichen Teile der Lehrer noch vor einigen Jahren ausgesprochen wurden. Und man hört ebensowenig Klagen in den offiziellen Berichten an die Kirchenregierungen; es scheint alles wunderglatt zu gehen, und man muß sich nur wundern, wohin jene entschlossenen Männer mit ihren Plänen gekommen sind, ob sie vielleicht die Erde verschlungen hat. Aber man wundert sich nicht mehr, wenn man bei den Pastoren Umfrage hält, was für ein Material die Schule ihnen für den Konfirmandenunterricht liefert. Hier sollte man einmal eine Rundfrage veranstalten, und man bekäme sicherere Unterlagen als in den offiziellen Schulberichten. Denn von vielen Pastoren hört man heute, daß ihnen der Konfirmandenunterricht, sonst ihnen das Liebste und Teuerste, eine Qual und Gewissensnot geworden sei. Wo sollen sie anfangen zu lehren, wo sie fast Heidenkinder vor sich haben? Auf welcher Grundlage aufbauen, da fast nichts da ist? Es kommt vor, daß Kinder kaum die zehn Gebote kennen, manche sogar nicht das Vaterunser, von den Ansetzungen, geschweige von den drei Glaubensartikeln gar nicht zu reden. Bibelsprüche und Kirchenlied so gut wie nichts. Und diese Kinder kommen aus dem vorgeschriebenen Religionsunterricht der heutigen Volksschule! Gerne konstatieren wir, daß es noch treue Lehrer gibt, die rechten christlichen Unterricht geben, und daß es in einzelnen Landeskirchen überhaupt in diesem Stück noch besser steht. Aber auf die große Gesamtheit des deutschen evangelischen Christenvolkes gesehen, wird man den Satz aufstellen dürfen: Jene unheilvollen Reformpläne haben nirgends Rechtskraft erlangt, aber in Wirklichkeit wird weithin nach ihnen bereits gehandelt, ungefragt und ungestört. Die christliche Jugend wird in großem Stile heute ohne Christentum erzogen. Also auch hier war die Ruhe Kirchhofsruhe."

Lebenszeichen einer besseren Zukunft. Die geschilderte „Kirchhofsruhe“ stimmt die „A. E. L.“ aber durchaus nicht pessimistisch. Sie glaubt aus dem verfloffenen Jahr auch Stimmen vernommen zu haben, die eine bessere Zukunft verbürgen. Die erste sei das vermorene, dringliche, hilflose Suchen nach einer neuen Religion. „Wir sahen vor uns eine Menge Ratgeber, die unsern Zeitgenossen sagten: Wir haben gefunden, hier ist der Weg. Aber ihr Weg wurde geprüft, und die Suchenden sagten: Das ist er nicht.“ Das Volk sei des Zerflörens, der Kritik, unendlich müde geworden; man sehe sich mitten unter Trümmern und möchte doch ein Haus haben zum Wohnen. Die zweite Stimme sei die, daß moderne Pastoren jetzt offen bekennen, ihre Predigt finde kein Echo mehr, und Eindruck auf das Volk mache höchstens noch das alte Evangelium. Die dritte Stimme sei die Tatsache, daß die Kirchen altgläubiger, geistesmächtiger Prediger oft zum Brechen voll seien, nicht bloß von Bibelchristen, sondern auch von Modernen, die hier noch etwas fänden, woran man sich aufrichten könne. Hausbesuche und die Evangelisationswochen hätten auch gezeigt, daß sich im schlichten,

aber kirchlosen Volk der Großstädte noch Interesse für die Bibel finde. Dazu komme als vierte Stimme der Umschwung in der Theologie, die wieder mit großer Kraft (?) für das alte Gotteswort auf den Plan trete. Seien doch zwölf führende Theologen im vorigen Jahr in zwölf Artikeln in der „A. E. L. R.“ für das Apostolikum eingetreten und hätten so für immer die Rede, daß heute kein wissenschaftlicher Mann mehr dies Bekenntnis festhalte, zur Lüge gemacht. Dazu komme der Umschwung innerhalb der Studentenwelt, die bisher die Offenbarungstheologie und ihre Vertreter als unwissenschaftlich und rückständig ignorierte. Habe man bisher mit Geringschätzung herabgesehen auf die wenigen Studenten, die noch altgläubige Dozenten hörten, so sei das jetzt anders geworden. Es gebe jetzt Universitäten, wo die größten Hörsäle für die altgläubigen Dozenten kaum mehr zureichten. Was hier die Studenten begeistere, sei die Theologie des alten Glaubens, der Bibel. Wie über Nacht sei auch der „Deutsche Verein christlicher Studenten“ aufgeblüht. Wo sonst 40 bis 60 zusammen waren, kämen jetzt 700, wie voriges Jahr in Halle. Und die christliche Studentenbewegung in der Welt zähle heute an 2000 Universitäten 150,000 Mitglieder, die sich wenigstens des Namens „Christliche Studenten“ nicht schämten; und auch das sei doch ein Zeichen der Zeit. Dazu kämen noch die mancherlei Bibel- und Missionskränzchen an den Gymnasien. Kurz, die gebildete Jugend Deutschlands und weit hin in der Welt wende sich in Scharen aufs neue dem Christentum zu. Der alte Glaube und seine Theologie fange wieder an, populär zu werden.

Anderer erfreuliche Zeichen der Zeit. Das seelsorgerlich aufhorchende Ohr, meint die „Kz.“, und das Wächterauge, welches forsche, ob es nicht tagen wolle, merke schon lange einen geheimen, aber starken Geist in vielen Christenherzen, der nicht mehr mit halbem und äußerlichem Christentum zufrieden sei. Ein inneres Ringen gehe durch die Christenheit, mit größerem Ernste Gottes Willen zu tun. Die Sichtung habe eingefest, die die Halben, die man überall nicht mehr wolle, ausscheide. Eine neue Zeit, eine Gotteszeit, sei im Anbruch, ein Wachwerden in der Christenheit. Dazu kämen noch die günstigen Zeichen aus der Heidentwelt. Sei doch 1911/12 die Zahl der evangelischen Heidentchriften von 4,800,000 auf 6 Millionen gestiegen, die Missionseinnahmen von 123 Millionen Mark auf 152 Millionen und die Zahl der Missionсарbeiter von 110,000 auf 135,000. „Wenn wir nur zur Hälfte die Augen öffnen, blizt uns das Sonnenlicht eines neuen Tages entgegen. Der Zeichen, die aus dem alten Jahre herüberwinken, sind zu viele, als daß man noch länger leugnen könnte, Gott will sein Volk, will die Welt aufs neue heimsuchen; eine neue Gotteszeit will heraufziehen. Daher steht heute nicht mehr das zur Frage, ob eine neue Zeit wohl kommen werde, sondern allein das, ob wir mitmachen wollen. Sie kommt auch ohne uns. Gott braucht uns nicht; er hat eine Menge Knechte, und sie stehen mit Freuden bereit; der Siegeswagen Gottes

fährt auch ohne uns durch die Welt. Wollen wir mitmachen? Das ist die Frage an uns."

Die neuen Aufgaben. Der Anbruch der neuen Zeit stelle der Kirche samt ihren Theologen, Kirchenleitern und Pastoren auch entsprechende neue Aufgaben. Die „Kz.“ schreibt: „Welches sind die neuen Aufgaben? Es ist im Grunde nur eine, und in dieser sind alle andern befaßt. Sie ergibt sich von selbst, sobald wir auf die letzte Ursache zurückgehen, was die Jahre her unser Unglück war, was die Kirche arm machte, ihre Kraft gelähmt, zum Teil gebrochen hat. Es waren nicht die mancherlei Kräfte und Strömungen der modernen Zeit, wie sie aus den Brunnenstüben der neueren Theologie, der Philosophie, der Religions- und Naturwissenschaft hervorströmten; sie halfen mit, aber sie sind nicht der letzte Grund. Auch die modernen Weltanschauungen waren es nicht. Ein einziges ist schuld, was schon Israel an den Rand des Verderbens brachte und das seine Propheten nicht müde wurden, ihm vorzuhalten: der Abfall vom Worte Gottes. Im Worte Gottes liegt das Leben, in seinem Abfall der Tod. Man hat Gott nicht mehr reden hören, die Quellen seines Wortes waren verstopft, daher die ganze Verwirrung in unserm Geschlecht. Soll jetzt ein Neues werden, so muß Gottes Wort wieder her. Die anbrechende neue Zeit trägt den Auftrag Gottes durch die Christenheit: Gebt den Menschen Gottes Wort wieder! Wort Gottes für die Theologie! Wort Gottes für die Prediger! Wort Gottes für das Volk! Wort Gottes von einem Ende der Welt bis ans andere! Zu allererst an die Theologie: Gebt uns das Wort Gottes zurück! Das Menschliche an der Schrift habt ihr uns gegeben, nun gebt uns das Göttliche an ihr wieder. Das Menschliche habt ihr herausgestellt und die Wissenschaft dabei reich gemacht; nun stellt das Göttliche heraus, daß auch der Glaube wieder reich werde; denn er ist arm, sehr arm geworden unter eurer Arbeit. Wir kennen gar wohl den Zauber, der unsere Theologie seit Jahren und heute in gesteigertem Maße bedroht, möglichst vorurteilslose Wissenschaft sein zu wollen und gleichen Ranges mit ihren menschlichen Schwestern zu gelten; wie sie versucht wird, Gotteswissenschaft und Vernunftwissenschaft zu vermählen, das Übernatürliche möglichst ins Natürliche umzusetzen, um so den modernen Ansprüchen gewachsen zu sein. Aber die Theologie soll nicht vorurteilslos sein. Ihr Vorurteil heißt Gott und die Offenbarung Gottes. Sie soll nicht zuerst fragen: Was will die Welt? sondern: Was will Gott? Sie soll nicht von ihrer Höhe zu der Welt herabsteigen, sondern die Welt zu ihrer Höhe heraufziehen. Sie ist eine Himmelstochter und hat Kunde vom Himmel, von Gott zu bringen. Tut sie das nicht, so verschüttet sie ihr eigenes Salz. Tut sie es aber, so wird sie menschliche Wissenschaft nie befriedigen; denn niemand hat Gott je gesehen. Aber sie wird um so mehr wieder sie selbst sein, Wissenschaft von Gott, Trägerin und Haushalterin seiner Offenbarung, und wird den erhabensten Dienst an der Menschheit tun können, den keine

andere Wissenschaft sonst leistet. Dann aber ist es unerlässlich, daß sie den Ruf, ja den Schrei der Gegenwart sich ins Herz dringen lasse: **Gebt uns Gottes Wort zurück!**"

Wertung des Alten und Neuen Testaments. Die bibelkritische Forschung, urteilt die „Kz.“, müsse zwar weiter arbeiten, bis zum letzten Ende, und die „gesicherten Resultate“ dürfe man nicht abweisen. Was aber nicht sichergestellt sei oder gar aus offenbarungsfremden Vorurteilen stamme, müsse ausgetan werden. Das Wort Gottes müsse man wieder freimachen aus den Netzen, in die es eingesponnen sei. Das Alte Testament sei zu werten nicht bloß als Geschichte Israels mit Gott, sondern Gottes mit Israel. Gott sei es, der hier leite, rede, strafe, erlöse. Das müsse die Theologie wieder herausstellen. Die Schritte Gottes und seine gewaltigen Worte zu Israel solle sie uns wieder hören lassen und uns zeigen, daß, wo immer Gott geredet, er der ganzen Menschheit für alle Zeiten etwas sage. Die Theologie solle uns aufhorchen lehren, wie die Psalmlisten, vom Heiligen Geist erfüllt, gebetet haben. Die Propheten solle sie uns nicht nur immer beschreiben als Kinder ihrer Zeit, sondern als Kinder der Ewigkeit, mit denen Gott gesprochen und in Gesichten sich ihnen gezeigt habe. Und was das Neue Testament belange, so werde nur die Theologie ihrer Aufgabe gerecht, die in Jesu den Sohn Gottes erblicke, der vom Himmel gekommen sei, um die Welt mit seinem Blut zu erlösen. über alle Worte Jesu müsse sie den Spruch schreiben: „Himmel und Erde werden vergehen, aber seine Worte vergehen nicht“; und über sein Leben: „Dies Evangelium soll gepredigt werden in der ganzen Welt“, und soll nichts dazu- und nichts davongetan werden. Die rechte Theologie werde eher einmal bekennen, daß sie etwas nicht verstehe, als dem zu nahe treten, der sich die Wahrheit nannte. Auch die Apostel werde sie nicht ansehen als bloße religiöse Menschen, allerlei fremden Einflüssen ausgesetzt und von eigenen Gedanken durchtränkt. Christus habe sie mit der Weglaubigung ausgestattet: „Wer euch hört, der hört mich.“ Diese Würde habe die Theologie wiederherzustellen. So werde die Bibel wieder das Gottesbuch werden, autoritativ für Glauben, Leben und Sterben. „Dann wird die Theologie wieder das Wörtlein finden, das man vielfach so lange in ihr nicht gehört hat: ‚Es steht geschrieben.‘ Mit diesem Worte hat Jesus seine Sache gegen den Versucher und gegen die Menschen geführt. Damit rüsteten sich die Apostel aus, und ihre Gemeinden forschten in der Schrift, ob sich's also hielte. Damit haben die Reformatoren die Reformation gemacht und die Mauern Roms gestürzt. Was nicht geschrieben steht, hat keinen Anspruch, geglaubt zu werden; es ist nicht von Gott, hat auch keine Kraft der Erneuerung. ‚Es steht geschrieben‘ ist allein die rechte Grundlage der Dogmatik und alles dessen, was sie lehrt, die Grundlage der gesamten christlichen Ethik und jeder Theologie.

Aufgaben der Kirchenleiter und Pastoren. Auch die Kirchenleitungen — führt die „Kz.“ aus — müssen die Bibel zur Geltung

bringen als das autoritative Gottesbuch für alles kirchliche Tun und Lassen. Sie müßten nach Gottes Wort handeln und dürften dasselbe um der bösen Zeit willen nicht hemmen und die Gemeinden gegen liberale Geister hilflos im Stich lassen usw. „Fort mit aller Kirchenpolitik, die nicht Kirchenpolitik des Wortes Gottes ist! Nur Gottes Wort kann die Zerrissenheit heilen und erneuern.“ „Wo Gottes Wort in den Staub gezogen und die Gemeinde Gottes in ihrem Gewissen vergewaltigt wird, wird immer Krieg sein; den machen nicht wir, sondern Gott. Das ist unsere Antwort an die treuga Dei.“ Vor allem aber müßten die Prediger wieder Gottes Wort zur vollen Geltung bringen. Die modernen Predigtversuche hätten abgewirksam, die soziale, bibelkritische, schöngeistige, philosophische, ja auch vielfach die apologetische. Auch im Volke sei der Gedanke wieder lebendig geworden, daß auf die Kanzel Gottes Wort, die Bibel, gehöre. Freilich solle der Prediger eine Brücke zu den Herzen der Zuhörer suchen. „Aber eins dürften sie nie tun: das Wort Gottes nur um eine Linie verkürzen. Ich habe euch nichts verhalten von allem Rat Gottes“, sagt Paulus. Oder was wäre das für ein Arzt, der dem Kranken nur die halbe Arznei gäbe, weil der Kranke nicht will? Wird er ihn so heilen können? Gewiß, seelsorgerlich muß der Seelenarzt handeln und die ganze heilige Kunst der Seelsorge aufbieten, daß er nicht durch sein Ungeschick etwas zerstöre und ein keimendes Pflänzlein Gottes zertrete. Aber kein Prediger hat ein Recht, den ihm erteilten Auftrag Gottes nur halb auszurichten. Denn darauf kommt es zuletzt an, daß er nicht in eigenem Auftrag dastehet, sondern im Auftrag seines Gottes. Und es ist ihm auf die Seele gelegt, alles zu sagen, was Gott in seinem Wort geboten hat.“

Irrtumslosigkeit der Schrift. Mag auch die „A. E. L. R.“ optimistisch übertreiben, so scheint uns doch die Beobachtung, daß sich die Geister scheiden, richtig zu sein. Der Liberalismus ist ein widerspruchsvolles, unhaltbares Gebilde. Er treibt seine Anhänger vorwärts in den Strudel des trassen Radikalismus, der im christlichen Glauben seinen Todfeind erblickt, oder schreckt sie zurück in die Richtung des alten Volksglaubens. Leider sind aber die Abgeschreckten bisher auf halbem Wege stehen geblieben. Und zu diesen gehört auch die „A. E. L. R.“ Auch in ihrem diesjährigen Wortwort ist sie nicht ganz beim Quell des alten Glaubens angelangt. Gewiß, es sind treffliche Worte, die sie Theologen, Kirchenleitern und Predigern zusrift. Der Abfall vom Worte Gottes ist schuld an dem Verderben in der Christenheit. Heilung kann darum auch nur bußfertige Rückkehr bringen, aber nicht halbe, sondern nur volle, ganze Rückkehr, Rückkehr zur Schrift als dem wörtlich inspirierten und untrüglichen Worte Gottes. Die will aber offenbar auch die „Kirchenzeitung“ nicht. Daß sie diese volle Rückkehr ablehnt, geht schon hervor aus dem, was sie von dem Recht der Kritik sagt, ferner aus der Behauptung, daß die Theologie die Frage nach der Inspiration vielleicht nie ganz lösen werde, und endlich aus der Meinung,

daß sich daran kein Christ stoßen könne, wenn man annehme, daß die Menschheit älter sei, als die Bibel angebe. Macht aber die „Kz.“ fehr vor der Verbalinspiration und Irrtumslosigkeit der Schrift, so bleibt sie auf der schiefen Ebene, die folgerichtig immer zum Liberalismus führt, und gibt selber wieder ihr Prinzip auf, daß von allen Worten Jesu gelten müsse: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht“; denn Jesus hat mit Bezug auf das Alte Testament erklärt: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden.“ Steht es doch auch fest, daß die Leugnung der Inspiration und Untrüglichkeit des Schriftwortes die Bresche war, durch die der moderne Unglaube seinen Einzug in die Kirche gehalten hat. Das große moderne Irreal in Theologie und Kirche heben kann darum auch nicht halbe, sondern nur volle Rückkehr zur Heiligen Schrift als dem inspirierten und untrüglichen Wort Gottes. Und zu dieser ganzen Buße wünschen wir der „Kz.“ Gottes Gnade.

F. B.

Was will der Keplerbund? Der Keplerbund zählt 8000 Mitglieder, hat seinen Sitz in Godesberg, wird geleitet von Dr. Dennert und ist gerichtet gegen die Afterswissenschaft der Monisten, Materialisten und modernen Freidenker. Sein Programm ist das folgende: „1. Freiheit der Wissenschaft als unerläßliche Forderung für den Fortschritt des menschlichen Wissens. 2. Objektivität der Forschung als Vorbedingung ungetrüübter (tendenzfreier) Feststellung und Darbietung der Tatsachen. 3. Unterscheidung von Naturwissenschaft und Naturphilosophie als Gewähr gegen unberechtigte Versuche, die Ergebnisse der philosophischen Spekulation als Ergebnisse der Naturwissenschaft hinzustellen. (Dabei braucht und darf die unlösliche Beziehung der Naturphilosophie zur Naturwissenschaft und die Flüssigkeit der Grenze zwischen beiden nicht verkannt werden, besonders nicht im Hinblick auf die für die Naturwissenschaft unentbehrlichen Hypothesen.) 4. Anerkennung der Unzulänglichkeit der Naturwissenschaft, für sich allein eine Weltanschauung zu bilden, als Schutz gegen die Verkennung der in der Welt vorhandenen geistigen Qualitäten, die mit den Mitteln der Naturwissenschaft nicht erfasst und gewertet werden können. 5. Anerkennung der Neutralität der Naturwissenschaft in Fragen der Weltanschauung und Religion in dem Sinne, daß die naturwissenschaftlichen Tatsachen zu verschiedenen Weltanschauungen verwertet werden können und von den Forschern und Denkern zu allen Zeiten verwertet worden sind. 6. Vertretung des Rechtes des Gottesglaubens, das heißt, seiner Vereinbarkeit mit naturwissenschaftlichem Denken, als logische Folgerung aus Satz 4 und 5.“ Dem Monismus und Atheismus gegenüber, der jeder Metaphysik und Religion im bisherigen Sinn des Wortes die Existenzberechtigung abspricht, vertritt der Keplerbund die Maxime: „Gebt der Naturwissenschaft, was der Naturwissenschaft ist, und der Religion, was der Religion gebührt.“ Insonderheit in doppelter Richtung geht aber auch die Apologetik des Keplerbundes irre: 1. in defectu, indem sie zugibt, daß die Tatsachen der Erfahrung als solche eine atheistische sowohl wie

theistische Erklärung zulassen; 2. in excessu, indem sie die Bibel kritisiert nach den „Resultaten“ der Naturwissenschaften. F. B.

Ein Jesuit für Kezermord. Nicht als der erste, wohl aber als einer der offenherzigsten Jesuiten, tritt der „deutsche“ Jesuit Anton Straub, Honorarprofessor an der Innsbrucker Universität, ein geborener Rheinpfälzer, für das Recht der Kirche ein, „die Todesstrafe über Kezer zu verhängen, selbst wenn sie nicht die äußere Macht hat, die Vollziehung der Todesstrafe zu erzwingen“. „Die Kirche habe überhaupt das Recht“, schreibt er in seinem Werk „über die Kirche“, erschienen in Innsbruck 1912, „physische Gewalt anzuwenden, sei es durch ihre eigenen Beamten, sei es durch den sogenannten weltlichen Arm, den Staat.“ Die Kirche hat Recht zu Mord und Meuchelmord wider die Kezer, das ist noch heute die Lehre der jesuitischen Pappkirche. F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Texas-Distrikts mit einem sehr beachtenswerten Referat von P. H. Stubtmann über „Das Leben der Christen für Christi Reich.“ (18 Cts.)

2. Synodalbericht des Iowa-Distrikts mit einem Referat von P. C. Kunge über „Die Wanderung Israels nach dem Lande der Verheißung.“ (18 Cts.)

3. „Religiöse Chorgesänge.“ Nr. 9: „Wie der Hirsch schreit.“ Für Männerchöre. Von A. Käppel. (20 Cts.) — Dies ist eine der 19 Nummern desselben Komponisten unter obigem Titel, die teils für Männer-, teils für gemischte Chöre bestimmt sind.

4. „Fünfzehn Ansprachen an neuaufgenommene Glieder unter Zugrundlegung der Gemeindeordnung“, dargeboten von P. A. Pfotenhauer. (10 Cts. portofrei.) Es sind dies feine, lehrreiche Ansprachen, die unsern Pastoren willkommen sein werden und sich auch vortrefflich eignen zur Massenverbreitung in unsern Gemeinden. F. B.

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Reissmann herausgegeben von Otto Clemen. Dritter und vierter Band. A. Marcus und E. Webers Verlag, Bonn. Preis pro Band: M. 5.

Das Lob, welches wir in dieser Zeitschrift den ersten beiden Bänden dieser vorzüglichen Studenten-Lutherausgabe erteilt haben, verdienen in demselben Maße auch der dritte und vierte Band. Für den Schulgebrauch und zur Einführung in Luther gibt es nichts Besseres im Markte. Der dritte Band enthält folgende Schriften: 1. Vom Kaufhandel und Wucher, 1534. 2. Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben, 1525. 3. Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern, 1525. 4. Ein Sendbrief von dem harten Büchlein wider die Bauern, 1525. 5. De servo arbitrio, 1526. 6. Deutsche Messe, 1526. 7. Das Taufbüchlein aufs neue zugerichtet, 1526. 8. Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können, 1526. 9. Vom Abendmahl Christi, Bekenntnis, 1528. Zu dieser letzten Schrift bemerkt Clemen im Vorwort: „Die Schrift ist Luthers letztes Wort im Abendmahlsstreit — das Ende September 1544 erschienene ‚Kurze Bekenntnis vom heiligen Sakrament‘ bringt an lehrhaften Ausführungen nichts Neues — und die sorgfältigste und gründlichste Auseinandersetzung mit Zwingli und Hölolampad, in die sich Luther hineinbegeben hat. Sie ist für Jahrhunderte das Schibboleth der echten Lutheraner‘ geblieben. Auf die bei aller Spitzfindigkeit (?) und Willkürlichkeit (?) zum Teil doch bewundernswert scharfsinnige und wissenschaftlich wohl-

begründete Gegense der Einsetzungsworte und der andern das heilige Abendmahl betreffenden Schriftstellen, auf die Beiträge zur Christologie und die für Germanisten interessanten Partien, die die Schrift enthält, sei noch besonders hingewiesen.“ Der vierte Band bietet folgende Schriften: 1. Der Große Katechismus, 1529. 2. Ein Traubüchlein für die einfältigen Pfarrherrn, 1529. 3. Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg, 1530. 4. Eine Predigt, daß man Kinder zur Schulen halten solle, 1530. 5. Sendbrief vom Dolmetschen, 1530. 6. Warnung an seine lieben Deutschen, 1531. 7. Ertliche Fabeln aus Asopo, 1530. 8. Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe, 1533. 9. Schmalkaldische Artikel, 1538. 10. Wider Hans Bork, 1541. 11. Anfang der Gegenschrift gegen den Welsunger Pfarrer Joh. Vening, die Doppelsehe Landgraf Philipps von Hessen betreffend, 1542. 12. Neue Zeitung vom Rhein, 1542. 13. Eine welsche Lügenschrift von Doctoris Martini Luthers Lob, zu Rom ausgangen, 1545. 14. Contra XXXII articulos Lovaniensium theologistarum, 1545. 15. An den Kurfürsten zu Sachsen und Landgrafen zu Hessen von dem gefangenen Herzog zu Braunschweig, 1545. 16. Vorrede zu Band I der Opera Latina der Wittenberger Ausgabe, 1545. Ein fünfter Supplementband wird die Schriften bringen: Wider die himmlischen Propheten, 1525; Von den Konziliis und Kirchen, 1539; Lieder, Predigten und Proben aus der Bibelübersetzung. F. B.

Doktor Martin Luther. Ein Lebensbild für das deutsche Haus von Georg Buchwald. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln nach Kunstwerken der Zeit. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. In Leinwand M. 8; in Pergament M. 10.

Obwohl etliche Partien, z. B. über das Kolloquium zu Marburg und die Wittenberger Konfodie, nicht befriedigen, so bietet dies Werk doch ein höchst interessantes Lebensbild des großen Reformators. Von allen Menschenkindern, die je in der Welt gelebt haben, gibt es niemand, der, nach seinem Außen- sowohl wie Innenleben, auch nur annähernd so gut bekannt und der Forschung zugänglich wäre und so wahr und klar, so vollständig und bis ins einzelne hinein ohne alle Hülle, Pose und Mache uns vor Augen stünde wie D. Martin Luther. In seinen Schriften, in denen Luther sich immer selber ganz, wie er ist, gibt und sein ganzes Innere ohne Rückhalt, Reflexion und Rücksicht auf sich selber ausschüttet, in den Tischreden, die uns auch schier jedes leichthin gesprochene Wort Luthers aufbewahrt haben, in den Berichten und Urteilen seiner Feinde und Freunde usw. liegt ein solch unerschöpfliches Material vor, daß es zu immer neuen Versuchen reizt, das Leben dieses Gottesmannes zu schildern. Die ganze Fülle seines Geistes, Lebens und Wirkens liegt, wie bei keinem andern Manne, ohne jegliche Maske vor uns, was freilich den Jesuiten das Lügen und Verleumdungen bedeutend erleichtert, Liebhaber der Wahrheit aber zu immer erneutem Forschen anspornt. Luther gehört auch heute noch nicht der Geschichte an. Er lebt immer noch und ist, wie man draußen sagt, immer noch aktuell und 1914 noch ebenso populär wie Anno 1521 und wird es auch, will's Gott, bleiben bis zum jüngsten Tag. Davon zeugt gewaltig auch das vorliegende, prachtvoll ausgestattete Werk Buchwalds, das Pastoren, Lehrer und gebildete Laien nur mit höchstem Interesse lesen werden. F. B.

Luthers Katechismusgedanken in ihrer Entwicklung bis zum Jahre 1529. Von A. Gardeland. Verlag von C. Bertelsmann. M. 7; geb. M. 8.

Das Charakteristische dieses Buches ist durch den Titel angedeutet. Man sieht aus demselben, wie Luther mit seinen Gedanken und mit der Sprache ringt, um zur Klarheit zu gelangen, insonderheit mit Bezug auf das Verhältnis des ersten Gebots zum Evangelium und des Vertrauens im ersten Gebot und im ersten Artikel zum rechtfertigenden Glauben als blohem velle gratiam oder Anweisung der im Evangelium geschenkten Vergebung der Sünden. Und daß Gardeland hier Klarheit geschafft hätte, können wir nicht sagen. Als unmittelbare Vorbereitung zum Katechismusunterricht kann das Buch nicht verwertet werden. Es verfolgt eben weniger dogmatische als historische Ziele. Von den modernen Versuchen, den Kleinen Katechismus Luthers an die Wand zu drücken, urteilt

Harbelaud mit Recht, daß sie ihren Grund nicht in der Pädagogik, die man vorzuschübe, haben, sondern im Unglauben. „Keine einzige Forderung der Pädagogik“ — lesen wir hier — „würde ich namhaft zu machen, der der Katechet nicht Rechnung tragen könnte, ohne im mindesten nur dem Katechismus und seinem Inhalt etwas zu vergeben; sind doch alle diese Forderungen lediglich formaler, methodischer Natur, so daß, man mag zu ihnen stehen, wie man will, damit noch nicht im mindesten über den eigentlichen Stoff des Katechismus präjudiziert ist. Ich kann den Streit gegen den Katechismus nicht aus wirklich vorhandenen Mängeln des Buches, auch nicht aus Mängeln der Methode ableiten, nach der es benützt wird, vielmehr beurteile ich ihn als ein Symptom der schweren Krise im kirchlichen Leben der Gegenwart und erkläre ihn mir aus der weitverbreiteten gegenständlichen Stellung zu derjenigen Form des Christentums, die im Apokostikum oder, wie ich gleich bestimmter sagen will, in der in seinem zweiten Artikel vorliegenden Christologie ihren Ausdruck gefunden hat. Ich bin überzeugt, wenn diese Christologie eine andere wäre, es gäbe weder einen Streit um das Apokostikum noch den weitverbreiteten Gegensatz gegen den Katechismus.“ Damit hat ohne Zweifel Harbelaud den Nagel auf den Kopf getroffen. F. B.

Christentum und moderne Weltanschauung. Von Karl Stange.

I. Das Problem der Religion. Zweite Auflage. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 3.00; geb. M. 3.50.

In dieser Schrift, die wir „Lehre und Wehre“ 59, 320 bereits besprochen haben, widerlegt Stange den seit Kant und Ritschl in Deutschland weitverbreiteten Skeptizismus, daß man das Dasein Gottes und die Religion nicht genügend begründen könne. In den ausführlichen Vorbemerkungen zu dieser zweiten Auflage setzt sich Stange auseinander mit seinen Kritikern. Folgen soll noch ein zweiter Teil, in welchem der Gegensatz von Christentum und moderner Weltanschauung behandelt wird, wofür der erste Teil durch Begründung der religiösen Weltanschauung überhaupt den Grund gelegt hat. F. B.

Martyrologium. Zur Erklärung der herkömmlichen Kalendernamen.

Von W. Löhe. Zweite Auflage. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. M. 2.60; geb. M. 3.60.

Die erste Auflage dieses „Martyrologiums“ erschien vor mehr als vierzig Jahren und zog schon damals die Aufmerksamkeit auf sich, gerade auch deshalb, weil es die romfreundliche Gesinnung Löhes nicht undeutlich an den Tag legte. Von der Theresia von Avila z. B. steht hier zu lesen: „Wie viele Klöster hat sie errichtet, wie viele Reisen gemacht, und wie großartig tritt an ihr die Vereinigung des doppelten Berufes der Taten und der Leiden, des inwendigen und des äußerlichen Lebens hervor! Sie wurde Stifterin der neuen Klöster der unbeschützten Karmeliterinnen und wußte alle Hindernisse siegreich zu überwinden. So nahm ihr Ansehen zu, daß die Leute hausenweise zusammenströmten, wenn sie sich irgendwo sehen ließ.“ „Es ist gerade, als wenn sie das Mittelalter in seiner letzten Spitze abschließen sollte, und als wenn nicht bloß der Kalender, sondern die Zeit selbst mit ihr gewissermaßen einen Sprung machen und sich neu einrichten sollte. Dominikus und Franziskus von Assisi bilden gleichsam mit ihr ein Dreieck, an dem sie der Scheitelpunkt wäre, und dies Dreieck legt sich in unsere Zeit herein und fordert uns heraus nachzudenken und zu sinnen, wie man die Wahrheit der alten Zeit, soweit sie da ist, mit der neuen vergleichen und vereinigen und in möglichste Harmonie bringen solle. Was sind denn alle Frauen der neuen Zeit gegen diese jüngste, aber völlige Tochter des sogenannten Mittelalters?“ Von den Stiftern des Dominikaner- und Franziskanerordens rühmt Löhe: „Dominikus und Franziskus, beide nach Gottes Willen (!) und Vorsehung so ziemlich zu einer und derselben Zeit, für denselbigen Beruf und Zweck in die Welt gekommen, beide mit reichstem Erfolg aus der Zeit gegangen.“ „Es klingt wie eitel Narrheit, aber der arme Franz, der nirgends etwas zu gewinnen hatte, hatte auch nirgends etwas zu verlieren, kannte keine Schrecken der Natur, lebte mit allen Kreaturen im Frieden, und die Tiere suchten seine Gemeinschaft. Nicht bloß liebte er die Turteltauben, die Vögel und die Lämmer, sondern er predigte die frohe Botschaft vom Reiche Gottes buchstäblich aller Kreatur und im Überschwang seiner Liebe zu den Kreaturen nannte er auch Sonne, Mond und

Esterne und die Elemente seine Brüder; und das alles war nicht Wahnsinn, sondern es hatte Sinn. Doch will ich mehr nicht reden, daß ich nicht selbst für einen Narren gehalten werde.“ — Wer, wie hier Böhe, die römische Werterei bewundern kann, dem hat sich die paulinische Lehre von der Rechtfertigung verdunkelt. — Aus demselben Verlag ist uns zugegangen: „Keine Missionsharfe“ mit großer Schrift für schwache Augen. 60 Pf., geb. 75 Pf. F. B.

Der Begriff des allgemeinen Priestertums. Von D. Heinrich Behm. Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. Meckl. Preis: 75 Pf.

In diesem Pamphlet von 40 Seiten will der Verfasser eine kritische Skizze geben von den verschiedenen Auffassungen des allgemeinen Priestertums, die in der Geschichte der Kirche hervorgetreten sind, und die Richtung anzeigen, in welcher nach seiner Meinung die richtige Bestimmung des Begriffs zu suchen ist. Luther betreffend kommt Behm zu folgendem Resultat: „So ist nach Luther der Träger des öffentlichen Predigtamtes ein Beauftragter, Beamter, Diener der Gemeinde, er ist Anecht und Amtleut der gemeinen Priesterschaft“. Dies ist nun aber nicht so zu verstehen, als übertrüge nach Luther die Gemeinde dem Prediger das Predigtamt, oder als wäre das allgemeine Priestertum in irgendeiner Weise die ursächliche Voraussetzung oder Quelle des Amtes. Das Predigtamt als Dienst des Wortes ist Gottes Stiftung.“ Seinen Literaturangaben zufolge hat Behm keine Einsicht genommen in Walthers „Kirche und Amt“. Hätte er dies getan, so würde er wohl obige falsche Entgegenstellung vermieden haben. Was göttliche Ordnung ist, kann eben zugleich auch naturgemäßer Ausfluß des geistlichen Priestertums sein, und umgekehrt. Hören doch auch die einzelnen Gebote des Dekalogus nicht auf, bestimmte göttliche Befehle zu sein, obwohl sie alle im Gebot der Liebe enthalten sind und naturgemäß aus demselben fließen! F. B.

Erste Zeiten. Niedersächsische Dorfgeschichten von Luise Reischauer. Verlag der Missionsbuchhandlung in Hermannsburg. M. 2.

Dieser Band enthält drei Erzählungen, die erste aus den achtundvierziger Jahren, die zweite aus dem deutsch-französischen Krieg und die dritte aus der napoleonischen Zeit. Die schlichte Zeichnung der biederen, frommen niedersächsischen Gestalten verleiht diesen Geschichten einen eigentümlichen Reiz und geradezu erbaulichen Charakter. F. B.

Unserer Kirche Herrlichkeit. Tathelweise des Lebens unserer evangelischen Kirche von D. M. Hennig. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. M. 3.50; geb. M. 4.50.

Es ist dies eine Sammlung von höchst interessanten Artikeln verschiedener Autoren über folgende Themata: 1. Der Kirche Grundlage. 2. Unserer Kirche Katechismus. 3. U. R. Pfarramt und Pfarrhaus. 4. U. R. männliche Diakonie. 5. U. R. freiwillige Hilfskräfte. 6. U. R. Feste. 7. U. R. Predigt. 8. U. R. geistliches Lieb. 9. U. R. geistliche Musik. 10. U. R. Bibeldunst. 11. U. R. Gotteshaus. 12. U. R. Heidenmission. 13. U. R. Liebestätigkeit. 14. U. R. Arbeit in der Diaspora. 15. U. R. Helben. 16. U. R. Märtyrer. — Geschrieben sind diese Artikel vom „evangelischen“ Standpunkt aus. Auch sonst wollen sie cum grano salis gelesen sein, wie z. B. gleich der erste Artikel zeigt, in dem S. 13 die wörtliche Eingebung und Irrtumslosigkeit der Schrift geleugnet wird. Das allein Große und Herrliche der Kirche, was darum auch vor allem zur Geltung hätte kommen sollen, ist schließlich doch nichts anderes als das unverklausulierte Evangelium, und zwar in einem durch und durch untrüglichen Gotteswort. Im übrigen bieten die meisten Artikel vorzügliches Material zu Vorträgen vor Jünglings- und andern Vereinen auch hier in Amerika. F. B.

H. Deichert's Verlagsbuchhandlung, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Das Evangelium des Lukas“, ausgelegt von Theodor Zahn. Erste Hälfte. Erste und zweite Auflage. Preis: M. 7.

2. „Das Evangelium des Lukas“, ausgelegt von Theodor Zahn. Zweite Hälfte. Erste und zweite Auflage. Preis: M. 9. — Es ist dies der dritte, VII und 773 Seiten umfassende Band des berühmten „Kommentars zum Neuen Testament“, herausgegeben von D. Theodor Zahn unter Mitwirkung von Bachmann, Horn, Ewald, Riggenbach und Wohlenberg. F. B.

Rich. Reutels Verlag für Volkskunst, Stuttgart, hat uns zugefandt:

1. „Sämannsbücher.“ Nr. 15: „Aus dem schwarzen Kloster“ von D. Alb. Thoma. Nr. 16: „Unter der Linde“ von Rob. Will. Nr. 18: „Mein Freund Christoph“ von Heb. Höhler. Nr. 19: „Urfeheln hoch!“ von Agnes Sapper. Nr. 20: „Allerlei Weihnacht bei allerlei Leuten“ von Heb. Höhler. (Je 15 Pf.)

2. Neun prächtige Kartonbilder: „Seepredigt“ von Fr. v. Uebe. „Der Kinderfreund“, „Seepredigt“ und „Bergpredigt“ von Gebh. Fugel. „Reiter ins Tal zurückblickend“, „Morgenkunde“ und „Auf der Wanderschaft“ von W. v. Schwind. „Abschied vom Elternhaus“ von Th. Schütz. „Jesus und das Brautpaar“ von Ed. v. Gebhardt. (Je 20 Pf.)

3. „Ein deutscher Volkskalender auf das Jahr 1914.“ „Ein Jahrbuch für Frauen auf das Jahr 1914.“ „Ein Kalender für die deutsche Jugend auf das Jahr 1914.“ (Je 40 Pf.)

4. „Der Dorfgeiger.“ Eine fröhliche Dorfgeschichte in fünf Aufzügen von F. Hindenlang. (80 Pf.) — Während in den obigen Publicationen die Kunst wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt, ist der Lesestoff teils farblos, teils angehaucht von falschen modernen Lehr- und Lebensanschauungen. F. P.

Edwin Runges Verlag in Berlin-Lichterfelde hat uns zugehen lassen:

1. „Lohn und Strafe in ihrem Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit nach neuestemtlicher Anschauung.“ Von D. Friedrich Mahling. M. 1.

2. „Das Evangelium und die primitiven Rassen.“ Von D. Karl Meierhof. 50 Pf.

3. „Die Geschichtschreibung im Alten Testament.“ Von D. Dr. Eduard König. 60 Pf.

4. „Die Bodenständigkeit der synoptischen Überlieferung vom Werke Jesu.“ Von D. Dr. Georg Heinrici. 50 Pf.

5. „Buddhistische Strömungen der Gegenwart.“ Von Lic. Dr. Walthor Glawe. 50 Pf.

6. „Jean Jaques Rousseau und das biblische Evangelium.“ Von D. W. Haborn. 50 Pf.

7. „Die Seelenwanderung.“ Von Robert Falke. 50 Pf. — Es sind dies interessante und, wenn mit einer guten Dosis Kritik gelesen, instruktive Schriften. F. P.

NEW STANDARD DICTIONARY of the English Language upon Original Plans. Funk & Wagnalls Company, New York.

Wir leben nun schon lange im Zeitalter der Wörterbücher und Realenzyklopädien. Aristoteles beherrschte noch das gesamte Wissen seiner Zeit, und Leibniz war ein Univerfalgenie ähnlicher Art. Der Umfang der Wissenschaften hat sich aber in einem Maße ausgedehnt, daß es Univerfalgelehrte überhaupt nicht mehr geben kann. Das macht dann ausführliche Wörterbücher und Realenzyklopädien nötig. Ohne sie kann man heute einfach nicht mehr fertig werden. Zu den besten und inhaltreichsten Wörterbüchern der englischen Sprache gehört nun außer Frage das uns vorliegende Werk. Der volle Titel desselben lautet: „Funk & Wagnalls New Standard Dictionary of the English Language upon original plans, designed to give, in complete and accurate statement, in the light of the most recent advances in knowledge, in the readiest form for popular use, the orthography, pronunciation, meaning, and etymology of all the words, and the meaning of idiomatic phrases, in the speech and literature of the English-speaking peoples, together with proper names of all kinds, the whole arranged in one alphabetical order, prepared by more than three hundred and eighty specialists and other scholars, under the supervision of Isaac K. Funk, D. D., LL. D., Editor-in-chief; Calvin Thomas, LL. D., consulting editor; Frank H. Vizetelly, Litt. D., LL. D., managing editor; also a standard history of the world.“ Dieser Titel charakterisiert dies Wörterbuch genügend, das nicht weniger als 450,000 Wörter, kritisch untersucht, definiert und teils auch illustriert. Was die theologischen Termini betrifft, so bezeichnete Worcester und andere z. B. die lutherische Lehre vom Abendmahl als „consubstantiation“. Dagegen lesen wir im *Standard*: „The theory of the substantial union of the body and blood of our Lord with the bread and wine

after their consecration in the eucharist: erroneously applied to the Lutheran doctrine of the real presence, the theologians of that communion having uniformly denied that any change occurs in the elements." Richtig definiert wird auch der verwandte Terminus "subpanation" als: "The doctrine that Christ's body and blood are locally and materially present in the eucharist under the form of the bread and wine." Vor etlichen Monaten leitete die *St. Louis Times* Abbitte, weil sie das Wort "jesuitical" im Sinne von listig, verschlagen gebraucht hatte. Der *Standard* aber nennt hier noch das Kind beim rechten Namen, indem er als Bedeutung für "jesuitical" angibt: "using crafty or insidious arts or methods; using subtle sophistries; designing; crafty; insinuating". Die Römlinge sind überall in der Welt nicht bloß darauf aus, die Geschichte zu konstruieren nach ihren verlogenen Ansprüchen, sondern auch die Sprache und in diesem Interesse insbesondere die Realenzyklopädien und Wörterbücher zu fälschen. Von jeglicher Rombegünstigung kann man auch den *Standard* nicht ganz freisprechen. So lesen wir z. B. zu "Mariolatry": "The worship of Mary, the mother of Christ: an opprobrious term used by some Protestants of the veneration of the Virgin by Roman Catholics." Der durchaus zutreffende Ausdruck wird hier mit Unrecht bezeichnet als "opprobrious term". Dazu vergleiche man noch die Definition zu "latria". Irreführend ist es auch, wenn der *Standard* es schlechtthin als "mechanical inspiration" bezeichnet, "when the human writer or speaker of the inspired utterance is used as an instrument or channel or (?) the action of the divine spirit." Dies und anderes ruft die Erinnerung wach, die wir insbesondere auch beim Gebrauch von Realenzyklopädien und Wörterbüchern nicht vergessen dürfen, daß schließlich nur ein Lutheraner imstande ist, wie richtige dogmatische, ethische, exegetische und kirchenhistorische Werke, so auch eine korrekte Weltgeschichte, Realenzyklopädie und Wörterbuch zu schreiben, was im vorliegenden Werk vornehmlich bei den Definitionen der theologischen Termini zutage tritt. Wir stimmen dem von Herzen bei, was die Januarnummer von „Lehre und Behre“ (S. 29) hierüber aus Wilmar mitteilt. Bezogen werden kann das Werk auch vom Concordia Publishing House.

J. P.

LUTHERAN HOME MISSIONS. A Call to the Home Church. By Rev. J. R. E. Hunt, B. D. Augustana Book Concern, Rock Island, Ill. \$1.00.

Hunt gehört zur Augustanasyndode und somit zum Generalkonzil, dessen Standpunkt er auch im vorliegenden Buche vertritt. Um anderes unberührt zu lassen, weisen wir hierfür nur darauf hin, daß Hunt kein Verständnis und Interesse für lutherische Gemeindefschulen hat und sich zufrieden gibt, wenn an Orten, wo wenig Lutheraner sind, sich diese den Sektengemeinden anschließen. Sonst weiß Hunt mit Begeisterung einzutreten für die Ausbreitung unserer Kirche und dabei viel Beherzigenswertes für diese Missionsarbeit vorzulegen.

J. P.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

An einer andern Stelle dieser Nummer von „Lehre und Behre“ findet sich der erste Teil eines Artikels, in dem wir die uns bekannt gewordenen Äußerungen über unsere Vorschläge „Zur Einigung“ besprechen. Wir heißen die Gelegenheit willkommen, uns noch einmal gerade mit den Äußerungen prinzipiell auseinanderzusetzen, die unsere Stellung noch immer bekämpfen. Der Hauptanstoß an unserer Schrift „Zur Einigung“ scheint die doppelte von uns aufgestellte Forderung zu sein: 1. daß das richtige menschliche Verhalten als Erklärungsgrund für die *discretio personarum* ohne allen Vorbehalt fallen gelassen werde; 2. daß auch das *intuitu fidei*

finalis in einer lutherischen Vereinigungsbasis keinen Platz finden dürfe, weil es Schrift und Bekenntnis widerspricht. Unter Berücksichtigung aller uns bekannt gewordenen Einwürfe hoffen wir darzutun, daß das „Verhalten“ in keinem Sinne verteidigt und festgehalten werden kann, es sei denn, daß man sich von Schrift und Bekenntnis und von dem Sinn der ganzen Christenheit auf Erden lossagen wollte. Und das will man doch nicht. Wir hoffen auch, klar die Menschengedanken aufzuzeigen, durch welche man sich, wie aus andern Schriftlehren, so insonderheit aus der Schriftlehre von der Gnadewahl und Bekehrung eine Parikatur macht, ohne es zu wollen. Eine besondere Bemerkung sei uns in bezug auf eine ohioische Entgegnung (von den Doktoren Schütte, Stellhorn, Mees) gestattet. Einen Hauptteil der Entgegnung bilden Zitate aus Schriften der Missourisynode. Teils wird auf Äußerungen in Schriften der Missourisynode angespielt, teils werden solche Äußerungen unter Anwendung von Redezeichen direkt eingeführt, aber — ohne Ortsangabe, wo die Worte zu finden sind. Wir meinen, daß dies dem Leser gegenüber nicht billig gehandelt sei. Der Leser sollte instand gesetzt werden, die Zitate nach Wortlaut und Zusammenhang prüfen zu können. Wir haben uns Mühe gegeben, unsere Schrift „Zur Einigung“ mit einer möglichst genauen Quellenangabe zu versehen. Als wir ein gewisses Zitat nicht selbst verifizieren konnten, wandten wir uns nach Columbus, O., wo uns auch bereitwillig Auskunft gegeben wurde. In der ohioischen Entgegnung aber wird die Quellenangabe bei Zitaten aus missourischen Schriften unterlassen. Diese Unterlassung fällt besonders bei einem Zitat auf Seite 49 auf, wo über die ohne Quellenangabe zitierten Worte das Urteil abgegeben wird: „Die Stimme eines Premierministers“, „Herr Minister“ und „so dreist dumm, daß es sollte eine Absetzung nach sich ziehen“. Was in dem Zitat gesagt ist, ist vollkommen richtig. Aber wenn die Doktoren Schütte, Stellhorn und Mees es für nötig hielten, so persönlich angreifen zu müssen, so hätten sie auch sagen sollen, welchem der verstorbenen Väter der Missourisynode sie jene Prädikate zukommen lassen. Doch die ohioische Entgegnung ist offenbar in starker Erregung geschrieben, und diese Erregung erklärt sich aus der Sachlage. Beim Durchlesen der ohioischen Entgegnung sind uns noch besonders zwei Bemerkungen aufgefallen. S. 9 wird der Kampf des Geistes wider das Fleisch auch dem Unbekehrten zugeschrieben, und S. 48 wird vom Glauben gesagt: „Wahr ist, daß der Glaube nichts Verdienstliches ist noch hat vor Gott. Wird jedoch definiert: ‚Er ist nichts als ein Nehmen‘, so ist das eine schriftwidrige Geringschätzung dieser von Gott gewirkten Tugend und deren Wirksamkeit.“ Der Leser soll doch wohl an den Glauben denken, den Gott angeblich in der Erwählung angesehen hat?

F. B.

Daß man auch in der Ohioisynode Stellung nimmt zu den Vorschlägen „zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche in der Lehre von der Bekehrung und Gnadewahl“, wird jedermann in der Ordnung finden. Daß diese Stellung, soweit sie in den „Zeugnissen“ Ausdruck gefunden hat, eine ablehnende ist, daß darin zum Teil die früheren Positionen sogar in verschärfter Form vertreten werden, muß vielen eine Enttäuschung gewesen sein. Daß man aber auch in diesem Falle die vorliegenden Lehrfragen nicht behandeln konnte, ohne zu der alten Waffe der Verdächtigung zu greifen, auch mit der Verhöhnung des Gegners sich beim Publikum noch Dank zu

verdienen meint, muß auf alle, die in der ohio'schen Antwort zum mindesten eine sachlich gehaltene Beweisführung zu finden hofften, wie ein kalter Wasserstrahl wirken. Die persönliche Verunglimpfung des Gegners bricht schon auf der vierten Druckseite hervor. Man wird da aufgefordert, die Bemerkung nicht übelnehmen zu wollen, daß die „Herren Gegner eigentlich dankbar sein sollten“ dafür, daß man in Ohio von dem Verhalten des Menschen die Besehrung abhängig mache, da „sich ihnen ja, als sie sich ihrer vermorrenen Gnadewahllehre wegen unrettbar in die Enge getrieben sahen, doch die ersehnte Gelegenheit darbot, aus der Defensibe in die Offensive hinüberzuspringen — ein Sprung, mit Schlangenkugigkeit ausgeführt, gewiß; ob aber auch mit Taubeneinfalt und der Wahrheit dienlich, daraufhin mögen sie ihr eigenes Gewissen befragen“. Weiterhin wird von „schamloser Verleumdung“ der „treuesten Diener Gottes und seiner Kirche“ (der Dogmatiker des 17. Jahrhunderts), „ob aus Unberstand oder mit Wissen und Willen, sei dahingestellt“, geredet. Auch wird auf das „scharfsinnige Urteil hochgelehrter Herren“, denen „das liebe Gotteswort, wörtlich gesetzt, nicht immer gar perfekt“ ist, reflektiert, und die Stellung dieser „hochgelehrten Herren“ daraus erklärt, daß „ihnen die Wortklauberei zur hohen Wissenschaft geworden ist“. Daß ein Lehrer der Kirche, der die zweite Lehrform nicht als schriftgemäß anerkennen will, sich dem Verdacht aussetzt, daß er „vom calvinistischen Sauerteig nicht ganz frei“ „oder aber stark calvinistisch angehaucht ist“, ist eine Ausdrucksweise, die man mit der Zeit gewohnt geworden ist, die also auch in einer Schrift, die sich „Zeugnisse zur Einigung und zum Frieden in der Wahrheit“ betitelt, nicht mehr frappiert. Doch scheint es zum mindesten bedenklich, den Spruch „So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht“ auf das Titelblatt einer Schrift zu setzen, die das Wort eines verstorbenen Gegners zitiert und dann in den spottenden Ruf ausbricht: „Ei, das hört sich ja an wie die Stimme eines Premierministers vom Himmel herab; und sich seiner Würde bewußt, hat er es wohl nicht der Mühe wert gehalten, sich bei seinem Herrn Rat zu holen oder irgendwie zu befragen, ob diese Botschaft an die arme Menschheit Ihm auch genehm sein möchte.“ Auch ist nicht gerade ersichtlich, wie man ein Dokument, das eine Aufstellung des Gegners als so „dreist dumm aus dem Eigenen geredet“ charakterisiert, „daß es sollte eine Absezung nach sich ziehen“, auf dem Titelblatt als „freundlichst dargeboten“ bezeichnen kann. „Aufs tiefste bedauert“ schließlich der redende Verfasser, „daß man sich in dieser Kontroverse so oft von seinen Leidenschaften hat hinreißen lassen und sogar den Charakter seines Gegners verdächtigt und dessen Namen mit Schimpfwörtern belegt. Gebe Gott, daß dies ein für allemal ein Ende nehme!“ Was soll man dazu sagen? Wie lösen sich diese Widersprüche? Entweder haben sich die drei Autoren der Schrift die Arbeit geteilt, daß etwa einer das Titelblatt, ein anderer die eben angeführte Schlußbetrachtung auf Seite 55 und der dritte das Buch geliefert hat, oder wir stehen hier vor einem unlöslichen „psychologischen Geheimnis“.

Das Vereinigungs-Komitee der drei norwegischen Kirchentörper hielt vom 21. bis zum 23. Januar in Minneapolis eine Sitzung ab, die zu folgender Empfehlung an die Gemeinden führte: „Das gemeinschaftliche Komitee ist der Ansicht, daß der Zusammenschluß zu einem Synodalkörper

das Beste und der Kirche am meisten Dienliche wäre, und empfiehlt dieses den betreffenden Synoden. Selbstverständlich kann dieser Zusammenschluß nicht geschehen, ehe die Sache den Synoden und Gemeinden vorgelegt ist und die Synoden und Gemeinden darüber abgestimmt haben.“ Damit ist nun geschehen, was seit dem Sommer 1911 absehbares Resultat der Vereinigungsabewegung war. Auch sind schon Subkomiteen an der Arbeit, um die Bedingungen der Vereinigung, soweit Eigentumsfragen in Betracht kommen, festzustellen und eine Konstitution für den neuen Kirchentörper zu entwerfen. Aus dem Protokoll der Verhandlungen des Gesamtkomitees geht nicht hervor, daß man den Bedenken, die von seiten der Synodalkonferenz gegen eine Vereinigung auf Basis des „Opgjör“ ausgesprochen worden sind, irgendwelche Beachtung geschenkt hat. Doch ist des längeren über „rituelle Bestimmungen“ geredet worden. Wir vermuten, daß es sich um Bestimmungen der Haugianer handelt, die z. B. in der Absolutionshandlung, wie sie in den andern Synoden Brauch ist, Anstößiges finden. Auch über die Lehre von der Inspiration wurde verhandelt, wohl auf Anlaß des beklagenswerten Artikels im „Lutheraneren“, der letzten Monat von der „Kirketidende“ beanstandet wurde. (S. L. u. W., Januarheft, S. 38.) Man einigte sich auf den Beschluß, daß „es nicht nötig sei, eine gemeinschaftliche Erklärung über diese Sache abzugeben, da kein Grund vorliege für die Annahme, daß die drei Kirchenkörper jetzt eine andere Stellung als früher der Schrift, als dem unfehlbaren Gotteswort, gegenüber einnehmen“. Daß „Lutheraneren“ editorielle seinen Dissens mit der Stellung, die jener Artikel zur Eingebung der Schrift einnahm, kundgab, scheint dem Komitee genügt zu haben. Offenbar wurde auch keinerlei Forderung an die Forenede Kirke gerichtet, daß der Verfasser jenes Artikels zur Rechenschaft gezogen werde. Die Norwegische Synode hat letztes Jahr den Beschluß gefaßt, daß sie keine der andern Synoden für die Aussagen von Einzelpersonen verantwortlich halten wolle, es sei denn, die betreffende Synode habe die Stellung des einzelnen offiziell zu der ihrigen gemacht. Es fehlt bei diesem Beschluß die Einschränkung, daß von einer Synode allerdings verlangt werden muß, daß sie offiziell Stellung nehme gegen den Irrtum, wo er auftritt, und daß eine Synode, die nicht so an ihren Gliedern handelt, sich eben des Irrtums teilhaftig macht. Auch mit einer gemeinschaftlichen Erklärung D. Stubbs und D. Kildahls betreffs ihrer Auffassung der Unionsthesen erklärte sich das Komitee zufrieden und sprach in einem Beschluß seinen Dank gegen Gott aus für dieses „neue Zeugnis für die Geisteseinigkeit, die durch Seine Gnade in den Lehrartikeln erreicht worden ist, die im ‚Opgjör‘ behandelt werden“.

G.

Veranlassung zu der gemeinsamen Erklärung der DD. Stub und Kildahl haben die Bedenken gegeben, die von seiten der Minorität innerhalb der Norwegischen Synode auf Grund gewisser Aussagen D. Kildahls über die Vereinigungsthesen geäußert worden sind. D. Kildahl hat im Herbst 1912 erklärt, jedermann müsse einsehen, daß die Norwegische Synode durch Annahme dieser Thesen zum Bruch mit Missouri gezwungen sei. Später erklärte er, daß Stub wohl D. Walther's Stellung in den Thesen finde, er finde sie aber nicht darin. Auf diese und andere Aussagen von Führern der Forenede Kirke stützte sich die Minorität mit ihrem Urteil, daß das „Opgjör“ unbefriedigend sei, da es so verschiedene Erklärungen zulasse. Durch die gemeinsame Erklärung D. Stubbs und D. Kildahls will man jetzt

der Opposition gegen Vereinigung den Grund unter den Füßen wegziehen. Auf drei Punkte einigen sich die DD. Stub und Silbahl in der in „Kirche-tidende“ S. 102 veröffentlichten Darstellung ihrer Auffassung des „Opgjör“: „1. In Punkt 1 des ‚Opgjör‘ ist nicht von Lehrformen, sondern von der Lehre unter den zwei Formen die Rede.“ Das ist das Argument, mit dem man auf der letztjährigen Synodalsitzung den Opponenten des ersten Paragraphen entgegentrat. Mit Recht hatte damals P. J. A. Thorsten darauf hingewiesen, daß es sich nicht um zwei Formen der Lehre, sondern um zwei verschiedene Lehren von der Gnadenwahl handle, von denen die eine sich in der Schrift findet, die andere nicht. Punkt 2 geht auf die Rede-wendung im 4. Paragraphen des „Opgjör“ ein: „des Menschen Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber der Annahme und Verwerfung der Gnade“. Es wird Bezug genommen auf die Stellen in der Konfordinformel Sol. Decl. II, 46 und 55, die jedoch von dem äußeren Gebrauch der Gnaden-mittel, nicht von der Annahme oder Verwerfung der in den Gnadenmitteln angebotenen Gnade Gottes handeln. Punkt 3 berührt Paragraph 6c der Unionsthesen, in dem von dem Widerstand gegen die Gnade, den Gott in der Bekehrung fortnimmt, geredet wird. Dazu wird die Erklärung ab-gegeben, daß „selbstverständlich Gott allein es ist, der allen Widerstand fort-nimmt, der die Bekehrung hindert“. Nicht aufgehoben wird jedoch das Urteil D. Silbahls, daß die Annahme dieses sowie der übrigen Paragraphen von seiten der Norwegischen Synode zum Bruch mit Missouri führen müsse.

G.

Eine Zusammenkunft von Pastoren der Norwegischen Synode ist von der Chicago = Madison = Spezialkonferenz auf den 16. bis 20. Februar in Madison, Wis., anberaumt gewesen. Die Gründung einer englischen Kon-ferenz war in Aussicht genommen. Unter andern waren Thematata, die zu der Vereinigungssache in Beziehung stehen, vorbereitet, so z. B.: „How the Movement for One United Norwegian Lutheran Church Affects Our Eng-lish Church Work“ von P. G. A. Gullixon; „Lessons from Church History Bearing on the Present Movement for Church Union“ von P. J. Halvorsen; „Exegesis of John 17, 20—23“ von P. N. M. Nibisaker; „Our Attitude toward the Church of Norway“ von Präsident J. C. A. Preus vom Luther=College; „Review of Dr. F. Pieper's Book on Conversion and Election“ von P. C. S. Everson. In allen angemeldeten Referaten kommt die soge-nannte Minoritätspartei zu Worte.

G.

Die Errichtung einer amerikanisch-lutherischen Universität bezeichnet Präsident John A. W. Haas vom Mühlenberg-College (Generalkoncil) als ein „dream rather than a realizable plan“. Er sieht hauptsächlich vier Schwierigkeiten, die den Plan unausführbar machen. Erstens wäre es kaum zu erwarten, daß die Kirche völlige akademische Freiheit gewähren würde. Schon wenn man alte Wahrheiten in etwas neuer Form vortrage, so er-zege das Mißtrauen. Es müßte entweder nach dem kirchlichen Bekenntnis festgestellt werden, was unterrichtet werden dürfe, und dann wäre diese Universität „out of touch with the educational problems of to-day“ (?); oder man würde volle Freiheit in den vorgetragenen Ansichten gestatten, und dann wäre es mit dem spezifisch lutherischen Charakter der Anstalt vorbei. Zum andern habe die lutherische Kirche nicht die Lehrkräfte, die eine solche Anstalt erfordert. Drittens sei es sehr fraglich, ob das junge

lutherische Volk diese Anstalt andern Universtitäten aus kirchlichem Patriotismus vorziehen würde. Viertens, wo käme das Geld her? Schließlich fragt D. Haas: "How many of the different bodies of Lutherans in our land would unite in establishing a Lutheran university? Would our Missourian brethren do so, who now cannot pray with us? Is Ohio ready to do so? Would the Norwegians cooperate? While there is a greater tendency towards unity, and while we are beginning in part to understand each other better, are we in a position to agree on a common undertaking like this? With all these difficulties in the way, let us cease indulging in such day dreams as a Lutheran university, and master the problems before us with the means best at hand." G.

Über die Theologie der Young Men's Christian Association gibt ein Vortrag Aufschluß, den D. W. G. Ballantine am 12. Dezember letzten Jahres vor dem Mnumenverein der Association in der Stadt New York hielt. Ballantine ist seit siebenzehn Jahren als Lehrer der Bibelfunde in der Y. M. C. A. tätig. Wir entnehmen seinem Vortrag die folgenden bezeichnenden Aussagen über die Autorität der Schrift: "The Bible for the average American Christian of 1863 was a superhuman and infallible thing, mechanically inserted into human history, but not to be understood psychologically and historically like the products of human life. It shared no human imperfections, and gave oracular decisions upon all points of belief and conduct. To-day to intelligent people the Bible is an outgrowth of history, each book arising from the life of its own time and place, and sharing the imperfections of that time and place. And the Bible is valued, not as an infallible question-settler, but as an introduction into the current of virtual religion, and, above all, as making us acquainted with Jesus Christ, whom to know is life eternal. A genuine knowledge of the contents of the Bible will lead to a discriminating valuation of the various constituents. Considerable amounts will be seen to consist of mistakes and misconceptions, — the childish things of childish ages, Some things will be seen to be still worse, the indecencies and barbarisms of coarse ages or the superstitions of benighted ones. Michael Angelo used to say that in every block of marble lies a possible perfect angel, if only a man can be found to chip away the superfluity. So with the Bible, this so-called 'destructive' criticism, if done with spiritual insight, can only result in revealing the perfect outlines of divine and eternal truth. The Christian of the twentieth century, without any perturbation, recognizes the Psalter as the greatest and most original book of devotion ever produced, but still having many grave faults inevitable in that dark age which gave it birth. What the student finds true of the Book of Psalms, he finds true, *mutatis mutandis*, of all the other books both of the Old Testament and of the New Testament." Daß die Theorien der neueren Theologie noch nicht von allen amerikanischen Kanzeln gepredigt und in allen Sonntagsschulen vorgetragen werden, bedauert Ballantine auf das lebhafteste. "Our religious world is in a strange situation. The leading theological seminaries and the great universities have been teaching the truth about Biblical criticism for thirty years past. All scholarly ministers know all about these things. But somehow few preachers have found it possible to instruct their congregations. The older church-mem-

bers would not endure it. So the mass of the laity are still in astonishing unconsciousness that anything has happened. A large percentage of the freshmen who come to our college still bring nineteenth-century ideas of the Bible. This makes our work inside difficult, and it exposes us to incessant misrepresentation from without." Als misrepresentation würde Rev. Ballantine es wohl auch bezeichnen, wenn wir nach dieser Ausführung unser Bedauern darüber aussprechen, daß in den Bibelstunden der Y. M. C. A., soweit sie nach Ballantineschem Muster geführt werden, trotz naturalistischer Vorstellungen von Christentum und Bibel vorgetragen werden und damit der Same des Unglaubens gesät wird. G.

Daß das Federal Council of Churches of Christ in America unter liberaler Flagge segelt, geht aus einem Artikel hervor, den der Präsident des Council, Prof. Chailes Matthews, letztes Jahr in dem *Constructive Quarterly* veröffentlichte. Prof. Matthews bezeichnet als die einzig wissenschaftliche Stellung zur Bibel „die Auffassung des Evangeliums vom Gesichtspunkt der Evolution und der Demokratie“. Jedes protestantische Predigerseminar außer den „eng denominationellen“ trüge heutzutage die „composite nature“ der synoptischen Evangelien, des Jesaja und des Pentateuchs vor. Nach Matthews ist in allen Kirchen, außer unter den „orthodoxen Lutheranern“, das konservative Element im Aussterben, und so sei man mit dem Werk der Kirchenvereinigung schon ein großes Stück weiter gekommen. An anderer Stelle erklärt Matthews, daß er es „für schwierig hält, den durchaus historischen Charakter solcher Wunderberichte wie den über das Wandeln auf dem Meer und das Verwandeln des Wassers in Wein anzunehmen“. Auch berichtet er, daß bei einer Versammlung des Federal Council ein Redner das Buch Daniel als Mythe hingestellt habe, „and — mark it! — was applauded almost from beginning to end“. G.

Auf einen typischen Erguß des Evangelisten Billy Sunday, in dem er den „young preacher just out of the Seminary“ als „the poorest stick you ever saw for saving souls“ bezeichnet, antwortet das *Minneapolis Journal* mit folgendem Leitartikel, betitelt: „The Young Preacher“: „Mr. Sunday is unnecessarily harsh. Even preachers have to be young sometimes. The graduate of the seminary who goes into the pulpit is, of course, shy on that deeper knowledge of human nature which comes with age and experience, but which Mr. Sunday absorbed on the baseball field. But it does not follow that because a preacher is young he may not be fervent, enthusiastic, devoted. Nine-tenths of our young preachers are that very thing. They endure hardships, uncomplaining. They live on next to nothing, and count not their loss in money. They are immured in small communities, and devote themselves whole-heartedly to the little flocks given them to watch over. The young preacher! Why, he is about the only purely consecrated creature of our times, and it comes with ill grace from a rampant vulgarian like Sunday to throw a stone at him.“ G.

Päpstliches Allerlei hierzulande. Das *Century Magazine* enthielt kürzlich einen Artikel, in dem Befürchtungen wegen der „near inevitable future“ für unser Land ausgesprochen wurden mit Rücksicht auf die Einwanderung aus Südeuropa und andern vorwiegend katholischen Ländern. Darüber gerät die Chicagoer *New World* (katholisch) rein aus dem Häuschen. Der Artikel wird als ein „model of mendacity“ bezeichnet, als „tissue of in-

famous falsehoods", und gegen das *Century Magazine*, eine der edelsten Publikationen in englischer Sprache, wird als gegen ein "dirty magazine" zum Wohlrott aufgefordert. Prof. Ross, der Verfasser des Artikels, hätte noch viel weiter gehen können. Er hätte darauf hinweisen können, daß aus einer polnischen Gemeinde Chicagos mehr Verbrecher hervorgegangen sind als aus irgendeinem Gebiete gleichen Umfangs in Chicago. Er hätte in dem Vorwiegen irischer, polnischer und italienischer Namen in den Polizeiregistern Chicagos einen Beleg für seine These finden können. Aber selbst das Wenige, das in dem Artikel über diesen Punkt enthalten ist, bringt den römischen Tiger schon zum Brüllen. — Heiter wirkt es, wenn die römische Kirche sich ihres social service unter den Armen der Großstädte rühmt. In St. Louis hat ein Priester ein Heim für Zeitungsjungen gegründet. Das gibt einer ganzen Herde von Nonnen Gelegenheit, die Protestanten mit ihrer Bettelei zu belästigen: es sei ja „für einen guten Zweck“, „non-sectarian“ usw. In bezug auf ihre Geldquellen kennt ja die Priesterschaft keine Grenzen der Konfession; die verfluchten Kezer finden da die liebevollste Rücksicht. Man will auch keinen übersehen. Nachher hat der Priester, der dieses Werk der Barmherzigkeit an den Zeitungsjungen mit so großer Selbstlosigkeit (durch protestantisches Geld) aufrechterhält, den Ruhm davon. In Chicago gibt es ein Working Boys' Home und ein social center für Italiener, von katholischen Priestern betrieben. Die hohe Gesellschaft, katholisch und protestantisch, begeistert sich für die Unternehmungen, und Geld fließt die Hülle und Fülle. Die katholische Kirche soll aber eine einzige derartige Veranstaltung zur Linderung der Armut nachweisen, die sie nicht unter protestantischem Einfluß errichtet hätte! Unterhält die Papstkirche etwa in Italien oder Portugal oder Chile Knabenheime und Mädchenschulen für die Kinder der Armenviertel in den großen Städten? Fällt ihr gar nicht ein — so wenig sie für Jugenderziehung und Schulen sorgt in Ländern, in denen ihr der protestantische Wettbewerb sie nicht aufzwingt. Die römische Heuchelei ist nirgends so groß wie in der römischen Liebestätigkeit. — Ein deutsch-katholisches Blatt, die „Stimme der Wahrheit“, gibt zu, daß die große Bewegung unter den Italienern in Amerika eine entschiedene Ros-von-Rom-Neigung zeige, die fast einer stampede gleichkomme. Die Presbyterianer sind besonders aktiv. Es gibt in den östlichen Staaten mehr als siebzig italienisch-presbyterianische Gemeinden. — Die Methodististen haben sechzig ordinierte italienische Geistliche hierzulande an der Arbeit und die Baptisten beinahe ebensoviele. Tatsächlich gibt es mehr protestantische italienisch-amerikanische Geistliche als römisch-katholische in den Vereinigten Staaten. Den 250 italienisch-protestantischen Gemeinden stehen nur 150 katholische gegenüber. — Die Kolumbusritter überreichten am 6. Januar Kardinal Gibbons einen Fonds von \$500,000 für die katholische Universität in der Bundeshauptstadt Washington. In seiner Ansprache an die Beamten des Ordens hob Gibbons hervor, daß die Kolumbusritter eine großartige Widerlegung der Ansicht seien, daß Katholizismus und Amerikanismus sich ausschließen; das sei schändliche Verleumdung. Er schloß mit der schöngeistigsten Periode: "As the great Columbus, through zeal for the glory of his own country and for the spread of Christianity, blazed the way to this new country, so also now those who glory in his name are emulating his zeal in aiding the political progress of that same country and the spiritual advancement of that same faith." G.

II. Ausland.

Die gegenwärtige kirchliche Lage in Deutschland wird in einem beachtenswerten Aufsatz in der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ behandelt. In dem Wortwort des neuen Jahrgangs wird erst ausgeführt, in welchen Erscheinungen neuester Zeit sich der Niedergang in der Religion erkennen lasse. Vor allem wird dem Geburtenrückgang in Deutschland und der Austrittsbewegung Beachtung geschenkt. Von ersterer urteilt der Verfasser: „Das Volk hat jetzt selbst seine Verminderung in die Hand genommen. Es macht sich selbst zu einem sterbenden Volk, will nicht mehr leben, will keine Nachkommenschaft mehr haben. Wir gehen den Ursachen im einzelnen nicht nach, es genügt an der Hauptursache: man will nicht mehr. Durch zahllose Schriften, Vorträge, Zeitungsartikel ist der Geist des Volkes vergiftet, daß es das erste, auch den wilden Völkern, selbst den Tieren innewohnende Prinzip, den Willen zum Leben, aus dem Herzen getan hat. Unerhörte Frevel gegen die Natur treten an die Stelle der Ordnungen Gottes, und man rühmt sich der Frevel, nennt sie Errungenschaft der höheren Kultur.“ In bezug auf die Austrittsbewegung wird betont, daß es sich nicht nur um eine politische Maßregel der Sozialisten handelt: „Ginge es bloß gegen eine staatliche Einrichtung, so fände man nicht solche Worte des Hasses gegen Gott selbst, solche Schmähungen seines Wortes und der großen Taten, womit er die Menschheit erlöst hat. Nein, es ist Auflehnung gegen Gott selbst, und das Wort Kirchenaustritt bietet nur die Form, in die sich ein großer Gotteshaß gekleidet hat.“ G.

D. Harnad machte neulich ein Zugeständnis, das ein arges Loch in die Beweisführung gegen den geschichtlichen Charakter Jesu reißt. Allgemein hat man bisher eine Stelle im Josephus, die von Jesu handelt, als Einzelsel angesehen. Auch war das Harnads frühere Stellung. Jetzt aber gesteht er zu, daß diese Stelle nicht mit solcher Bestimmtheit als unecht bezeichnet werden könne, ja, daß wir es hier höchstwahrscheinlich mit einer echten Stelle zu tun haben. Die Worte finden sich in den „Jüdischen Altertümern“, Buch 18, Kap. 3, 3, und lauten so: „In jener Zeit lebte auch Jesus, ein weiser Mann (wenn man ihn anders einen Mann nennen darf); denn er vollführte wunderbare Taten; ein Lehrer der Menschen, welche die Wahrheit mit Freuden aufnehmen. Auch zog er viele Juden und viele aus den Griechen an sich. (Dieser war Christus.) Als ihn Pilatus auf die Anklage unserer Vornehmen mit der Kreuzesstrafe belegt hatte, hörten diejenigen, welche ihn zuerst geliebt hatten, gleichwohl nicht auf (denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebendig, nachdem die göttlichen Propheten sowohl dieses als auch unzählige andere wunderbare Dinge von ihm vorherverkündigt hatten), und noch bis jetzt besteht die nach ihm genannte Gesellschaft der Christen.“ Besonders aus den eingeklammert wiedergegebenen Worten hat man folgern wollen, daß ein Phariseer wie Josephus unmöglich habe so schreiben können. Man bewies haarscharf, daß die Stelle überhaupt nicht in den Zusammenhang gehöre, in dem sie stehe. Auch die allerkonservativsten Erforscher des christlichen Altertums hielten den ganzen Passus für unecht. Harnads günstiges Urteil hat begreiflicherweise bedeutendes Aufsehen erregt. In links-liberalen Kreisen wird man über diese neueste Schwankung Harnads nicht gerade sehr erbaut sein, obwohl man den Berliner Theologen, seitdem er die neutestamentlichen Schriften des

Lufas als aus den Jahren 60 bis 70 stammend betrachtet, dort eigentlich zu den „Abgefallenen“ zählt. G.

Wohin die neuere Theologie den Religionsunterricht in den niederen und höheren Volksschulen Deutschlands geführt hat, zeigt auch eine Serie von Broschüren, die unter dem Titel „Bausteine für den evangelischen Religionsunterricht“ von Lehrer Krohn und Prof. Peters, beide in Hamburg, herausgegeben wird. In einer Besprechung dieses und anderer Hilfsbücher für den Religionsunterricht erklärte Prof. Meyer (Magdeburg) auf einer Konferenz in Eisenach, fast sämtliche Lehrbücher, die jetzt im Gebrauch sind, seien „in destruktivem Sinn“ geschrieben. Die Konferenz „gewann fast das Bild einer allgemeinen Devoute der christlichen Religion an den Schulen, und man konnte fast nur noch ein einziges Heilmittel sich denken: heraus mit unsren Kindern aus diesem Religionsunterricht! oder noch besser: Weisheitigung des Religionsunterrichts aus sämtlichen Schulen und Schaffung irdendwelchen Ersatzes“. G.

Gegen Ernst Hädel zieht das „Berliner Tageblatt“, eine Zeitung, die sonst gegen Gottesglauben und Kirchentum wüthet, schonungslos zu Felde. Nach dem letzten Auftreten Hädels in Berlin enthielt die „Literarische Rundschau“ des „Tageblatt“ eine Kritik, die sich besonders gegen Hädels Ansprüche als Philosoph richtet, und aus der wir folgende Sätze mittheilen: „Gott erhalte uns noch lange diesen starken Fahnensträger des gottlosen Pantheismus! Nur soll der Fahnensträger nicht Feldherr sein wollen. Nur soll die Masse nicht glauben, Hädel biete ihnen in seinen populären Schriften wirklich den neuen Ausdruck der Philosophie von Spinoza und Goethe. Hädels Vorstellung von einem Philosophen ist recht niedlich. Er sagt: Nach meiner Ansicht ist jeder gebildete, denkende Mensch, der nach einer bestimmten Weltanschauung strebt, ein Philosoph.“ Na also! Dann ist Hädel allerdings ein Philosoph. Und jeder gebildete Mensch, der die farbige Welt zu erfassen strebt, ist ein Maler. Jeder gebildete Mensch, der seine Gefühle in Worten auszudrücken versucht, ist ein Dichter. Wir hätten in Deutschland fast ebensoviele Philosophen wie Zeitungsleser, wenn Hädels Definition richtig wäre. Es ist ja hübsch, wie stramm der alte Herr die alte zerfärrissene Fahne des Materialismus hochhält. Die Fahne hochhalten, voll und ganz zu der Partei stehen, auf sterbende Symbole schwören, den auswendig gelernten Schlagworten unentwegt vertrauen, das ist wie ein Jugendrausch. Der alte Professor Hädel ist eine jünglinghafte Erscheinung. Schade nur, daß er mit allzubiel Jugendmut sich an Fragen heranwagt, für die seine Intelligenz nicht fein oder noch nicht reif genug ist, daß er über die letzten Fragen menschlicher Erkenntnis ganz jung, beinahe schon kindlich, mitzusprechen wagt. Hädels Darstellung ist ohne Anmut und ohne Sprachkunst. Doch an Worten fehlt es ihm nicht. Alte und neue Worte, verbrauchte Worte und auf Glanz gebügelte Worte, franke Worte und tote Worte stellen sich ein zur rechten Zeit oder zur unrechten Zeit. Das Hauptwort heißt Monismus, wobei man sich ‚in weitesten Kreisen‘ etwas denken mag. Hädel kennt sogar eine monistische Chemie, eine monistische Mathematik und eine bewunderungswürdige monistische Medizin.“ Der Physiker Schwolson, Professor an der Universität zu Petersburg, hat Hädels Buch „Welträtsel“ auf ihre Zuverlässigkeit im Punkte der Physik geprüft und ist zu folgendem vernichtenden Urtheile gekommen: „Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob Hädel die außerhalb

seiner engeren Spezialität liegenden wissenschaftlichen Fragen, über die er schreibt, ehrlich studiert, ob er sich zu diesen Fragen mit der Gründlichkeit und dem hohen Ernste verhält, die ihn in seiner Wissenschaft zu einem der großen Führer gemacht haben, oder ob er über Dinge schreibt, von denen er keinen Schimmer einer Ahnung hat. Um diese Aufgabe zu lösen, haben wir alles genau studiert, was sich in den ‚Welträtseln‘ physikalisches vorfindet. Es fand sich ein reichhaltiges Material, da physikalische Fragen in den ‚Welträtseln‘ eine große Rolle spielen und einige derselben dem Verfasser sogar als ‚sicherer Leitstern‘ dienten, der seine Philosophie durch ‚das gewaltige Labyrinth der Welträtsel zu deren Lösung führte‘. Das Resultat unserer Untersuchungen ist entsetzlich, man darf wohl sagen — haarsträubend! Alles, aber auch alles, was Hädel bei der Verührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. Selbst von dem Gesetze, welches er selbst als Leitstern seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse.“ Die „E. R. Z.“ führt noch einige Aussprüche von Univerfitätsprofessoren über Hädel an. Der Philosoph Abides nennt in seiner Schrift „Kant gegen Hädel“ letzteren eine „Macht des Rückschlusses“, „durch und durch Dogmatiker und Fanatiker“, „als Philosoph eine vollständige Null“ und sein Buch „gänzlich unklar und widerspruchsvoll“, eine „Orgie von Begriffsverwirrung“, ein „terminologisches Lohwabbu“. Der Naturforscher und Philosoph Chamberlain bezeichnet Hädels Monismus als „eine leichte, sinnwidrige und verbrecherisch leichtsinnige Weltanschauung“, ihn selbst als den „Don Quixote der modernen Naturwissenschaft“, sein Weltbild als einen „Rückfall in unverfälschte Mythologie plumpster Art“. Der Botaniker Reinke endlich redet von „wissenschaftlichem Humbug“ Hädels, vom „kühnen Umspringen mit der Wahrheit“, nennt sein Buch eine „Tendenzschrift ohne wissenschaftlichen Wert, eine Mustersammlung von Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit“, versichert, Hädel „streue den Unkundigen Sand in die Augen“, erklärt: „Die spontane Urzeugung ist rettungslos verloren. Die chemischen und mechanischen Kräfte reichen unter keinen Umständen aus, ein lebendiges Wesen hervorzubringen. Damit fällt die materialistische Weltanschauung in sich zusammen wie ein Kartenhaus“ und fragt am Schluß seiner Schrift über Hädels Monismus: „Ist das gewissenhaft? Ist das wahrheitsliebend? Ist das wissenschaftlich?“

G.

Wie die Sozialdemokratie über die Schule denkt, zeigen folgende Ausführungen der diesjährigen „Arbeiterjugend“. In Nr. 7 dieses Jahres heißt es u. a.: „Die Schule als Ganzes wird von den Kindern als Zwangsanstalt empfunden und, was das Schlimmste für die Schule ist, als Anstalt nutzlosen Zwanges. Der Arbeiter wird diesen Groll über die in der Schultube zwecklos vergeudeteten Stunden seiner Kindheit das ganze Leben nicht mehr los.“ Und an einer andern Stelle: „Statt die Arbeiter über die Großtaten der menschlichen Kultur und die Aufgaben aufzuklären, die ihrer eigenen Klasse im Fortschritt der Menschheitsentwicklung zerfallen sind, hat man ihr Gedächtnis mit den läppiſchen Familiengeschichten der Fürstengeschlechter, mit den abſcheulichen Mekeleien der Vergangenheit, Kriege und Schlachten genannt, vollgestopft. Statt Naturerkenntnis hat man ihnen die Märchen der Bibel beigebracht. Von Moseſ und Karl dem Dicken und Johann Cicero und all den preußischen Friedrichs und Wilhelms ist ihnen

ein gewaltiger Blunder eingeträchtert worden, aber die Namen Marx, Lassalle und Darwin, denen der Mensch von heute, zumal der moderne Arbeiter, seine Existenz verdankt, sind niemals an ihr Ohr gedrungen. Statt der Solidarität, der Treue gegen die Klassenbrüder hat man ihnen Untertanengehorsam, statt Mannhaftigkeit Knechtseligkeit gepredigt.“ (A. G.)

Noch sind die Folgen des Aufbruchs nicht abzusehen, den der Kituho-Vorfall in der englischen Staatskirche angerichtet hat. Vor einigen Wochen noch ein unbekanntes Dorf in Zentralafrika, ist der Name Kituho jetzt auf den Lippen von Millionen und wird aus der Geschichte der anglikanischen Kirche nicht wieder verschwinden. Kituho liegt in Britisch-Ostafrika an der Ugandabahn, etwa einen Grad südlich vom Äquator. Dort hielten im Juni letzten Jahres sechzig protestantische Missionare eine Versammlung ab, um darüber zu ratschlagen, wie man dem Vordringen des Islam in Uganda eine wirksame Front entgegenstellen könne. Eine Föderation der Episkopalen, Presbyterianer, Baptisten, Kongregationalisten und Methodisten, die in diesem Gebiete Mission treiben, war das Resultat der Verhandlungen, die mit einer gemeinschaftlichen Feier des Abendmahls ihren Abschluß fanden. Man einigte sich darauf, daß jede dieser Kirchengemeinschaften die Gliederschaft in jeder andern anerkennen und die Glieder zum Abendmahl zulassen sollte; auch wurde eine gemeinschaftliche Gottesdienstordnung angenommen, und die anglikanischen Geistlichen erklärten sich bereit, Geistliche der andern Konfessionen in ihren Kirchen predigen zu lassen. Alles dieses wurde von dem anglikanischen Bischof von Zanzibar als Ketzerei verurteilt. Besonderen Anstoß nahm er an der gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier. In einem längeren Schreiben forderte er den Erzbischof von Canterbury auf, die zwei anglikanischen Bischöfe, die an der Abendmahls-handlung teilgenommen hatten, auf Ketzerei in Anklagezustand zu setzen. Damit war der Funken ins Pulverfaß gefallen. Die verklagten Missionare haben ihre Anhänger unter den englischen Bischöfen, der Bischof von Zanzibar ebenfalls, und es wird allgemein befürchtet, daß ein unheilbarer Riß in der englischen Staatskirche jetzt bevorsteht. So schroff wie nie zuvor stehen sich in dieser Kontroverse die anglikanische (High Church-) und die „evangelische“ (Broad Church-) Partei einander gegenüber. Die erstere ist bekanntlich römisch gerichtet und hält mit großer Zähigkeit fest an der Lehre, daß nur Personen, die (durch bischöfliche Handauslegung) konfirmiert worden sind, das Sakrament empfangen dürfen. Die Broad Church-Partei sieht die Staatskirche Englands an als einen Zweig der protestantischen Christenheit, während die High Church-Leute die englische Staatskirche zusammen mit der römischen und der orientalischen (griechisch-russischen) Kirche zu der Universal Catholic Church rechnen. Diese Grunddifferenz scheint durch den Kituho-Vorfall zur Krise gekommen zu sein. High Church-Leute wie Athelstane Riley erklären, daß die Zulassung Unkonfirmierter (im episkopalischen Sinn) zum Sakrament Folgen nach sich ziehen müsse, die „much worse than succession“ seien, denn die englische Staatskirche würde dadurch erst in zwei feindliche Lager geteilt werden, „and then be split from top to bottom and broken to pieces“. Einige Bischöfe erklären, die ganze Zukunft der anglikanischen Kirche hänge von der Entscheidung dieser Frage ab. In der öffentlichen Presse überwiegt der Kituho-Fall alle andern Interessen. In der Episkopal-Kirche der Vereinigten Staaten sind die Ansichten ebenfalls sehr geteilt. Die *Living Church*, das Organ der hochkirchlichen Partei,

hält es mit dem Bischof von Zanzibar, während der *Churchman*, das Mundstück der hiesigen breitkirchlichen Episkopalen, erklärt, die Handlung der Bischöfe zu Kilimo sei nicht zu tadeln. "Those ministers", nämlich die anwesenden protestantischen Missionare, "must be assumed to have truly and earnestly repented of their sins, to be in love and charity with their neighbors, and to have intended to lead a new life in the holy ways of God. What more does the Church require of them? Nothing. They desired to meet their Lord, and to feed upon Him in their hearts [!], in His Sacrament. To those who are so minded and who profess the Catholic faith, we believe that no bishop, either of this or of any other branch [!] of the Catholic Church, has the right to refuse his Communion." Am 5. Februar war der Bischof von Zanzibar in England erwartet, um seine Klage gegen die Bischöfe von Mombasa und Uganda persönlich anzubringen. Falls der Erzbischof von Canterbury und sein Provinzialgerichtshof die Klage aufrechterhalten, geht der Fall sicherlich an das Parlament, das die letzte Entscheidung in Händen hat, und da in diesem Falle das Parlament wahrscheinlich die Handlungsweise der Angeklagten gutheißen würde, steht zu erwarten, daß ein Exodus der Hochkirchlichen in den Busen der alleinseigmachenden Kirche stattfinden wird. G.

Nur noch durch die Lehre vom Episkopat zusammengehalten, streben die zwei Hauptrichtungen in der englischen Kirche unaufhaltsam entgegengesetzten Extremen zu. Die Broad Church-Partei ist, im Grunde genommen, eine modernistische Bewegung, die High Church immer unterhöhlener romanistisch. In den letzten Jahren haben sich diese Gegenätze nach und nach zu einer Kluft gestaltet, die auch durch den Episkopat oder die „apostolische Sukzession“ nicht mehr überbrückt werden kann. In der Broad Church finden sich die Vertreter der neueren Theologie bis zum nackten Pantheismus. Der frühere Kapellan des Erzbischofs von Canterbury leugnet die Zuverlässigkeit der Evangelien, die jungfräuliche Geburt Christi und seine Auferstehung und sieht ihn lediglich als den letzten jüdischen Propheten an. In der High Church-Partei dagegen wird den Lehren der römischen Kirche immer offener das Wort geredet. Besonders die Verehrung der Jungfrau Maria und anderer Heiligen wird in Kirchen, die dieser Richtung angehören, immer allgemeiner eingeführt. Im *Constructive Quarterly* führt ein anglikanischer Laie aus, daß der Mißbrauch, der mit der Anrufung der Heiligen in der katholischen Kirche getrieben werde, kein Grund sein sollte, die Fürbitte der Heiligen nicht zu benutzen; nach dem apostolischen Befehle, daß die Gläubigen füreinander beten sollen, sei nicht recht begreiflich, warum die verstorbenen Heiligen nicht dasselbe für die Glieder der Kirche auf Erden tun sollten. Ganz ähnlich redete kürzlich der Bischof von London in einer Predigt, die von der Verehrung der Heiligen handelte und aus der die *Illustrated London News* folgenden Auszug gibt: "I would ask you to turn your eyes from this world . . . to another, . . . to look up from the heat and struggle of the stadium to those tiers after tiers of spectators who look down upon the conflict which they once knew so well. There they are in their million and tens of millions. . . . During my visit to Russia, when I had a long conversation through an interpreter with the authorities of the Russian Church, nothing seemed to strike them more forcibly than the little connection which we seemed in our church to have with that multitude. . . . They ended by saying: 'Surely, Bishop,

yours is a very unloving doctrine. We love our dear ones in the other world; they are close to us; our boys speak to their mothers in Paradise as if they were in the same room. We are not Roman Catholics any more than you, and repudiate the claim of the Pope to jurisdiction over us as you do, but we should miss sorely our belief in the prayers and intercessions for which we are allowed to ask from the great cloud of witnesses. . . . It would 'strengthen the wavering line' more than we know if we thought more of those noble souls who still think of us, still pray for us, and still love us. . . . I would plead, then, for a revival in the Church of a belief in the great doctrine of the communion of saints."

G.

Zwischen der schottischen Staatskirche (United Presbyterian Church of Scotland) und der United Free Church, auch presbyterianisch, sind Unterhandlungen im Gang, die auf Zusammenschluß dieser Kirchenkörper abzielen. Zu diesem Zweck wurde vor einigen Jahren ein Komitee eingesetzt, zu dem je hundert Mann von jeder der beiden Kirchengemeinschaften gehören. Am 30. Mai wurden die Versammlungen für das Jahr abgeschlossen, durch welche man den Zusammenschluß fördern wollte. Was hat man erreicht? Es gab eine lange Diskussion. Die Hauptschwierigkeit bildet das Verhältnis zum Staate. Die United Free Church will nämlich nicht eher dem Zusammenschluß zustimmen, als bis die Staatskirche absolute Selbstverwaltung (spiritual freedom) erhalten hat. Jetzt kann sie z. B. nicht ohne Einwilligung des Parlaments ihr Glaubensbekenntnis verändern. Solange die Staatskirche offizielle finanzielle Unterstützung bekommt, hat ja der Staat ein Band mit ihr; aber dieses Geld spielt ja eine kleine Rolle in einem so reichen Land, wie Schottland es ist. Die Kirche bekommt als Zehnten 220,000 Pfund Sterling, aus der Staatskasse 17,040 Pfund Sterling und von andern offiziellen Institutionen 23,500 Pfund Sterling. Freiwillige Gaben werden für kirchliche Zwecke etwa 400,000 Pfund Sterling dargebracht. Die United Free Church hat ein Budget von etwa 800,000 Pfund Sterling. Zur Staatskirche gehören 714,915 Mitglieder, zur United Free Church 504,872. Ein Viertel der Bevölkerung des Landes sind Kommunitanten in diesen beiden Kirchengemeinschaften, und ein Zusammenschluß beider würde 85 Prozent der protestantischen Bevölkerung des Landes umfassen. Ein presbyterianisches Blatt bemerkt: "The United Free Church is showing a disposition to make concessions. They seem disposed to agree to certain harmless functions of the State in opening General Assemblies and in giving a certain recognition to the Church as the national Church, provided the State absolutely keeps its hands off any direction of spiritual affairs or exercise of spiritual authority."

G.

Prof. W. M. Ramsay, der große schottische Archäolog, dessen Spezialität Forschungen auf dem Gebiete des kleinasiatischen Altertums sind, und der deswegen auch dem Leben des Apostels Paulus ein besonderes Interesse entgegenbringt, ist seit der Veröffentlichung seines *St. Paul the Traveler and the Roman Citizen* vor zwanzig Jahren noch nicht durch die Angriffe der höheren Kritik auf die Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte andern Sinnes geworden. In einem Vortrag, den er kürzlich vor der New York University hielt, lehnte er alle naturalistischen Erklärungen des Wunders, das in der Befehung Pauli vorliegt, ab und bekannte sich zu dem biblischen Bericht. "It was", sagte er, "a sudden, unprepared, completely revolu-

tionizing change. Nothing had been in his mind consciously that seemed to prepare the way for it. He was sailing on a diametrically opposite course. Suddenly he was seized by a Higher Power, and sent on a new course. Yet it was the most real, as well as the most powerful, issue in his life. He never could doubt about its meaning or its character. The divine power had taken hold of him, and swayed him as God chose. . . . He recognized as living in the divine glory the Man whom he had believed to be a dead impostor. He knew the Man by sight. He heard His voice and His words." Ramsay hält auch fest an der Echtheit des Johannes-evangeliums. Er sprach sich bei der angeführten Gelegenheit aus über das Argument aus der Schreibweise des Verfassers, der manchmal vom Dialog in einen Monolog hinüberleitet. "Why is this method", fragt Ramsay, "peculiar to, and characteristic of, the second century? Why was it impossible in the first century? The assumption is that it is a feature of a later age. No evidence is offered for the assumption — there is none. The modern writer starts with the fixed idea that the book is late, and anything and everything in the book becomes to him forthwith a proof of lateness. He never asks why the detail is late, or what marks it as of the second century. He simply assumes. . . . Because John uses the method, it is late; and his Gospel is late because it uses the method."

G.

Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat im letzten Jahre zehn neue Ausgaben von Bibelteilen herausgegeben, und zwar in Sprachen, deren Namen wohl nur wenige von uns je gehört haben: in Laungthu (Niederbarma), in Lisu, in Laka (Sprachen der Ureinwohner in den Bergen Südwest-Chinas), in Vaba (einem malaiischen Dialekt), in Binandere (einer Sprache der Papuas in Neuguinea), in Omo (Bismarck-Archipel), in Kunuzi (einem nubischen Dialekt), in Kipsigis (Britisch-Ostafrika), in Kasai (Belgisch-Kongo) und — in Esperanto. In dieser zuletzt genannten, weitbekanntesten Weltsprache ist das Neue Testament erschienen. Die Liste der Bibelgesellschaft enthält jetzt 450 verschiedene Sprachen, von denen fast je ein Viertel die ganze Bibel und das Neue Testament, die übrige Hälfte einzelne biblische Bücher besitzen. Im Jahre 1912 wurden nahezu acht Millionen Exemplare der Heiligen Schrift oder einzelner Bibelteile in aller Welt verbreitet. Die Einnahme im Jahre 1912 betrug über \$1,000,000. (Wbl.)

Seit 1910 wogt in Spanien der Kampf um die Religionsfreiheit. Die gegenwärtige Regierung folgt dem Beispiel ihres Vorgängers Canalejas und will die Evangelischen und den Teil der öffentlichen Meinung, der in diesem Falle mit ihnen einverstanden ist, durch Darbietung einzelner Broden abfinden. Dadurch kommt die Angelegenheit natürlich nicht zur Ruhe. P. Friedner (Madrid) berichtet in deutschländischen Blättern über die neuesten Phasen des Kampfes. Er schreibt: „Unter den im vorigen Jahr vorgekommenen Konflikten hat der des Matrosen Pablo Fernandez am meisten Beachtung gefunden. Im Sommer vor das Kriegsgericht gestellt, weil er, in die Messe kommandiert, nicht niederknien wollte, wurde er in erster Instanz freigesprochen und nach mehrmonatiger Untersuchungshaft freigelassen. Aber die vorgesetzte Behörde war mit dem Urteil nicht einverstanden, und der Fall gelangte zur Aburteilung nach Madrid. Der Kriegsminister erließ dann Ende Januar 1913 eine Verfügung, derzufolge alle die, welche beim Diensttritt angegeben hätten, nicht römisch-katholisch zu sein, an den kirch-

lichen Feiertagen von der Teilnahme an der Messe entbunden sein sollten. Einige Zeit später wurde Fernandez, der den größten Teil seiner Strafe bereits abgeessen hatte, begnadigt.“ Anfang März gab der Ministerpräsident Graf Romanones ein Reformprogramm bekannt. Demgemäß sollen „die Gehälter der Bischöfe und Domherren beschnitten, dagegen die des niederen Klerus aufgebessert werden. Auch die Frage der Klostergenossenschaften muß endgültig geregelt werden. Das weitere Anwachsen dieser Genossenschaften darf unter keinen Umständen gelitten werden, und ihre Mitglieder müssen sich dem allgemeinen Gesetze fügen. Meine feste Absicht ist es ebenfalls, die Gewissensfreiheit in Spanien in vollem Umfang einzuführen und sicherzustellen. Der Artikel der Verfassung, der die Gewissensfreiheit gewährleisten soll, darf keine zweideutige Auslegung mehr zulassen. Andersgläubige Heeresangehörige dürfen nicht mehr, wie das bisher der Fall war, gezwungen werden, an den katholischen Kultübungen teilzunehmen. Ich beabsichtige ein weiteres Dekret, kraft dessen Kinder der staatlichen Primarschulen, die andersgläubig sind, oder deren Eltern oder Vormünder dies ausdrücklich verlangen, von der Teilnahme am katholischen Religionsunterricht entbunden werden“. Schon am 25. April erschien sodann die Verfügung, welche bestimmte, die Kinder von Eltern einer andern Religion als der römisch-katholischen sollten von der Teilnahme am katholischen Religionsunterricht befreit werden. Für Kinder von Freidentern bleibt demnach die Pflicht noch bestehen.

Durch den Tod des Kardinals Rampolla sind wir an die Zeiten erinnert worden, wo das vatikanische Rom das Zentrum der deutschfeindlichen Umtriebe in Europa war. Als Staatssekretär — also Minister des Äußeren — unter Leo XIII. war Rampolla, der in den allerletzten Jahren seines Lebens freilich wieder umgelernt hat, glühender Anhänger des Zweibundes [Rußland-Frankreich], der dazu dienen sollte, Italien auf die Knie zu zwingen und, wenn es not täte, auch dessen Dreibundgenossen [Deutschland und Österreich]. Auf Rampollas Veranlassung depeßierte der Papst 1893 der französischen Regierung einen herzlichen Glückwunsch zum Gelingen der franco-russischen Festlichkeiten, und der päpstliche offiziöse *Osservatore Romano* mußte damals schreiben, der Zweibund sei überhaupt eigentlich das Werk des Heiligen Vaters. Das waren die Zeiten der großen Illusionen, wo sogar Rampolla mit einer baldigen Vereinigung der orientalischen und der römischen Kirche rechnete, nachdem die russische Regierung ihm einen Gesandten beim Vatikan zugebilligt hatte, und wo man noch auf Frankreich, „die älteste Tochter der Kirche“, Berge baute. Unter Combes und Briand hatte daselbe Frankreich nachher das Tisch Tuch zwischen sich und der Kirche vollends zerschnitten, Rußland dachte nie an ein Aufgehen im Katholizismus, und Leo XIII. selbst mußte gegen Ende seiner Tage bekennen, daß die Katholiken nirgends so unbehelligt ihres Glaubens leben könnten als — in Deutschland. Rampollas Luftschlösser brachen also zusammen. Auch die große Hoffnung seines Lebens, selber den Thron des Papstes zu besteigen, zerfiel sich; denn auf Österreichs Protest hin wagte das Konklave nicht, ihn zu wählen, sondern gab dem Venezianer Sarto, dem „Unpolitischen“, die dreifache Krone. So trat denn Rampolla still in die Reihe der Kurienkardinäle zurück und lebte von seinem Gehalt als Erzpriester zu St. Peter (jährlich 100,000 Mark) fortan nur noch das Leben eines stillen, vornehmen Gelehrten, der selten nur noch Besucher aus seiner

früheren Welt empfängt. Für die Öffentlichkeit war er längst schon tot, ehe er gestorben war.

(M. E. L. N.)

Der amerikanische Konsul Heinrich W. Diederich hat einer Nachricht in der *Belgian Gazette* (Brüssel, 6. Dezember 1913) zufolge bei Gelegenheit eines Banketts der amerikanischen Kolonie in Antwerpen ein mannhaftes Zeugnis für die Religionsfreiheit, wie wir sie unter der bestehenden Trennung von Kirche und Staat in Amerika besitzen, und zugleich für seinen lutherischen Glauben abgelegt. Anlässlich der Feier des Danktags wies Diederich auf die verschiedenen Güter hin, für die ein Amerikaner dem Schöpfer dankbar sein sollte, und schloß hieran die folgende beredte Darstellung der Segnungen, die unser Land in seiner Religions- und Gewissensfreiheit besitzt: "Let us be thankful for that greatest of all blessings, for civil and religious liberty — that liberty under law which gives every man a right to live his own life, to think his own thoughts, to utter his own convictions, to fight his own battles, to make his own way, so far — but only so far — as it does not interfere with the same rights of his neighbor. It is the fundamental principle that all government must be in the interest of the governed and not of the governors or rulers, and that there can be no government without the consent of the governed. It is the spirit of the Reformation which claims even for the humblest and simplest son of man the right to find his own way to God without the mediation of any saint or fellow-mortal. It is the great doctrine that no government has a right to interfere with man's religion nor exact from him support for any church; that every man shall worship God according to the dictates of his own conscience, in short, that Church and State must remain forever separate. This is the great ideal we Americans believe in. It is not an exclusive American idea, but it is most deeply woven into the history and tradition of our country. With all the difference between theory and practice in such matters, with all the shortcomings we meet with in all human institutions, I venture to say that there is no other country under the sun to-day where this liberty in civil matters and freedom from every authority in religious matters is so consistently carried out and so fully enjoyed as in the United States. Oh, my fellow-countrymen, may we never grow indifferent to this heaven-born dual gift! Let us ever remember that this civil and religious liberty is the very foundation on which rests our American Republic."

G.

In dem **stokkatholischen Krain**, im südlichen Oesterreich, spielte sich letztes Jahr eine beschämende Komödie ab, die wir nach einer Reihe von Berichten in der „Wartburg“ hier kurz mitteilen. Eine abgefeimte Schwindlerin, Johanna Zerovsek, im Volke allgemein unter dem Namen „Johanka“ bekannt, ursprünglich Bauernmagd, begab sich im Alter von siebzehn Jahren nach Triume, wo bereits ihre ältere Schwester bei den Benediktinerinnen bedient war. Sie hoffte, wenigstens nach ihrer Aussage, als Nonne aufgenommen zu werden, da sich schon früher bei ihr natürliche Blutungen am Kopfe und an den Händen gezeigt hatten. Der Arzt erklärte dies für eine krankhafte Erscheinung; sie verlor sich auch bald. Nach ihrer Aufnahme in das Kloster wurde sie von der Schwester Josepha auf die kirchlichen Vorbilder einer Katharina Emmerich, Mathilde Macoque und anderer, die Blut geschwitzt hätten, aufmerksam gemacht und ermahnt, „ebenso heilig zu sein“. Die Nonne gab ihr auch an, wie sie sich mit Blut bestreichen und

in einen Verzüdungszustand verfallen könne, und zeigte ihr selbst den Vorgang. Johanna begriff die Sache bei ihrer Geschicklichkeit bald und begann nach kurzer Zeit öffentlich aufzutreten. Unter den staunenden Zusehern befanden sich auch der Erzbischof von Sarajewo, D. Stadler, und der Fürstbischof von Laibach, D. Jeglic; beide waren von der Vorführung sehr erbaut. In dieser Tätigkeit wurde sie von ihrem Weichvater bestärkt, der zu ihr sagte: „Johanna, ich habe deinen Engel gesehen. Du bist schrecklich heilig!“ und auch für die Verbreitung dieser Meinung sorgte. Nach einiger Zeit versuchte sie ein Kapuzinerpater zu bewegen, in ein anderes Kloster überzusiedeln, wie sie vor Gericht aussagte, weil er mit ihr ein Geschäft zu machen hoffte. Tatsächlich ist er später gegen sie aufgetreten. Sie begab sich jedoch ins Vereinshaus der Marienjungfrauen, wo sie ihre „Wunder“ fortsetzte. Da man jedoch hier in Folge ihres ausschweifenden Lebens an ihrer Heiligkeit zu zweifeln begann, wies man sie fort, und sie begab sich mit einem Empfehlungsschreiben des Bischofs D. Stadler nach Laibach, wo sie sich im Bischofshof vorstellte. Mit einem Empfehlungsschreiben des Fürstbischofs D. Jeglic kam sie im April 1913 in ihre Heimatgemeinde Vodice, wo sie beim Pfarrer Zuzel Aufnahme fand. Obwohl der Pfarrer der Person und Sache anfangs nicht besonders günstig war, fügte er sich einerseits den Anordnungen der vorgesetzten Kirchenbehörde und wurde andererseits nach und nach durch den immer stärker werdenden Andrang der „Andächtigen“ umgestimmt. Biedere Landleute kamen in Scharen, und auch „Gebildete“ fanden sich in großer Zahl ein, ja es wurde sogar zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung Gendarmerie aufgeboden. Zum Wunder des Blutschweißens gesellten sich in dieser Zeit auch Prophezeiungen, die einen Verkehr der „Heiligen“ mit den Seelen von Verstorbenen glaubhaft machen sollten. Geldspenden für Messen und andere kirchliche Zwecke wurden trotz des Verbots des Pfarrers angenommen, zum Teil auch an kirchliche Anstalten abgeführt; zum Teil flossen sie jedoch in die Tasche der Wundertäterin. Nach ihrer Aussage hat sie übrigens nach der Anweisung des Papstes täglich kommuniziert. Dabei sollen die Priester, wie sie behauptete, auf ihrer Zunge ein silbernes Kreuz wahrgenommen haben. Während dieser Zeit war Johanna wiederholt in Laibach gewesen und erregte bei einer solchen Gelegenheit den Verdacht eines Kutschers, der sie persönlich kannte und sie in das städtische Schlachthaus zu führen hatte. Dort sah er, wie sie eine Flasche frischen Kalbsblutes an sich nahm. Eine bald darauf erschienene Zeitungsnotiz stellte die Sache sofort in ein neues Licht, worauf sich der „Salesianer“ D. Valjavec nach Vodice begab und nach mehrmaligen Abweisungen der Johanna den Betrug aufdeckte. Während die „Heilige“ im Zustande der Verzüdung schien, zog er die Decke ab und zog von ihrem Kopfpolster einen mit Blut gefüllten Gummiball hervor, von dem dünne Gummiröhrchen unter dem üppigen Haar zur Stirn führten, aus denen richtige Blutstropfen auf die Stirne rieselten. Das Mysterium war aufgeklärt, die Wundertäterin entlarvt. Johanna verschwand aus dem Pfarrhose und trieb sich, unbekannt wo, in Oberkrain herum. Nun wurde die Wundertäterin von der Gendarmerie in ihrem Heimatsorte ausgeforscht und dem Landesgerichte eingeliefert. Die Wundertäterin wurde in der Verhandlung vom 3. Januar 1914 wegen Betruges zu zehn Monaten Kerkerhaft verurteilt.

G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

März 1914.

Nr. 3.

Wird Einigkeit werden?

(Fortsetzung statt Schluß.)

Wir gehen zunächst auf die Äußerungen des *Lutheran* ein. Wir bemerkten bereits, daß dieses Blatt der Sache nach am entschiedensten eine Einigung in der Lehre auf Grund des 11. Artikels der Konfessionsformel ablehne. Diese Bemerkung ist deshalb zutreffend, weil die Äußerungen des *Lutheran* nicht anders verstanden werden können, als daß er ein entschiedenes Eintreten für die rechte Lehre mit Verwerfung des entgegenstehenden Irrtums überhaupt nicht wolle.

Doch bevor wir diesen Hauptpunkt besprechen, müssen wir zunächst auf einige mehr nebensächliche Dinge eingehen, die wir unsererseits auch unerwähnt lassen könnten, wenn wir nicht den Eindruck hätten, daß sie dem *Lutheran* von größerer Bedeutung erscheinen. Wenn wir diese Sachen aus dem Wege geräumt haben, so ist der *Lutheran* vielleicht geneigt, uns in bezug auf die große Hauptsache, die zwischen uns liegt, ein williges Ohr zu leihen.

Der erste Punkt ist dieser, daß wir in unserm *Plea* weder die Generalsynode noch das General Council in Betracht ziehen, als ob diese Kirchenkörper gar keinen Teil der lutherischen Kirche bildeten. Hier ist der *Lutheran* offenbar ein wenig verletzt. Wir hören dies aus den folgenden Worten heraus: "Dr. Pieper's plea assumes throughout that the American Lutheran Church is constituted by the parties to this controversy. The General Synod, the General Council, and other synods not involved, seem to form no part of the American Lutheran Church, or at least, apparently are not taken into consideration." Es ist wahr: wir haben die Stellung dieser Kirchenkörper nicht in Betracht gezogen. Aber der *Lutheran* wird dies gern entschuldigen, wenn wir ihm den Grund für diese scheinbare Nichtachtung angeben. Der Grund ist der, daß die genannten kirchlichen Verbindungen als solche in dem Streit über die Lehre von der Prädestination und Befehrung gar nicht Stellung genommen haben. Ein Teil der Glieder der Generalsynode und des Council — und vielleicht bildet dieser Teil die Majorität — hat von dem dreißigjährigen Streit überhaupt kaum

Notiz genommen. Es fehlte an dem nötigen Interesse. Ein anderer Teil war innerlich und in einem gewissen Sinn auch äußerlich an dem Streit beteiligt, aber pro et contra. Die einen hielten es mit Iowa, Ohio und den sogenannten „antimissourischen“ Norwegern, die andern aber hielten es mit uns. Die letzteren haben ihre Übereinstimmung mit uns auch nicht verschwiegen, wenn einige ihrer Synodalgenossen, zum Beispiel in „Herold und Zeitschrift“, den Kriegspfad gegen uns betreten hatten. Und so steht es in dem Council und in der Generalsynode bis auf diesen Tag. Was das Council betrifft, so stimmen der *Lutheran* und der *Nova Scotia Lutheran* keineswegs überein, wie aus den in der vorigen Nummer abgedruckten Äußerungen hervorgeht. Wir konnten in unserm *Plea* auch den Präsidenten des General Council, D. Schmauf, zitieren. D. Schmauf schreibt in seiner kürzlich erschienenen Schrift *The Confessional Principle*: „Man's will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God. This is the subtle synergism which has infected nearly the whole of modern Evangelical Protestantism, and which is, or has been, taught in institutions bearing the name of our Church.“¹⁾ In diesen Worten stellt sich D. Schmauf klar auf unsere Seite wider Iowa, Ohio und die Vereinigten Norweger. Entscheidung für die Befehrung und Seligkeit oder richtiges „Verhalten“ gegenüber der befehrenden und seligmachenden Gnade vermöge mitgeteilter Gnadenkräfte — das ist ja die Lehrstellung der Gegner Missouris in dem dreißigjährigen Streit. Diese Lehrstellung wird auch in der neuesten Kundgebung aus der Ohiosynode klar zum Ausdruck gebracht durch die Behauptung, daß „bei dem Unbefehrten“ der Kampf des Geistes wider das Fleisch sich finde.²⁾ D. Schmauf bezeichnet diese Lehrstellung richtig als versteckten Synergismus, der beinahe den ganzen modernen Protestantismus infiziert hat und auch in lutherisch sich nennenden Lehranstalten gelehrt worden ist und noch gelehrt wird. D. Schmauf stimmt in diesem Urteil ganz mit D. Walther überein, der ebenfalls erklärte: „Alle diese künstlichen Dichtungen“ (wie durch mitgeteilte Gnadenkräfte sich entscheiden, sich richtig verhalten, das mutwillige Widerstreben unterlassen usw.) „haben keinen andern Zweck, als das Geheimnis aufzulösen, daß der Mensch allein aus Gnaden selig und doch um seiner eigenen Schuld willen verdammt wird.“³⁾ Aber wir sind nicht berechtigt, D. Schmauf als einen Exponenten der Lehrstellung des Council anzusehen, weil gleichzeitig aus derselben kirchlichen Gemeinschaft entgegengesetzte Äußerungen laut werden. Genau so steht es innerhalb der Generalsynode. Das *Gettysburger Lutheran Quarterly* sagte in einer Besprechung unsers *Plea*: „We feel convinced that no Lutheran body in America is Pelagian or semi-Pelagian.“⁴⁾ Das *Quarterly* hält offenbar dafür,

1) *The Confessional Principle*, 1911, S. 752.

2) *Zeugnisse*, Columbus, O., 1914, S. 9.

3) *l. u. W.* 1872, S. 294.

4) *The Lutheran Quarterly*, Gettysburg, Pa., 1913, S. 612.

daß in der amerikanisch-lutherischen Kirche gar keine Veranlassung war, über die Lehre von der Bekehrung und Gnadewahl einen Streit zu führen. Andere Glieder der Generalsynode hingegen haben sich mündlich und schriftlich dahin geäußert, daß eine genaue Behandlung der in Streit gezogenen Lehren mit Rücksichtnahme auf das *servum und liberum arbitrium* sehr nötig und nützlich sei. Wir wiederholen daher: der *Lutheran* wird es angesichts dieser Sachlage sicherlich entschuldigen, wenn wir von einer Lehrstellung der Generalsynode und des General Council in den streitigen Lehren nicht geredet haben.

Ein anderer Punkt, den der *Lutheran* in unserm *Plea for a United Lutheranism* vermisst, ist der, daß wir unsererseits nicht auch „bekennen“. Er will — darüber später mehr — zugeben, daß die von uns vertretene Lehre die rechte Lehre sei. Aber dabei sollten die *Missourier* es doch aussprechen, daß sie auch „einige Dinge zu bekennen hätten“. Wir hätten trotz der angenommenen Richtigkeit unserer Lehrstellung bekennen sollen, daß auch unter uns nicht zu allen Zeiten und an allen Orten richtig geredet worden sei. Aber, setzt der *Lutheran* hinzu: „We have found no trace of such confession in this pamphlet.“ Der *Lutheran* hat wohl die Kapitel XIII und XIV unserer Schrift übersehen. In diesen Kapiteln bekennen wir auf mehreren Seiten, daß auch innerhalb der *Missourishnede* nicht in jeder Beziehung und an allen Orten korrekt über Gnadewahl und Bekehrung geredet worden ist. Wir haben sogar ein diesbezügliches Bekenntnis eines unserer Väter wörtlich abdrucken lassen. Als wir kürzlich die alten Jahrgänge von „Lehre und Behre“ durchblättern, bekamen wir den Eindruck, daß wir „*Missourier*“ wohl die Leute seien, die am meisten „bekannt“ haben. Es liegt das in der Art und Weise, wie unsere Väter Lehrsachen ansahen und behandelten. Als D. Walther im Jahre 1881 den Artikel schrieb: „Sententiam teneat, linguam corrigat“, worin er unzutreffende oder doch der Mißdeutung fähige Ausdrücke zurückzog oder näher erklärte — Ausdrücke, die zum Teil nicht von ihm selbst stammten und sich zerstreut in unsern Schriften, auch in offenbar mangelhaft geführten Protokollen fanden —, da wurde Walther an den *Mißbrauch* erinnert, den Gegner mit seinem „Bekenntnis“ treiben würden. Walther entgegnete darauf etwa folgendes: „Der *Mißbrauch* wird sicherlich kommen, aber die aus der Wahrheit sind, werden daraus unsere Gewissenhaftigkeit und die völlige Richtigkeit unserer Lehre erkennen. Niemand soll uns mit Recht beschuldigen können, daß wir aus Rechtsaberei gelegentlich gefallene mißverständliche Ausdrücke festhalten.“ Der *Mißbrauch* kam. Er kam noch zu Walthers Lebzeiten und er hat noch bis jetzt nicht aufgehört. Noch vor einigen Jahren kam uns von der Pazifikküste her eine Veröffentlichung aus einem gegnerischen Lager zu Gesicht, worin Walthers „Bekenntnis“ zur Agitation gegen die *Missourishnede* verwendet wird. Aber D. Walther behielt auch in seiner andern Erwartung recht. Lange nach D. Walthers Tode machte uns ein Pastor, der während der ersten Jahre des Lehrstreites in einem

andern Erdteil und in einer andern Synode war, die Mitteilung, daß er gerade durch Walthers Artikel „Sententiam teneat, linguam corrigat“ erkannt habe, auf wessen Seite die Wahrheit sei.

Weil der Punkt von den gelegentlichen unzutreffenden Ausdrücken und Reden wohl in allen amerikanischen lutherischen Zeitschriften in den letzten Monaten zur Sprache gebracht worden ist, so mag der Punkt auch hier noch einmal etwas ausführlicher erörtert werden. Vielleicht trägt das zur Klärung der Sachlage bei. Es gibt ein Gebiet der gelegentlichen ungenauen und verkehrten Reden, in bezug auf welche Gerechtigkeit und Liebe fordern, daß man sie nicht presse. Luther nennt es gelegentlich den Gipfel der Bosheit, jemand aus einzelnen mißverständlichen Reden zum Irrlehrer machen zu wollen, obwohl man wisse, daß darin seine uns sonst bekannte Lehre nicht zum Ausdruck komme. Auch im Lager der rechtläubigen Kirche steht es so, daß sonst gute Schützen nicht mit jedem Schuß das Ziel treffen, sondern aus Unachtsamkeit oder im Über-eifer zu kurz oder zu weit schießen. So war es früher, so ist es zu unserer Zeit und so wird es bleiben bis an den jüngsten Tag. Das ist freilich nicht zur Sicherheit zu mißbrauchen. Sonderlich die öffentlichen Redner und Schreiber sollen nach Pauli Vorschrift nach „gesundem, untadeligem Wort“ trachten.⁵⁾ Aber bei aller Sorgfalt wird das Ziel nicht völlig erreicht werden. Luther nimmt nicht nur für die Zeit, in der er den papistischen Irrtum noch nicht völlig überwunden hatte — bis zum Jahre 1524 —, die „Warmherzigkeit“ des Lesers für sich in Anspruch, sondern er schreibt auch noch im Jahre 1543, als er längst in allen Lehren zur völligen Klarheit gekommen war, in bezug auf das Reden von der heiligen Dreieinigkeit: „Wunder ist es nicht, daß einem Menschen in diesem über und über wunderlichen, unbegreiflichen Artikel wunderliche Gedanken einfallen, deren zuweilen einer mißlingt oder ein Wort mißrät. Aber wo der Grund des Glaubens fest bleibt, werden uns solche Splitter, Spänlein oder Strohhalme nicht schaden.“⁶⁾ Also wir wiederholen: Es gibt ein Gebiet der ungenauen Redeweisen, die wir nicht pressen dürfen, einerlei ob wir es mit Freunden oder mit Gegnern zu tun haben. Dabei ist aber festzuhalten, daß sich dies Gebiet leicht vom Gebiet der wirklich falschen Lehre abgrenzen läßt. Es ist wohl gesagt worden: „Man kann jede Kezerei aus Luther beweisen.“ Aber das kann man nur dann, wenn man die Methode eines Janssen, Denifle und Genossen befolgt, die Luthers Worte außerhalb ihres Zusammenhanges und ihrer Intention anführen. Wer mit Gerechtigkeitssinn Luther liest, wird unschwer feststellen, was Luther wirklich lehrt und nicht lehrt.

Dies findet auch seine Anwendung auf den Streit, der innerhalb der lutherischen Kirche Amerikas über die Lehre von der Gnadewahl und Bekehrung geführt wurde. Wir können und müssen einander ge-

5) Tit. 2, 8.

6) Auslegung der letzten Worte Davids, 2 Sam. 23. St. L. III, 1928.

legentliche unzutreffende Reden, die unsere Lehrstellung nicht zum Ausdruck bringen, schenken. D. Balthes hat auf unserer Seite solche Ausdrücke namhaft gemacht und „bekannt“, und auch wir sind bereit, ein Gleiches zu tun, wenn wir nachweislich Ausdrücke gebraucht haben, die mit Recht beanstandet werden. Auch die andere Seite nimmt für sich die Kondonierung gewisser Ausdrücke in Anspruch. Darüber später.

Aber wir würden uns selbst und die Kirche täuschen und wir würden nicht der Einigkeit dienen, sondern nur weitere Verwirrung anrichten, wenn wir sagen wollten, daß es sich in dem Streit über die Bekehrung und Gnadentwahl nur um gelegentliche, den beiderseitigen Sinn nicht genau ausdrückende Redeweisen gehandelt habe. Erfreulicherweise ist gerade auch in den letzten Monaten aus dem gegnerischen Lager heraus der Gedanke abgewiesen worden, daß es sich zwischen uns nur um Mißverständnisse gehandelt habe. Wir haben einander von allem Anfang an sehr wohl verstanden. Jede Seite mußte genau, was die andere Seite wollte und forderte. Es war von allem Anfang an wohl verstanden und ist durch den ganzen Streit hindurch festgehalten worden, daß es sich um die Frage handelte, ob die bekehrende und seligmachende Gnade Gottes sich nach dem richtigen oder guten Verhalten⁷⁾ des Menschen richte, so daß wir in dem Verhalten des Menschen den Erklärungsgrund dafür haben, warum die einen bekehrt und selig werden und die andern nicht. Die andere Seite forderte mit der größten Entschiedenheit die Einstellung des richtigen menschlichen Verhaltens in die Heilsordnung. Wir unsererseits weigerten uns mit der größten Entschiedenheit, dieser Forderung nachzugeben. Die andere Seite sagte: Es ist die Quintessenz des Calvinismus, wenn man die ewige Erwählung der Seligwerdenden allein aus Gottes Gnade in Christo ohne Rücksicht auf ihr richtiges Verhalten geschehen sein läßt. Wir sagten: Das ist nicht Calvinismus, sondern im Gegenteil die Lehre der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses. Die andere Seite sagte: Wenn Gott die, welche bekehrt und selig werden, allein aus Gnaden ohne Ansehung ihres Verhaltens bekehrt und selig macht, so hat er die andern mit seiner bekehrungskräftigen und seligmachenden Gnade übergegangen. Wir sagten: Der Schluß ist wider die Schrift. Die Schrift lehrt sowohl das „allein aus Gnaden“ als auch die Tatsache, daß Gott seine rettenden Hände den ganzen Tag ausgestreckt hat zu dem Volk, das ihm nicht sagen läßt und widerspricht.⁸⁾ Die andere Seite sagte: Wenn die tatsächliche Bekehrung derjenigen, die bekehrt werden, sich ohne Rücksicht auf das richtige menschliche Verhalten vollzieht, dann folgt notwendig die Bekehrung durch Zwang und eine unwiderrstehliche Gnade. Wir sagten: Es folgt weder das eine noch das andere. Der Zwang folgt nicht, weil Gott ja gerade in der Bekehrung aus den Unwilligen Willige macht. Und daß von unwillig-

7) über die Ausdrücke „richtig“ und „gut“ später.

8) Röm. 10, 21.

stehlicher Gnade nicht die Rede sein kann, lehrt die Schrift damit, daß sie das Bleiben im Unglauben mit dem Widerstreben der Menschen begründet. Die andere Seite sagte: Wenn die Erwählten infolge ihrer ewigen Erwählung ganz gewiß selig werden, dann folgt daraus Zwang und heidnischer Fatalismus. Wir sagten: Schrift und Bekenntnis lehren klar und deutlich, daß die Erwählten infolge ihrer ewigen Erwählung ganz gewiß selig werden. Kein Auserwählter kann verloren gehen. Aber daraus folgt ebensowenig ein Zwang, als sich daraus ein Zwang ergibt, daß Gott auf dem Gebiet des natürlichen Lebens die Menschen durch die von ihm geordneten Mittel zu dem terminus vitae führt, den sie nicht übergehen werden.⁹⁾ Die andere Seite erklärte das Geheimnis in der Lehre von der Befehung und Gnadentwahl für ein „psychologisches“, in den unerforschlichen Tiefen des menschlichen Herzens liegendes Geheimnis. Wir sagten: Schrift und Bekenntnis reden an diesem Punkt nicht von unerforschlichen Wegen des menschlichen Herzens, sondern von den unerforschlichen Wegen Gottes. Wenn die Schrift sagt: „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“¹⁰⁾ so muß das „seine“ nicht auf das menschliche Herz, sondern auf Gott bezogen werden, wie unmittelbar folgt: „Denn wer hat des HERRN Sinn erkannt?“ Unerforschlich aber sind Gottes Wege an diesem Punkt deshalb, weil, wie abermals sofort hinzugefügt wird, kein Mensch Gott etwas zuvor gegeben hat, das ihm wieder vergolten werde, das heißt, weil kein Mensch im Vergleich mit einem andern sich besser verhalten hat. Es wären keine unerforschlichen Wege Gottes vorhanden, wenn entweder die Seligwerdenden sich im Vergleich mit den Verlorengehenden besser verhielten — denn dann hätten wir an dem menschlichen Verhalten den Schlüssel für die Wege Gottes —, oder wenn Gott die Verlorengehenden nicht ernstlich selig machen wollte, in welchem Falle an der mangelnden Gnade Gottes ebenfalls ein Schlüssel für die Wege Gottes dargeboten wäre. Weil nun aber einerseits kein Mensch Gott etwas zuvor gegeben hat, andererseits Gott seine rettenden Hände den ganzen Tag zu dem ungehorsamen und widersprechenden Volke ausstreckt, so müssen wir es nach der Schrift bei den unerforschlichen Wegen Gottes bleiben lassen. — Das waren die klar ausgesprochenen Gegensätze. Jede Seite brachte ihre Lehrstellung zum Ausdruck und forderte die andere Seite zum Aufgeben ihrer Stellung auf.

Eine ganz andere Stellung nimmt der Lutheraner ein. Er sagt kein Wort gegen die in unserm Plea vorgetragene Lehre. Ja, er will zugeben, daß die von uns vertretene Lehre die rechte sei. Und doch sagt er von der „Missourian Church“: „Our readers will agree with us that, in coming with its plea for union, there is some *deficiency in spirit.*“ Er vermißt die Liebe, „charity“. Er redet von „dem tönenden Erz und der klingenden Schelle“. Er kann diesen Mangel

9) Hiob 14, 5.

10) Röm. 11, 33.

des „Geistes“ und der „Liebe“ nicht in der Art und Weise finden, in der wir den Gegenstand behandelt haben. Auch die Gegner Missouris, soweit uns ihre Äußerungen zu Gesicht gekommen sind, haben geurteilt, daß unsere Ausführungen in einem durchweg freundlichen Tone gehalten seien. Was dem *Lutheran* so anstößig ist und was ihn zu so harten Worten: Mangel an „Geist“, Mangel an „Liebe“, „tönend Erz und klingende Schelle“, „jüdische Antipathie“ usw., veranlaßt, ist die Tatsache, daß wir für die von uns vertretene Lehre, deren Richtigkeit der *Lutheran* gar nicht bestreiten will, Anerkennung fordern und die damit streitende Lehre verwerfen. Der *Lutheran* weiß, um was es sich handelt. Ganz richtig gibt er die von uns vertretene Lehre dahin an: Missouri „verwirft einerseits den Calvinismus, andererseits das gute menschliche Verhalten als einen Erklärungsgrund, warum Menschen bekehrt und selig werden“. Was ihm nun aber ungehörig erscheint, ist unser Satz: „Derjenige Teil der lutherischen Kirche, welcher bisher gelehrt hat, daß die befehrende und seligmachende Gnade sich nach dem richtigen oder guten Verhalten des Menschen richtet, und darin den Erklärungsgrund für die *discretio personarum* findet, muß diese Lehre ohne allen Vorbehalt aufgeben. Geschieht dies nicht, so ist alle Einigkeit nur Schein.“

Wir stehen hier wieder an dem Punkte, an dem sich die Einigung zwischen Missouri und den Gründern des Council vor nun beinahe fünfzig Jahren zerbrach. Die Vertreter des Council bekannten sich prinzipiell zur lutherischen Lehre, wie sie in sämtlichen Bekenntnisschriften unserer Kirche zum Ausdruck kommt. Aber sie waren nicht bereit, die dem lutherischen Bekenntnis widersprechende falsche Lehre und Praxis in jedem Falle zu verwerfen. Hervorragende Glieder des Council nahmen für sich das Recht in Anspruch, gelegentlich auch Glieder irrgläubiger Gemeinschaften auf ihre Kanzeln und an ihre Altäre zu lassen. Die Missourier, die dies verurteilten, wurden auch damals aus dem Council heraus der Lieblosigkeit und der Rechtshaberei beschuldigt. Denselben Standpunkt vertritt der *Lutheran* jetzt in der oben abgedruckten Kritik. Er will die rechte Lehre gelten lassen, aber er will nicht den der rechten Lehre widersprechenden Irrtum verworfen haben. Dabei ist der jetzt in Streit gezogene Punkt viel fundamentaler als vor fünfzig Jahren. Damals handelte es sich mehr um die Praxis, um die rechte Anwendung der lutherischen Lehre. Jetzt handelt es sich um den innersten Kern der lutherischen Lehre selbst, um die *sola gratia*. Und hier will nach seiner Aussprache der *Lutheran* nicht kämpfen. Er will zwar stehen lassen, daß der Mensch aus Gnaden bekehrt und selig wird, aber er will den Irrtum nicht verworfen haben, der das „aus Gnaden“ aufhebt, nämlich den Irrtum, daß die befehrende und seligmachende Gnade sich nach dem richtigen oder guten Verhalten des Menschen richtet. Daß wir auf Verwerfung dieses Irrtums bestehen, erregt seinen Unwillen und zieht uns die oben erwähnten harten Urteile zu.

Die amerikanisch-lutherische Kirche darf sich nicht verhehlen, daß sie sich durch Gottes Führung in einer eigenartigen Situation befindet. Sie rüstet sich allgemein auf eine Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Reformation der Kirche durch Luther. Eine Reformationsfeier aber mit dem „verschiedenen menschlichen Verhalten“ als Erklärungsgrund für die Befehrung, Seligkeit und ewige Erwählung wäre einfach ein Unding. Freilich, es werden sich trotz der falschen Lehre vom menschlichen Verhalten viele, viele Christen einfach auf die sola gratia stellen und sich ihre Befehrung und Seligkeit nicht aus ihrem verschiedenen Verhalten erklären. Doch eine Kirchengemeinschaft als solche, die das verschiedene Verhalten als Erklärungsgrund für das Seligwerden lehrt oder doch geduldet wissen will, hat damit ohne Zweifel das Recht zu einer lutherischen Reformationsfeier aufgegeben. Sie würde in ihrer offiziellen Lehrstellung sich gegen Luther und die Reformation erklären und prinzipiell auf die Seite des Erasmus und der römischen Kirche treten. Wir dürfen uns über diese Sachlage nicht täuschen. Doch darüber später noch mehr, wenn wir uns die Erklärungen vergegenwärtigen, die neuerdings namentlich von Ohio und Iowa aus zum Schutz des „Verhaltens“ abgegeben worden sind. Helfen wir einander durch sachliche Erörterung der bestehenden Differenzen, daß das herrlich strahlende Licht, das Gott der lutherischen Kirche in ihrer goldreinen Lehre gegeben hat, hier in Amerika ungetrübt auf den Leuchter gestellt werde! Also voll und ganz zurück zum lutherischen Bekenntnis, und insonderheit — weil das durch Gottes Führung zu einem Streitpunkt geworden ist — voll und ganz zurück zum 11. Artikel der Konkordienformel! Die lutherische Kirche hat und braucht keine einheitliche Verfassung. Sie hat keine starken äußeren Bande, die sie verbinden, wie andere Kirchengemeinschaften. Sie hat aber und braucht eine einheitliche, der Schrift vollkommen entsprechende Lehre. An diese Gedanken wurden wir erinnert, als wir bei dem Durchlesen der Zeitschriften aus den Jahren 1866 bis 1870 eine treffliche Aussprache des *Evangelical Lutheran* vom 21. März 1867 fanden. Dieses Blatt schrieb damals im Interesse der Vereinigung der lutherischen Synoden des Südens: „Wenn Einigkeit des Glaubens überhaupt die wahre Grundlage kirchlicher Vereinigung ist, so ist sie es noch mehr bei der lutherischen Kirche. Ihr charakteristischer Zug ist allein ihre Lehre. Läßt man die fahren, so bleibt ihr nichts. Andere Kirchen mögen nächst ihrem Glauben in ihren Gebräuchen starke Bande haben, die sie zusammenhalten, und mögen deshalb in der Lehre größere Weitschaft verstaten. Sie aber hat keine solche Bande, keine so hervorsteckend eigentümliche Verfassung, keinen solchen altherwürdigen Gebrauch, der unter uns so heilig geworden wäre, daß er sie zusammenhielte. Sie hat nichts, darauf sie stolz sein könnte, als die Wahrheit ihres Bekenntnisses, nichts, ihr die Liebe ihrer Glieder zu sichern, als die Reinheit ihres Glaubens. Doch dies ist genug, ihre Einigkeit zu erhalten. Dadurch

kann sie sich in ihrem unveränderten Wesen behaupten bei der größten Mannigfaltigkeit der Formen ihres Regiments und ihres Gottesdienstes. Sie mag nach Umständen eine Episkopal- oder eine Gemeindeverfassung haben, mag, nachdem es ihre Lage erfordert, liturgisch sein oder nicht, und sie bleibt doch eine und dieselbe, weil ihr Glaube einer ist. Wir freuen uns, daß dem so ist, daß sie insoweit ihre Reinheit bewahrt hat, sich bloß in dem zu binden, worin sie Gott gebunden, und in dem freizulassen, darin sie Gott freigelassen hat; daß sie den Zweck ihrer Gründung nicht bis zu dem Grad vergessen hat, die Dinge menschlicher Anordnung ebensoviel gelten zu lassen wie die, welche ihr großes Haupt selbst geordnet hat. Um auf uns selbst zu kommen: woraufhin können wir im Süden uns vereinigen? Allein auf das große Bekenntnis unserer Kirche. Die alte Schule hält jede Lehre dieses ehrwürdigen Bekenntnisses so heilig, nicht weil es von den Reformatoren gestellt wurde, sondern weil sie fest glauben, daß jede Lehre auf Gottes Wort gegründet ist. Sie legen damit demselben keine ungebührliche Wichtigkeit bei. Es war immer das Bekenntnis unserer Kirche ihr großes Palladium, und die Anhänglichkeit an dasselbe bedingt ihre Existenz. Trennt sie sich von ihm, so hört sie auf, die lutherische Kirche zu sein. Wir halten nicht in sündlicher Weise an dem Bekenntnis. Wir legen ihm nicht dieselbe Autorität bei wie dem Worte Gottes, wie man uns fälschlich beschuldigt hat. Wir berufen uns nie auf dasselbe, um eine Wahrheit zu begründen, sondern immer auf die Schrift. Wer hat je von einem verständigen Alllutheraner gehört, daß er sich zu einem andern Zweck auf dasselbe bezog, als um zu zeigen, welche Lehren seine Kirche für Lehren der Schrift hält? Wir glauben nicht, daß seine Verfasser irrtumsfrei waren. Wir geben zu, daß sie geirrt haben können. Aber man hat uns nie an der unfehlbaren Richtschnur nachgewiesen, daß sie beim Verfassen dieses Bekenntnisses von derselben abgewichen sind. Überzeugt uns, daß es schriftwidrig ist, und jeder von uns wird es vertwerfen. Bei dieser Ansicht von demselben, daß wir nämlich seine Lehren für die Lehren der Bibel halten, sind wir bereit, jeden Brauch zu opfern, dessen Aufgeben irgend jemand vernünftigerweise von uns fordern kann, aber nie können wir irgendeine Wahrheit unsers edlen alten Bekenntnisses aufgeben. Dies ist keine individuelle Meinung. Die Erinnerungen und Vorschriften, die unserm Bevollmächtigten von der Synode gegeben wurden, beweisen, daß dies ihre eigene Stellung ist.“¹¹⁾ Man sieht, es ging damals bei den Einigungsbestrebungen ein frischer, gesunder Zug durch gewisse Kreise der lutherischen Kirche. Gott verleihe, daß dieser Geist zu unserer Zeit sich noch allgemeiner und kräftiger Bahn breche!

(Schluß folgt.)

F. P.

11) S. u. B. 1867, S. 150 f.

Die Tennesseesynode.

(Schluß.)

Obgleich die Synode keine Lehranstalt besaß zur Ausbildung von Predigern und Lehrern und die Vorbereitung junger Leute für das Predigtamt einzelnen Pastoren überlassen blieb, so wurde doch das Werk der Predigerausbildung noch als eine Aufgabe der Kirche und der Synode empfunden und in gewissem Maße auch behandelt. So lesen wir in dem Bericht vom Jahre 1828: „Die H. Georg A. Leopold, Ephraim Rudisill und Johannes Huggins, machten Anspruch, um unter die Aufsicht dieser Synode als Studenten der Theologie aufgenommen zu werden. Worauf sie in ihren Fähigkeiten geprüft wurden. Sie scheinen versprechende Gaben zu besitzen. Nachdem die H. Rudisill und Huggins, in Betreff der Lateinischen und Griechischen Sprachen kürzlich geprüft wurden, erhellte es daß sie große Fortschritte in denselben gemacht haben. H. Rudisill wurde auch in Betreff der Deutschen Sprache geprüft. Es scheint, daß er auch einige Kenntniß von derselbigen besitze.“ Auch 1830 wurde „beschlossen, daß Hr. Eusebius Henkel als Student der Theologie unter die Aufsicht dieser Synode aufgenommen werde, und daß er unter der besondern Aufsicht seines Vaters Philip Henkel und des Herr Osterly sein soll“. Die mangelhafte Ausbildung vieler Prediger wurde von der Tennesseesynode als ein Übelstand empfunden, dem abgeholfen werden sollte. In dem Bericht von 1827 wird gemeldet: „Es wurde beschlossen, daß diejenige, welche Lehrer werden wollen zu mehrerer Gelehrsamkeit wie bisher geschehen ist, angehalten werden sollen. Ein Diener sollte wenigstens die Sprache, in welcher er Amtsgeschäfte verrichtet einigermaßen mit Nichtigkeit verstehen, und im Stande seyn Predigten schriftlich aufzusetzen. Ein Pastor sollte wenigstens die Griechische, nemlich die Grundsprache des Neuen Testaments, einigermaßen verstehen. Eine Bekanntschaft mit der Hebräischen, nemlich der Grundsprache des Alten Testaments, würde ihn noch tüchtiger machen sein Amt zu führen. Diese Synode urtheilt dennoch nicht, als ob keine nützliche Lehrer wären, welche diese Sprachen nicht verstehen. Denn es sind Männer, deren viele Erfahrungen, den Mangel der Gelehrsamkeit einigermaßen ersetzen. Wenn im Fall aber ein ganzes Ministerium ungelehrt wäre, wie könnte doch die Wahrheit des Evangeliums von demselbigen, gegen die listige Angriffe der Feinde vertheidigt werden. B. E. es würde eine falsche Übersetzung der heil. Schrift gemacht und verbreitet werden: so wäre ein ungelehrtes Ministerium nicht im Stande, solche Verfälschung zu entbeden. Sollte es je dazu kommen, daß die Grundsprachen nicht mehr gelernet würden, so könnte auch Gottes Wort verfälscht werden. Es ist zu bedauern daß so viele junge Männer welche Lehrer werden wollen zu träge sind die Grundsprachen zu lernen. Ja einige bilden sich ein

unmittelbar vom Geiste erleichtet zu seyn und daher keiner Gelehrsamkeit zu bedürfen. Diesem Übel vorzubeugen, und dieser Schwärmererey Einhalt zu thun, wurde beschloffen, Daß ein jeder Candidat in Betreff der Literatur, so wohl als der Theologie soll geprüft; und je nachdem er sich beflissen hat, befördert werden.“

In der Tennesseynode wurden anfänglich Stufen im Predigtamt anerkannt. Von denselben sagte der erste Verfassungsentwurf: „5tens. Was die Stände und Stufen des Lehramts betrifft, so erkennen wir nicht mehr für nöthig zur Erhaltung und Fortpflanzung der Kirche als nur zwey: nämlich, Pastor und Diacon. Pastor ist ein Evangelischer Lehrer, der das Amt in allen Theilen völlig verwaltet, oder alle Actus Ministerialis verrichtet. Derselbe muß durch Gebet und Auflegung der Hände von einem oder mehreren Pastoren zu einem solchen Amte geordnet und gewidmet werden; dabey er dann auch feyerlich verspricht, daß er ein solches Amt treulich nach Gottes Worte und der Lehre unserer Kirche verwalten will. 6tens. Ein Diacon ist zwar auch ein Diener an dem Worte Gottes, der aber nicht das völlige Lehramt verwaltet wie ein Pastor; sondern einer der Catechismus-Unterricht hält, Prediget vorleset, Leichen und Ermahnungen hält, wie auch, so es begehret wird, Kinder in der Abwesenheit des Pastors taufet. Ein solcher muß ein ordentliches Glied der Kirche seyn, und das Zeugniß eines christlichen Wandels haben. Er muß auf Begehren des Kirchenraths bey der Synode in seinen Fähigkeiten geprüft werden: wird er dann für tüchtig erkannt, so wird er von einem oder mehreren der Pastoren durch Gebet und Auflegung der Hände zu solchem Dienste gewidmet, entweder an der Conferenz oder in einer deren Gemeinen da er dienet: Dabey soll er aber feyerlich vor der ganzen Versammlung versprechen daß er in solchem Amte treulich dienen will, nach der Anweisung die ihm gegeben wird. — so aber ein solcher Diacon sich beflisset in seinem Amte, daß er die erforderte Kenntniße und Fähigkeiten erlangt, das Amt eines Pastors zu verwalten, und er einen ordentlichen Beruf von einer oder mehreren predigerlosen Gemeinen dazu bekommt, so kann er zu einem Pastor geweiht und ordinirt werden, auf die Weise wie vorhin angezeigt.“ (Tenn. I, 6. 7.)

Dabei wurde auch von Anfang an Lehrwache und Lehrzucht geübt. Wer in die Synode aufgenommen werden wollte, mußte sich über seine Rechtgläubigkeit ausweisen und zu streitigen Lehren und zur Generalsynode Stellung nehmen. Im Jahre 1824 erklärte P. G. S. Riemschneider vor seiner Aufnahme in die Synode, daß er, „was dieselbe von der heiligen Taufe und dem h. Abendmahl lehre, als überzeugend aus Gottes Wort richtig finde“; und S. Moser gab mit seiner Bitte um Aufnahme folgende Erklärung ab: „Ich der Endesbenannte glaube die Lehre, welche von der Evang. Luth. Synode von Tennessee geführt wird, als mit der Augsburgerischen Confession übereinstimmend. Ich habe auch keine Verbindung mit der General-Synode.“

So gegeben den 6ten September, 1824. Daniel Moser.“ Erst nach seiner hierauf erfolgten Aufnahme „wurde ihm einmütig die Bruderhand gegeben“. Während derselben Synodalversammlung wurde einem P. Nehemiah Bonham Aufnahme gewährt und „die Bruderhand gegeben“, nachdem ein Komitee, welches „die Lehre prüfen sollte, welche Hr. Bonham führet“, berichtet hatte, daß es „Hr. Bonhams Lehre richtig finde“. Im Jahre 1831 ereignete es sich, daß ein Kandidat Rankin, der vormals zur PresbyterianerKirche gehört hatte und von derselben als Prediger lizenziert worden war, sich zur Ordination meldete. Er wurde während der Synode examinirt, und es wird dann über ihn berichtet: „Hr. Rankin zeigte der Synode verschiedene Auszüge von den Berrichtungen des Union Presbyteriums, in Ost-Tennessee, zu welcher er vormals gehörte, welche sein gutes moralisches Betragen, und seine Gelehrsamkeit bestätigte. Sein gutes moralisches Betragen wurde auch von etlichen achtbaren Männern, die zugegen waren, bezeuget; auch stimmten seine Lehrbegriffe mit den Grundsätzen der Lutherischen Kirche überein. . . . Hr. Rankin stellte sich der Committee dar, und wurde zuerst zu einem völligen Mitgliede der Lutherischen Kirche confirmirt, und nachdem er das feyerlichste Gelübde ablegte, wurde er zu einem Pastor derselben Kirche mit Gebet und Händeauslegen ordinirt.“ Doch hat die Tennesseesynode an ihrem Konvertiten wenig Freude erlebt. Im Jahre 1832 lagen Klagen gegen ihn vor, daß er in Lehre und Praxis „von der Augsburgischen Confession abgewichen“ sei, und er wurde aufgefordert, sich bei der nächsten Sitzung der Synode zu verantworten, sonst könne man ihn nicht länger als ein Glied der Synode ansehen. Rankin aber kam der Untersuchung dadurch zuvor, daß er „den Wunsch äußerte, sich freundlicher Weise von diesem Körper zu entziehen“, und die Synode erklärte, daß sie „es nicht für nöthig erachte, die Sache zu untersuchen, und daß Hr. Rankin fernerhin kein Glied dieser Synode sey“.

Regelmäßige jährliche Visitationen in allen Gemeinden durch „ältere Prediger“ wurden gleich während der ersten Synodalversammlung eingeführt; und auch diese Einrichtung sollte zur Ausübung der Lehrwache benutzt werden. Im Jahre 1827 „wurde für nöthig erachtet, daß ein Prediger bestimmt werde, die andern Prediger samt ihren Gemeinen zu besuchen und zu untersuchen, ob die reine Lehre unserer Kirche und die Ordnung derselben beobachtet werden“.

Eigentliche Lehrverhandlungen wurden während der Versammlungen der Tennesseesynode nicht gepflogen. Doch wurden öfters den Synodalberichten Lehrverhandlungen beigegeben, so dem Bericht von 1828 eine Abhandlung von David Gentel über das Gebet, und in demselben Jahre wurde auch der Beschluß gefaßt, daß eine solche Abhandlung künftighin jedem Synodalbericht zur Belehrung der Gemeindeglieder beigegeben werden sollte, „falls dieser Schluß eine hinreichende Unterstützung von Gemeindegliedern finden würde“. Freilich meldete

schon bei der Herausgabe dieses Synodalberichtes der Schreiber: „Es fanden sich keine hinlängliche Anzahl Untersreiber ein, um die Unkosten dieser Ausgabe zu bestreiten; es fehlte eine beträchtliche Summe. Nicht desto weniger ist dieses keine Wert heraus gegeben und die übrige Unkosten wird von etlichen wenigen Personen, welche nicht genannt werden bestritten.“ In dem Bericht von 1831 wurde aber an den oben angeführten Beschluß wieder erinnert, und der Secretär nahm sich die Freiheit, folgenden Plan vorzulegen und zu empfehlen: „Jede Gemeinde sollte eine Kasse haben, (wie es schon in einer erklärenden Anmerkung über den 5ten Artikel, unserer Constitution anempfohlen ist,) welche leicht könnte voll gehalten werden wenn bey jeder schädlichen Gelegenheit, durch Collecten darein gesammelt würde, und durch sonstigen Plänen, welche die Gemeinden entwerfen möchten. Aus diesen Kassen, könnte, durch die Deputirte oder Prediger, jedes Jahr, so viel Geld als schädlich angesehen würde, an die Synode gesandt werden, welches einer gewissen, von der Synode, dazu, als Agent ernannten Person, eingehändigt werden könnte. Dieser Agent sollte den Druck der Synodal-Berichtungen und des Beygefügten, besorgen und bezahlen, und dann der Synode in ihrer nächsten Sitzung, Rechnung ablegen; auch sollte er ein Verzeichniß von dem Gelde, das jede Gemeinde sendet, halten, welches zur Befriedigung der Glieder, in unsern jährlichen Berichten angezeigt werden könnte. Jeder Gemeinde sollte alsdann eine solche Anzahl der gedruckten Synodal-Berichtungen nebst Anhänge, zugesandt werden, je nachdem sie der Synode Geld zugesandt hätte, welche nicht als das Eigenthum einzelner Personen, sondern als das Eigenthum der ganzen Gemeinde betrachtet werden sollte. Der Schatzmeister einer jeden Gemeinde sollte die Berichte, entweder den Gliedern verkaufen, oder austheilen, je nachdem die Gemeinde es am schädlichsten finden würde. Sollte dieser Plan angenommen werden, so hoffe ich, die Gemeinden werden bis zu nächster Sitzung in Bereitschaft sehn. damit etwas Erbauliches und Nützlichs unter sie verbreitet werde. Daß dieser Plan dienen möge, nützliche Lehre auszubreiten. wodurch Mancher aus der Finsterniß zum Licht gebracht werde, ist der herzlich Wunsch des Secretärs.“ (Tenn. 1831, 11.) Der Synode von 1833 lagen auch mehrere Bittschriften aus Gemeinden um Veröffentlichung einer Lehrabhandlung im Synodalbericht vor; besonders wurde „etwas Nützlichs über die heilige Taufe oder das heilige Abendmahl“ gewünscht. Zugleich wurde berichtet, daß die Gemeinden auf den Rath, die Synodalberichte für die Gemeinden zu beziehen und durch Kollekten zu bezahlen, eingegangen seien, und es wurden dem Drucker von dem Agenten \$72.31 eingehändigt. Dafür war diesem Bericht eine Abendmahlspredigt von Johann And beigebracht.

Die Synode von 1831 hatte den Auftrag erteilt zur Herstellung einer guten englischen Übersetzung der Augsburgerischen Confession, und Ambrosius Genkel kam diesem Auftrag nach und legte während der

Synode von 1833 einem jeden Gliede ein Exemplar eines Probedrucks zum Durchsehen vor. Da während der Synode die Zeit zu einer sorgfältigen Prüfung der Übersetzung fehlte, so wurde den Gliedern anheimgegeben, den Probedruck genau zu untersuchen, und die Hoffnung ausgesprochen, ein jedes Glied werde, „wenn es einen wesentlichen Fehler finden sollte, selbigen sobald als möglich dem Drucker anzeigen“. (Tenn., 1833.) — Dem Bericht von 1836 war eine Predigt von Luther über das Evangelium Luk. 10, 23—37 aus der Hauspostille beige druckt, und zwar sowohl dem deutschen als auch dem englischen, für welchen man eine schon vorhandene Übersetzung hatte benutzen wollen; „da aber dieselbige“, hieß es im deutschen Bericht, „untersucht wurde, befand es sich, daß sie so fehlerhaft war, daß sie wiederum übersezt werden mußte“. Dem Bericht von 1842 war Abdruck des vierten Artikels der Konfessionsformel „von den guten Werken“ als Anhang beige druckt, der deutschen Ausgabe deutsch, der englischen in einer Übersetzung. Aus den Verhandlungen der Synode von 1844 wurde berichtet: „Da es dieser Körper für Rathsam hält, daß etwas daß die Pflichten der Kirchenältesten enthält, herausgegeben werden sollte; weil geglaubt wird, daß es einen heilsamen Erfolg auf die Glieder unserer Kirche insgemein haben würde; so wurde beschloßen, Daß Pf. A. Gentel und J. Steuerwalt, etwas von der Art verschaffen, und vor die nächste Sitzung der Synode legen, damit es den Verrichtungen angehängt werden kann“. Dem Bericht von 1845 war ein Abdruck der Schrift Luthers an zwei Pfarrherren von der Wiedertaufe (St. L. XVII, 2187 ff.) angefügt.

Eine Antwort auf etliche Herausforderungen in den „Zeugnissen“ D. C. S. L. Schüttes.

(Von P. S—h., Nord-III.)

Motto: „Deine Zeugnisse sind meine Rede“,
Pf. 119, 99.

In den ersten Tagen des Februar haben wohl alle Pastoren der Synodalkonferenz eine Broschüre: „Zeugnisse“ von D. C. S. L. Schütte, erhalten. Dem Titel gemäß soll dieselbe „zur Einigung und zum Frieden in der Wahrheit“ dienen; dem Inhalt nach aber scheint sie eine Absage an Missouri und seine Glaubensgenossen sein zu sollen, sofern die von Missouri angebotene „Einigung auf Grund reiner Schrift- und Bekenntnislehre unter Verwerfung mißverständlicher und falscher Lehre enthaltender Redeweisen“ tatsächlich abgelehnt wird.

Wiemohl nun diese „Zeugnisse“ noch nicht ausdrücklich von der ganzen Synode sanktioniert sind (S. 53), so sind sie doch wenigstens ein halboffizielles Zeugnis des Lehrstandpunktes der Wortführer dieser Synode. Und da in diesen „Zeugnissen“ nicht allein der alte

Irrtum verteidigt, sondern auch gewissermaßen das ganze Ministerium der Synodalkonferenz herausgefordert wird, so wird es gerechtfertigt erscheinen, wenn im folgenden von einem Gliede dieses Ministeriums eine kurze Antwort, ein Gegenzeugnis gegen etliche Herausforderungen, dargeboten wird.

Ein Grundirrtum Ohios besteht darin, daß der allgemeine Heilsrat oder Gnadenwille Gottes mit der Gnadenwahl identifiziert wird. Dadurch aber wird die Schriftlehre von der Wahl ihres Inhalts entleert und aufgehoben. Wer Heilswillen und Gnadenwahl für ein und daselbe ausgibt, hat eigentlich keine Gnadenwahllehre mehr. Daran ändert auch nichts die Unterscheidung zwischen Gnadenwahl im weitern Sinn, welche „die Wahl der Mittel zur Seligkeit“ (also die Festsetzung des Heilsweges) bezeichnen soll, und Wahl im engeren Sinn, wodurch die „Auswahl der Personen“ bezeichnet werden soll (S. 13, These IV). Wo hat man nur diese Begriffsbestimmungen und termini hergenommen? In der Schrift und im Bekenntnis findet sich weder solche Unterscheidung noch eine Andeutung, daß unter *ἐκλογή* das eine Mal die „Wahl der Mittel“ und das andere Mal die „Auswahl der Personen“ verstanden werden müsse. Eine sorgfältige Vergleichung aller Stellen der Schrift, in welchen *ἐκλέγεσθαι*, *ἐκλεκτός*, *ἐκλογή* mit Bezug auf die Gnadenwahl gebraucht werden, ergibt das sichere Resultat, daß es sich immer nur um die Wahl von Personen, um die Verordnung der Auserwählten (*προορισμός*) zur Erlangung der Seligkeit, handelt. Und wir gedenken uns nicht das klare Wort Gottes durch solche Menschenfündlein trüben, verwirren und entleeren zu lassen.

Auch möge man den Verfassern der Konfordinenformel eine solche Unterscheidung nicht unterschieben! Man beachte, daß die bekannten acht Punkte (Symb. Bücher, Müller, S. 707 f.) nach der Absicht des Bekenntnisses eine Anleitung geben sollen, wie man „von der ewigen Wahl oder von der Prädestination und Verordnung der Kinder Gottes“ (also der Personen!) „zum ewigen Leben recht und mit Frucht gedenken oder reden“ solle (§ 13); daß man dabei auch die Prolegomena, die Voraussetzung und Basis der Wahl, nicht unterlasse zu behandeln, nämlich den Heilswillen und die Erlösung Christi; denn erst auf Grund der Erlösung (Eph. 1, 4: *ἐν Χριστῷ*) hat die Wahl zur Seligkeit stattgefunden. Gäbe es keine Erlösung, so gäbe es auch keine Gnadenwahl. Und sodann soll in diesen acht Punkten der Heilsweg, auf welchem die Auserwählten zu finden sind und zum ewigen Heil gehen, ans Licht gestellt werden: es ist der im allgemeinen Heilsrat schon bekanntgegebene Weg zur Seligkeit. Darin liegt die Mahnung, allen Fleiß anzuwenden, um auf diesem Wege zu bleiben (§ 12; Phil. 2, 12).

Man hat uns aufgefordert, den Nachweis zu liefern, daß Gnadenwahl und allgemeiner Heilsrat nicht identisch seien, „daß in dem einen ein wesentliches Stück sich vorfindet, welches nicht auch in

dem andern enthalten sei“ (Zeugn., S. 16). Dieser Nachweis ist freilich seit mehr als dreißig Jahren oftmals geliefert worden; jedoch wir wollen zu Willen sein und noch einmal den Unterschied kurz angeben. 1. Der Gnadenwille erstreckt sich auf alle Menschen (Joh. 3, 16; Röm. 11, 32 u. a. St.), die Wahl nur auf wenige und bestimmte Personen (Matth. 20, 16; Eph. 1, 4). 2. Viele von denen, über welche die allgemeine Gnade Gottes sich erstreckt, gehen verloren (Matth. 20, 16; 24, 10; 23, 37); von den Erwählten aber geht keiner verloren (Matth. 24, 24; Röm. 8, 30).

Zurückweisen müssen wir ferner die Herausforderung mit Bezug auf das gleich üble Verhalten. D. Schütte fragt: „Wo etwa lehren Schrift und Bekenntnis, daß unter den Menschen kein Unterschied sei dermaßen, daß alle sich gleich übel gegen die rettende Gnade Gottes verhalten?“ (Zeugn., S. 44.) Das sagt die Schrift nicht an einem Ort allein, sondern an vielen. Man lese 1 Kor. 2, 14: „Der natürliche Mensch nimmt nicht an (*οὐ δέξεται*), was vom Geiste Gottes ist“ usw. Damit ist doch wohl das gleich üble Verhalten aller Unwiederbornen gegen die Gnade Gottes konstatiert! Ferner Röm. 9, 21: „aus demselben Leige“ usw.; also ist da kein Unterschied in der *massa perdit*a, es ist ein und derselbe Leig, also gleich übles Verhalten. So sagt auch die Konfessionsformel: „Item, einer wird verstorbt, verblendet, in verkehrten Sinn dahingegeben; ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehrt“ usw. (S. 716, § 57—61.) Verstorbt, Verblendung und Dahingeben sind aber Gerichtshandlungen Gottes, die über solche Personen ergehen, welche „sich gegen die rettende Gnade übel verhalten“. Ein anderer aber, „so wohl in gleicher Schuld“, wird bekehrt usw. Da redet das Bekenntnis doch wohl eine deutliche Sprachel. Auch liegt dies gleich böse Verhalten in Stellen wie Jes. 1, 9: „Wenn uns nicht der Herr Zebaoth hätte Samen überbleiben lassen, so wären wir geworden wie Sodom und Gomorra.“ Da sagt doch die Schrift offenbar: 1. An Schuld sind wir Sodom und Gomorra gleich geworden. 2. Der Herr hat aber nicht über uns alle das völlige Verderben (Jes. 10, 22 ff.) verhängt wie über Sodom und Gomorra. 3. Er hat vielmehr in seiner Gnade einen „Nest“ begnadigt, ja ihn erwählt, auf daß er bekehrt und selig werde; cf. Röm. 9, 27—29. — Auch Jer. 5, 1 ff. stellt das gleich üble Verhalten aller gegen das seligmachende Gotteswort deutlich vor Augen.

Kurz beleuchten wollen wir noch, was D. Schütte über das intuitu fidei vorträgt. Wenn in These VI (Zeugn., S. 18) die Lehre unserer Kirche dargestellt wird: „daß Gott vor Grundlegung der Welt allein aus lauter Gnade um des Verdienstes Christi willen zu unfehlbarer Seligkeit verordnet hat alle, so im Glauben an Christum bis an ihr Ende verharren“, so bekennen wir uns zu solchem Wortlaut, insofern darin weiter nichts als eine Beschreibung der Auserwählten gegeben wird; „alle, so im Glauben an Christum bis an

ihr Ende verharren“, sind ja die Auserwählten. Wenn dasselbe aber, kürzer gefaßt, heißen soll: „daß Gott aus Gnaden hat erwählt in Ansehung des Glaubens“, so protestieren wir. Denn beide Ausdrücke stellen verschiedene Begriffe, resp. Auffassungen dar. Der erstere sagt, wer die Auserwählten sind; der letztere aber, warum oder unter welcher Bedingung oder Voraussetzung Gott sie erwählt haben soll. So erklärt ja auch D. Schütte (S. 20): „Die Bedingung ihrer Erweisung (scil. der seligmachenden Gottesgnade) ist für alle Sünder ein und dieselbe“; und „die Auswahl der Personen geschehe“ (Präsens?) „im Hinblick auf die Annahme jenes Verdienstes“ (S. 23). Wenn dies dann noch (S. 47) weiter erklärt wird: „Gott sieht etwas im Menschen — Christum —, um deswillen Er den Menschen erwählt“, so ist das nicht nur falsch, sondern zeigt auch einen Mangel an „Logik“. Falsch ist es, weil Schrift und Bekenntnis bezeugen, daß Gottes ewige Erwählung Ursache unsers Glaubens ist, nicht aber das gläubige Ergreifen Christi Ursache der Erwählung (cf. Apost. 13, 48; 2 Thess. 2, 14; 1 Petr. 1, 1. 2; Jes. 43, 10 u. a.). Und unlogisch ist es, weil der Glaube (als zweckmäßiger Akt des Menschen) und Christi Verdienst (als Objekt des Glaubens) hier nicht unterschieden werden. Denn wenn Gott uns um des Verdienstes Christi willen erwählt hat, weil er es in uns gesehen hat, so hat er nicht mehr um des Verdienstes Christi willen erwählt, sondern weil wir dasselbe ergriffen haben, also um des Glaubens willen: nicht mehr das Verdienst Christi ist dann die eigentliche bewegende Ursache zu der Auswahl der Personen, sondern der Glaube, der sich Christum schon (permanenter, finaliter) zugeeignet hat, ehe Gott zur Wahl schritt. Wozu war dann wohl die Erwählung noch nötig oder auch nur nütze? Was ist das für eine Verfehlung von Schrift und Bekenntnis! Vgl. auch Müller, S. 705, § 8, wo durch den Spruch Apost. 13, 48 der Glaube ausdrücklich als Folge und Wirkung der Erwählung gesetzt wird; und als Kommentar zu diesem Paragraphen siehe Chemnitz, Enchiridion (Ausg. Milw. 1886, S. 109). Daß wir mit der Verwerfung des intuitu fidei nicht die rechtgläubigen Lehrer der Lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts verfehlern, darüber lese man D. Piepers „Zur Einigung“, S. 37 ff. Wird es aber im Sinne Obios als „Bedingung der Erwählung“ dargestellt, so ist es wahrlich nicht „allerhöchste Gotteswahrheit“ (Zeugn., S. 23), sondern das gerade Gegenteil.

Wie steht es aber mit D. Schüttes Schriftbeweis für das intuitu fidei? Wir lesen (S. 23): „Auch schriftgemäß ist es, wenn so geredet wird; denn wofelbst der Schöpfer und Heiland um sein Geschöpf, den Menschen, sozusagen bekümmert ist, um mit diesem zum besten zu handeln, da gilt vor allem das Wort Jer. 5, 3: „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben“ (nach der Glaubensstreue).“ Daß diese Worte angeführt werden, um die „Auserwählung in Ansehung des Glaubens“ zu erhärten, ist, gelinde gesagt, ein aus Verzweiflung begangener

egetischer Fehler. Ja, aus Verzweiflung; denn man kann in der ganzen Schrift keinen Beweis für das „intuitu fidei bei der Erwählung“ finden; sie sagt stets das gerade Gegenteil (cf. Eph. 1, 3 ff.; 2 Thess. 2, 13 und oben zitierte Stellen). Und wenn wir Jer. 5 genauer ansehen, so erkennen wir gar bald, wie es eine Vergewaltigung der Schrift ist, die Worte des 3. Verses als Beweis für Wahl in Ansehung des Glaubens zu verwenden. Bei allem Schriftbeweis gilt als oberste Regel: Will man eine Lehre mit einem Schriftwort beweisen, so muß dies Schriftwort auch in bezug auf die zu beweisende Lehre geredet sein, muß von derselben handeln. Wo das nicht geschieht, da zwingt man einen Sinn in die Aussage der Schrift hinein, der nicht darin liegt. Jer. 5 aber handelt nicht von der Wahl zur Seligkeit, sondern von Gottes Gericht über ein abgefallenes Volk. V. 1—8 wird die Sünde geschildert; V. 9 ff. wird das Gericht angekündigt. Jerusalem wird mit Sodom verglichen (siehe auch J. J. Rambach zur Stelle), da nicht ein Gerechter (Gen. 19), der nach Aufrichtigkeit oder Wahrhaftigkeit trachtet (אֲמִינָה שְׂפָתַי), darin zu finden sei. „Und wenn sie gleich sagen: So wahr der Herr lebt! so schwören sie doch falsch“ (V. 2). Da wird der Abfall von Gott beschrieben, daß man sich nicht einmal scheut, Gottes Namen zur Bekräftigung der Lüge zu mißbrauchen — der Gipfel der Unaufrichtigkeit. Und daran schließt sich des Propheten Anrede an Gott: „Herr, deine Augen, (sehen sie) nicht nach Wahrhaftigkeit?“ (V. 3 a.) So liefert also hier der Kontext den deutlichen Beweis, daß hier in V. 3 אֲמִינָה nicht wie Hab. 2, 4 als Glaube im engeren Sinn (πίστις) zu verstehen sei, sondern wie 1 Sam. 26, 23; 2 Chron. 19, 9 im allgemeinen (oder bürgerlichen) Sinn von Wahrhaftigkeit, Redlichkeit (so auch Gesenius).¹⁾

Aus Jer. 5, 1—3 lernen wir also zum ersten, daß Gott nach Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit Ausschau hält bei solchen, denen er sein Wort gegeben hatte: er sucht Früchte seines Wortes. Sodann, wo diese Früchte fehlen und trotz aller Warnung, Mahnung und Geduld nicht gebracht werden, sondern die Menschen sich gegen Gottes Wort verhärten (V. 3 b), da tritt das göttliche Strafgericht ein (V. 9 ff.). Daß dies der Sinn von Jer. 5 sei, wird jeder Unbefangene zugeben. Handelt aber diese Stelle von Gottes Gericht über Abfall und Verstockung und nicht von der „Auswahlung zur Seligkeit“, wie kann man dann die Worte V. 3 a aus ihrem Zusammenhang reißen und aus dieser Stelle eine Wahl in Ansehung des Glaubens beweisen, da die Wahl zur Seligkeit hier gar nicht einmal berührt wird? Man bringe Beweise aus solchen Stellen, die auch wirklich von der Wahl han-

1) Wo hingegen (wie etwa Kap. 7, 28) אֲמִינָה als Verhalten gegen Gott gebraucht wird (obgleich dies auch Kap. 7, 28 wegen des Prädikats נְכַרְתָּהּ כִּפְיָהּ noch zweifelhaft ist, wie Kap. 9, 2), da leugnen wir nicht, daß es auch das gläubige Annehmen und Festhalten an Gottes Wort bezeichnet.

deln! Zu einer exakten und stringenten Beweisführung ist das unbedingt erforderlich. Ferner haben wir gesehen, daß אֱמֶת an unserer Stelle einfach nur „Wahrhaftigkeit“ im Gegensatz zu Lüge und Meineid bezeichnen kann, also eine Frucht wahren Glaubens (Gal. 5, 22) ist. Wer also lehrt, Gott habe in Ansehung des Glaubens erwählt, und diese Lehre mit Jer. 5, 3 begründet, der lehrt eigentlich, daß Gott in Ansehung der Früchte des Glaubens (nicht aber in Ansehung des im Glauben ergriffenen Christus) erwählt habe, macht also den neuen Gehorsam, gute Werke usw. zur entscheidenden Ursache, zum Beweggrund, wodurch Gott sich habe bewegen lassen, die betreffende Person zur Seligkeit zu erwählen! Wohin gerät man doch, wenn man eine unhaltbare schriftwidrige Behauptung noch mit der Schrift beweisen will! Das ist Mißbrauch der Schrift! Hier ist wirklich die Warnung D. Schüttes am Platze: „Welch schreckliche Irrlehren vermeint man nicht in dem Worte der Wahrheit zu finden und versucht man damit zu stützen — eben weil man sich allzu einseitig an den Buchstaben hängt!“ — das heißt, den Text aus seinem Zusammenhang reißt. (Zeugn., S. 11.)

Zum Schluß noch ein eklatantes Beispiel, wie man auf seiten unserer Gegner mit der Schrift verfährt. Seite 9 soll der Satz „gerechtfertigt“ werden, daß „Befehrung oder Seligwerden nicht allein abhängen von der Gnade Gottes, sondern in einem gewissen Sinn auch von dem Verhalten des Menschen“. Da wird zunächst „des Menschen Leben, von der Wiege bis zum Grabe, als ein Kampf bezeichnet“ — nach der Schrift. Wenn sodann Röm. 2, 14, 15 angeführt wird, so muß also mit diesem „Kampf“ der Widerstreit der sich untereinander verklagenden oder auch entschuldigenden Gedanken gemeint sein, der sich bei jedem Heiden findet, aber mit dem „Verhalten des Menschen in Sachen der Befehrung oder des Seligwerdens“ doch nicht das Geringste zu tun hat! Wenn es dann weiter heißt: „Bei dem Unbefehrten hebt dieser Kampf an, sobald er unter die Einwirkung des Wortes Gottes zu stehen kommt; und von dem Augenblick an heißt es auch von ihm: Das Fleisch gelüftet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch; dieselben sind wider einander“, so möchten wir doch fragen: Hebt „dieser Kampf“, das Zeugnis des Gewissens, der Widerstreit der Gedanken (Röm. 2), bei dem Unbefehrten erst dann an, wenn er unter die Einwirkung des Wortes Gottes kommt? Wie kann Paulus dann sagen, daß auch bei den Heiden, die das Gesetz — Gottes Wort — nicht haben, „dieser Kampf“ kätthabe? Da muß einer von beiden — der Apostel oder aber D. Schütte — doch wohl etwas zu viel behauptet haben! Doch es soll ja wohl, da es sich (auf Seite 9) um den Widerstand gegen die befehlende Gnade handelt, hier von dem Widerstreben des „Unbefehrten“ die Rede sein. Dann sind aber beide Schriftstellen, Röm. 2, 14, 15 und Gal. 5, 17, nicht am Platze. Denn Röm. 2, 14 redet von Heiden, die nicht „unter Einwirkung des Wortes Gottes stehen“, und Gal. 5, 17 redet

von solchen, die bereits bekehrt sind, wie für jeden aufmerksamen Leser aus dem ausgelassenen Nachsatz des Spruches („daß ihr nicht tut, was ihr wollt“) sowie aus dem Zusammenhang deutlich hervor geht. In den Worten: „daß ihr nicht tut, was ihr wollt“ schreibt der Apostel denen, zu welchen er redet, und welche er (R. 16) ermahnt, „im Geiste zu wandeln“, bereits das Wollen des Guten zu, wie auch die in allen Bibeln angeführte Parallele Röm. 7, 15. 23 beweist. Gaben sie aber das Wollen, so sind sie nicht mehr „Unbekehrte“, so bedürfen sie nur noch der Ermahnung, im Kampfe gegen das Fleisch nicht lässig zu werden. Was dieser Spruch aber beweisen soll, wenn er für den „Kampf bei dem Unbekehrten“ gegen die bekehrende Gnade angeführt wird, ist schlechterdings nicht einzusehen. Aber so geht es, wenn man Schriftstellen aus dem Zusammenhang reißt, oder verkürzt wiedergibt, oder eine schriftwidrige Aufstellung noch zu „rechtfertigen“ versucht.

Vermischtes.

Vom stellvertretenden Strafleiden Christi liest man seit Hofmann selten mehr in deutschländischen Dogmatiken und Predigtbüchern, auch der Positiven. Um so erfreulicher ist folgende Aussprache Prof. Dr. Heims von Halle in einer Rede über den „Frieden mit Gott“ vor der „Deutschen Christlichen Studentenvereinigung“, die wir der „A. E. L. R.“ entnehmen: „Nur eins bringt einem Menschen Frieden, der mit einer Last auf dem Gewissen dem Tod entgegenzieht: das, was Gott getan hat. Gott ist selbst herabgestiegen. Der ewige Sohn ist eingegangen in die Gestalt des Sündenfleisches, vom Weib geboren und unter das Gesetz getan. Er hat sich selbst hineingestellt in das verzehrende Feuer des Befehls. Er hat seine heilige Seele zermalmen lassen von der Zentnerlast, die auf uns liegt. Christus ist ein Fluch geworden für uns. Denn verflucht ist jeder, der am Holze hängt. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. Nicht daß Menschen ihn schlugen, ist das Befreiende für uns. Daß er dem Hohn der Juden, dem Spott der Römer, der Roheit der Soldaten preisgegeben war, daß er ein Märtyrer wurde ohnegleichen, das würde unser Gewissen nicht stillen, wenn wir mit einer Schuld auf der Seele dem Tod entgegengehen. Was uns hilft, ist, daß er von Gott geschlagen und gemartert ward. Wir sehen, wie Gott sein Kind schlug, wie Abraham das Messer gegen den eigenen Sohn zückte. Der Gott, den wir als verzehrendes Feuer im Gewissen spüren, schlug ihn, den Reinen, mit schweren Streichen. Vom Anfang seines Wirkens an war er zum Opferlamm geweiht. Er schlug ihn wieder und wieder, bis seine Seele langsam zermalmt wurde unter den Hammerschlägen Gottes, und sich der Schrei

von ihr Losrang: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Niemand, der nicht schon einmal dem Tod ins Auge gesehen oder auf irgendeine andere Weise hinuntergeblickt hat in den tiefsten Abgrund des Daseins, vermag zu begreifen, was hier geschah. Es muß mit uns bis zum äußersten gekommen sein, wenn wir auch nur den Gedanken an diese Lösung des Lebensrätsels sollen ertragen können. Unser Verstand, der einen harmonischen Abschluß will, häumt sich gegen diese Dissonanz. Unser ästhetisches Empfinden will es nicht aushalten. Alles, was jung und ungebrochen in uns ist, sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, daß das tiefste Geheimnis des Daseins so aussehen soll, so grauerregend und von ewiger Nacht umhüllt. Nur unser Gewissen gibt Gott recht und sieht mit trauriger Klarheit, daß nur etwas so Furchtbares dem verzehrenden Feuer der göttlichen Forderung entspricht, das wir fühlen, wenn unser Gewissen erwacht ist. Aber wenn es so mit uns steht, dann treten wir im Glauben auf den Weg, den Gott seinem Volk gebahnt hat, bergen uns im Veröhnungsoffer Christi, setzen unsere Hoffnung ganz auf die Gnade und finden Frieden. Der Friede, den wir so finden, ist etwas völlig anderes als alles, was wir auf dem Wege des Kraftbewußtseins, der stoischen Resignation und der buddhistischen Selbstauflösung erstrebt haben. Er ist ebensovweit entfernt von überquellendem Kraftgefühl wie von unendlicher Resignation. Denn wenn wir Frieden gefunden haben im Blut Jesu, haben wir jede Illusion über unsern eigenen Wert verloren. Wir tragen eine Narbe in unserm Gewissen, die uns keinen Augenblick vergessen läßt, wohin wir gehören, was wir eigentlich sind, nämlich ein aus dem Feuer geretteter Brand. . . . So können wir als gerettete Sünder nie die Erinnerung verlieren an die dunklen Tiefen, aus denen wir herausgerettet wurden, an die Schlingpflanzen, die uns umschlangen. Das läßt unser Gefühl nie überschäumen. Der Friede ist kein Gefühl. Er ist eine Glaubensstellung. „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott.“ „Dein Glaube hat dir geholfen; gehe hin im Frieden.“ Gegen den Schluß sagt Heim: „Damit haben wir uns den Weg des Friedens“ vergegenwärtigt, den ewig „neuen und lebendigen Weg“ (Hebr. 10, 20), wie ihn die Schrift zeichnet. Wir brauchen diesen Weg nicht zu entdecken, wie Kolumbus den Weg in die Neue Welt entdeckte. Wir brauchen ihn nicht zu bahnen, wie man in schwerer Bohrarbeit durch das Urgestein der Zentralalpen den Weg nach Italien bahnte. Die Liebe Gottes hat die Bahn gebrochen durch Stahl und Stein. Wir stehen vor dem vollbrachten Werk Christi. Wir haben nur „hinzuzugehen mit wahrhaftigem Herzen“ und einzubiegen in den Weg Gottes.“ — Und auch dies „Hinzugehen“ — hätte Dr. Heim hinzufügen können — ist nicht unser eigen Werk, sondern Frucht des Opfers Christi, das uns den Heiligen Geist erworben, von dem wir im dritten Artikel bekennen, daß wir nur durch ihn zu Christo kommen.

F. B.

Urteil eines Orientalisten über die Wellhausensche Schule. Prof. Dr. Gommel an der Universität zu München faßt in seiner Schrift: „Die orientalischen Denkmäler und das Alte Testament“ sein Urteil über die Wellhausensche Schule in folgenden Worten zusammen: „Unsere Alttestamentler sind nun einmal verbohrt in die leider bereits traditionell gewordene Meinung vom rohen Kulturstande der Hebräer und mit Scheuklappen an beiden Augen sehen sie nicht, was rechts und links vorgeht. Doch das muß ja allmählich anders werden, je mehr der alte Orient bekannt und in weitesten Kreisen verstanden wird. Je mehr ich selbst mich in die Geheimnisse des orientalischen Altertums in allen seinen Verzweigungen, babylonisch wie südarabisch, vertieft habe, um so unerschütterlicher hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, daß die Aufstellungen der Schule Wellhausens durchweg falsch sind. Es sind das ja nur auf materialistisch-philosophischer Grundlage ruhende Hypothesen, die bis jetzt überall, wo monumental beglaubigte Tatsachen in Betracht kommen, diesen direkt widersprechen, statt von ihnen bestätigt zu werden. An Tatsachen muß aber schließlich selbst die geistreichste Hypothese scheitern. Man hat Wellhausen, diesen fraglos bedeutendsten Verfechter jener Hypothese, schon den ‚größten Religionshistoriker des 19. Jahrhunderts‘ genannt. Setzt man statt dessen den Ausdruck ‚Religionsphilosoph‘, so stimme ich rückhaltlos bei, sehe aber damit zugleich die alte Erfahrung bestätigt, daß auch das genialste religionsphilosophische System in die Brüche gehen kann, ja muß, wenn es, wie hier, gelingt, seine Säge an der ‚brutalen Wirklichkeit‘, in unserm Falle dem bei unbefangener Betrachtung sich aus den Inschriften ergebenden Wilde, zu messen. ‚Brutal‘ ist die Wirklichkeit nur insofern, als sie eben rückwärts mit den vorgefaßten Meinungen austräumt; daher erklärt sich auch die sich mehr und mehr steigende geradezu fanatische Wut der sogenannten modernen Kritik, die vor den gefährlichsten Mitteln nicht zurückscheut, wenn es gilt, die unbequemen Gegner in den Bann zu tun und sie als rückständig und unwissenschaftlich zu brandmarken. Verlieren wir also nicht den Mut, wenn es gilt, gegen die dennoch herrschenden Strömungen eine neue Ara, die der Tatsachen statt der Hypothesen, heraufzuführen; handelt es sich doch dabei um unsere heiligsten Güter. Mögen die Alttestamentler, vor allem auch die sogenannten Halben, die auf beiden Seiten hinken, sich endlich einmal ganz vom evolutionistischen Wanne losmachen. Es muß doch Frühling werden!“ (Ref., S. 81.)

Eine vatikanische Erklärung über Kirche und Staat. In den „Acta apostolicae sedis“ (Wb. V, Heft 19) ist ein Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val veröffentlicht, das erneut beweist, wie wenig die Kurie daran denkt, ihre anmaßenden Prätionen aufzugeben. Das Schreiben ist die Antwort auf eine Mitteilung des Thoner Erzbischofes an den Papst über einen katholischen Juristenkongreß, bei dem die Beziehungen zwischen Kirche und Staat der Verhandlungsgegen-

stand seien. Der Kardinalstaatssekretär führt in seinem Schreiben aus, das Studium dieser Frage sei sehr wichtig, darum seien die katholischen Juristen auf die päpstlichen Lehren über diese Frage zu verweisen; sie könnten nichts Besseres tun, als sich an die unsterblichen Enzykliken Leo's XIII. und an die weisen Rundgebungen Pius' X. zu halten. Die Lehre des Heiligen Stuhls haben dann Theologen und Juristen, wie die Kardinäle Tarquini, Cavagnis und Villot, dargelegt. Es heißt dann weiter: „Man wird in diesem kostbaren Arsenal Material finden, um die alten und neuen Irrtümer zu widerlegen, die von den Feinden der Kirche vertreten werden, und von denen selbst gewisse katholische Schriftsteller nicht immer frei sind, insonderheit wenn sie Kirche und Staat als schlechthin koordiniert auffassen, oder wenn sie einer tatsächlich leistenden Gewalt Grenzen ziehen innerhalb ihrer indirekten Jurisdiktion, wie sie die Kirche über die weltlichen Angelegenheiten, sobald sie eine übernatürliche Seite besitzen, auszuüben das Recht hat.“ Klarer können die ultramontanen und Zentrumsredner Deutschlands nicht desabouiert und des Irrtums geziehen werden hinsichtlich ihrer Aufstellungen über das Verhältnis von Staat und Kirche, als hier geschieht. Sie behaupteten stets, Kirche und Staat stünden nach maßgebenden Lehren Leo's XIII. neben-, nicht unter- oder übereinander, wie auch Kirchenrechtslehrer wie Heiner und Sägmüller es in ihren Werken niedergelegt haben. Dadurch wird nun ein kräftiger Strich gemacht und Rom's wahrer Charakter wieder einmal deutlich enthüllt. (Ref., S. 82.)

über die religiösen Grundlagen der Freimaurerei hielt P. Bode aus Bremen einen Vortrag folgenden Inhalts: „Die ältesten Urkunden der reformierten Freimaurerei, die Alten Pflichten von 1717, verpflichten den Freimaurer zu der Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, nicht zu einem bestimmten Bekenntnis. Sie schließen religiöse Streitigkeiten aus, und wer nach ihnen lebt, muß im Grunde seines Herzens ein religiöser Mensch sein. Das Ritual vermeidet es, Gott zu nennen, einmal aus Opposition gegen die kirchliche Festlegung des Gottesbegriffs zu jener Zeit und sodann aus Bescheidenheit: weil der Freimaurer nicht zu den Gottversuchern und Gottuntersuchern, wie sie das 18. Jahrhundert kennt, sondern zu den Gottsuchern gehören soll. Aber was mit jener Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, gemeint sei, wird weder positiv noch negativ gesagt. Eine allgemeine Menschheitsreligion kann es nicht sein; denn die Religion wird immer verschieden erfasst. In dem Ritual heißt es genauer: Die Religion, in der alle, die Menschen sind, übereinstimmen. Aber wo fängt der Mensch an? Da wird man sich an das Wort Fichtes erinnern müssen, daß ein Mensch der sei, der, unabhängig von allem, sich zu etwas mache, unabhängig von andern Menschen und unabhängig von den Naturtrieben in uns selber. Vernunft, Gewissen und Wille machen den Menschen. Die Religion des Freimaurerrituals ist der Glaube des Men-

schen an seinen eigenen Wert, daran, daß er einen göttlichen Beruf habe. Nicht auf seine Ansichten kommt es an, sondern daß er etwas Göttliches in sich fühlt. Der Redner charakterisiert drei religiöse Helden, Moses, Jesus und Luther, als Typen des religiösen Menschen, der Gott als die unablässig schaffende Kraft verehrt. Fromm sein heißt daher: arbeiten und das Unerforschliche schweigend verehren. Das ist die Frömmigkeit, in der wir alle übereinstimmen sollen. Antwörter auf das Leben werden in den Logen erzogen, Kämpfer werden in ihnen ausgebildet, welche die Frömmigkeit der Tat wollen. Wir müssen wieder laden, müssen die Kunst des Lebens wieder lernen und dazu müssen wir fromm sein. Jeder kleinste Winkel soll mit Sonnenglanz erfüllt werden. Ein Irrtum ist es, daß die Freimaurerei lehre, alle Menschen zu lieben; das hat auch Jesus nicht gelehrt (?); aber er hat gelehrt, unsere Nächsten zu lieben, und es ist gut, daß es in unserer Zeit, die es bequemer findet, ins Allgemeine zu gehen, noch eine Vereinigung gibt, wo diese Nächstenliebe praktisch geübt wird.“ — Wenn man diese Allweltsreligion — bemerkt hierzu die „S. P. A.“ — noch als Religion bezeichnen darf, so doch jedenfalls nicht als christliche Religion.

J. B.

Wie man Kinder mit der Bibelkritik vertraut machen solle, illustriert die „Reformation“ also: „Der Unterricht wende sich an die Psyche des Kindes mit unerschütterlicher Betonung des autoritativen Bekenntnisses: die Bibel enthält die Geschichte der göttlichen Offenbarung innerhalb der Menschheit. Darum nennt man sie mit Recht ‚Gottes Wort‘. Und dann gebe man Stück für Stück nur positive Erklärung derjenigen Bibelteile, die die geschichtliche Entwicklung göttlicher Erziehung und Führung des Menschengeschlechts und der göttlichen Offenbarungen zweifellos enthalten. In jedem einzelnen besondern Fall dürfte ruhig gesagt werden: ‚In dieser Zeit dachte man so auf diesem Gebiet, sah man das Weltbild so — heute weiß man’s besser.‘ Oder: ‚Dieses hat mit dem eigentlichen geistigen Inhalt und der Bedeutung der Geschichte nichts zu tun — es ist vielleicht menschlicher Irrtum dabei.‘ Oder: ‚Diese Geschichten sind so alt, daß dieses vielleicht durch häufiges Wiedererzählen oder Abschreiben anders auf uns gekommen ist, als es einst sich zugetragen hat.‘ Hier müßte man aber stets hinzufügen, daß der Orientale durch Jahrhunderte hindurch wortgetreu Traditionen weitergibt, und daß in Zeiten beschwerlicher schriftlicher Fixierung die mündliche Weitergabe alter Erzählungen ganz andere Bedeutung hatte als heute, also auch bei späterer Niederschrift von uns ganz anders gemertet werden muß als heutige mündliche, leicht entstellte Berichte. An den Beweisen der Auffindung von Tafeln und Papyri, die Namen, Daten, Ortschaften und Geschehnisse als geschichtlich erweisen, die in den ältesten Geschichtsbüchern der Bibel genannt werden, kann nicht vorübergegangen werden. Sie bilden doch ein-gottgegebenes Gegengetwicht gegen eine zersetzende Bibelkritik, auf die das

Wort paßt: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden.“ Würde der bedingte Charakter der Bibel als ganz selbstverständlich gelehrt und niemals summarisch — also beliebig anwendbar —, sondern stets nur konkret von Irrtümern, Zeitfärbungen, legendarischem Einschub — wo derselbe dann wirklich angenommen werden muß — und dergleichen Erwähnung getan, so würde vielleicht das Kindergemüt und der Kinderverstand das Resultat der notwendigen, unabweisbaren Bibelkritik verhältnismäßig gefahrlos in sich aufnehmen, ohne zu ahnen, daß es ein so furchtbar schweres, gläubige Pastoren und Lehrer aufs äußerste anspannendes Problem gibt, welches „Die Bibelkritik im Religionsunterricht“ heißt.“ Die „Reformation“ gehört zu den Blättern, die positiv sein wollen, und die doch jede Gelegenheit benußt, um das Prinzip der Reformation, das inspirierte, untrügliche Wort der Heiligen Schrift, zu bekämpfen.

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Osterkatalog und Verzeichnis der Konfirmationsgemeine.
2. Synodalbericht des Central-Illinois-Distrikts mit einer Arbeit (Fortsetzung) von P. F. W. Brodmann über den dritten Artikel der Augsburgerischen Konfession. (18 Cts.)
3. Synodalbericht des Mittleren Distrikts mit einem Referat (Fortsetzung) über das Thema: „Die römische Lehre von der Kirche und ihre Widerlegung“ von P. Wm. Moll und einer zweiten Arbeit über den „göttlichen Beruf unserer Gemeindefachlehrer“. (15 Cts.)

F. B.

Homiletisches Reallexikon nebst Index Rerum von E. E. Scharldt.
„Die Schule.“ Zu beziehen vom Verfasser, Battle Creek, Mich.,
oder vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.60
und 16 Cts. Porto.

Dieser sechste Band des Scharldtschen Lexikons umfaßt 352 Seiten und beschäftigt sich ausschließlich mit Materialien, die sich unter den Titel „Schule“ zusammenfassen lassen. Der umfangreiche Stoff ist übersichtlich geordnet. Der erste Teil des Buches handelt von den verschiedenen Schulen, der zweite vom Lehrer und seinem Amt, der dritte von der Beschaffenheit einer christlichen Gemeindefachschule, der vierte von den einzelnen Unterrichtsfächern, der fünfte vom Lehrer als Organisten. Es ist gut, daß dieser gebiegene Band auch separat zu haben ist, denn er hat selbständigen Wert, auch für solche, die keine Abonnenten auf das ganze Lexikon sind. Insbesondere unsere Lehrer und schulehaltenden Pastoren möchten wir darum auf dies allseitig informierende Buch P. Scharldts über die „Schule“ hingewiesen haben.

F. B.

Sängerbote. Lyrisches Quartalheft. Jahrgang I. Success Printing Co., St. Louis. Geb. 75 Cts. Porto 10 Cts.

Die gesamte kirchliche Presse hat den „Sängerboten“ mit Freuden begrüßt. Der erste Jahrgang enthält 160 Lieder und 35 hymnologische Artikel, musikalische Besprechungen und Biographien über Hermann Fid und Gottlieb Schaller, nebst 17 in Musik gesetzten Liedern. Die uns vorliegende erste Nummer des zweiten Jahrgangs ist den vorausgehenden ebenbürtig. Mögen diese lyrischen Quellen lustig weiter fließen und mit ihren reinen Wassern die Herzen vieler erquicken!

F. B.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht von Heinrich Böhmer. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Diese Schrift des bekannten Marburger Professors liegt hier in „dritter, vermehrter und umgearbeiteter Auflage“ vor. Eine eigentliche Biographie Luthers ist sie zwar nicht. Ihr Hauptzweck ist vielmehr, Luther gegen papistische, liberalistische und ähnliche Verleumdungen und Entstellungen in Schutz zu nehmen. Auch auf die Grisarische und Tröltzische Karikaturmalerei geht Böhmer ein, wenngleich längst nicht in dem Maße, wie das wohl wünschenswert wäre. Auf 170 Seiten wird das Material unter folgenden Gesichtspunkten verarbeitet: 1. Das alte Lutherbild und die Entwicklung der Lutherforschung. 2. Die Stufen der Entwicklung Luthers. 3. Der Beginn des offenen Kampfes gegen die alte Kirche. 4. Der Gelehrte und der innere Mensch. 5. Der Denker und der Prophet. Die letzten vier Seiten bieten eine „Übersicht über die Literatur“. Obwohl man nicht umbin kann, immer wieder Fragezeichen an den Rand zu setzen, so werden doch Pastoren, Lehrer und gebildete Laien diese Apologie Luthers mit Nutzen und Interesse lesen. F. B.

Der Reformator Martin Bucer. Von Pf. G. E. Schweizer. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. 20 Pf.

Diese Schrift ist „herausgegeben von dem Komitee für das Bucer-Denkmal in Strassburg“, das zur Feier des Reformationsjubiläums 1917 errichtet werden soll. Auf 36 Seiten schildert P. Schweizer in populärer Weise das Leben Bucers und sein Wirken im Elsaß, in Hessen und in England, wobei jedoch die Unionsbestrebungen Bucers nicht ins rechte Licht gestellt werden. Bucer wurde am 11. November 1491 in Schlettstadt geboren, 1549 aus Strassburg vertrieben, weil er nicht willigen wollte in das Augsburger Interim; er starb am 1. März 1551 in Cambridge, England, wo er mit großen Ehren in der Hauptkirche beigesetzt wurde. Die „blutige“ Maria aber ließ 1556 seine Leiche samt der seines Freundes Fagius ausgraben, in Armsünderfänge legen, an Schandpfähle binden und samt ihren Schriften auf dem Marktplatz zu Cambridge öffentlich verbrennen. F. B.

Das Kreuz Christi in Weissagung und Erfüllung. Eine Auslegung von Pf. 22 und Jes. 53. Von Paul Ebert. Verlag von F. Bahn, Schwertin. M. 1.50.

Es ist dies eine Schrift, auf die wir mit Freuden unsere Leser hinweisen, denn in derselben kommt der alte Glaube von der Schrift, von Christo und der Stellvertretung zum Ausdruck ohne allerlei Konzessionen an die ungläubige Kritik. Seite 82 vermischen wir die Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung, und S. 87 wird nicht korrekt geredet von der Bekehrung. Die Schrift P. Eberts eignet sich gut zur Fruchtbarmachung für die Gemeinden in Passionspredigten. F. B.

Paulus der Apostel Jesu Christi. Sein Lebenswerk und seine Briefe in wort- und sinnetreuer Verdeutschung von H. Theobald Dächsel. Verlag von C. L. Ungelenk, Dresden. M. 6; geb. M. 7.

In seiner „Vorbemerkung“ spricht sich der Verfasser über dies Werk also aus: „Erwachsen ist sie“ (die vorliegende Schrift) „aus dem Wunsche des Verfassers, für sich selbst ein volles Verständnis dieser für die theologische Wissenschaft wie die Aufgabe der Predigt gleich wichtigen Briefe zu gewinnen. Seine darauf abzielenden Studien wurden von folgenden Voraussetzungen geleitet: daß der überlieferte Text der Briefe auf das Zeugnis der sie uns überliefernden alten Kirche hin so lange für echt, zuverlässig und glaubwürdig gelten müsse, als sich nicht etwa aus dem Widerspruch ihres Inhalts mit der Geschichte und den Kulturverhältnissen des ersten christlichen Jahrhunderts zwingende Beweise für das Gegenteil ergeben sollten; ferner, daß ein Mann wie Paulus auch des Wortes mächtig genug gewesen sein werde, um seine Gedanken klar, allen verständlich und in guter Stilistik zum schriftlichen Ausdruck bringen zu können; weiter, daß seine Briefe, weil zum Vorlesen in seinen Gemeinden, das heißt,

vor zum größten Teile sehr schlichten, einfachen Leuten, bestimmt, jedenfalls auch sehr schlicht und durchaus volkstümlich abgefaßt sein werden, um allen sofort und ohne Erklärungen verständlich sein zu können. Aus diesen Voraussetzungen ergab sich mir, daß die Briefe jedenfalls in der damaligen Volksumgangssprache, wie sie uns aus den reichhaltigen Papyrussunden wieder bekannt geworden ist, in der Römisches des ersten christlichen Jahrhunderts, und aus den Zeit- und Lebensanschauungen der damaligen römisch-hellenistischen Kulturwelt geschrieben sein und allein von da aus sprachlich und inhaltlich erschlossen werden müssen, mit andern Worten, daß die von D. Adolf Deißmann eingeleitete Methode für die Erklärung der neutestamentlichen Schriften restlos und bis in ihre letzten Konsequenzen auch auf die Paulusbriefe angewendet werden muß, will man sie wirklich verstehen können.“ Durch die Einreihung der Briefe Pauli in die Darstellung seines Lebensganges glaubte Dächsel mit Recht das Verständnis der Briefe zu fördern. Wie man aber nicht allen hier gebotenen Überlegungen und Erklärungen zustimmen kann, so auch nicht allen vorgetragenen Lehraussagen. Teil II, S. 16 lesen wir z. B.: „Paulus kennt nur eine durch den Eintritt in die Kirche vermittelte und durch die Zugehörigkeit zu ihr fort und fort bedingte Verbindung des Gläubigen mit seinem erhöhten Herrn. Nur als Glied der Kirche, die den Leib Christi bildet, steht der einzelne in Beziehung zu Christo, aber nicht als Einzelindividuum auf Grund bloßer persönlicher Gläubigkeit.“ Das ist ein romanisierender Gedanke, der folgerichtig das Evangelium selbst aufhebt. Vergleiche auch I, 65 ff., wo ebenfalls von Kirche und Amt, und S. 74 f., wo vom Antichristen nicht recht gelehrt wird. Platz finden möge hier noch folgender Abschnitt über Pauli Rechtfertigungslehre: „Das Verständnis der an sich sehr klaren und leicht faßlichen Veröhnungslehre des Paulus wird für uns leider durch die üblich gewordene Wiedergabe des von ihm vielgebrauchten Wortes *Dikaioyne* mit dem deutschen Wort ‚Gerechtigkeit‘ erschwert. Der Sinn der griechischen Vokabel *Dikaioyne* entspricht aber diesem deutschen Worte nicht völlig, weil wir mit diesem immer den Gedanken an eine sittliche Eigenschaft verbinden. *Dikaioyne* kann zwar mitunter ‚Gerechtigkeit‘ heißen, wenn es von einer sittlichen Persönlichkeit gebraucht wird, muß es aber selbst dann nicht immer. Denn *Dikaioyne* besagt im Griechischen zunächst ganz allgemein nur das *Sich-in-Richtigkeit-Befinden* von etwas, und zwar von unpersönlichen Dingen ebenso wie von sittlichen Persönlichkeiten. Der Grieche legt auch Pferden, Rindern, Münzen, Maßes, Gewichten usw. die Eigenschaft der *Dikaioyne* bei. So spricht z. B. Clemens Alexandrinus von einem *πῆχυς τῆς δικαιοσύνης*. Das bedeutet nicht ‚Eile der Gerechtigkeit‘ sondern der ‚Richtigkeit‘, nämlich die ‚Normaleile‘, nach der alle im Handel und Verkehr benutzten Eilen staatlicherseits geeicht wurden. Und daß auch Paulus diesen Sinn mit der Wurzel *Dikaio* verbindet, ergibt sich als zweifellos aus Röm. 5, 7, wo er von einem *Dikaio* redet, für den noch nie jemand in den Tod gegangen sei. Dieser Satz wäre unbegreiflich, wenn er dabei an einen ‚Gerechten‘ gedacht hätte. Warum sollte einer nicht auch einmal für einen Gerechten in den Tod gehen, sondern immer nur für Ungerechte? Unmöglich hat Paulus in diesem Satze eine solch törichte Behauptung aufstellen wollen. Wohl aber ist dieser Satz sehr verständlich und den Tatsachen des Lebens entsprechend, wenn unter dem *Dikaio* ein ‚Richtiger‘ gemeint ist, das heißt, einer, der sich im Besitz und uneingeschränkten Genuß aller seiner Gerechtfame befindet, die ihm von keiner Seite streitig gemacht werden. Für einen solchen in den Tod gehen wollen, der es doch nicht im mindesten nötig hat, das wäre in der Tat das allerüberflüssigste Unternehmen und ein Gipfel von Torheit. Nur wo es sich um ein gefährdetes Gut, um das bedrohte Gemeinwohl handelt, da kann und darf man die Freudigkeit haben, für andere auch sein Leben in die Schanze zu schlagen. Unter *Dikaioyne* ist also auch bei Paulus nicht in erster und alleiniger Linie an die sittliche Eigenschaft der Gerechtigkeit, weder wo er von Gottes noch wo er von der eigenen *Dikaioyne* spricht, zu denken, sondern an einen sachlichen Zustand, an das *Sich-jemand-gegenüber-in-Richtigkeit-Befinden*, weil man keinerlei unerfüllte Verbindlichkeiten oder Forderungen ihm gegenüber mehr hat, sondern ein voller ‚Ausgleich‘ vorhanden ist. Das Wort *Dikaioyne* in diesem Sinne bei Paulus verstanden, entspricht genau dem von der rabbinischen Schultheologie seines Zeitalters herausgearbeiteten und allen Juden wohlbekannten Terminus ‚*Resuth*‘ und ist nur

seine genaue Wiedergabe durch das entsprechende griechische Wort. Vgl. E. v. Dobschütz' auf F. Webers 'Jüdische Theologie' (2. Aufl., S. 349) sich stützende Auslassungen hierüber in seinem Vortrage: 'Die Rechtfertigung bei Paulus eine Rechtfertigung des Paulus.' (Abgedruckt in den Theologischen Studien und Kritiken, Jhrg. 1912, Heft I, S. 40. 41); 'Die Rabbinen reden nicht von Sebaga. Dieser altbiblische Ausdruck für Gerechtigkeit hat längst seinen vollen Klang eingebüßt und bedeutet eine Einzelleistung, das Almosen (*δικαιοσύνη-ἐλεημοσύνη*, Matth. 6, 1. 2). Im rabbinischen Hebräisch ist immer von Zeduth die Rede, wörtlich Reinheit, gemeint im forensischen Sinne dessen, dem keine Schuld nachgewiesen werden kann. Wessen Konto bei Gott durch Sünden nicht belastet ist, der hat Zeduth; und wessen Konto gar ein Habet von guten Werken, treuer Gesetzes Erfüllung und freiwilligen frommen Leistungen in Gebeten, Almosen und Fasten aufweist, der hat Zeduth-Gerechtigkeiten im Sinne von Verdiensten bei Gott. Ein solcher Mann sichert nicht nur sich selbst die Teilnahme an dem Heil der Gottes Herrschaft für die Zukunft, er trägt auch mit seinem Schatz verdienstlicher guter Werke dazu bei, den Anbruch der heißersehnten Gottes Herrschaft zu beschleunigen.' Diese jüdische Glaubensanschauung gerade ist es, was Paulus allwege so energisch bekämpfte mit seiner These, daß der Mensch auf keinen Fall mit Hilfe von Gesetzeswerken in diesen Stand der Zeduth, des Mit-Gott-in-Richtigkeit-Seins, gelangen könne, sondern daß dieses Resultat lediglich erreicht werde durch die gläubige Annahme des in Christo zustandegebrachten Ausöhnungswerkes zwischen Gott und Menschen. Zwischen Gott und den Menschen hat bisher das Verhältnis eines unbefriedigten Gläubigers zu seinem zahlungsunfähigen oder -unwilligen Schuldner geherrscht, das eine feindselige Spannung zwischen beiden bedingt. Die Versuche der Menschen, durch Opfer und sonstige Werkleistungen sich von sich aus mit Gott ins reine zu bringen, waren sämtlich untaugliche Stümpereien. Jetzt ist aber durch Jesu Untertänigkeit bis zum Kreuzestode Gottes Forderung an die Menschen vollbefriedigt, und somit ist zwischen ihnen 'Richtigkeit' gemacht worden. Allerdings ist diese Richtigkeit nicht von den Menschen veranlaßt und aus ihren Mitteln bewerkstelligt worden (*idia δικαιοσύνη*), sondern von Gott aus. Es ist also eine Dikatiohne Gottes eingetreten, das heißt, Gott befindet sich jetzt auf Grund des von ihm durchgeführten Heilswerkes in Christo mit den Menschen in Richtigkeit und hat nichts mehr von ihnen als den Liebesverlehr verbietende (?) Schuld einzutreiben. Dem Menschen ist damit die Möglichkeit gegeben, sich auf diese Tatsache zu stellen und Gott mit dem Gefühle gegenüberzutreten, das ein Schuldner nach Befriedigung seines Gläubigers diesem gegenüber hat. Diese Tatsache unbeachtet zu lassen und auch fernerhin versuchen zu wollen, sich von sich aus durch eigene Leistungen mit Gott in Richtigkeit zu bringen, ist einmal unmöglich und andererseits eine böswillige Versündigung an der entgegengebrachten Gnade Gottes, die nur auf den gegenteiligen Erfolg rechnen darf, der gnadenlosen Zwangsvollstreckung unterworfen zu werden. Daß das alte Bundesvolk trotz der ihm angelindigten Schuldbegleichung aus des Gläubigers Mitteln insofern seiner vielhundertjährigen Gewöhnung an ein 'Gesetz' auch jetzt noch eine kontraktliche Abmachung verlangt, die ihm ermöglichten soll, seine Schulden aus eigenen Werkleistungen heraus zu tilgen, ist der Grund zur jornigen Abkehr Gottes von ihm." (S. 51 ff.) Dächsel's Schrift, die eine Fülle von originalen Beobachtungen bietet, zerfällt in zwei Teile, von welchen der erste auf 317 Seiten den „Text“ bringt und der zweite auf 240 Seiten „Anmerkungen und Literaturübersicht“.

Persönliche Schrift- und Kirchenstudien zur Bekämpfung der modern-rationalistischen Schriftkritik. Von D. Fr. Hasbagen. I. Heft. 195 Seiten. Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg. Preis: M. 3; geb. M. 4.

D. Hasbagen, Geheimter Konfiskoralkrat und Professor der Theologie in Rostock, sagt im Vorwort seiner Schrift: „Die Vorarbeiten und Entwürfe zu den Studien, deren erstes Heft ich hier veröffentliche, haben mich während meines ganzen Lebens, als Theolog, durch mehr als fünfzig Jahre hind, nicht nur geistig beschäftigt, sondern meine persönliche Teilnahme ernst und stark in Anspruch genommen. Anregungen und Antriebe dazu kamen mir zunächst aus den Be-

wegungen, Bedürfnissen und Kämpfen meines eigenen persönlichen Christenlebens in der Gemeinschaft mit unserer evangelisch-lutherischen Kirche. Ohne unbedingte Hingabe an die gegebene Heilige Schrift, ohne unbedingte Unterordnung unter ihre göttliche und geistliche Autorität konnte ich mein Christsein nicht festhalten; denn mein Trost in Gott wurde dann ungewiß und zersatterte, so daß nun auch mein Friede und meine Freude in Gott erschüttert wurden und untergingen. Dieselbe große Not und derselbe schwere Notstand begegneten mir unablässig in meinem Verufe als Pastor, Univeritätsprediger und Professor der praktischen Theologie. Das Wesen dieser Studien, ihre Begründung, ihre Berechtigung vermag ich daher nicht anders zu bestimmen als darin: Sie sind ein Schrei aus tiefer Not! Zwar ist der Rechtfertigungsglaube, der selber die Heilsgewißheit des Christen ist, nämlich die vom Heiligen Geist gewirkte göttliche Gewißheit des Herzens um die Grundwahrheit des Evangeliums, daß mir um Christi willen alle Sünden vergeben sind und ich bei Gott in Gnaden stehe, weder identisch mit der Gewißheit um die völlige Untrüglichkeit der ganzen Heiligen Schrift, noch hat sie diese zur absolut notwendigen Voraussetzung. Wohl aber hat D. Haskagen darin recht, daß die Heilsgewißheit des Glaubens so verflochten ist mit der Gewißheit um die Untrüglichkeit der Heiligen Schrift, daß niemand die letztere leugnen kann, ohne folgerichtig die erstere ins Schwanken zu bringen und umzukühen. Haben Jesus und die Bibel sich in vielen Dingen geirrt, obwohl sie Irrtumslosigkeit für sich in Anspruch nehmen, so kann man auch des Zweifels nicht mehr Herr werden, ob die Wahrheit des Evangeliums von der Gnade Gottes, die den Inhalt des rechtfertigenden Glaubens ausmacht, wirklich untrüglich und göttlich gewiß ist. Mit ihrer Leugnung der Irrtumslosigkeit der Schrift hat die moderne Theologie konsequenterweise gerade auch der christlichen Heilsgewißheit den Todesstoß versetzt. Das hat D. Haskagen erfahren. Darum bezeichnet er auch seine Studien als einen „Schrei aus tiefer Not“. Seine Waffen richtet D. Haskagen auch nicht bloß gegen die Bibelkritiker, sondern überhaupt gegen die moderne Theologie, die das Schriftprinzip zerstört und preisgegeben hat. Die berühmteste Quellenscheidung betreffend bemerkt u. a. Haskagen S. 44: „Evangelische Theologen der Vergangenheit und Gegenwart wissen nun doch, daß z. B. die Konfordinformel eine ganze Reihe von verschiedenen Verfassern hat. Ebenso liegt in unserer Prosaliteratur manches Werk vor, an dem, wie allgemein bekannt, mehrere Verfasser gearbeitet haben. Dazu stehen uns in unserer eigenen Sprache alle Mittel zu Gebote, um etwa durch Beachtung der Stileigentümlichkeiten des einzelnen Verfassers seine Spuren in dem Werke nachzuweisen, an dem auch andere in ihrer eigenen Weise mitarbeiteten. Wer aber wagt, sich das Vermögen beizulegen, die Konfordinformel so zu zerlegen, daß er einen Teil Jakob Andrea, einen andern Martin Chemnitz, einen dritten David Chyträus usw. beilege? Wer versucht das Nibelungenlied in entsprechender Weise zu verteilen? Den homerischen Gesängen gegenüber waren seit Friedr. Aug. Wolf manche gelehrte Philologen aus Weggründenden, die ihnen augenblicklich einleuchteten, Jahrzehnte hindurch eifrig bemüht, einen derartigen anatomischen Prozeß durchzuführen. Aber diese Unternehmungen sind mißlungen und fast ganz ausgegeben. Wie kann jemand auf dem weit schwierigeren Gebiete der Bibel, im besonderen des Alten Testaments, ein solches Verfahren meinen durchführen zu können, dessen Ergebnisse vor den nüchternen, wissenschaftlichen Prüfung anzuerkennen sein würden? Die bezüglichen Hypothesen z. B. auf Grund der verschiedenen Gottesnamen reduzieren sich, mag noch so viel dafür geltend gemacht werden, im letzten Grunde immer wieder auf folgende Argumentation: Jemand spricht in einer Reihe von Schriftstücken von ‚Er. Königl. Hoheit‘ und gebraucht auch sonst eine dementsprechende Terminologie. In einer andern Reihe von Schriftstücken spricht er vom ‚Großherzog‘ oder vom ‚Landesherrn‘ oder von ‚Seremissimus‘ oder von ‚Friedrich Franz IV.‘, und zwar jedesmal unter Verwendung z. B. von Eigenschaftswörtern, die der gebrauchten Personbezeichnung irgendwie angemessen zu sein scheinen. Kann nun aus der Verschiedenheit der Personbezeichnungen, der Verschiedenheit der Adjektiva usw. mit Recht geschlossen werden, daß nicht ein Verfasser, sondern mehrere Verfasser diese Schriften aufzeichneten? Credat Judaeus Apella!“ Selbst an dem Synobalkatechismus unserer Synode, der ebenfalls das Produkt vieler Faktoren ist, würden die Kritiker vergeblich ihre Zähne zerbrechen, obgleich er noch keine fünfundsanzig Jahre alt ist. Jedenfalls sollten die höheren

Kritiker ihre Kunst erst an solchen und ähnlichen kontrollierbaren Versuchsobjekten beweisen, ehe sie sich an die Heilige Schrift machen. Ausgezeichnet sind die Ausführungen Hahagens über die Stellung Jesu zur Schrift des Alten Testaments, die auch für uns verbindlich sei. Von den Forschern, die die tierische Abstammung des Menschen lehren, schreibt Hahagen S. 75: „Im ganzen genommen, geben jene Forscher zwischenburch noigebrungen stets von neuem selber zu, daß ihre Beweisgründe nur partieller Natur und Tragweite sind und überhaupt bedingten Charakter haben; aber ebensooft vergessen sie dies wieder und vermögen, ihren hingebungsvollen Lesern daselbe Vergessen zu suggerieren. Sie fühlen ebensowenig, wie ihre vertrauensvollen Leser es fühlen, daß sie Isoliertes als allgemein geltend, Unsicheres als fest, Vieldeutiges als eindeutig, Abnormes als Maßstab für Normales ansehen und eine ganz neue Anschauung vom Wesen des Menschen auf einer Nabelspitze aufbauen. Einst errichtete man kolossale Pyramiden auf entsprechend breiter Basis, deren Seitenflächen sich allmählich bis zur erhabenen Spitze verjüngen. Jetzt dreht man in jenen naturwissenschaftlichen Systemen die Sache um. Die Spitze liegt nun unten. Auf dieser Grundlage redt sich dieser neue Pyramidenbau breit und frech gen Himmel, um den lebendigen Gott zu entthronen, der den Menschen nach seinem Ebenbilde erschuf. Nichts anderes wird man damit erreichen als das Entthronen der Menschen, die solchem Wahn sich ergeben; und mit dem Vertieren des Menschen geht man zugleich den Grund, aus welchem der Untergang aller sittlichen und geistigen Kultur folgen muß und folgen wird.“ Den Abschnitt über die schweren Schädigungen durch die moderne Theologie leitet Hahagen S. 115 also ein: „Wir verdanken der modernen positiven Schriftforschung, besonders aus der Schule v. Hofmanns und aus dem weiteren, unter seinem Einfluß stehenden Kreise, so viel und so Großes, daß wir, soweit es auf uns selber ankommt, am liebsten über die Schäden dieser Schriftforschung schweigen. Als Theod. Kliefoth einst seine gründliche und umfassende Kritik des v. Hofmannschen ‚Schriftbeweises‘ beendete, die im wesentlichen damals unwiderlegt blieb und bis jetzt unwiderlegt geblieben ist, schließt er mit dem Wunsche, sein Gott möge ihm barmherzig sein und ihn nimmer mehr eine Streitschrift schreiben lassen. Diesen Wunsch glauben wir zu verstehen und hegen ihn im Herzen auch an unserm geringen Teil. Aber Kliefoth sah damals, was viele nicht sahen, daß die v. Hofmannschen Prinzipien und Methoden, indem sie behaupteten, der kirchlichen Theologie zu dienen und ihr konform zu verfahren, ohne dies in Wirklichkeit zu tun, eine Unklarheit, eine Unwahrheit in sich bergen, welche die Geister, besonders der jüngeren Generation, unheilbar verwirre und der lutherischen Theologie und Kirche in unserm Volke schweren Schaden zufüge, ja den Untergang drohe. Die beiden Menschenalter, die seitdem vergingen, bringen meines Erachtens zu viele schlagende und niederschlagende Beweise, daß Kliefoth richtig urteilte! Diese Tatsachen nötigen zum Sprechen, und das um so nachdrücklicher, wenn man in sich selber unter den Schäden und Wunden gelitten hat und leidet, die eben auch durch jene Schriftforschung veranlaßt werden.“ Die sechs Kapitel der Schrift Hahagens tragen folgende Überschriften: 1. Die modern-rationalistische Kritik wider die Heilige Schrift trübt und verschüttet den Freudquell des Christen im Worte Gottes. 2. Der Intellektualismus gegenüber der Heiligen Schrift. 3. Die autoritätvolle, den Christen und die Kirche bindende Stellung des Herrn zu der ihm vorliegenden Heiligen Schrift. 4. Die persönlichen Ursachen der prinzipiell negativen Schriftkritik. 5. Die schweren Schädigungen, welche aus der schwankenden Stellung mancher modern-positiven Theologen zur Heiligen Schrift sich ergeben. 6. Das Neben Gottes nach langem Schweigen.“ Wer die modernen Bibelkritiker bewundert als große Geister, vorurteilsfreie Forscher, genaue Beobachter, scharfsinnige Beurteiler, gewissenhafte Darsteller und überhaupt als kompetente Richter, der lese diese Schrift. Sie wird seinen Respekt vor diesen Priestern der modernen Göttinger „Wissenschaft“ nicht vermehren!

F. B.

Savonarola im Streite mit seinem Orden und seinem Kloster. Von Dr. J. Schnitzer. J. F. Lehmanns Verlag, München. M. 3.

Die sechs Kapitel dieser Schrift sind betitelt: 1. Die Stiftung des heiligen Dominikus und ihr Verfall. 2. Die Reform. 3. Die parallele Entwicklung im

Franziskanerorden. 4. Die Obsterbanz und S. Marco in Florenz. 5. Savonarola und die Obsterbanz. 6. Savonarola im Streite mit seinem Orden und mit seinem Kloster. — Dr. Schnitzer sucht hier nachzuweisen, daß Savonarola ein Opfer des damaligen „Armutstretes“ wurde. Zwar wolle sein schmählicher Untergang am 23. Mai 1498 am Galgen und auf dem Scheiterhaufen nicht ausschließlich zurückgeführt sein auf den Streit mit seinem Orden, wohl aber habe dieser wesentlichen Anteil an seinem Tode. Die Dominikaner und Franziskaner hatten als Bettelorden das Gelübde übernommen, jedem gemeinsamen sowohl wie privaten Besitz zu entsagen, um so Christo ähnlich und vollkommen zu werden. Diese Gelübde wurden aber bald in beiden Orden mit Zustimmung der Päpste zum bloßen Heuchelschein. Von den Dominikanern lesen wir hier: „Mit Grauen bliete Leonhard Dati auf die Verwüstungen, welche die Ungunst der Zeiten im Orden angerichtet hatte. Der Gehorsam, klagte er auf dem Generallapitel zu Reg. (1421), hat sich in Unbotmäßigkeit, die Armut in das Laster des Besizes verlehrt, die Keuschheit wird vielfach verlegt, das Fasten hat schwergerischen Gelagen Platz gemacht, schlechtes Beispiel, ärgerlicher Wandel, freches Benehmen, Unkenntnis der heiligen Schrift, Ehrgeiz und Stellenjägerie haben überall um sich gegriffen. Und diese bitteren Klagen waren keineswegs übertrieben. Sahen sich doch die Ordenskapitel immer und immer wieder genötigt, das strenge Verbot einzuschärfen, verdächtige Frauenspersonen bei Tag oder Nacht in die Zellen der Brüder einzulassen, Handel zu treiben und sich mit Wucher und unerlaubten Verträgen zu befassen, bei Weltleuten zu übernachten und Weltleute oder lasterhafte Ordenspersonen im Kloster übernachten zu lassen, Frauenspersonen zu Dienstleistungen ins Kloster aufzunehmen, Klostervergehen mit Geldstrafen zu ahnden oder Ordensämter um Geld zu verleihen. Selbst vor gemeinen Verbrechen, geschlechtlichen Ezessen, Diebstählen, schweren Körperverletzungen, ja Mord und Totschlag schredten einzelne Brüder nicht zurück — von geringeren Regelverletzungen, wie Bruch des Stillschweigens und des Fasten- und Abstinenzgebots, Vernachlässigung des Chorgebets und des gemeinsamen Tisches und Einnahme der Mahlzeiten auf der Zelle, ganz zu geschweigen.“ (S. 15 f.) Über die Franziskaner schreibt Schnitzer: „So wenig wie die Söhne des heiligen Dominikus vermochten sich die des heiligen Franz auf der Höhe der Begeisterung und der Entsagung zu halten, die ihr geistiger Vater erklimmen hatte. Daß vollste Entäußerung jedes irdischen Besizes die Quintessenz alles minoritischen Lebens sei, war vom Stifter so klar und entschieden verkündet worden, daß ein Zweifel und eine Ausrede nicht möglich schien. Mit Hilfe römischer „Erläuterungen“, wie sie von Gregor IX. (*Quo elongati*, 1230), Innozenz IV. (*Ordinem vestrum*, 1245) und Nikolaus III. (*Exiit qui seminat*, 1279) erlassen wurden, gelang es gleichwohl, selbst den feierlichsten Willen des Patriarchen zu umgehen. Konnte man irdisches Gut schon nicht be s i z e n, so konnte man es doch g e n i e ß e n; man klammerte sich also an die vom heiligen Stuhle gebilligte Fiktion, daß die Klöster und liegenden Güter des Ordens zwar nicht diesem, sondern dem Papste, bzw. dem Geber zu eigen seien, daß auch die Schenkungen und Zuwendungen an Geld und Geldeswert, die den Brüdern zufließen, nicht deren Eigentum bildeten, sondern in den Besitz eines vom Kloster bestellten Vertrauensmannes (*vir fidelis, syndicus*) übergingen, der sie im Sinne der Brüder zu verwalten und zu veräußern hatte, daß sich aber die Brüder der Erträgnisse jener Güter sowie der von ihrem Vertrauens- oder vielmehr Strohmann verwalteten Gelder unbedenklich zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse bedienen dürften. Mit Hilfe dieser genialen Unterscheidung zwischen Besitz und Nutznießung, auf welche Franz in seiner heiligen Einsicht freilich noch nicht verfallen war, gelang es den Minderbrüdern, den Schein der ihnen von der Regel vorgeschriebenen Armut notdürftig zu wahren, während sie es im frohen Genuße ihrer fetten Einkünfte getroßt mit den reichsten Äbteien aufnehmen konnten. Auch äußerlich war ihnen von ihrer vielgepriesenen ‚Armut‘ bald wenig mehr anzumerken, und auch sie ließen jene prächtigen Klöster und Klosterkirchen erstehen, die die Bauwerke der alten Orden bald weit in den Schatten stellten.“ (S. 24 f.) Den vergeblichen Versuchen, die Armutsobsterbanz wieder einzuführen, erlag nach Schnitzer auch Savonarola, der den Florentinern z. B. predigte: „Unsere Väter hatten Kelche von Holz; aber damals waren die hölzernen Kelche in den Händen goldener Priester, während heutzutage die goldenen Kelche in Händen hölzerner Priester sind.“ (S. 43.) F. B.

Amerikanische Amtstätigkeit eines lutherischen Pfarrers. Vierzig Jahre im Dienste des Herrn von S. Pöppen. Mit zehn Abbildungen. Verlag von Richard Mühlmann, Halle. M. 3; geb. M. 4.

Der Verfasser ist Pastor der iowaschen St. Jakobsgemeinde in Toledo. Er schildert zuerst seine Jugendzeit in Norden an der Nordsee und erzählt dann von seiner Arbeit als Pastor zuerst in Ontario, dann an der ohioischen Gemeinde in Hebbville, O., und zuletzt in Toledo, wobei aber theologische Fragen nirgends gestreift werden. Außerdem bietet das Buch Briefe über zwei Deutschlandreisen (1898 und 1908) sowie auch ein interessantes Kapitel mit der Überschrift „Allerlei Erfahrungen“. Auch Leser aus unsern Kreisen wird es interessieren, wenn P. Pöppen schreibt (S. 45 f.): „Ich muß aufrichtig bekennen: ich hatte ein starkes Vorurteil gegen Amerika und die kirchlichen Verhältnisse daselbst. Was ich über die Vereinigten Staaten gelesen, hatte mein Herz nur mit Mißtrauen und Widerwillen erfüllt. Ich meinte, es sei ein gewagtes Spiel, die Brücke hinter sich abzubauen und das Gewisse gegen das Ungewisse einzutauschen. Ich sah die Auswanderung der großen Menge aus den deutschen Gauen als ein Lotteriespiel, als ein vermessenes Unternehmen an. Der armen Heiden sowie der bedrängten und unberorgten Glaubensbrüder in der Diaspora gedachte ich oft in meiner Fürbitte und unterstützte auch, wenngleich meine Mittel gering waren, das Werk der Inneren und Äußeren Mission. Zu dem Zwecke hatte ich in meiner Stube eine Sammelbüchse aufgestellt, in welcher ich die Gaben für diesen Zweck sammelte und aufbewahrte. Eines Tages bemerkte ich, daß die Büchse beinahe bis zum Rand gefüllt war. Es waren freilich nur Pfennige, aber ich dachte doch darüber nach, wie ich meine kleinen Ersparnisse wohl am besten für das Reich Gottes verwenden könnte. Um diese Zeit machte der selbige P. Brunn aus Steeden in Nassau seine Rundreise durch Deutschland im Interesse der Missouri-Synode hiersebst. Wo sich ihm nur Gelegenheit darbot, betrat er die Kanzel und legte den Zuhörern die geistliche Not ihrer Glaubensbrüder in Amerika ans Herz. Unsehbar und fast verlegen trat er auf, und so war auch seine ganze Erscheinung in Kleidung und im Benehmen. Die Sprache fiel ihm im Anfang sehr schwer, da durch einen Schlaganfall seine Stimme gelitten; aber ihm wuchsen die Flügel auf der Kanzel! In edler Begeisterung, mit Kraft und Feuer sowie mit Schmerz und Wehmut schilderte er durch Beispiele aus dem Leben und in lebendigen Zügen die Not der bedrängten Glaubensgenossen. Zum Schluß seiner Predigt bat er dann um Gaben, ermahnte zur Fürbitte und forderte insbesondere die jungen ledigen Männer sowie die Jünglinge zum Eintritt in den Missionsdienst auf. Er selbst leitete eine Missionsanstalt in Steeden, wo er junge Leute für den Pfarrdienst in Amerika vorbereitete. Dieser treue Zeuge kam auch in unsere Stadt. Auch hier wurde ihm die Kanzel eingeräumt. Der Gottesdienst war stark besucht. Ich saß nahe der Kanzel. Den Inhalt der Büchse trug ich bei mir. Auf dem Wege zur Kirche hatte ich mir den Plan zurechtgelegt, je nach der Erbauung und Begeisterung, die ich von der Predigt erhalten würde, einen Teil, mehr oder weniger, davon zu opfern. P. Brunn predigte in seiner gewohnten Weise, in Beweisung des Heiligen Geistes und in der Kraft Gottes. Sein Text war Apos. 16, 9, sein Thema: Der Rotschrei der Glaubensbrüder in Amerika: „Komm her- nieder und hilf uns!“ Die Predigt zündete. Der Herr tat vielen, wie einst der Apdta, das Herz auf. Tränen wurden gemeint, die Lippen bewegten sich zum Gebet, und die Gaben flossen reichlich. Die Predigt nahm auch mich hin, nahm mich gefangen. Ich opferte den ganzen Inhalt der Büchse für diese Angelegenheit des Reiches Gottes. . . . So wurde P. B. das gesegnete Werkzeug in Gottes Hand, daß ich über den Dean fuhr, um den unberorgten Glaubensbrüdern hier das süße Evangelium, das Wort von der Veröhnung, zu predigen.“ F. B.

Fünfundzwanzig volkstümliche Predigten über die ganze Augsbургische Konfession. Von Lic. theol. B. G. Richard Wolf. Preis: M. 3.50; geb. M. 4.30.

Im Vorwort schreibt der Verfasser zugleich mit Hinweis auf das immer näher rückende vierhundertjährige Jubelfest der Reformation: „War der 31. Oktober 1517, der Tag von Wittenberg, gewissermaßen der Geburtstag der Reformation, so ist der 25. Juni 1530, der Tag von Augsburg, ihr Konfirmationstag

gewesen, denn sie hat da ein gutes Bekenntnis bekannt vor vielen Zeugen (1 Tim. 6, 12). Es ist nun eine beklagenswerte Tatsache, daß unser evangelisches Christenvolk dies sein Hauptbekenntnis so wenig kennt und noch weniger in seinen reinen, abgeklärten, evangelischen Grundgedanken lebt. Da wollen die nachfolgenden, in den Jahren 1907, 1908 und 1909 vor einer großen industriellen Gemeinde zu Chemnitz gehaltenen Predigten dieses Kronjuwel unserer Kirche unserm Volke in schlichtem Gewande, in der Sprache und im Geiste der heutigen Zeit näherbringen, auch evangelischen Predigern und Lehrern, welche die Augustana noch mehr als bisher in der Predigt und im Religionsunterricht verwerten möchten, eine bescheidene Handreichung tun. Auf diese Weise wollen sie zugleich die Herzen auf das große Reformationsjubiläum zurufen und zu dem freudigen Dankbekenntnisse erwecken: „Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir frohlich“ (Ps. 126, 3).“ Der Verfasser hat aber, statt überall nur darauf bedacht zu sein, die Lehren der Augustana klar und scharf herauszustellen, eigene moderne Gedanken mit eingemischt, z. B. gleich in der ersten Predigt, wo er redet von „den naturwissenschaftlichen und geographischen Mängeln“ der Bibel und „dem unvollkommenen Weltbilde jener Zeit, das den Propheten und Aposteln vorschwebte“, da doch die Augustana die Wahrheit zu ihrer Voraussetzung hat, daß die ganze Heilige Schrift in allen ihren Aussagen das untrügliche Wort Gottes ist.
f. v.

„Ist das Dogma von dem stellvertretenden Sühnopfer Christi noch haltbar?“ Für denkende, moderne Menschen bearbeitet durch Ludwig von Gerdtell. Verlag von Bruno Becker, Eilenburg. Preis: M. 1.

Der Verfasser lehrt in dieser Broschüre (116 Seiten) zwar ein „stellvertretendes Sühnopfer“ Christi, leugnet aber die Übertragung unserer Schuld auf den schuldlosen Jesus, das stellvertretende Strafleiden Jesu zur Befriedigung der göttlichen Strafgerechtigkeit, die eigentliche Bezahlung unserer Schuld durch das Opfer Jesu, die Umstimmung des unserer Sünde wegen uns zürnenden Gottes in einen gnädigen Vater sowie auch, daß vermöge des Gehorsams Christi unser eigener Gesetzesgehorsam zur Seligkeit nicht nötig sei. Nach seiner eigenen Aussage folgt Gerdtell in seinen Anschauungen über das Sühnleiden Christi dem amerikanischen Erweckungsprediger Finney.
f. v.

Zu Füßen des Meisters. Kurze Betrachtungen für vielbeschäftigte Priester von Anton Guonder, S. J. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg. M. 2.80.

Die beiden Grundgedanken dieser Schrift sind: 1. Was Christus seinen Jüngern war, das ist jetzt der Priester den Laien. 2. Die Seligkeit ist kein freies Gnadengeschenk um Christi willen, sondern der Lohn unserer eigenen Verdienste vor Gott. Der erste Gedanke kommt u. a. also zum Ausdruck: „Der Priester ist der fortlebende Christus, ein alter Christus.“ Christus ist „selber persönlich nicht mehr da“. Bei uns ist er nur noch „unsichtbar im Tabernakel“ und „sichtbar“ in den „Bischöfen und Priestern“. Jeder Zug des Lebens Christi wiederhole sich in getreuester Wiedergabe stetig und überall im katholischen Priestertum. (S. 1 ff.) Dieser Priestervergötterung stellen wir das Wort Christi entgegen: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder“ (Matth. 23, 8) und das Wort Petri vom Priestertum aller Christen, 1 Petr. 2, 9. 10. Der zweite Gedanke kommt u. a. also zum Ausdruck: „Die gratiae gratis datae“ (Amt und Vorrecht der Priester) „haben ihre bedeutsame Rolle im Leben der freitenden Kirche, aber drüben sind diese Rollen ausgespielt, da gelten nur die gratiae acquisitae, der innere Wert, das Verdienst vor Gott.“ (S. 231.) Dieser römischen Lehre, daß sich jeder durch seine eigenen Verdienste die Seligkeit erwerben müsse nach Anleitung des Priesters, setzen wir das Wort Pauli entgegen, Eph. 2, 8. 9: „Denn aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und daselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“ Der Verfasser hat das Wesen des Christentums als Religion der freien Gnade um Christi willen nicht erkannt. Christus ist ihm, im Grunde genommen, nicht der Heiland, der uns Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erworben hat und im Wort und Sacrament reich-

lich und täglich, frei und umsonst schenkt, sondern bloß der „Meister“, der uns sagt, wie wir durch eigens Verdienst selber uns die Seligkeit erwerben können. Das Evangelium von Christo ist also kuonder noch ein verschlossenes Buch. Es ist darum auch kein Wunder, daß er für das Wesen der Kirche und ihres Amtes kein Verständnis hat.

C. Ludwig Ungelens Verlag, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Friede über Israel!“ Vierteljährlich herausgegeben von P. v. Harling im Auftrage des Ev.-Luth. Zentralvereins für Mission unter Israel. Jahrg. X.
2. „Saat auf Hoffnung.“ Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel, begründet von Franz Delitzsch. Im Auftrage des Ev.-Luth. Zentralvereins für Mission unter Israel und in Verbindung mit Geh. Kirchenrat Prof. D. Kittel und Lic. theol. P. Krüger vierteljährlich herausgegeben von P. Otto von Harling, Missionssekretär. 50. Jahrg. M. 2. — Die erstere dieser Zeitschriften ist populär gehalten, die zweite gelehrt. Aus dem Inhalt der letzteren teilen wir folgende Titel mit: Franz Delitzsch. Ein Lebensbild nach Zeugnissen von ihm und über ihn. Judentum und Christentum in der neuesten jüdischen Literatur. Institutum Delitzschianum. Unsere Delitzschfeier. Die jüdischen Kolonien in Palästina. Die Gedankenwelt des Reformjudentums. Die Prophetensprüche und -zitate in religiösen Dramen des deutschen Mittelalters. Franz Delitzsch' Handexemplar des Alten Testaments. Eine interessante Episode vom letzten Zionistenkongreß. — Der Grundgedanke, der sich durch beide Zeitschriften zieht, ist der christliche Glaube an eine künftige allgemeine Judenbekehrung. J. B.

Bandenhöck und Ruprecht, Göttingen, hat uns zugesandt:

1. „Liturgische Andacht zu Beginn der Passionszeit.“
2. „Liturgische Andacht auf Gründonnerstag.“
3. „Liturgische Andacht zur Konfirmation.“ (Preis: Je 12 Pf.) — Mit einigen Veränderungen könnten diese Andachten auch in unsern Gemeinden verwertet werden. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

D. Remensnyder, Präsident der Generalsynode, wurde vor einiger Zeit von den Herausgebern des *Churchman* (Broad Church-Organ der Episcopalen) aufgefordert, die Stellung der Lutheraner zur Kirchenvereinigungsfrage darzulegen. Sein Artikel, betitelt: „The Lutherans and Church Unity“, erschien zu Anfang dieses Jahres in genanntem Blatt. Derselbe betont, daß allerdings die Lutheraner das Hauptgewicht auf die Lehre legen; „considering the faith“, im Gegensatz zu den *Adiaphora*, „as essential to the self-preservation of Christianity, and the all-important source of its vital spiritual power, agreement in it is insisted upon as paramount“. Auch sei wohl die Augsburgerische Konfession, wie von reformierter Seite zugestanden, „the oldest and most generic and catholic of the confessions“ und deshalb „the most acceptable to all parties“. Allerdings, kirchliche Vereinigung sei nicht möglich ohne gegenseitige Zugeständnisse, und keine Kirche habe das Recht zu erwarten, daß ihr alle Zugeständnisse gemacht werden. Da entstände aber die Frage: „Dare the faith be compromised for the sake of union?“ Hierauf antwortet Remensnyder: „The answer is, No; but with these limitations: It is only the most generic faith, that which has been universally received and confessed in all ages, and that without which the heart and core of Christianity would be lost, which

must be insisted upon. Secondly, all parties must show the grace of humility and charity. We must remember that the intelligence and faith and experience of our Christian brethren count for as much as our own. And if thus putting away narrowness and lack of charity, we come together as Christian brethren with study, faith, prayer, and the spirit of sacrifice, devoutly mourning this unhappy schism of the Body of Christ, who can say that the Holy Ghost may not work a modern miracle in gathering together these severed members into one holy, Catholic, and Apostolic Church!" Allerdings, ein Mirakel wäre es, wenn nach einer Vereinigung der Kirchen, nach diesem Vorschlag durchgeführt, noch eine "holy, Apostolic Church" auf Erden zu finden wäre. Nur die "most generic faith", also die Hauptartikel, aus denen die andern nur abgeleitet werden (1), müssen stehen bleiben. Wie stimmt das mit dem Auftrag: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe“? Und ein solches Preisgeben der Wahrheit bemäntelt Remensnyder mit dem Ausdruck "spirit of sacrifice", "the grace of humility and charity". Leider spricht er sich nicht darüber aus, welche Artikel des lutherischen Bekenntnisses fallen dürfen unbeschadet des generischen Glaubens. Da muß man noch Achtung haben vor dem Baptisten, der in einer folgenden Nummer des *Churchman* am Schluß eines Artikels über dieselbe Sache kurz und bündig erklärte, die Baptisten stellten folgende Lehrsätze als Bedingungen für kirchliche Vereinigung auf: Die Bibel die Regel der Wahrheit. Die Lokalkirche, bestehend aus den getauften Gliedern. Nur Erwachsene seien zu taufen. Nur das Untertauchen sei rechte Taufe. Nur Getaufte sollen am Abendmahl teilnehmen. Das ist ein Gemisch von Wahrheit und Irrlehre, aber der Mann redet doch nicht allgemein von „generischen“ Lehren, sondern sagt rundweg: "Baptists do not see their way to any compromise, evasion, or surrender of these their cherished tenets. They cannot enter into any union or cooperation which, in their judgment, would involve such a surrender. But they do earnestly and sincerely propose the first of these five principles as the basis of unity for all Christians." Ähnlich sprach sich auch letztes Jahr im *United Presbyterian* ein Presbyterianer aus. Die *United Presbyterian Church* sei nimmermehr bereit, ihre distinktiven Lehren preiszugeben, um Vereinigung mit andern Kirchen einzugehen. Was die Kirche vor allem zu tun habe, sei, "to take a firmer grip on all truth, the 'lesser truth,' as our brother puts it, as well as the greater, for all truth is truth. The 'problems of the world' will never be met by compromises of creedal truth founded on the Word of God. The Church cannot progress by abandoning one class of truth in favor of another class of truth which seems to be of more importance. All truth is important — no truth is unimportant." Gerade eine solche Klassifizierung der christlichen Lehren, als entbehrliche und unentbehrliche, beantragt D. Remensnyder aber in seinem Artikel. Jedenfalls hat er kein Recht, diese Stellung sowie die Ansicht, nur „das Herz und der Kern des Glaubens“ dürfe nicht preisgegeben werden, als Stellung der lutherischen Kirche vorzutragen. G.

Als der *Lutheran Observer*, der die radikale Richtung innerhalb der *General Synode* vertritt, leztthin auf die Kirchenvereinigungsfrage zu sprechen kam, machte er eine Distinktion, die ebenso bedenklich ist wie D. Remensnyder's Unterscheidung zwischen den "most generic" Glaubensartikeln und solchen, die man preisgeben darf. Der *Observer* unterscheidet folgendermaßen zwi-

schen den Lehren des Evangeliums und der systematischen Theologie: letztere sei Menschenwerk, "constructed out of the data of the Bible, always under the thought-forms and in the terminology of some philosophy", ein Versuch "to intellectualize religion", bei dem zu oft das Evangelium als eine Serie von Propositionen behandelt werde, "to be accepted by the intellect rather than the simple, saving truth of God that is to be not only apprehended by the mind, but received into the heart and will, and made regulative in the daily life". Daß Leute in ihrer Theologie nicht miteinander stimmen, erkläre sich aus einer "difference of intellectual operation", nicht aber aus einer "difference in vital religion". (*Luth. Obs.* vom 24. Okt. 1913.) Das ist genau die Distinktion, die dem Indifferentismus in den reformierten Kirchen zugrunde liegt. Man fingiert da einen Gegensatz, als ob zwischen der Annahme theologischer Lehrsätze und der Annahme des Evangeliums ein Widerspruch bestände, und stellt die Sache so dar, als ob es sich bei den Vereinigungsbestrebungen darum handle, festzustellen, was Glaube und was nur theologische Fixierung des Glaubens sei. Die Basis der Vereinigung, heißt es da weiter, müsse sein eine "common participation in the life of Christ" oder, wie es der *Presbyterian Advance* ausdrückt: "Our hope of unity must be based not upon a unity of the head, of intellectual belief, but of the heart and will. To believe on Jesus Christ is not to believe this or that or the other thing about Him, but to entrust one's self to Him that we may have life." Diesem Ausspruch des *Presbyterian Advance* stimmt der *Observer* zu und meint schließlich, das Beste sei, man lasse jeder Kirche ihr Bekenntnis und fördere sich zu gemeinschaftlicher kirchlicher Arbeit. Der Standpunkt des *Observer* ist also ziemlich derjenige des Kongregationalisten Washington Gladden, der kürzlich in dem (kongregationalistischen) *Advance* ausführlich darlegte: "to receive Christ" bedinge gar nicht die Annahme eines theologischen „Systems“, am allerwenigsten aber die Annahme einer "elaborate metaphysical theory of His person"; man solle nur den Charakter Jesu, seinen Lebenslauf als "abiding influence" in sein eigenes Leben aufnehmen und so "be good men and women". Hier wie dort derselbe fingierte Gegensatz zwischen Erkenntnis und Herzenshingabe, als ob eins das andere ausschöpfe, und als ob man gar wohl die Lehre der Schrift von der Person Jesu leugnen dürfe und dabei doch Christum annehmen. Oder wie es Bischof Johnson von Missouri im (episkopalischen) *Churchman* vom 21. Februar ausdrückte: sowenig (?) wie Johannes der Täufer ein Dogma in bezug auf die Person Christi angenommen habe, sondern die Persönlichkeit Jesu, und wie die Märtyrer der ersten Christenheit nicht für ein System, sondern für eine Person gestorben seien, so wenig fordere jetzt von dem Christen ein code, ein System, die Zustimmung des Herzens. Also wiederum ein Gegensatz zwischen Annahme der Glaubenslehre und dem Herzensglauben, als ob es gälte, zwischen den zweien zu wählen, als ob der Mensch sich entweder für ein dogmatisches System oder für die persönliche Stellung zu Jesu entscheiden müsse. Besonders unseidlich tritt diese Verkehrung des Sachverhalts hervor, wenn auch von Paulus gesagt wird, er habe keinen Pfifferling um ein System gegeben, sondern die Liebe Christi habe ihn gedrungen. Leute, die so schreiben dürfen, kennen weder Paulus noch unsere Dogmatiker und werden ihre liebe Not haben zu erklären, wie derselbe Augustinus, der die Schrift über die Dreieinigkeit schrieb, auch die „Konfessionen“ schrei-

ben, derselbe Luther, der die Schrift vom freien Willen verfaßte, auch das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“ dichten konnte. Allerdings ist uns gerade am *Lutheran Observer* diese Stellung zur Lehre und zum Bekenntnis nicht neu. Schon vor zehn Jahren hat er ja argumentiert, je mehr Lehrrsätze man aufstelle, desto schwieriger sei es, kirchliche Einigkeit zustande zu bringen; und je weniger, desto leichter. (Siehe L. u. W. 1904, S. 469.) Seitdem hat er offenbar nach links Fortschritte gemacht. G.

Ihre Stellung zu dem norwegischen Vereinigungsprojekt hat die Gemeinde in Parland, Wash., in einem ausführlichen Beschluß kundgegeben. Der Beschluß beklagt erstens, daß die Synode sich über die Differenz in der Auffassung des „Opgjör“ von seiten der Synode und der Forenede Kirke einfach hinweggesetzt habe; sodann daß man nicht erst die in dem Synodalbeschlusse als „möglichsterweise bestehend“ anerkannten „Mißverständnisse und Mißtrauen“ zu beseitigen versucht habe, ehe man Kanzelgemeinschaft und gemeinsames kirchliches Arbeiten empfiehlt; vor allem auch, daß man den Satz aufgestellt habe, die Synode brauche sich nicht daran zu kehren, was einzelne Personen in den andern Synoden lehrten, es sei denn, daß die betreffende Synode als solche sich dazu bekannt hätte, da ein solches Prinzip das Anteilhaben an den Sünden anderer ignoriert; und schließlich, daß man eine Gewissenssache durch Stimmenmehrheit durchzugzwängen versucht. — Andere Gemeinden der Norwegischen Synode haben dem Majoritätsbericht zugestimmt mit der Bedingung, daß erst klar werde, ob auch beide Synoden unter den Lehrrsätzen des „Opgjör“ sich daselbe vorstellen. Die meisten Gemeinden haben jedoch ohne irgendwelchen Vorbehalt für Vereinigung gestimmt. Genaue Angaben über die Abstimmung fehlen noch. G.

Die Präsiden der zwei dänisch-lutherischen Synoden hierzulande haben sich auf einen Plan geeinigt, der den Kollisionen auf dem Felde der Inneren Mission steuern soll. Man will in Zukunft keine Mission anfangen in Ortschaften, deren dänische Bevölkerung vorwiegend einem der Synodalkörper angehört; wo jedoch in von einer dieser Synoden besetzten Gebieten mindestens fünfzehn Familien darauf bestehen, von der andern Synode bedient zu werden, solle dem Wunsch Folge geleistet werden, nachdem die Präsiden beider Körper zu Rate gezogen worden sind. Die diesjährigen Versammlungen sowohl der Dänischen Kirche wie der Vereinigten Dänischen Kirche sollen über Annahme dieses Planes beraten. G.

Durch ihre Kirchbaukassen stehen den reformierten Sekten unser Land große Summen für die Missionsarbeit zu Gebote. Die Presbyterianer fingen im Jahre 1844 an, einen Kirchbaufonds zu sammeln. Derselbe hat jetzt die Höhe von mehr als fünf Millionen Dollars erreicht. Allein im vergangenen Jahre erhielten 261 Gemeinden Unterstützung im Betrage von \$233,613. Die Kongregationalisten haben einen Fonds von beinahe sechs Millionen. Seit 1853 haben sie viertausend Kirchen und tausend Pfarrhäuser damit bauen helfen. Die Episkopalen haben seit 1880 einen Fonds von etwa einer halben Million gesammelt. G.

Aber Begräbnisreform hat eine reformierte Pastoralkonferenz in Pennsylvania einen Beschluß gefaßt, der von mehr als lokalem Interesse ist. Diese Konferenz empfiehlt, daß Begräbnisse, wo irgend möglich, während der Woche und nicht am Sonntag stattfinden; sodann, daß das Halten von

Leichenreden abgeschafft werde; drittens, daß keine Loge bei Begräbnissen mitwirkte; viertens, daß die unsinnige Verschwendung, die mit Blumenstüden getrieben wird, aufhöre; fünftens, daß überhaupt in den mit Begräbnissen verbundenen Kosten Maß gehalten werde; sechstens, daß man nicht vom Pastor erwarte, daß er für Sänger bei Begräbnissen sorge; siebtens, daß der Sarg während der Leichenfeierlichkeiten nicht geöffnet werde, um „noch einen Blick auf den Toten zu werfen“; achtens, daß man den Pastor bei den Vorbereitungen zur Leichenfeier zu Rate ziehe. Zum Teil sind diese Vorschläge durch die besonderen Verhältnisse in den amerikanischen-reformierten Kirchen bedingt. So die Bezugnahme auf das Besorgen von Sängern. So das Beurteilen der Begräbnisansprüche überhaupt. Man schüttet da einmal wieder das Kind mit dem Bade aus. Erfreulich ist die Stellung, die den Logen gegenüber eingenommen wird, obwohl die presbyterianische Zeitschrift, in der diese Empfehlungen veröffentlicht wurden, den charakterlosen Standpunkt vertritt, „das müsse den Anverwandten anheimgestellt bleiben“. Daß man in reformierten Kreisen wirklich im Ernst auf das Abtun dieses Unfugs dringen und der Loge jede Mitwirkung an christlichen Begräbnissen untersagen wird, ist nicht zu erwarten. Mit Recht werden noch andere Übelstände, die bei Leichenbegängnissen hierzulande Mode geworden sind, in diesem Beschluß gerügt. Auch unsere Pastoren wären für Reformen im Sinne von Punkt eins und acht dankbar. Besonders in größeren Gemeinden häuft sich die Arbeit manchmal bis ins Unerträgliche dadurch, daß zwischen dem Morgen- und dem Abendgottesdienst noch eine oder gar zwei Leihengottesdienste und damit verbundene Kirchhoffahrten kommen. Daß man die Leichen am Mittwoch Verstorbener bis zum Sonntag aufgebahrt hält, um ein „Sonntagsbegräbnis“ zu haben, gehört ja nicht zu den seltensten Vorfällen in Stadtgemeinden. Noch mehr zu beklagen ist die Rücksichtslosigkeit, mit der man die Vorbereitungen zur Leichenfeier durchaus von der Konvenienz des Leichenbestatters abhängig sein läßt und dem Pastor dann die Zeit des Begräbnisses lediglich mitteilt. Doch werden wohl hundert Beschlüsse wie der genannte hierin keinen Wandel schaffen. G.

In der Dezembernummer des „Bible Champion“ wird Rücksicht genommen auf die Entdeckung eines Presbyterianerpastors in New York, der den Tod des Ananias und der Sapphira damit erklärt, daß die beiden vor S c h r e d gestorben seien — „Peter scared them to death“. Dazu bemerkt der *Presbyterian*, daß auch das noch zu sehr an das Übernatürliche erinnere; denn nehme man auch an, daß wohl einer der beiden an einem Herzfehler gelitten habe, so sei der gleichzeitige Tod des Ehepaares doch wohl zu wunderbar, als daß mit dieser Erklärung das Übernatürliche ausgeschlossen sei. Nein, man mache es doch wie vor fünfzig Jahren ein hervorragender deutscher Theolog und nehme an, daß diese Lügner, als sie vor Petrus kamen, einfach von ihm erschrocken worden seien! Auch dann aber bleibe das Merkwürdige an der Geschichte, wie diese Theologen ihre Information über den eigentlichen Hergang der Sache erhalten haben. Die Frage muß schließlich offen gelassen werden, ob sie das aus ihrem „inneren Bewußtsein“ entwickelt haben, oder ob wir es mit einer der „assured results of modern scholarship“ zu tun haben. G.

Die römische Akerisei Amerikas wird auch von gebildeten Protestanten öfters vorteilhaft mit den Priestern Italiens, Portugals, der südamerika-

nischen Staaten usw. verglichen. Die hiesigen Priester seien auf einer viel höheren Bildungsstufe, hätten den „amerikanischen Geist“ (was das nun auch sein mag) in sich aufgenommen, und ähnliches mehr. Tatsächlich ist die amerikanische Klerisei weiter von irgendwelchen Unabhängigkeitsplänen entfernt, dem Papste slavischer ergeben als die Priesterschaft anderer Länder. Es darf wohl daran erinnert werden, daß der Unterwerfungseid, mit dem der jetzige Papst der Modernismusbewegung, das heißt, der Kritik, in der römischen Kirche einen Ball entgegenstellte, in keinem Lande der Welt mit solcher mittelalterlichen Gefügigkeit geleistet wurde wie in den Vereinigten Staaten. In Deutschland, in Frankreich gab es Widerspruch, es kam zu Austritten; dagegen leisteten die amerikanischen Priester Ausgang des Jahres 1910 ohne irgendwelches Widerstreben den Eid, der sie aufs neue zur Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit, besonders in den Deklarationen gegen den Modernismus, verpflichtete. Vom Standpunkt des *Outlook*, des *Independent* usw. aus sollten die römischen Priester unseres Landes also zu den reaktionärsten der Welt gerechnet werden. Von einem Sichelgeltmachen des American spirit ist bei ihnen auch nicht die Spur zu erkennen. — Vor einiger Zeit verlautete, daß ein Lehrer in den öffentlichen Schulen auf den Philippinen von der zuständigen Behörde zurechtgewiesen wurde, weil er am Sonntag in der Kirche, welcher er gliedlich angehört, eine Sonntagschulklasse leitete. Es wurde ihm bedeutet, daß eine solche Betätigung seitens der öffentlichen Schullehrer auf den Philippinen nicht gestattet werde. Gegen diesen unerträglichen Eingriff des Staates in die individuelle religiöse Freiheit wurde in den protestantischen Kirchenzeitschriften seinerzeit protestiert, doch haben wir nicht gehört, daß in der Sache irgend etwas geschehen ist. Natürlich steckt die römische Kirche hinter der Verordnung, denn ihr ist ja das Freischulsystem auf den Philippinen von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. Ein ähnliches Vorgehen in den Kolonien Englands oder Deutschlands würde zu gewaltigen Protestversammlungen führen. Unser Land nimmt auch diese Anmaßung der Klerisei mit gewohnter Schafsgeduld hin. Es stehen ja keine Dollars auf dem Spiel. — In Südamerika ist die römische Kirche nach und nach überall ihrer staatlichen Vorrechte verlustig gegangen. In Bolivia müssen jetzt alle Ehen vor dem Standesgericht geschlossen werden, ehe der Priester die Einsegnung vornehmen darf. Auch sind dort alle Kirchhöfe unter staatliche Kontrolle gestellt worden. In der Hauptstadt La Paz ist die Corpus Christi-Profession gesetzlich untersagt. In Ecuador sind alle Priester als nicht wählbar für den Kongreß erklärt, alle Kirchhöfe unter Staatsaufsicht gestellt und überhaupt vollständige Religionsfreiheit eingeführt worden. In Uruguay steht die Trennung von Kirche und Staat auf dem Programm aller politischen Parteien. — In honigfüßen Worten begrüßte Kardinal Gibbons kürzlich die Stadt Wichita, Kans., in der er sich zur Einweihung der neuen Kathedrale aufhielt. Die Stadt bewillkommte ihn in einer Weise, wie es in einer ganz katholischen Stadt im Mittelalter kaum hätte überboten werden können. An Stationen, die der Zug passierte, lagen Hunderte mit entblöhten Häuptern auf den Knien und erbaten sich den Segen des Kirchenfürsten. Obgleich die Katholiken in Wichita in der Minderheit sind, erklärte der Stadtmahor, die ganze Bevölkerung habe ihn beauftragt, den hohen Gast willkommen zu heißen. Der Kardinal hielt eine sehr nette Rede, worin er gleich zu Anfang die Bewohner dazu beglückwünschte, daß sie in keiner engherzigen, verbissenen

Stadt wohnten. Es bedürfe keines Haders und Streites in Religionsachen; ihre Stellung zu ihren rüchtkatholischen Brüdern sei immer die des Wohlwollens, der Freundlichkeit und der rechten christlichen Liebe, und zwar auch, wenn Angriffe auf sie gemacht werden würden. — Im Frühjahr 1913 wurde der damalige Rektor der polnischen Kasimirkirche in South Bend, Ind., auf Anordnung seiner Oberen versetzt, und Vater Stanislaus Truza an seiner Stelle ernannt. Die aus 560 Familien bestehende Gemeinde protestierte und verbot dem Priester, das Kirchengut zu betreten. Die Gemeinde wandte sich an den Bischof Merding in Fort Wayne, der als nicht zuständig die Einmischung ablehnte, worauf man sich an den päpstlichen Ablegaten in Washington wandte. In der Zwischenzeit befand sich die Gemeinde ohne Seelsorger. Schließlich gab Richter W. A. Funk dem Sheriff Auftrag, Truza mit Gewalt einzuführen. Die Schäflein waren aber entschlossen, den neuen Hirten nicht anzuerkennen. Es gab einen heillosen Radau, in dem drei Personen gefährlich und nahezu hundert leicht verletzt wurden. Außerdem wurde das Pfarrhaus stark mitgenommen. — Mitglieder eines amerikanischen Baseball-Teams wurden kürzlich im Vatikan vom Papste empfangen. Dr. John Edw. Jones und der amerikanische Generalkonsul von Genua befanden sich bei der aus siebzig Köpfen bestehenden Gesellschaft. Mgr. Chas. A. O'Hern, der Vizektor des amerikanischen Kollegs in Rom, stellte die Versammelten dem Pontifex vor, der ihnen für ihren Besuch freundlichst dankte und in einer kurzen Ansprache den höchst originellen Gedanken ausführte, daß athletische Übungen den Körper ebenso stärkten wie geistliche Übungen die Seele. Er erteilte darauf der Versammlung den apostolischen Segen. Die Gesellschaft wurde später in Damaskushofe photographiert. Man unterläßt nichts, bei den Amerikanern den Eindruck zu erwecken, daß der Papst ein lebenswürdiger alter Herr ist, der seine höchste Freude daran hat, Reisenden seinen Segen zu erteilen. Bei der etwas lüdenhaften Kenntnis des Lateinischen, die der Heilige Vater bei den Baseballisten voraussetzen durfte, brauchte er es auch nicht so genau zu nehmen mit dem Wortlaut des Segens.

Was Kinder im Wandelbildtheater sehen wollen. In Cleveland wurde unter den Kindern eine Untersuchung angestellt, um festzustellen, welche Art von Bildern in den Wandelbildtheatern der Jugend am meisten zusagen. In 1500 Auffäßen, die hierüber geschrieben wurden, hat weitauß die Mehrzahl sich zugunsten solcher erklärt, welche sich mit Geographie, Geschichte und dergleichen mehr befassen. Über 200 gaben Kriegsdarstellungen den Vorzug, und 26 haben geradezu gesagt, daß ihnen solche am meisten gefallen, welche es mit Verbrechen zu tun haben. Ein achtjähriger Knabe schrieb: „Ich habe die Bilder über Krieg, Mord und Diebstahl am liebsten.“ Ein anderer in gleichem Alter stehender Knabe sagte: „Wenn man in die Wandelbildtheater geht, sieht man, wie Männer stehen, und man lernt, wie man stehen und rauben kann.“ (Wbl.)

Eine scharfe, aber gerechte Kritik übte kürzlich ein Polizeirichter der Stadt New York an den Bühnenstücken, die zurzeit dem Theaterpublikum geboten werden. Zwar bezog sich sein Urteil besonders auf zwei Stücke, deren Aufführung er untersagte, doch findet das, was er sagte, seine Anwendung auf viele Aufführungen, die heutzutage dem Publikum geboten werden. In seiner Kritik bemerkte der Polizeirichter unter anderem: „Wir brauchen nicht einen Abzugskanal aufzudecken, um zu beweisen, daß er

schmutzig ist, noch Leute von gemeinhin reinlichen Gewohnheiten davor zu warnen, daß sie hineingehen. Ein beträchtlicher Teil unserer Polizei befaßt sich mit der Unterdrückung der Prostitution in allen ihren Formen auf unsern Straßen. Wie nutzlos ist das, wenn wir die noch mehr ins Auge springende Vorführung dieses Lasters auf der Bühne haben, einschließlich der Darstellung des Innern von Spelunken, die unserer heranwachsenden Jugend und unsern unbescholtenen Mädchen aufgedrängt wird. Was die Ansicht anderer Bürger über das Stück und dessen Moral sein mag, geht mich nichts an. Ich habe kraft der Verantwortlichkeit meines Amtes kategorisch und direkt die Frage zu beantworten, ob das Stück unanständig und unmoralisch und eine Gesetzesverletzung ist oder nicht. Die andern haben keine solche Verantwortlichkeit und sprechen nur für sich selbst. Aberdies sind manche Leute so besorgt, man möchte sie für kleinlich, puritanisch, altmodisch und namentlich provinzial ansehen, daß sie lieber als schlecht, blasfem, liberal und als tolerante 'men of the world' gelten wollen. Dieses Stück hat keinerlei guten Zweck. Wenn es eine sittliche Lehre enthält, habe ich sie jedenfalls nicht entdecken können. Man mag ebenfugot sagen, ein Schriftsteller könne ein Buch mit 700 Seiten voll obszöner und schmutziger Dinge schreiben und am Schluß ein paar moralische Sätze, wie: 'Sei tugendhaft und du wirst glücklich sein' oder: 'Ehrenhaftigkeit ist die beste Klugheit' hinzufügen und so den vorangegangenen Schmutz sterilisieren und das Buch in ein Hilfsmittel sittlicher Erhebung verwandeln. Das Motiv des Stückes ist Geldwerb und die Sucht, sich die gegenwärtige, berechtigte Entrüstung des Publikums gegen die sogenannte 'weiße Sklaverei' zunutze zu machen." — Ein ehrlicher Theater-manager, Charles Burnham von New York, hat sich folgendermaßen über den gegenwärtigen Tiefstand des Theaters ausgesprochen: „Die Bühne ist heutzutage schlimmer als in der Zeit des alten Heidentums. Wenn ein Stück von der Presse als schmutzig, unmoralisch, unzüchtig verurteilt wird, dann gratuliert sich der Eigentümer des Theaters, denn das sieht er für sein bestes 'advertisement' an. Das Publikum will solche Aufführungen. Nur soll man nicht sagen, das Theater 'erziehe' oder 'lehre eine Moral'. Das Theater dient nur der Unterhaltung. Und wenn es die Geschichte einer Hure erzählt, so geschieht das, um die Zuhörerschaft zu unterhalten, und nicht, um ihre Seelen zu veredeln oder vor der Versuchung zu warnen.“ G.

II. Ausland.

Der Massenstreik gegen die Kirche beansprucht noch das allgemeine kirchliche Interesse in Deutschland. Wie der „Nationalztg.“ aus richterlichen Kreisen mitgeteilt wird, sind die Berliner Amtsgerichte zurzeit mit der Behandlung von Erklärungen zum Austritt aus der Landeskirche förmlich überlastet. Allein am 27. Dezember v. J. haben gegen 8000 Personen ihren Austritt erklärt. Im Monat Dezember sind bis zum 23. gegen 17,000 Austritte erfolgt. Durch Massenversammlungen und Verteilung von Flugblättern wird vor allem in den Großstädten die sozialdemokratische Wählerschaft zum Kirchenaustritt aufgefordert. In Hamburg sollen bereits 25 Volksschullehrer aus der Kirche ausgetreten sein, in Baden und Hessen 16 Lehrer, in Düsseldorf schon 800 Personen, in Jena 400, in Dresden 300, in Schweinfurt 200. Auch in Bayern ist der Kampf eröffnet worden. Ein dort zur Verteilung gekommenes Flugblatt stellt den christlichen Glauben

als ein Machtwort der Kirche dar, das durch Philosophie, Natur- und Kulturwissenschaft längst überholt sei. Dann wird an die Ehrlichkeit der Unkirchlichen appelliert, doch in richtiger Konsequenz nun auch äußerlich das Band zu zerreißen, das sie noch mit der Kirche verknüpfe, und sich so nicht nur dem Vorwurf der Heuchelei, sondern auch der Last der Kirchensteuer zu entziehen. Weiter gibt in dem Flugblatt das Komitee „Konfessionslos“ genaue Anleitung, wie man in Bayern rechtsgültig den Austritt aus der Kirche vollzieht, und fügt ein Verzeichnis der Adressen sämtlicher protestantischen und katholischen Pfarrämter und ihrer Sprechstunden sowie des jüdischen Rabbinates in Nürnberg an, um die Austrittserklärung zu erleichtern; auch ist dem Flugblatt zugleich ein Abmeldungsformular beigegeben, um dem Obmann des Komitees die statistische Aufnahme der erfolgten Austritte zu ermöglichen. — Wie große Erfolge die Sozialdemokratie in den letzten Jahren mit ihrem Kampfe gegen die Kirche gehabt hat, mögen einige Zahlen zeigen. Am 1. Dezember 1900 wurden etwa 16,800 Konfessionslose gezählt. Diese Zahl hielt sich etwa auf der gleichen Höhe bis 1906. Von diesem Jahre an steigen die Zahlen ganz außerordentlich. Am 1. Dezember 1910 wurden 213,500 Konfessionslose festgestellt, und in den beiden letzten Jahren sind etwa 40,000 Neuaustritte aus der Landeskirche gemeldet worden. Zurzeit beträgt die Zahl der Konfessionslosen in Deutschland etwa 250,000. Genaue Zahlen stehen nicht fest und sind erst 1915 durch die Volkszählung zu erlangen. Alsdann dürfte bei gleich anhaltender Bewegung die Zahl 300,000 erreicht sein. Berlin und Brandenburg stehen obenan mit 85,000 Konfessionslosen; es folgt dann das Rheinland mit 25,000. Preußen hat allein 172,000 Konfessionslose. Sehr groß ist die Zahl der Konfessionslosen in Bremen, Hamburg und Bayern, zusammen 46,000. Am stärksten sind die Konfessionslosen in den evangelischen Bezirken Norddeutschlands vertreten. G.

Schmählische Szenen spielten sich in den Austrittsversammlungen ab. Zwar hatte man den Pastoren erlaubt, gegen den Austritt zu reden, hatte sie mancherorts sogar eingeladen, als Diskussionsredner aufzutreten. Aber der Pöbel ließ sie kaum zu Worte kommen. Die Berliner „Tägliche Rundschau“ berichtet: „Nacheinander werden sämtliche Redner niedergeschrien: ‚Schluß, Schluß — ‘Runter, runter! — Volksverdummer! Heuchelei! Pfaffen! — So siehste aus!’ Und ein besonders gebildeter Genosse schreit immer wieder ‚Ecrasez l’infame!’ Einer der so behandelten Redner bedankt sich, daß er heute so aufmerksam angehört und so gütig geduldet wurde. Wie muß es dem Mann neulich ergangen sein?“ In Dresden traten am 29. Januar in einer solchen Versammlung zwei liberale Pastoren auf. Beide Redner konnten sich nur mit großer Mühe durch den Wust von Zurufen und Schimpfworten hindurch zu Gehör bringen. Die „Ev. N. Z.“ erzählt: „Auf die ruhigen und sachlichen Ausführungen der Diskussionsredner antworteten die Gegner mit wüstem Gejohle. Direkt vor dem Podium hatten sich etwa 50 Genossen postiert, die fortgesetzt Radau machten und, wie einer derselben berichtet, die Absicht hatten, die Redner von kirchlicher Seite sämtlich niederzubrüllen. Rufe wie ‚Dummer Hund‘, ‚Schafskopf‘, ‚Lump‘, Redensarten unflätigster Art flogen um die Ohren der kirchlicher Redner. Kurzum, es war um kein Haar besser als in jenen berüchtigten Kirchenaustrittsversammlungen im November v. J. in Berlin. Der Ton der Versammlung war ein derart niedriger, daß die zahlreich anwesenden Freunde

der Kirche einhellig den Saal verliehen. Daß sie recht daran getan, zeigte die offensichtliche Verlegenheit, in der sich die Genossen nachher befanden. Es fehlte ihnen die Reibungsfläche, und ihre Redner verloren sich in solche Plattheiten, daß, noch während diese sprachen, viele auch von kirchenfeindlicher Seite zum Saale hinausströmten. Kurz, die Versammlung endete mit einem tüchtigen Fiasko.“ Auch in den Protestversammlungen, die man von kirchlicher Seite veranstaltete, um der Austrittsbewegung einen Damm entgegenzustellen, kam es zu schmachvollen Auftritten. Wir teilen nach der „Ev. St. Z.“ den Schluß eines Berichts im „Berliner Tageblatt“ mit: „Als dann Pfarrer Imig die von einem Redner aufgestellte Behauptung, er (Imig) habe in einer Versammlung erklärt, daß er demnächst ebenfalls aus der Kirche ausscheiden werde, scharf zurückwies, wurde er durch Zuruf mit Ausdrücken wie 'Lump' und ähnlichen Beschimpfungen belegt. In seiner begreiflichen Erregung rief der Beleidigte einem Rufer zu: 'Sie betragen sich wie ein Bades!' Dadurch erreichte die Erregung ihren Siedepunkt. Duzende von meist jungen Leuten drängten nach dem Podium, wo Freunde und Gegner bald in dichtem Knäuel standen und lärmend durcheinander redeten. Die ganze Versammlung geriet in Kampfstellung, wozu noch der Umstand beitrug, daß die Sozialdemokraten durch einen angenommenen Schlußantrag sich vergeblich fühlten. Während nun auf dem Podium heftig gestritten und gestikuliert wurde, war Pfarrer Imig im Saale von einem älteren Manne angerempelt worden. Herr Imig schob den Angreifer beiseite, um nach seinem Platze kommen zu können. Aber ehe es hierzu kam, entstand um ihn herum eine förmliche Rauferei. Es regnete Fausthiebe zwischen Liberalen und Gegnern, und ein förmlicher Tumult herrschte minutenlang im Saale. Als dann wieder auf einen Augenblick etwas Ruhe eingetreten war, sollten die beiden Referenten das Schlußwort erhalten. Sofort aber nahmen die Gegner ihre Lärmartikel wieder auf, so daß der Vorsitzende die Versammlung schließen mußte.“ G.

Die deutsche Kaiserin Auguste Viktoria befindet sich in Sorge über die wachsende Bewegung in der Staatskirche und macht Anstrengungen, den Massenaustritt zu verhüten. Neulich ließ die Herrscherin sich ausführlichen Bericht erstatten und nahm an mehreren Konferenzen teil, in denen Mittel und Wege zur Bekämpfung der Bewegung besprochen wurden. Ein definitives Resultat hatten die Beratungen bis jetzt nicht, doch ist vorgeschlagen, den Austritt aus der Kirche durch die Erhöhung der kirchlichen Gebühren auf hundert Mark zu erschweren, wie dies in Thüringen geschehen ist. Auf den Einfluß der Kaiserin ist auch das Verbot von zwölf großen Volksversammlungen zurückzuführen, welche eine der sozialdemokratischen Partei nahestehende Vereinigung auf den jährlichen Bußtag einberufen hatte, um für den massenhaften Austritt aus der Staatskirche Propaganda zu machen. Die Einberufer der Versammlungen wurden vom Polizeipräsidenten benachrichtigt, daß am Bußtag und am Totensonntag nur gottesdienstliche Versammlungen gestattet seien. über solche Maßregeln urteilt die „Freikirche“: „Jedenfalls ist es klar, daß durch polizeiliche Verbote der Abfall von der Kirche nicht aufgehalten werden kann. Ebenso ist's ein gänzlich verfehltes Mittel, die kirchenfeindliche Bewegung aufzuhalten, wenn man vorschlägt, die Austrittsgebühren zu erhöhen, um dadurch den Austritt zu erschweren. Ja, diese Maßnahme würde nur eine Vermehrung der Austritte zur Folge haben, weil durch den Hinweis auf die später folgende Erhöhung der Aus-

trittsgebühren die Austritte sich gewaltig vermehren würden. Im übrigen verfügen jene kirchenfeindlichen Kreise auch über die nötigen Geldmittel, um den Aus tretenden zur Not auch die erhöhten Gebühren zu bezahlen. Gerade in diesem „Massenstreit gegen die Kirche“ tritt zutage, wie schwer sich diejenigen Pastoren der Landeskirche getäuscht haben, welche meinten, durch ihr Liebäugeln mit der Sozialdemokratie diese mit der Kirche auszu-söhnen zu können.“ G.

Die ganze Ohnmacht und Ratlosigkeit der Landeskirche kommt zum Vorschein in ihrem Ringen nach Hilfe gegen die Austrittsbewegung. Als der neue Sturm einsetzte, konnte man in den kirchlichen Blättern allerlei wegwerfende Bemerkungen über die Aus tretenden lesen. Jetzt aber hat ein Schrecken weite Kreise ergriffen. Man erkennt, daß mit Gewaltmaßnahmen nur das eine bewirkt wurde, daß sich der Haß gegen die Kirche nur steigerte. Auch die Liberalen, die jetzt die Frucht ihres Zerstörungswerkes aufgehen sehen, setzen sich mit der neuen Lage der Dinge auseinander. In der liberalen „Chronik der Christlichen Welt“ wird konstatiert: „Das liegt schon jetzt un widerleglich am Tage, daß die breite Masse der Großstadtbevölkerung, daß die Millionen unserer Industriearbeiter für die Kirche endgültig verloren sind.“ Daran sei aber doch die Kirche nicht schuld. Diese habe alle Dienste zur Bekämpfung des Materialismus und der Sozialdemokratie „treu und redlich“ geleistet, habe „denen, die sich zu ihr halten, Wort und Sakrament geboten und hat sich durch ihre literarischen Arbeiten der geistigen Oberschicht weit hin unentbehrlich gemacht“. (Welche Verblendung! Ist es doch gerade diese „literarische Tätigkeit“, die dem Volk das Evangelium und damit die Kirche entbehrlich gemacht hat!) Am 9. Dezember v. J. hielten die Liberalen in Berlin eine Versammlung ab, um vor Austritten zu warnen. Auch den Sozialisten war gestattet zu reden, und ihnen brüllte das Volk Beifall zu. Ein Sozialdemokrat bestreift höhnisch, daß es einen Gott im Himmel gebe, erklärte aber, daß die Liberalen auch längst nicht mehr in die Kirche gehörten. Ein Monist schlug vor, die Liberalen sollten sich doch mit dem Monismus verbinden, statt ihn zu bekämpfen. Darauf erwiderte ein liberaler Pfarrer, daß sich das wohl machen ließe, denn man könne auch unter den Theologen auf eine Anerkennung der „Wahrheits-elemente des Monismus“ rechnen! Auch mit den Sozialdemokraten wolle man in den Kirchenvertretungen zusammenarbeiten, und es müsse seltsam zugehen, wenn dann die Kirche nicht besser würde! („Stürmischer Beifall.“) Ein anderer Liberaler klagt in einem Zeitungsartikel, man habe doch seinerzeit die Orthodogie fahren lassen, weil sie dem modernen Bedürfnis nicht mehr entspreche, und der Liberalismus sei dann gekommen, „stand im Bund mit den hellen [?] Geistern der Wissenschaft, ging auf die Gemütsbedürfnisse [?] der modernen Menschheit ein“, und trotz dem sei die Kirche dem Volke nicht lieber geworden! „Wieviel ist geschehen an Vereinsarbeit, an Versuchen, die Kunst in den Dienst der Religion zu stellen, das Religiöse mit dem Nationalgefühl, ja selbst mit dem Sportwesen zu verschwistern! Aber die Entfremdung scheint unaufhaltbar.“ So muß der Liberalismus nun seinen Bankrott anmelden. Er muß es sich auch sagen lassen, daß er die Schuld hat an dem Sturm, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Der „Wahrheitszeuge“ weist darauf hin, es würden wohl neue Kirchen gebaut, aber dann „kommt das Kirchenregiment und setzt einen ungläubigen Pfarrer in die Kirche, und die ganze Absicht

ist unwirksam gemacht, denn jeder weiß doch, daß die liberalen Pfarrer die Leute aus der Kirche treiben; wenn sie sonntäglich vierzig bis fünfzig Leute um sich sammeln, so ist das schon viel. Der liberalen Theologie fehlt das Evangelium von Christo, dem Gekreuzigten, und darum ist sie zum größten Teil schuld an den Zuständen, die jetzt entstanden sind“. Der „Freimund“ erinnert daran, daß „nicht die Sozialdemokratie, sondern der deutsche oder vielmehr undeutsche Liberalismus es ist, aus dem dieser Kirchenhaß hervorgewachsen ist. Es ist ein liberales Blatt gewesen, das im Jahre 1875, als das Zivilstandsgesetz angenommen war, seine Genugthuung darüber aussprach, daß man jetzt endlich doch außerhalb der Kirche leben und sterben könne; es ist ein liberales Blatt gewesen, das, als damals bei vielen Berliner Kindern die Taufe unterlassen wurde, triumphierend ausrief: Hurra, die ersten 10,000 Heiden in Berlin! Heute mag es dem besonneneren Teil der Liberalen selber grauen vor der Ernte, die aus ihrem Samen aufgegangen ist.“ Auch meint der „Freimund“, man könne nicht recht begreifen, „was es der Kirche schaden kann, wenn solche Leute, wie sie in jenen Versammlungen sich breit gemacht haben, aus der Kirche austreten. Haben denn diese Leute vorher zu ihr gehört? 1 Joh. 2, 19. Der Vorgang zeigt nur, daß es allmählich Zeit wird, daß die Kirche sich auf ihre Pflicht und Ehre besinnt und (man verzeihe den Ausdruck) einmal daran geht, ihre Bestände zu revidieren und die Leute, die mit allem Ernste keine Christen mehr sein wollen, auch nicht mehr als ihre Glieder betrachtet. Daß die „öffentlichen und unbußfertigen Sünder von der christlichen Gemeinde auszuschließen sind“, sollte doch nicht bloß im Katechismus stehen. Es kann doch auf die Dauer nicht so weitergehen, daß man die ärgsten Gotteslästerer ruhig als Glieder der Kirche betrachtet, bloß weil sie es nicht für der Mühe wert achten, ihren Austritt zu erklären“. Auch der „Reichsbote“ kommt jetzt zu der späten Erkenntnis: „Die Kirche Jesu Christi hat nicht den Beruf, diejenigen um jeden Preis festzuhalten, die von ihr nichts mehr wissen wollen. Vielmehr kommt es darauf an, in unserm Volk Klarheit darüber zu verbreiten, was denn in unsern Tagen auf dem Spiel steht. Es handelt sich nicht zuerst darum, die gegenwärtige Kirchenorganisation um jeden Preis zu erhalten. Wir Bekenntnisfreunde wollen nicht die Landeskirche um den Preis aufrechterhalten, daß die blinde Masse das ausschlaggebende Wort darin spricht und sprechen kann.“ Und die „Reformation“ gibt sogar zu bedenken, ob in dieser Verschärfung kirchlicher Gegensätze nicht ein „hoffnungsreicher Ausblick“ zu finden sei „für die Zeit, die ja wahr scheinlich einmal kommen wird, für die Zeit der Umwandlung unserer Landeskirche in eine Freikirche“.

G.

In Schweden hat die moderne Theologie sehr stark um sich gegriffen. Sie hat sich dort aller theologischen Lehrstühle bemächtigt, mit Ausnahme eines in Upsala und eines in Lund. Als neulich ein neuer Professor nach Lund berufen werden sollte, wurde ein Theolog vorgeschlagen, der ein ausgeprägter Feind des Christentums ist und sogar behauptet, daß der Glaube an einen persönlichen Gott nicht notwendigerweise mit zur Religion gehöre. Für diesen Mann wurde dann eine besondere Professorenstelle in Stockholm errichtet, wo er in der Religionsgeschichte unterrichten soll. Nur auf diese Weise ist Lund davor bewahrt geblieben, diesen „Theologen“ zum Lehrer für werdende Pastoren zu bekommen. Um dieses neue Professorat in Stockholm errichten zu können, mußte man eine besondere Geldsammlung veran-

stalten, und es ist bezeichnend für die kirchliche Stellung im Lande, daß der eine der beiden Männer, welche dieser Sammlung vorstanden, ein jüdischer Rabbi war. Und weiter ist es bezeichnend, daß die nötige Summe in einigen Wochen einkam; die Willigkeit beizutragen war auffällig groß. Es ist darum natürlich, daß die gläubigen Lutheraner auch in Schweden den Kampf gegen die moderne Theologie haben aufnehmen müssen, und im letzten Jahre wurde der „Lutherische Kirchenbund“ gegründet, ein Verein, der eben den Zweck hat, dem modernen Vernunftglauben entgegenzuarbeiten. Von diesem Verein wird nun für die Errichtung eines privaten theologischen Seminars auf positiv christlichem und lutherischem Grunde gearbeitet. — So berichtet die „Ev.-Luth. Kirkeidende“ vom 24. September 1913. Möchte es mit dem geplanten Seminar in Schweden nicht ebenso gehen wie mit der Gemeindefakultät in Norwegen, welche die wörtliche Eingebung der Heiligen Schrift leugnet und daher mit stumpfem Schwert gegen die moderne Theologie kämpft! (Freikirche.)

Abendmahl ohne Wein. Beim heiligen Abendmahl nimmt die englische Mission in Uganda nicht Wein, sondern Bananensaft. Inspektor Trittelwitz von der Vieleselder Mission in Deutsch-Ostafrika fand das bei seiner Reise durch Uganda ganz in der Ordnung. So braucht die Vieleselder Mission auch nicht Wein beim Abendmahl. Bekanntlich ist das Sakrament an den von Christo eingesetzten Gebrauch und an die von ihm eingesetzten Elemente gebunden. Das hat die älteste Kirche schon festgestellt. Eine Taufe mit Sand ist keine Taufe, und ein Abendmahl mit Bananensaft ist kein Abendmahl. Es ist, grob deutsch herausgesagt, ein Verrug gegen die junge afrikanische Christenheit, zu tun, als bekäme sie das heilige Abendmahl, und sie bekommen es nicht; und es ist offene Mißachtung der ausdrücklichen Stiftung unseres Herrn Jesu, da man heute doch wirklich in Deutsch- und Englisch-Ostafrika Wein bequem bekommen oder wohl gar selbst bauen kann. Ich habe nach Ostafrika und dann nach Bethel deswegen geschrieben, aber man hat mich keiner Antwort gewürdigt.

(Steinmeier in „Nach dem Gesetz u. Zeugnis“.)

Wiederkehr der Jesuiten. Seit einer Reihe von Jahren haben sich in Graz die Jesuiten still und unauffällig wieder eingenistet, jene Gesellschaft, die seinerzeit als Urheber und geistige Leiter der Gegenreformation und in der Folge als eifrige Missionare gegen den noch lange fortbestandenen Geheimprotestantismus so viel Unheil und Leid über die Steiermark gebracht hat. Die Stiegenkirche wurde ihnen eingeräumt, die marianische Kongregation war ihr besonderes Arbeitsfeld. Lange blieben Anwesenheit und Wirksamkeit der drei Patres ziemlich unbekannt; sie beobachteten zunächst eine vorzichtige Zurückhaltung. Aber allmählich erweiterten sich ihre Beziehungen; namentlich unter dem jetzigen Meritalen Statthalter, dem Grafen Clary, ist ihr Einfluß in der katholischen Aristokratie und in christlich-sozial gerichteten bürgerlichen Kreisen erheblich gestiegen. Nun hielten sie die Zeit für gekommen, sich zahlreicher und dauernd in Graz zu verankern. Von den freiherrlich Mahr-Melnhofischen Erben erwarben sie ein schönes Grundstück in der Heinrich-Straße, um dort eine Kirche mit Kloster zu bauen. Der Gemeinderat der Stadt Graz wies zwar im Februar v. J. das Baugesuch ab, weil der städtische Bauplan die villenartige Bebauung jenes Geländes verlangt. Das Arbeitsministerium hob jedoch das Verbot auf und gestattete den von den Jesuiten beabsichtigten Bau. (Bartburg.)

Das Erscheinen des „*Annuario Pontifico*“ für 1914 wird in katholischen Blättern gemeldet. Das ist das Jahrbuch der römischen Kurie, welches die Liste aller Karbinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Apostolischen Vikare in der Welt enthält. Der Papst steht oben an als 259. Nachfolger des „St. Petrus von Bethsaida in Galiläa, von Christo zu höchster priesterlicher Würde erhoben, die er auf seine Nachfolger zu übertragen hat“. Das Kardinalskollegium bestand zu Anfang dieses Jahres aus 56 Gliedern. Der älteste Kardinal ist Die Pietro, der es auf 86 Jahre gebracht hat, und der jüngste, aber einer der bedeutendsten, Merry del Val, der knapp fünfzig ist. Dreißig Karbinäle sind Italiener, 6 Franzosen, 5 Oesterreicher, 4 Spanier, 3 Amerikaner, 2 Portugiesen, und je durch einen waren Deutschland, Holland, Irland, England, Belgien und Brasilien vertreten; doch ist am 5. März der deutsche Kardinal (Kropp) gestorben. Acht Karbinäle sind über achtzig Jahre alt, achtzehn über siebzig, einundzwanzig über sechzig. Nur acht haben das sechzigste Jahr nicht erreicht. Von den 1108 Bischöfen der römischen Kirche sind 746 von Papst Pius X. zum Bischofsrang erhoben worden. Nur 30 wurden unter Pius IX. konsekriert, die übrigen unter Leo XIII. Seit der Erhöhung Pius' X. vor zehn Jahren hat die römische Kirche um 18 Erzbistümer und 53 Bistümer zugenommen. Vierzehn Staaten haben einen Gesandten am päpstlichen „Hof“, erkennen also den Papst als einen weltlichen Herrscher an; es sind das Argentinien, Oesterreich, Bayern, Belgien, Bolivien, Brasilien, Chile, Colombia, Kosterika, San Domingo, Peru, Preußen, Rußland und Spanien. Es fehlt also jetzt Frankreich, die „liebste Tochter“, und Portugal. Auch die südamerikanischen Republiken werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen, das Band bald durchschneiden. G.

Ein ungeheuerlicher Skandal wird aus Krain (Süd-Oesterreich) gemeldet. Der Domherr und Seminarprofessor Dr. Joseph Strel in Laibach, Hauptführer der Klerikalen Partei in Krain, hat laut authentischer Dokumente, deren Echtheit im Gerichtsjaale bereits festgestellt wurde, ein seine Standespflichten als römischer Priester aufs gröblichste verletzendes, grobsinnliches Liebesverhältnis mit einem Fräulein, Camilla Theimer, unterhalten. Statt sich nun still zu verhalten, wie man das selbst in den gründlich korrumpierten südslawischen Verhältnissen hätte erwarten sollen, wagt es dieser Mann, im krainischen Landtag eine donnernde Philippika zu halten, bei der er den springenden Punkt, ob er die ihn belastenden Briefe geschrieben habe, weislich umging. Mit „flammenden Worten“ wandte sich Dr. Strel gegen seine Angreifer und schloß mit dem Riede aus dem Jahre 1813: „mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen“. Die den Landtag beherrschende Klerikale Partei überschüttete den Redner mit tosendem Beifall wie einen Märtyrer und Triumphator. Welche Tiefe moralischer Verderbtheit dies Verhalten eines Professors der römischen Moral aufdeckt, und welche Wirkungen für die Volkssittlichkeit hieraus hervorgehen müssen, liegt auf der Hand. Diese halbasiatischen Zustände werden immerhin noch verständlich sein. Ins Gebiet des Unbegreiflichen gelangen wir jedoch, wenn uns die „Wartburg“ versichert, daß es die Laibacher Klerikalen selber gewesen seien, welche diesen Strel'schen Handel auf die Bahn gebracht hätten, um die Aufmerksamkeit von der unsäglich korrumpierten Landesverwaltung der Klerikalen abzulenken, deren Finanzskandale zum Himmel stinken und einen völligen Zusammenbruch befürchten lassen. Die Erbitterung, mit

der sich die beiden streitenden slowenischen Parteien (Klerikale und Liberale) entgegnetreten, hat einen nicht mehr zu überbietenden Grad erreicht. Zeugnis hiervon geben die täglichen Sturmjzenen im krainischen Landtag. Fr. Theimer ist mit einem Briefe an die „Wartburg“ in die Öffentlichkeit getreten, um sich gegen die gemeinen Beschimpfungen des Seminarprofessors, die dieser im Landtag vortrug, zu wehren. Sie schreibt: „Was mein Verhältnis zum Theologieprofessor Dr. Johann Krek anbetrifft, so habe nicht ich mit ihm ein Liebesverhältnis in Laibach ‚angefangen‘, sondern besagter Herr, den ich allen Grund hatte in sozialpolitischer Beziehung für einen Gesinnungsgenossen zu halten“ (Fr. Theimer war an der katholischen Frauenbewegung beteiligt), „verkehrte mehr als 1½ Jahr in rein freundschaftlicher Weise in meinem Haus, ehe ich mich, leider! durch seine Bitten nach mehrmonatigem Sträuben bewegen ließ, ihm ganz anzugehören, und auch dies erst, nachdem er mich vor die Wahl gestellt hatte, ihn entweder auch als Freund zu verlieren oder seinen Wünschen zu entsprechen, und er mir wiederholt versichert hatte, er übe seit fünf Jahren keinerlei priesterliche Funktion aus, weil dies im Widerspruch zu seinen Überzeugungen stehe, und unser Bund werde ihm heilig sein wie eine gesegnete Ehe. Krek brach dieses Verhältnis nach knapp drei Monaten auch nur ab, weil ich mich weigerte, seinen Kollegen, Abg. Povše, zu heiraten, um ihn als Deckmantel für unsere Beziehungen und ihre möglichen Folgen zu benutzen. Noch viel weniger war ich es, die die ganze Affäre in die Öffentlichkeit zertrte und die ‚Wäsche öffentlich wusch‘. Auch nachdem von der Gegenseite mit unflätigen Angriffen auf mich im Laibacher Bischofsblatt ‚Slovenec‘ erwidert wurde, deren Urheber — heute bin ich des gewiß — Dr. Krek war, tat ich noch alles, um ihn persönlich aus dem Kampf auszuschalten. Auch mein Besuch bei Dr. Krek in Ptoc verfolgte lediglich diesen Zweck, den der Herr Professor der katholischen Moralthologie dahin mißbrauchte, um mir, der wehrlosen Frau, gewaltsam eine lügenhafte Selbstbeschuldigung abzupressen, die er dann auch noch die Kühnheit besaß, am Vorabend der Eröffnung des Landtages mit einer Reihe anderer lügenhaften und ehrabschneiderischen Behauptungen im ‚Slovenec‘ zu veröffentlichen. Nun blieb mir allerdings nichts übrig, als zu meiner Selbstverteidigung mit der ganzen Wahrheit herauszutreten, welche Flucht in die Öffentlichkeit der Ehrenmann ‚Hochwürden‘ Dr. Krek mit einer gemeinen Beschimpfung im Landtag unter dem Schuß der Immunität quittierte. Diese Handlungsweise des Herrn Dr. Krek und die Tatsache, daß trotz alledem bis heute gegen ihn das Disziplinarverfahren nicht eingeleitet wurde, ist auch nur dadurch zu erklären, daß die Klerikalen diesen ungeheuerlichen Skandal nur deshalb provozierten, um die Aufmerksamkeit von der skandalösen Gebarung in ihren Geldinstituten abzulenken, deren Zusammenbruch sehr peinliche Folgen für sie haben würde. Selbstverständlich bin ich jederzeit bereit, alle diese meine Behauptungen unter Eid im Gerichtssaal zu wiederholen und auch andere Beweise dafür zu erbringen, wozu ich die erforderlichen Schritte bereits eingeleitet habe.“ Die „Wartburg“ bemerkt noch, es sei durch diese Affäre festgestellt, „was eigentlich in einem ‚strengkatholischen‘ Lande ein Priester und Erzieher von künftigen Priestern, ein Doktor und Professor und Lehrer der Moralthologie, der anerkannte Führer einer katholischen Partei, sich leisten darf, ohne einfach unmöglich zu werden und in der Versenkung verschwinden zu müssen“.

G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

April 1914.

Nr. 4.

Die göttliche Ordnung des öffentlichen Predigtamts.*)

Wir erinnern uns zunächst daran, was wir unter dem „öffentlichen Predigtamt“ neben dem geistlichen Priestertum und unter „göttlicher Ordnung“ verstehen. „Öffentlich“ nennen wir das Predigtamt nicht vom Ort. Auch alle Christen haben kraft ihres geistlichen Priestertums Recht und Pflicht, unter Umständen an öffentlichen Plätzen und vor Tausenden Gottes Wort zu reden, wie zum zweiten Teil der ersten These näher darzulegen ist. „Öffentlich“ nennen wir das Predigtamt vielmehr von dem Umstand, daß es im Auftrag von Christen oder — was dasselbe ist — von Gemeinschafts wegen verwaltet wird. In diesem Sinne haben wir bisher von einem „öffentlichen Predigtamt“ geredet. Vgl. Walthers in „Kirche und Amt“, Theses VII vom Predigtamt: „Das heilige Predigtamt ist die von Gott durch die Gemeinde als Inhaberin des geistlichen Priestertums und aller Kirchengewalt übertragene Gewalt, die Rechte des geistlichen Priestertums in öffentlichem Amt von Gemeinschafts wegen auszuüben.“ — Was ferner den Ausdruck „göttliche Ordnung“ betrifft, so verstehen wir darunter nicht bloß dies, daß Gott die Christen so gemacht hat, daß sie bei verständiger Überlegung und Erwägung aller Umstände — zum Beispiel: der Beschaffenheit des Evangeliums oder der Bedürfnisse der Kirche oder der Gaben Gottes an die Kirche —

*) Der Bericht des Süd-Illinois-Distrikts, der gleichzeitig mit dieser Nummer von „Lehre und Wehre“ erscheint, bringt ein zeitgemäßes Referat von D. F. Pieper über „Die von Gott geordnete ‚Walenbewegung‘“, aus dem der folgende Artikel über das „Predigtamt“ ein Ausschnitt ist. Zur Besprechung kommen in diesem Berichte noch folgende Themata: „Die Wortverkündigung durch alle Christen ist göttliche Ordnung“, „Die Wortverkündigung durch Frauen in ihrer Berechtigung und in ihrer Beschränkung“, „Die ‚Walenbewegung‘ in finanzieller Beziehung“, „Die Größe der Gaben“, „Die Gefahr der kleinen Gaben“, „Der Gehalt der Prediger und Lehrer des Wortes Gottes“, „Die Ursache und Heilung der finanziellen Trägheit“, „Die ‚Walenbewegung‘ im christlichen Wandel überhaupt“.

F. B.

auf die Aufrichtung des öffentlichen Predigtamts kommen, sondern dies, daß die Aufrichtung dieses Amtes nicht dem Belieben und guten Urteil der Christen überlassen, sondern ihnen von Gott befohlen ist, so daß die Christen nicht bloß gegen eine gute kirchliche Ordnung, sondern gegen eine göttliche Ordnung angehen, wenn sie das öffentliche Predigtamt nicht aufrichten wollen oder das aufgerichtete wieder abschaffen. In diesem Sinne haben wir bisher das öffentliche Predigtamt göttliche Ordnung genannt. Vgl. Walther in „Kirche und Amt“, Theses I, II und III vom Predigtamt: „Das heilige Predigtamt oder Pfarramt ist ein von dem Priesteramt, welches alle Gläubigen haben, verschiedenes Amt.“ „Das Predigtamt oder Pfarramt ist keine menschliche Ordnung, sondern ein von Gott selbst gestiftetes Amt.“ „Das Predigtamt ist kein willkürliches Amt, sondern ein solches Amt, dessen Aufrichtung der Kirche geboten und an das die Kirche bis an das Ende der Tage ordentlicherweise gebunden ist.“ Um ein Beispiel anzuführen: Gott hat die Christen allerdings so gemacht, daß sie von selbst — nach der von Gott in sie gepflanzten neuen Art — der Heiligung und den guten Werken nachjagen. Die heilsame Gnade Gottes, die ihnen widerfahren ist, züchtigt sie, daß sie verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt, Tit. 2, 11 ff. Zugleich sagen wir mit Recht mit unserm Bekenntnis, „daß es Gottes Wille, Ordnung und Befehl sei, daß die Gläubigen in guten Werken wandeln sollen“. (Konfordinformel. Müller, S. 625, § 7.) Denn so schreibt der Apostel Paulus von der Heiligung und den guten Werken 1 Thess. 4, 2, 3: „Ihr wisset, welche Gebote wir euch gegeben haben durch den Herrn Jesum; denn das ist der Wille Gottes, eure Heiligung.“ Und um noch eine Spezies von guten Werken anzuführen: die Christen sind von Gott so gemacht, daß sie ohne viel Nachdenken erkennen: „die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelium nähren“. Dennoch scharft die Schrift daneben sehr entschieden ein, daß dies nach göttlicher Ordnung und auf göttlichen Befehl geschehe, 1 Kor. 9, 14: „Der Herr hat befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelium nähren.“ So sagen wir auch vom öffentlichen Predigtamt, daß es nicht bloß aus der Beschaffenheit der Christen, dem Inhalt des Evangeliums, den Bedürfnissen der Kirche, den Lehrgaben, die Christus der Kirche verleiht, usw. hervortwächst, sondern überdies Gottes Ordnung und Stiftung in dem Sinne ist, daß es Gottes ausdrücklichen Befehl und klares Gebot hat.

Dies ist die Lehre der Heiligen Schrift. Der Apostel Paulus befiehlt die Aufrichtung dieses Amtes, wenn er Titus antweist, die Städte auf der Insel Kreta hin und her mit Ältesten zu besetzen. Tit. 1, 5: „Derhalbem ließ ich dich in Kreta, daß du solltest vollends anrichten, da ich's gelassen habe, und besetzen die Städte hin und her mit Ältesten, wie ich dir befohlen habe.“ Die Sachlage auf der

Insel Kreta war diese: Es waren auf Kreta christliche Gemeinden entstanden. Aber es war bisher noch unterblieben, in diesen Gemeinden das öffentliche Predigtamt aufzurichten. Warum es unterblieben war, wird nicht näher angegeben. Sei es, daß den Christen noch die Erkenntnis dazu fehlte, indem sie meinten, die Aufrichtung des Predigtamtes sei nicht nötig und stehe in ihrem Belieben, sei es, daß es am Willen mangelte, indem sie die Kosten, den finanziellen Teil der Aufrichtung des öffentlichen Amtes, scheuten, sei es, daß Titus selbst ungebührlich zögerte: jedenfalls gibt hier der Apostel Titus den Befehl, das Predigtamt zu bestellen. Wir brauchen nur auf die Worte zu achten: „Derhalben ließ ich dich in Kreta, daß du solltest . . . besetzen die Städte hin und her mit Ältesten, wie ich dir befohlen habe.“ Luther sagt zu dieser Stelle: „Wer da glaubt, daß hier der Geist Christi in Paulo redet und ordnet, der erkennet wohl, daß dies eine göttliche Einsetzung und Ordnung sei, daß in einer jeglichen Stadt viel Bischöfe oder aufs wenigste einer sei.“ (Vom Mißbrauch der Messe 1522. St. L. XIX, 1093.) Es ist klar: die Worte Tit. 1, 5 bringen nicht bloß einen guten Rat zum Ausdruck, etwa in dem Sinn: „Sieh zu, ob sich auf Kreta nicht naturgemäß aus dem christlichen Sinn und dem Zustand der Gemeinden die Bestellung des öffentlichen Predigtamtes entwickelt, und handele je nach den Umständen“, sondern die Worte sind ein Befehl, und zwar ein Befehl, den der Apostel schon vorher, das heißt, vor der tatsächlichen Aufrichtung des Amtes, gegeben hatte, und der für Titus Regel und Richtschnur des Handelns sein sollte. Die Idee der Aufrichtung des Predigtamts hat sich nicht erst in den Gemeinden entwickelt, sondern ist schon vor ihrer Ausführung in dem Apostel Christi gewesen. Kurz, der Apostel befiehlt hier Titus für die Gemeinden auf Kreta, was er selbst in den Gemeinden Kleinasiens getan hatte, nach dem Bericht Apost. 14, 26: „Sie ordneten ihnen hin und her Älteste in den Gemeinden.“ Wenn Titus die Städte auf der Insel Kreta mit Ältesten nicht besetzt hätte, so hätte er nicht bloß einen guten Rat, sondern einen Befehl des Apostels unbeachtet gelassen. Auch soll die Bestellung der Ältesten nicht bloß in dieser oder jener Stadt, wo man es für angemessen und dienlich erachtet, sondern stadtweise, das heißt, Stadt für Stadt, wo eine christliche Gemeinde ist, geschehen. Kurz, die Aufrichtung des öffentlichen Predigtamtes geschieht auf göttlichen Befehl. Und in diesem Sinne ist das öffentliche Predigtamt göttliche Ordnung. Es steht demnach allerdings so: Neben dem Befehl an alle Christen, das Evangelium zu verkündigen, und neben dem allgemeinen Befehl, alles ordentlich in der Kirche zugehen zu lassen, hat Gott auch den speziellen, für alle Zeiten gültigen Befehl gegeben, das öffentliche Predigtamt in der Ortsgemeinde aufzurichten, nämlich das Amt, wodurch diese Gemeinde in ihrer Gesamtheit und in ihren einzelnen Gliedern von Amtes wegen mit Gottes Wort versorgt wird.

Diesen für alle Zeiten bis an den jüngsten Tag gültigen göttlichen Befehl meinen wir, wenn wir sagen: Das Predigtamt, das ein vom Priesteramt aller Christen verschiedenes Amt ist, „ist kein willkürliches Amt, sondern ein solches Amt, dessen Aufrichtung der Kirche geboten und an das die Kirche bis an das Ende der Tage ordentlicherweise gebunden ist“. Apostel, Propheten, Wundertäter, Sprachen Redende usw. gehören Zeitverhältnissen an. Deshalb befiehlt auch Paulus Titus nicht, die Gemeinden auf Kreta mit Aposteln, Propheten, Wundertätern, Sprachen Redenden usw. zu besetzen. Wohl aber befiehlt er ihm, die Städte hin und her mit „Ältesten“ zu besetzen. Daß es sich aber bei den zu bestellenden Ältesten um ein von dem allgemeinen Priesteramt verschiedenes Amt oder um Verwalter des öffentlichen Predigtamts handelt, geht daraus hervor, daß der Apostel in den unmittelbar folgenden Worten das Wort „Älteste“ mit dem Wort „Bischöfe“ vertauscht und — gerade wie 1 Tim. 3 — ein Verzeichnis von Eigenschaften hinzufügt, die sich an einem Bischof finden sollen: „Ein Bischof soll untadelig sein als ein Haushalter Gottes, . . . mächtig, zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher.“ Mit solchen Leuten soll Titus auf des Apostels Befehl („wie ich dir befohlen habe“) die Städte hin und her besetzen.

Aber noch mehr! Wenn nun die Christen diesem Befehl gehorsam werden und in ihrer Mitte Prediger durch Berufung bestellen, so hat nach der Lehre der Schrift Gott selbst diese Prediger an die betreffende Gemeinde gestellt, und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß sie Gottes Gaben an die Kirche sind — das sind sie ja auch nach Eph. 4, 11 —, auch nicht bloß in dem Sinne, daß Gott sie tüchtig gemacht hat, zu führen das Amt des Neuen Testaments — das ist ja auch wahr —, sondern gerade auch in dem speziellen Sinne, daß Gott selbst sie durch den von Menschen ausgeführten Beruf an die betreffende Gemeinde, an den betreffenden Ort gesetzt hat, wie aus Apost. 20, 28 hervorgeht. Hier redet der Apostel Paulus die mittelbar berufenen Ältesten von Ephesus also an: „So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes.“

Aber auch das dauernde tatsächliche Verhältnis, welches entsteht, wenn eine christliche Gemeinde nach Gottes Befehl und Ordnung das öffentliche Predigtamt aufrichtet, nämlich das Verhältnis von Predigern und Zuhörern, von Lehrern und Belehreten, von Wächtern und Bewachten, von Hirt und Herde, von solchen, die für die Seelen sorgen, und solchen, für deren Seelen gesorgt wird — dies Verhältnis wird in der Schrift als von Gott geordnet beschrieben. Sowohl Predigern als Zuhörern wird befohlen, dies Verhältnis als ein von Gott gesetztes anzuerkennen und sich demgemäß zu verhalten. Wie es nicht menschliche oder kirchliche, sondern göttliche Ordnung ist, daß jeder Christ den christlichen Bruder lehrt, straft,

ermahnt, tröstet, des Bruders Güter ist usw., so ist es auch göttliche Ordnung, daß der im öffentlichen Amt stehende Älteste oder Bischof die ihm befohlene Gemeinde, Herde usw. öffentlich und sonderlich mit Gottes Wort versorgt, lehrt, straft, ermahnt, tröstet, beaufsichtigt, weidet usw. Diese Tätigkeit in bezug auf die ihnen befohlene Gemeinde, Herde usw. ist nicht in das Belieben des Pastors gestellt, sondern ihm von Gott befohlen. Apost. 20, 28 heißt es in befehlender Form: „So habt nun acht auf euch selbst und auf die ganze Herde, unter welche euch der Heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes.“ 1 Petr. 5, 2: „Weidet die Herde Christi, die euch befohlen ist.“ 1 Tim. 3, 5: „So jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeinde Gottes versorgen?“ Als „Hirten“ der ihnen vom „Erzhirten“ befohlenen Herde werden sie diesem Rechenschaft zu geben haben, 1 Petr. 5, 4. — Aber auch die Christen, die Glieder der Gemeinde, sollen dies Verhältnis zwischen Lehrern und Belehreten, zwischen Hirt und Herde, zwischen Seelsorgern und solchen, für deren Seelen gesorgt wird, als von Gott gestiftet und geordnet anerkennen. Es ist nicht in ihr Belieben gestellt, ob sie dieses Verhältnis anerkennen wollen oder nicht, sondern ihnen wird befohlen: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit Freuden tun und nicht mit Seufzen; denn das ist euch nicht gut“, Hebr. 13, 17. Luther: „Es muß also sein im geistlichen Amt — welches gar Gottes Werk und Regiment (ist) und doch jedermann daselbe meistern und verachten will, wie es ihm gefällt —, daß man getrost wider solche freche Geister trotz auf Gottes Wort und Ordnung und sage: Schelte und verachte mich, wer da will, meiner Person halben, aber meines Amtes halben sollst du mich dagegen ehren und heben, so lieb dir Christus und dein Heil und Seligkeit ist; denn du bist nicht mein Pfarrherr noch Prediger, sondern Gott hat mich dazu gesetzt, daß du das Evangelium von mir mußt empfangen und durch mein Amt zu Gottes Reich kommen.“ (St. L. VIII, 1128.) Kurz, Gott will das Verhältnis von Hirten und Herden in seiner Kirche hier auf Erden haben. So ist das Predigtamt nach Anfang, Mittel und Ende oder nach Idee, Ausführung und Bestand göttliche Ordnung.

Aus dem bisher Dargelegten geht bereits hervor, daß uns die Schrift auch über die Funktionen oder die Tätigkeiten des öffentlichen Predigtamts nicht im Dunkeln läßt. Wir kennen diese Funktionen nach Art und Umfang aus Gottes Wort ganz genau. Wir kennen aus der Schrift nicht so genau die Funktionen des Diakons und anderer Ämter, die die Schrift erwähnt (1 Tim. 3, 8 ff.; Röm. 12, 7. 8). Dem entspricht die Praxis in unserer Synode, daß z. B. die Gemeindevorsteher, Kirchenältesten usw. an verschiedenen Orten verschiedene Tätigkeiten haben. Aber die Funktionen des öffentlichen

Predigtamts, des Hirten- oder Pfarramts, kennen wir ganz genau. Schriftausagen, die das Ganze und einzelne völlig decken, liegen in den bereits angeführten Schriftstellen vor. Was die Art der Tätigkeit betrifft, so sollen die im öffentlichen Amte Stehenden lehren, strafen, ermahnen, trösten, weiden, achthaben, über die Seelen wachen, für sie beten, Vorbilder sein im Wandel usw. Was den Umfang der Tätigkeit betrifft, sollen sie nicht bloß einige Seelen, sondern die Gemeinde Gottes mit Gottes Wort versorgen, 1 Tim. 3, 5; die Herde Christi weiden, die ihnen befohlen ist, 1 Petr. 5, 2; sie sollen achthaben auf die ganze Herde, unter welche der Heilige Geist sie gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, Apost. 20, 28, auf alle Stände und Lebensalter, 1 Tim. 5, 1 ff.; Tit. 2, 1 ff. Luther nennt deshalb das Bischofs- oder Predigtamt das Amt, die Christenheit in allen Ständen mit Gottes Wort zu regieren. Die in diesem Amte Stehenden sind auch amtlich verpflichtet, im Wandel Vorbilder nicht bloß einiger, sondern der Herde zu sein, 1 Petr. 5, 3: „Nicht als die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde.“ Dem entspricht auch die Praxis in unserer Synode. Weil wir aus Gottes Wort genau wissen, was ein Pastor nach göttlicher Ordnung zu tun hat, so haben wir in unsern theologischen Anstalten ein ganz bestimmtes Ziel, das die Lehrer erstreben und die Lernenden erreichen müssen, ehe wir sie zur Berufung in das Predigtamt empfehlen: die Kandidaten des Predigtamts müssen nicht bloß lehren können, wie christliche Brüder einander lehren, sondern sie müssen einen solchen Grad der Lehrhaftigkeit erreicht haben, daß sie einer Gemeinde Gottes mit Gottes Wort vorstehen, eine Gemeinde Gottes mit Gottes Wort versorgen können sowohl in der öffentlichen Predigt als auch in der Privatseelsorge. Durch die ganze Schrift finden sich Anweisungen, wie das öffentliche Lehramt zu verwalten sei. Aber in drei Briefen des Apostels Paulus gibt der Heilige Geist den Christen noch besonderen Unterricht darüber, sowohl wie die Personen beschaffen sein müssen, die in das öffentliche Amt zu stellen sind, als auch welches die Funktionen seien, in denen sich dieses Amt zu betätigen hat. Man hat deshalb von altersher in der Kirche diese Briefe die Pastoralbriefe, das heißt, Briefe über die Ausrichtung des Pfarramts, genannt. Luther schreibt mit Recht in seiner Vorrede zum ersten Brief an Timotheus: „Diese Epistel schreibt St. Paulus zum Fürbilde allen Bischöfen, was sie lehren und wie sie die Christenheit in allen Ständen regieren sollen, auf daß nicht not sei, aus eigenem Menschenbündel die Christen zu regieren.“ (St. L. XIV, 120.)

Es ist zu verschiedenen Zeiten in der Kirche die Frage eingehend behandelt worden, ob eine christliche Gemeinde nicht auch solche Personen in den Gemeindedienst stellen dürfe, die zwar nicht die ganze Gemeinde in allen Ständen mit Gottes Wort lehren und regieren können, die aber hervorragende Gaben haben, in der Gemeinde als

Ermahner oder als Regierer und Vorsteher oder als Lehrer oder als Barmherzigkeit übende usw. zu dienen. Sicherlich kann und soll die Gemeinde dies tun, weil alle Gaben, die Gott an seine Christen austheilt, zum gemeinen Nutzen dienen sollen. Man lese hierüber besonders Röm. 12 und 1 Kor. 12 nach. Aber diese Dienstleistungen sind weder einzeln noch zusammengenommen das Bischofsamt oder das öffentliche Predigtamt, das über die ganze Gemeinde zu wachen und die ganze Gemeinde in allen Ständen und Altern mit Gottes Wort zu versorgen und zu regieren hat. Der Apostel Paulus unterscheidet daher 1 Tim. 3 auch ausdrücklich das Bischofsamt und die Bischöfe von den Dienern. Man vergleiche 1 Tim. 3, 1—7 mit 1 Tim. 3, 8—13. Und die Personen, welche ohne ausdrücklichen oder mit ausdrücklichem Auftrag seitens der Gemeinde innerhalb der Gemeinde als Ermahner, Regierer, Vorsteher, Lehrer usw. dienen, bleiben unter der Aufsicht des Bischofsamts oder öffentlichen Predigtamts, so gewiß zu diesem Amt die Aufsicht über die ganze Herde und die Verantwortlichkeit für die ganze Herde gehört.

An diesem Umfang des Dienstes und der dadurch geforderten Eigenschaften der „Bischöfe“ oder „Ältesten“, die die Schrift sonderlich 1 Tim. 3, Tit. 1, 1 Petr. 5 und Apost. 20 beschreibt, kann weder die Gemeinde noch der Pastor etwas ändern. Wir haben es hier eben mit einer göttlichen Ordnung und mit göttlichen Bestimmungen zu tun. Eine Gemeinde kann zum Beispiel nicht eine Person mit dem öffentlichen Lehramt und eine andere Person mit dem christlichen, für die ganze Herde vorbildlichen Wandel und mit der Beschaffung des guten Gerüchts, das die Pastoren auch bei der Welt haben sollen, beauftragen. Beide Eigenschaften müssen sich in der einen Person des Bischofs oder Pastors vereinigt finden. Die Schrift sagt ganz ausdrücklich von dem Bischof oder Pastor: „Er muß aber auch ein gut Zeugnis haben von denen, die draußen sind“, 1 Tim. 3, 7. Eine Gemeinde darf von dieser Regel nicht abweichen. Sie darf nicht einen Mann ins Predigtamt berufen oder ihn in diesem Amte lassen, wenn er bürgerlich schändende Sünden begangen und dadurch seinen guten Namen vor der Welt verloren hat. Tut er aufrichtige Buße, so kann er Gemeindeglied sein und selig werden, wenn er auch noch so tief gefallen wäre. Aber er darf nicht im öffentlichen Predigtamt bleiben. Das ist göttliche Ordnung. Die Gemeinde muß ihm das Amt abnehmen. Wollte eine Gemeinde auch nach gehöriger Belehrung und Ermahnung sich nicht der göttlichen Ordnung fügen, so müßten wir sie von unserer kirchlichen Gemeinschaft ausschließen. Aber auch in bezug auf die andern Eigenschaften, die sich an den Bischöfen oder Pastoren finden sollen, dürfen wir keine mit Gottes Ordnung streitende Scheidung vornehmen. Eine Gemeinde darf nicht sagen: Wir wollen einen Pastor haben oder behalten, der es gut meint, von Herzen fromm

und freundlich ist, wenn er auch nicht in dem Sinne lehrhaftig ist, daß er in öffentlicher Predigt und in der Privatseelsorge die ganze Herde versorgen kann. Freilich gibt es in der Lehrhaftigkeit und der Amtstüchtigkeit überhaupt verschiedene Grade. Gott hat auch die Gaben, welche zur Verwaltung des öffentlichen Predigtamts nötig sind, in verschiedenem Maße ausgeteilt. Aber auch der mindest Begabte und Ausgebildete sollte den Grad der Tüchtigkeit besitzen, daß er die ganze Gemeinde und jedes Glied derselben, Mann und Weib, jung und alt, Reiche und Arme, Gesunde und Kranke und Angefochtene usw., den rechten, geraden Weg zur Seligkeit führen kann. Eine Gemeinde darf auch nicht sagen: Wir sind schon damit zufrieden, daß unser Pastor die rechte Lehre vortragen, wenn er auch die falsche Lehre nicht widerlegen kann oder will. In der göttlichen Instruktion für den Bischof oder Ältesten heißt es nicht nur, daß er halten soll ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann, sondern auch, daß er mächtig sein muß, die Widersprecher zu strafen und ihnen das Maul zu stopfen, Tit. 1, 9—11; er muß nicht nur die ganze Herde weiden, sondern auch den greulichen Wölfen wehren können, die der Herde nicht verschonen, Apost. 20, 28. 29. Eine Gemeinde darf endlich auch nicht sagen: Wir sind schon zufrieden, wenn unser Pastor nur eine Predigt anderer guten Prediger vorlesen oder eine Predigt Luthers, Gerhards oder Walthers seinem Gedächtnis einprägen und vortragen kann. Mit Recht sagt Walthers in seiner Pastorale (S. 96), daß dies nicht genüge, und er fügt hinzu: „Eben darum hat Gott ein persönliches öffentliches Predigtamt eingesetzt, damit das Wort Gottes je nach der verschiedenen Beschaffenheit der Menschen angewendet werde.“ Die Predigt muß sowohl „zeitgemäß“ als auch gemeindegemäß sein. „Wer daher immer dieselben Predigten halten wollte, die ein ausgezeichneteter Anecht Gottes der Vorzeit zu unaussprechlichem Segen seiner Zeit gehalten hat, der würde nicht tun, was sein Amt gerade von ihm in seiner Zeit verlangt.“ (N. a. D., S. 106.)

Wie steht es denn aber in bezug auf eine Gemeinde, die noch nicht eine Person, welche die zum Bischofsamt nötigen Eigenschaften besitzt, erlangen konnte oder doch zeitweilig „vakant“ ist? Nun, das ist eine christliche Gemeinde. Die Aufrihtung des Pfarramtes gehört nicht zum Wesen der Gemeinde. Eine solche Gemeinde wird auch Gottes Wort öffentlich nicht ganz ruhen lassen. Sie wird eine oder mehrere Personen beauftragen, die etwa eine Predigt vorlesen, Kranke besuchen, auch die Taufe vollziehen und das Abendmahl reichen. (Vgl. Walthers, Pastorale, S. 180 f.) Aber die Gemeinde hat damit noch nicht das von Gott geordnete öffentliche Predigtamt aufgerichtet.

Doch, das sind ja lauter Dinge, die unter uns bekannt und in allgemeiner Übung sind. In allen unter uns bestehenden theologischen Seminaren bilden wir Leute aus, die nicht bloß im Verein, sondern jeder für seine Person die Erfordernisse und Eigenschaften be-

füßen, die Bischöfe oder Älteste nach 1 Tim. 3, Tit. 1, 1 Petr. 5 und Apost. 20 besitzen sollen. Und diese Praxis befolgen wir nicht, um Zeitverhältnissen gerecht zu werden, sondern weil wir die Aufrihtung des persönlichen öffentlichen Bischofs- oder Predigtamtes als göttliche, für alle Zeiten gültige und verbindliche göttliche Stiftung anerkennen. Es können, wie Luther erinnert, ein oder mehrere Bischöfe an einer Gemeinde sein, und diese werden eine gewisse Arbeitsteilung unter sich vornehmen. Aber jeder muß die ganze 1 Tim. 3 usw. beschriebene Tüchtigkeit besitzen, wenn er uneingeschränkt Bischof oder Pastor genannt werden soll.

Einheit und Verschiedenheit des geistlichen Priestertums und des öffentlichen Predigtamts.

Um die Funktionen des geistlichen Priestertums und die Funktionen des öffentlichen Predigtamtes nicht ungehörig weder zu trennen noch zu vermischen, ist es dienlich, wenn man sich sowohl die Einheit als die Verschiedenheit derselben nach der Schrift vor Augen führt.

Die Einheit besteht in folgenden Hauptpunkten:

1. Weiderlei Wortverkündigung ist durch Christi Blut erworben, „teuer erarnet“ (erworben), wie Luther sagt (X, 424); sie setzt die Versöhnung der ganzen Welt durch Christum und die Botschaft von dieser Versöhnung, das Evangelium, voraus.

2. Weiderlei Wortverkündigung setzt auf seiten der Verkündiger den Glauben an Christum, die Wiedergeburt, das geistliche Priestertum, voraus. Es gibt keine „Theologie der Unbekehrten“ (theologia irrogenitorum) weder bei „Laien“ noch bei Predigern, wie einige spätere Theologen unserer Kirche geirrt haben. Beide müssen selber an ihren Herzen Sünde und Gnade erfahren haben. Nicht als ob das von einem Ungläubigen verkündigte Wort nicht kräftig wäre, nicht Seelen selig machen könnte, sondern es fehlt dem Ungläubigen die persönlich e Geschicktheit zur Wortverkündigung.

3. Weiderlei Wortverkündigung ist an Gottes Wort gebunden und darf nicht über Gottes Wort hinausgehen, 1 Petr. 4, 11. Der „Laie“ einerseits darf sich nicht auf seinen „Geist“ berufen, 1 Kor. 14, 37: „So sich jemand lästet dünken, er sei ein Prophet oder geistlich, der erkenne [erkenne an], was ich euch schreibe; denn es sind des Herrn Gebote.“ Die Pastoren andererseits können sich nicht ohne und wider Gottes Wort auf ihr „Amt“ oder auf ihre höhere Bildung, „Wissenschaft“ und dergleichen berufen.

4. Weiderlei Wortverkündigung hat dieselbe göttliche Kraft. Ob Gottes Wort von schlichten Christen oder von hochgebildeten Pastoren verkündigt wird, immer ist es nach Röm. 1, 16 eine Kraft Gottes, selig zu machen, nach Joh. 6, 63 Geist und Leben. Auch die Anzahl der Verkündiger nimmt und gibt der Kraft des Wortes Gottes nichts.

Das verkündigte Wort Gottes hat immer dieselbe göttliche Kraft, einerlei ob es von einem einzelnen Christen oder von einer Gemeinde oder einer Synode ausgeht.

5. Weiderlei Wortverkündigung hat dieselbe Verbindlichkeit für die Hörer. Hebr. 13, 17: „Gehorchet euren Lehrern“ usw. Matth. 18, 17: „Höret er die Gemeinde nicht“ usw.

6. Weiderlei Wortverkündigung hat dasselbe Ziel: die Seligkeit der Hörer. In bezug auf die Wortverkündigung durch das öffentliche Amt gilt 1 Tim. 4, 16: „Wo du solches tust, wirst du dich selbst selig machen, und die dich hören.“ In bezug auf die Wortverkündigung durch alle Christen gilt Joh. 7, 38. 39: „Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen.“

Die Verschiedenheit besteht in folgenden Hauptpunkten:

1. Zum öffentlichen Predigtamt gehört eine besondere, das heißt, größere Lehrfähigkeit, eine größere Begabung und Ausrüstung. Deshalb die Warnung des Apostels Paulus an Timotheus in bezug auf die Besetzung des Amtes, 1 Tim. 5, 22: „Die Hände lege niemand bald auf.“ Auch 2 Tim. 2, 2: „Und was du von mir gehöret hast durch viel Zeugen, das befiehl treuen Menschen, die da tüchtig sind, auch andere zu lehren.“ Ferner Tit. 1; 1 Tim. 3.

2. Zum öffentlichen Predigtamt gehört ein besonderer Beruf. Zu diesem Amt sind nicht alle Christen, insofern sie Christen sind, berufen, sondern hierzu bedürfen sie eines besonderen Berufs von andern Christen. Jak. 3, 1: „Liebe Brüder, unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein.“ Hebr. 5, 4: „Niemand nimmt ihm selbst die Ehre, sondern der auch berufen sei von Gott, gleichwie der Aaron.“ Jeder Christ ist zum Lehrer der Brüder und der Welt gesetzt — das ist festzuhalten —, aber zu einem Bischof, einem Lehrer einer Gemeinde Gottes als solcher muß jemand erst noch besonders durch den Heiligen Geist gesetzt werden. Apost. 20, 28; Tit. 1, 5. Für die Wortverkündigung, die durch das öffentliche Predigtamt geschieht, sind die Christen als Christen nicht Subjekt, sondern Objekt, das heißt, sie verkündigen nicht das Wort im öffentlichen Amt, sondern ihnen zum Besten wird das Wort verkündigt. Die Bestellung zum Predigtamt geschieht freilich auch der Ordnung halben. Das ist wahr. Aber die Ordnung muß nicht in Gegensatz zu göttlicher Ordnung gesetzt werden.

3. Das Gebiet und die Art der Tätigkeit des öffentlichen Predigtamts ist verschieden von dem Gebiet und der Art der Tätigkeit jedes Christen. Der Christ soll auch in den Versammlungen der Christen, in Gemeindeversammlungen, in Synodalversammlungen usw., lehrend auftreten. Aber dem einzelnen Christen ist nicht die ganze Gemeinde als Herde zu weiden befohlen, wohl aber dem Prediger, Apost. 20, 28; 1 Petr. 5, 2; 1 Tim. 3, 5 usw.

4. Während die Christen bei dem ihnen befohlenen Lehren in ihrem bürgerlichen Beruf bleiben und sich ihrer Hände Arbeit nähren sollen,

sollen die öffentlichen Diener am Wort sich nicht in Händel der Nahrung flechten, 2 Tim. 2, 4: „Kein Kriegsmann flücht sich in Händel der Nahrung“, sondern nach Christi Befehl sich vom Evangelium nähren, 1 Kor. 9, 14: „Der Herr hat befohlen, daß, die das Evangelium verkündigen, sollen sich vom Evangelio nähren.“

Einheit und Verschiedenheit der beiderlei Wortverkündigung nach Luther (zu Ps. 110, 4): „Also geht es nun in der Christenheit auch zu. Da muß zuvor ein jeglicher ein Christ und ein geborner Priester sein, ehe er ein Prediger oder Bischof wird, und kann ihn weder Papst noch kein Mensch zum Priester machen. Wenn er aber ein Priester durch die Taufe geboren ist, so kommt danach das Amt und macht einen Unterschied zwischen ihm und andern Christen. Denn da müssen aus dem ganzen Haufen der Christen etliche genommen werden, so da sollen andern vorstehen, welchen denn Gott sonderliche Gaben und Geschicklichkeit dazu gibt, daß sie zum Amte taugen. Als St. Paulus Eph. 4, 11. 12 spricht: Etliche hat er gegeben zu Aposteln, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen (das ist, die bereits zuvor Christen und getaufte Priester sind) geschickt seien zum Werk des Amtes oder Dienstes, dadurch der Leib Christi (das ist, die christliche Gemeinde oder Kirche) erbauet werde. Denn ob wir wohl alle Priester sind, so können und sollen wir doch darum nicht alle predigen oder lehren und regieren; doch muß man aus dem ganzen Haufen etliche aussondern und wählen, denen solches Amt befohlen werde. Und wer solches führt, der ist nun nicht des Amtes halben ein Priester (wie die andern alle sind), sondern ein Diener der andern aller. Und wenn er nicht mehr predigen oder dienen kann oder will, so tritt er wieder in den gemeinen Haufen, befehlet das Amt einem andern und ist nichts anderes denn ein jeglicher gemeiner Christ. Siehe, also muß man das Predigtamt oder Dienstamt scheiden von dem gemeinen Priesterstande aller getauften Christen. Denn solch Amt ist nicht mehr denn ein öffentlicher Dienst, so etwan einem befohlen wird von der ganzen Gemeinde, welche alle zugleich Priester sind.“ (St. L. V, 1037.) Ferner: „Wir haben wohl alle diese Gewalt, aber niemand soll sich vermessen, dieselbe öffentlich zu üben, denn der dazu durch die Gemeine erwählet ist; heimlich aber mag ich sie wohl brauchen.“ (Erl. 11, 319.) „Alle Christen dienen Gott, aber sie sind nicht alle im Amte.“ (Erl. 7, 79.) „Es gehet alles aus Ordnung und Befehl Gottes, der mir sowohl befohlen hat, sein Wort zu hören, als dir zu predigen, und in einerlei Glauben und Geist, und preisen hier alle zugleich einen Herrn.“ (Erl. 9, 221.) „Alle Christen sind Priester, aber nicht alle Pfarrer. Denn über das, daß er ein Christ oder Priester ist, muß er auch ein Amt und befohlen Kirchspiel haben. Der Beruf und Befehl macht Pfarrherrn und Prediger.“ (St. L. V, 722.) „Viele, wenn sie ein wenig von dem Evangelio können sagen, meinen sie, sie müssen bald auftreten und andern solches auch predigen.“ (St. L. XI, 1911.)

Wichtigkeit der Erkenntnis der göttlichen Ordnung des Predigtamts für Pastor und Gemeinde.

Die Erkenntnis, daß ein Prediger nach göttlicher Ordnung und auf göttlichen Befehl an einer bestimmten Gemeinde im Amte steht und seine Amtswerke verrichtet, ist von äußerster Wichtigkeit sowohl für den Prediger als für die Gemeinde.

Erstlich für den Prediger selbst. Ist der Prediger gewiß, daß nicht bloß menschliches Wohlmeinen und Urtheil sein Amt ins Leben gerufen und ihm Auftrag gegeben, sondern Gott selbst sein Amt kreiert und ihn darein gesetzt hat, so bestimmt das in bezug auf eine Anzahl Punkte seine Gefinnung und seine Tätigkeit bei der Ausrichtung seines Amtes.

1. Jeder Christ kann und soll in der Erkenntnis seiner eigenen Untüchtigkeit zu Gott stehen, daß er ihn zur Ausrichtung seines bürgerlichen und geistlichen Berufs tüchtig machen wolle. Insonderheit aber wird gerade der treue Pastor immer wieder von dem Gedanken bewegt, daß er zur Ausrichtung seines Amtes völlig untüchtig sei. Hält aber der Pastor im Glauben fest, daß das Amt, in dem er steht, sich nicht bloß aus den Verhältnissen der Kirche entwickelt, sondern Gott selbst dieses Amt geordnet und ihn darein gesetzt hat, so wird er mit um so größerer Zuversicht zu dem Stifter und Befehl dieser Amtes um Verleihung und Erhaltung der nötigen Tüchtigkeit stehen. Nachdem Chemnitz gesagt hat: „Es ist nicht dafür zu halten, daß dies“ (nämlich die Berufung von Pastoren) „aus einer menschlichen Einrichtung oder nur um der Ordnung willen geschehe“, führt er vier Gründe an, weshalb einem Pastor die Erkenntnis seines göttlichen Berufs so nötig sei. Der zweite Grund lautet: „Sehr viele geistliche Gaben, besonders aber göttliche Regierung und Beschützung, sind erforderlich, damit das Amt recht und zur Erbauung der Kirche verwaltet werde. Wer nun einen rechten Beruf hat, kann Gott mit ruhigem Gewissen anrufen und gewisse Erhörung erwarten nach diesen Verheißungen, 2 Kor. 3“ usw. (Loci; I. de eccles., S. 130 f.)

2. Jeder Christ soll sich als ein Schäflein der Herde Christi und als ein Einwohner im Hause Gottes in Gottes Hut und Schutz wissen. Der Pastor, der in dem von Gott geordneten und in dem einzelnen Fall von Gott besetzten Amte steht, kann und soll sich in doppelter Hut wissen: einmal als Schäflein der Herde Christi und als Glied seines Hauses, sodann auch als Hirte der ihm befohlenen Herde und als „Haushalter Gottes“, Tit. 1, 7. Dies gibt ihm Mut und Kraft, zum Beispiel bei ansteckenden Krankheiten, wenn alles flieht, treu auf seinem Posten zu bleiben. Er weiß sich im Glauben an seinen göttlichen Beruf auf seinen Amtsgängen in der Pestluft ebenso sicher wie in der gesunden Gegend.

3. Eine Anfechtung des Pastors ist: „Ich arbeite umsonst in meinem Amte.“ Hält er sich gegenwärtig, daß er nicht bloß nach gutem

menschlischen Urteil, sondern nach Gottes Ordnung und Befehl im Amte steht, so wird es ihm um so eher gelingen, den Erfolg seines Amtes Gott zu befehlen, der zu seiner Zeit Frucht und Sieg verleihen wird.

4. Der Pastor ist seinem Fleische nach versucht, Menschengedanken in seine Verkündigung zu mengen, zu Gottes Wort in Lehre und Praxis hinzuzutun oder auch davon abzutun, in der Meinung, dadurch der Kirche einen Vorteil zuzuwenden. Hält er sich gegenwärtig: dies Amt ist Gottes, Gottes nach Entstehung und Besetzung, so wird er um so klarer die Torheit erkennen, etwas anderes als Gottes Wort in seinem Amt zur Geltung zu bringen.

5. Das Predigtamt hat — wie D. Walthers zu erinnern pflegte — viel Versuchung zur Trägheit. Wenn jemand mit einiger Rednergabe ausgerüstet ist, kann er Predigten halten, die die Majorität der Gemeinde, zunächst wenigstens, befriedigen, wiewohl die Predigten nicht fleißig und unter Gebet studiert sind und Gottes Wort nicht so auf die Bedürfnisse der Gemeinde angewandt ist, wie Gott es durch die Stiftung eines persönlichen Predigtamtes beabsichtigt hat. Erinuert sich nun der Prediger daran: „Das Amt, in dem ich stehe, ist Gottes, von Gott extra zu dem Zweck gestiftet, um jung und alt, Mann und Weib, arm und reich, Angesehene und Sichere mit Gottes Wort zu versorgen; ich muß achthaben auf die ganze Herde, über welche mich der Heilige Geist zum Hirten, Bischof und Wächter gesetzt hat, und ich muß dem Erzhirten Rechenenschaft über die mir befohlenen Seelen geben“ — erinnert sich der Prediger an diese göttlichen Wahrheiten, so verschwinden vor denselben Schlassucht und Trägheit wie der Nebel vor der Sonne.

6. Alle Christen sollen sorgsam sein in ihrem Wandel. Sie sollen ja durch ihren Wandel Christum und seine Kirche vorteilhaft anzeigen. Wenn die Christen anstößig wandeln, so wird ihr ethalben Christus und seine heilige christliche Kirche von den Ungläubigen gelästert. Deshalb werden alle Christen ermahnt, an dem unordentlichen Wesen der Welt ja nicht teilzuhaben. Ein Prediger nun kommt in bezug auf seinen Wandel in besondere Gefahr, weil sein Amt ihn mit allerlei Leuten zusammenführt und verschiedenen Gelegenheiten gegenüberstellt. Und wie jubelt die Welt, wenn ein Pastor zu Fall gekommen ist! Der Telegraph berichtet dies von New York bis San Francisco. Welcher Ernst in bezug auf seinen Wandel soll sich daher bei einem Prediger finden! Dieser Ernst wird dadurch gemehrt werden, daß er bedenkt, daß sein Amt Gottes und er Gottes Diener, Gesandter, in einem besonderen Sinne ist und als solcher seinen Gott und Heiland vor Kirche und Welt zu repräsentieren hat.

Die Erkenntnis, daß ein Prediger nach göttlicher Ordnung und auf göttlichen Befehl im Amte steht und seine Amtswerke verrichtet, ist aber auch zum andern von äußerster Wichtigkeit für die Gemeinde.

1. Bei der Erkenntnis: „Gott hat das Predigtamt selbst gestiftet und selbst bei uns besetzt“ hält die Gemeinde dafür, daß ihr Pastor für sie der beste Pastor in der Welt ist, auch wenn er weniger Gaben hat als der oder jener Pastor in der Nachbargemeinde. D. Walther sagt in bezug auf diesen Punkt: „Von welcher Wichtigkeit für die Zuhörer es sei, daß sie des göttlichen Berufs ihres Predigers zu ihrem Pfarramt gewiß seien, ist hiernach nicht auszusprechen. Sind die Zuhörer davon überzeugt, so werden sie auch mit einem Prediger von geringeren Gaben, wenn er nur treu ist, herzlich zufriedener sein, nicht ihre Kirche verlassen und den Hochbegabten nachlaufen, sondern sich eben einfältig daran halten: unser Prediger ist der gerade uns von Gott gegebene, durch den uns Gott in den Himmel führen will und es uns darum unter seiner Weide an nichts fehlen lassen wird, was wir zu unserm Heile bedürfen.“ (Pastorale, S. 29 f.)

2. Die Erkenntnis der göttlichen Entstehung und Besetzung des Predigtamts bewirkt, daß die Christen fleißig und regelmäßig zur Kirche kommen und auch das in der Privatseelsorge geredete Wort willig anhören. Der Christ sagt sich: Ich will doch das Wort hören, das Gott mir heute oder bei dieser besonderen Gelegenheit durch den Prediger sagt, den er in sein Amt und hierher gesetzt hat. Diese Erkenntnis veranlaßt ihn auch, das vom Pastor geredete Wort gerade auf seine Person zu beziehen. Er sieht sowohl das strafende Wort des Gesetzes als auch das tröstende Wort des Evangeliums so an, als ob Gott selbst es ihm gesagt hätte.

3. Ist das öffentliche Predigtamt Gottes Ordnung zum Besten der Kirche, so müssen nun auch alle Christen auf die Bestellung und Erhaltung dieses Amtes stets bedacht sein. Wie? Vor allem durch Errichtung und Erhaltung christlicher Schulen. Aus unsern Gemeindefschulen senden wir dann die besten Schüler auf unsere höheren Lehranstalten. Diese höheren Lehranstalten, die Colleges und die Seminare, versorgen und pflegen wir mit großem Fleiß. Wir lassen das Interesse für dieselben nicht erkalten. Es ist der Sache nicht zu viel getan, wenn in jeder Gemeindeversammlung wie über andere kirchliche Arbeit außerhalb der Gemeinde, so auch über unsere Lehranstalten berichtet wird. Dies bewirkt sowohl fleißige Gebete als auch willige Gaben für unsere Lehranstalten. Wir werden auch auf die Beschickung der Lehranstalten stets bedacht sein, auch die eigenen Söhne nicht für zu gut halten für das Predigt- oder Schulamt. Luther: „Wenn Gott nun also (sein Wort) gegeben hat, sollen wir auch dankbar und wacker sein, dasselbe lesen, hören, bedenken, singen und sagen Tag und Nacht und schaffen, daß wir der Lehrer viel haben, die es uns reichlich und ohne Unterlaß vorhalten. Das heißt denn, Gottes Wort reichlich unter uns wohnen.“ (XII, 392.)

Die Papisten reden von dem Papst als dem „Heiligen Vater“, wiewohl er das Evangelium schändet. Selbst die Nichtrömischen

nennen den Papst „Heiliger Vater“. Dagegen sind die treuen Prediger des Evangeliums bei der Welt verachtet, und die Christen machen sich auch vielfach dieser Verachtung teilhaftig. Auch sie reden vom „poor preacher“ und wollen ihre Söhne nicht Prediger werden lassen. Luther hingegen sagt, daß man die, welche in Gottes Amt stehen und Gottes Wort treu verkündigen, nicht bloß „würdiger Herr“, sondern auch „heiliger Herr“ und „heiliger Vater“ nennen möchte, nicht ihrer Person halben, sondern wegen ihres Amtes, in dem sie Gottes Wort verkündigen. Er erbidet sich, den Papst dreimal den „Allerheiligsten“ zu nennen, wenn der Papst nur Gottes Wort lehren wollte. (XVII, 2023.)

„Was rechtschaffene, fromme Herzen sind, sollen ihre Pfarrer und Prediger in allen Ehren halten um des Herrn Christi und seines Wortes willen und sie groß achten als ein köstlich Geschenk und Kleinod von Gott gegeben, über alle zeitlichen Schätze und Gaben.“ (VII, 800.)

Die Leintücher im Grabe des Auferstandenen.

In der Frühe des Ostermorgens eilen Petrus und Johannes, beunruhigt durch die Nachricht, die Maria Magdalena in die Stadt gebracht hat, hinaus aus Jerusalem, hinaus in den Grabesgarten. Beide laufen anfänglich miteinander, aber Johannes, jünger als Petrus, läuft schneller und gewinnt den einzigartigen Wettlauf. Am Grabe angekommen, bückt Johannes sich nieder und schaut hinein, παρακύψας βλέπει. Und was sieht er im Grabe, in einer der Grabesnistichen? *Κείμενα τὰ ὀθόνια*, die daliegenden Leintücher. Es fällt dem Johannes auf, daß die ὀθόνια daliegen. Er geht aber vorläufig noch nicht hinein, sie näher zu besichtigen.

Nun kommt auch der stürmische, rasch handelnde Petrus an, geht unvertweilt hinein in das Grabeszimmer *καὶ θεωρεῖ τὰ ὀθόνια κείμενα*, er nimmt in Augenschein, betrachtet genau, betrachtet mit Aufmerksamkeit die daliegenden Leintücher. In der deutschen Übersetzung heißt es: „Siehet die Leinen gelege!“; aber *κείμεναι* heißt hier einfach liegen, daliegen. *Καὶ τὸ σουδάριον, ὃ ἦν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς αὐτοῦ, οὐ μετὰ τῶν ὀθονίων, ἀλλὰ χωρὶς ἐκτετυλιγμένον εἰς ἓνα τόπον*, und das Schweiß Tuch, welches um sein Haupt gewesen war, nicht bei den leinenen Tüchern, sondern für sich allein, zusammengewickelt, an einem bestimmten Ort. Da ging auch der andere Jünger, der zuerst zum Grabe gekommen war, hinein und sah und glaubte. Luther: „glaubte es“.

Warum mißt Johannes den leinenen Tüchern und dem Schweiß Tuch solch hohe Bedeutung bei? Warum beschreibt er ihr Daliegen mit solcher Geßissenheit und Umständlichkeit? Warum hält er es für wichtig genug, zu berichten, daß das Schweiß Tuch zusammengewickelt — nicht: „eingewickelt“ — war? Und warum heißt es am Schluß dieses Berichtes: *καὶ εἶδεν καὶ ἐπίστευσεν*, und er sah und glaubte? Wie konnte

das, was Johannes sah, und zwar gerade das, was er an den Leinen und an dem Schweiß Tuch sah, ihm ein Anlaß sein zu glauben, auf den Gedanken zu kommen und zu glauben, daß hier eine Auferstehung stattgefunden hatte?

Wohl die meisten Auslegungen stimmen im wesentlichen darin überein, daß die Ordnung, die im Grabe herrschte, die Ordnung vornehmlich, die man an den Leinen und dem Schweiß Tuch wahrnahm, dem Johannes ein Beweis war, daß hier kein Raub stattgefunden hatte, und wenn kein Raub, dann eben die einzige andere Möglichkeit: eine Auferstehung. Uns aber will scheinen, Johannes will mit seinem geflüsterten und wiederholten Hinweis auf die Grabeshüllen viel mehr sagen. Er will sagen: Der verklärte Leib des Herrn Jesu ist durch die Leintwandstreifen, mit denen der heilige Leichnam in vielen Bindungen umwunden worden war, und durch das Schweiß Tuch, das ihm um sein heiliges Haupt gebunden worden war, hindurchgedrungen, und die Leinen und das Schweiß Tuch sind, in sich selbst zusammenfallend, liegen geblieben, in einer Weise liegen geblieben, wie menschliche Hände sie nicht hätten hinlegen können, in einer Weise, wie nur ein verklärter Auferstehungsleib sie hätte dahinterlassen können. Damit stimmt, was Johannes von der auffallenden Lage des Schweiß Tuches sagt. Er sah es daliegen, nicht wie man bei der Annahme, die Grabeshüllen seien abgelegt worden, hätte erwarten müssen, bei den übrigen Grabbinden, sondern χωρίς, für sich allein, abgegrenzt, εις ένα τόπον, an einem bestimmten Ort, an dem Ort nämlich und an der Stelle, wo das Haupt des Herrn gelegen hatte.

Und das Schweiß Tuch war *ἐντετυλιγμένον*. Was heißt das? *Ἐντυλίσειν* ist im Neuen Testament *τρεις λεγόμενον*, es kommt nur dreimal vor. Außer an dieser Stelle findet es sich nur noch bei Matthäus und Lukas. Hauptsächlich aus diesen drei neutestamentlichen Stellen muß sich die Bedeutung dieses Verbuns ergeben. In der klassischen Gräzität kommt es nur selten vor; manche Lexika bringen es gar nicht. Aristophanes gebraucht es in „Nubes“, 983, wo es dieselbe Bedeutung hat wie im Neuen Testament. *Ἐντυλίσειν* heißt: umwinden, umwickeln, darin einwickeln. Matthäus und Lukas gebrauchen es — was uns bei der Erklärung dieser Johannesstelle sehr zuflatten kommt — in dem Bericht über die Einbalsamierung des heiligen Leichnams. Matth. 27, 59: *καὶ λαβὼν τὸ σῶμα ὁ Ἰωσήφ ἐντέλιξεν αὐτὸ σινδῶνι καθαροῦ*, und Joseph nahm den Leib und wickelte ihn in eine reine Leintwand. Luk. 23, 53: *καὶ καθελὼν ἐντέλιξεν αὐτὸ σινδῶνι*, und er nahm ihn herab und wickelte ihn in Leintwand. — Bei der Erweckung des Lazarus lesen wir *δεῖν*, binden, und *περιδεῖν*, herumbinden.

Die Weise, wie die Juden pflegten zu begraben, gibt uns an die Hand, was *ἐντυλίσειν* und *ἐντετυλιγμένον* heißt. Die Einbalsamierung geschah bekanntlich in der Weise, daß der ganze Leichnam von Kopf bis zu Fuß mit langen Leintwandstreifen umwickelt wurde. Während

der eine wickelte, streute der andere Spezereien hinein, und ein dritter bestrich die leinenen Bänder mit Salbe. Die einzelnen Gliedmaßen wurden zuerst einzeln umwunden und dann, nachdem die Arme eng an den Leib gelegt und auch die Beine zusammengelegt worden waren, der ganze Körper noch einmal oder noch einige Male. Die ägyptischen Mumien, wie man sie z. B. im Smithsonian Institution zu Washington, D. C., und im Museum of Natural History zu New York sehen kann, zeigen noch sehr deutlich die Leinwandstreifen und veranschaulichen überhaupt im wesentlichen die Weise, wie auch die Juden pflegten zu begraben.

Auch das Schweißtuch wurde um das Haupt gewunden; Luther: „gebunden“, was nicht im Text steht. Es heißt nur: τὸ σουδάριον, ὃ ἦν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς αὐτοῦ. Hernach aber setzt Johannes die Form ἐντετυλιγμένον. Johannes sah das Schweißtuch ἐντετυλιγμένον daliegen. Luther übersetzt: „eingewickelt“. Aber das Schweißtuch war sicherlich nicht eingewickelt. In was hätte es eingewickelt sein sollen und zu welchem Zweck? Vielmehr war das Haupt Jesu in das Schweißtuch eingewickelt gewesen. Und das Schweißtuch war auch jetzt noch ἐντετυλιγμένον, das heißt, so in sich selbst zusammengewickelt, wie Joseph von Arimathia und Nikodemus es dem Herrn Jesu um das Haupt gewickelt hatten. Johannes und Petrus sahen es ἐντετυλιγμένον daliegen.

Warum die Exegeten annehmen, daß unser Heiland, als er im Grabe lebendig wurde, die Leinen ablegen mußte, oder doch, daß er sie tatsächlich ablegte, scheint nicht klar zu sein. Wir finden dafür keinen Anhalt im Text. Vielmehr scheint es, diese Annahme müsse als eine irrige abgewiesen werden, denn sie gründet sich auf die Voraussetzung, daß der Herr bei seinem Lebendigwerden noch einen natürlichen, irdischen Leib hatte, dem die Grabeshüllen anhafteten und der erst nach Ablegen der Hüllen in einen geistlichen, verklärten verwandelt wurde. Dagegen sagt Paulus 1 Kor. 15, 44: Στείρεται σῶμα ψυχικόν, ἐγείρεται σῶμα πνευματικόν, es wird gesäet ein natürlicher Leib, es wachet auf ein geistlicher Leib. Schon im Moment des Erwachens hatte der Herr den geistlichen, verklärten Auferstehungsleib, den keine Binden mehr halten und hindern konnten. Wie sein verklärter Leib die Wände des Felsengraves, den Stein vor des Grabes Tür durchdrang, und wie er am Osterabend die verschlossenen Türen, die Wände des Hauses, da die Jünger versammelt waren, durchdrang, so durchdrang er auch diese geringeren Hindernisse,⁴ die ὀθόνια und das σουδάριον. Die Tücher blieben einfach liegen und fielen in sich selbst zusammen.

Ganz anders war es bei der Auferstehung des Lazarus. Ihm hafteten die Grabeshüllen an; sie waren ihm beim Gehen hinderlich. Er selbst konnte auch die Binden nicht entfernen; ihm waren buchstäblich die Hände gebunden. Von ihm heißt es daher auch: Der Verstorbene kam heraus, gebunden, δεδεμένος, mit Grabtüchern an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllt, περιδέδετο, mit

einem Schweißtuch. Jesus spricht zu ihnen: „Lasset ihn auf und laffet ihn gehen“, Joh. 11, 44. Bei der Auferstehung unsers Heilandes aber war kein solches Ablegen der Fesseln nötig. Zwischen seiner Auferstehung und der des Lazarus besteht ein wesentlicher Unterschied. Jesu Leib war der verklärte Auferstehungsleib. Lazarus dagegen behielt den materiellen, stofflichen Erdenleib, den er zuvor hatte. Lazarus mußte später noch einmal sterben. Seinen verklärten Auferstehungsleib wird er erst am letzten großen Auferstehungstage bekommen, zur selben Zeit wie wir. Christus ist wirklich der Erstling unter denen, die da schlafen. Er ist der erste, der bisher mit einem verklärten Leibe auferstanden ist.

Daß Jesus es allerdings nötig hatte, die Hüllen von sich zu tun, oder daß er sie doch tatsächlich ablegte, nehmen wohl die meisten Ausleger an. So heißt es z. B. in Stöckhardt, „Passionspredigten“ (II, S. 157): „Die Menschen, welche den toten Jesus bestatteten, . . . haben, ohne daß sie es wußten, das ganze Werk und Wunder des Osters Tages vorbereitet. Der Leib des Herrn wurde nur lose in Linnen gehüllt“ (eine Annahme, für die der Text keinen Anhalt zu bieten scheint, denn auch bei eiliger Arbeit konnten die Binden straff gewunden werden). „So brauchte derselbe sie am dritten Tage nur abzulegen, wie man Kleider abzulegen pflegt.“ In Stöckhardt, „Biblische Geschichte“, Neues Testament (S. 316), heißt es: „Was die beiden Jünger im Grabe sahen, war wunderbar. Die Linnen, in die der Leichnam Jesu eingehüllt war, waren dort niedergelegt; das Schweißtuch, welches das Angesicht Jesu bedeckt hatte, lag zusammengewickelt an einem besonderen Ort. Stille, feierliche Ordnung herrschte im Grabe. Wahrlich, es waren hier keine Diebe und Räuber eingebrochen; nicht Menschenhand hatte den Leib des Herrn weggetragen. Diebe lassen keine Ordnung hinter sich zurück. Nein, der hier gelegen hatte, war offenbar wieder zum Leben erwacht und hatte selbst die Grabeshüllen in aller Ruhe abgelegt. Es heißt, daß Johannes das sah und glaubte. Er glaubte jetzt, daß der Herr aus dem Tode lebendig geworden war.“

Ähnliche Erregung hat Ederzheim in seinem in vieler Hinsicht trefflichen Werk „The Life and Times of Jesus the Messiah“. Da heißt es (Bd. II, S. 634): „There was no sign of haste, but all was orderly, leaving the impression of One who had *leisurely divested Himself* of what no longer befitted Him.“ Ähnlich redet Geitie in seinem „Life and Works of Christ“ (II, S. 551): „There was no trace of violence, for the linen bandages lay *carefully unrolled* in the empty niche where the Savior had been placed.“ Matthew Henry schreibt zu dieser Stelle: „No, He *laid them aside*. . . . It cannot be supposed grave-robbers should find leisure to *fold up the linen*.“

Wohl der einzig mögliche Anhalt für die Meinung, Jesus hätte seine Hüllen abgelegt, liegt in dem *εἰς ἕνα τόμον*. Man könnte geltend

machen, *eis* müsse doch die Richtung, eine Bewegung, hier ein Ab-
legen, ein Hinlegen, ausdrücken. Aber *eis* wird, insonderheit bei
Verben der Ruhe, oft brachylogisch gebraucht in der Bedeutung: an
einen Ort kommen und dann da sein, z. B. wohnen *eis olkov*, in ein
Haus einziehen und dann da wohnen. Schirlikz sagt sub voce *eis*:
„Aus einer Brachylogie erklären sich eine große Anzahl von Stellen,
an denen *eis* steht, wo man *es* erwarten sollte, so vor allem bei Verben
der Ruhe, nach denen *eis* gesetzt wird, indem man es von einem in-
solvierten Verbum der Bewegung abhängig macht.“

Mit der Annahme, daß der Herr es nicht nötig hatte, die
Leintücher und das Schweißtuch abzulegen, daß sie vielmehr liegen
blieben, in gewundenen Falten, wie liebende Hände sie gewunden
hatten, spiralförmig, in einer Form, wie keine menschliche Ingenuität
sie hätte ausdenken und ausführen können, die Spezereien noch zwischen
die Tuchstreifen hineingestreut, mit dieser Annahme stimmt auch der
Umstand, daß der Osterengel die Weiber, nachdem er ihnen die Auf-
erstehung schon verkündigt hatte, noch besonders aufforderte, in das
Grab einzutreten und die Stätte in Augenschein zu nehmen. Die
Stätte, das, was an der Stätte zu schauen war, trug eben in sich
selbst die untrüglichen Kennzeichen, ja den zwingenden Beweis einer
stattgehabten Auferstehung. Es ist, als ob der Engel gesagt hätte:
„Kommt, überzeugt euch selbst. Schaut hin auf das, was daliegt. Er
ist auferstanden. Wenn meine Worte euch unglaublich klingen, so
kommt herein und überzeugt euch. Sehet da die Stätte, da sie ihn
hinlegten, und was euer Auge da schaut, wird in euch die fröhliche
Überzeugung wachrufen, daß Jesus von Nazareth, der Gekreuzigte,
den eure Seele liebt, zu neuem Leben auferstanden ist.“

F. P. Wilhelm.

Vermischtes.

Luthers Stellung zur Auslegung der Schrift. Luther schreibt be-
kanntlich in seiner von der Wartburg aus veröffentlichten Erklärung des
37. Psalms: „Wenn euch aber jemand von ihnen“ (den Papisten) „an-
tastet und spricht: Man muß der Väter Auslegen haben, die Schrift
sei dunkel, sollt ihr antworten: es sei nicht wahr.“ (St. L. V, 334.)
Wenn Luther hier so energisch in Abrede stellt, daß die angeblich dunkle
Schrift durch Auslegung erst noch klar gemacht werden müsse, so be-
zieht er das nicht bloß auf die traditionelle papistische, sondern über-
haupt auf jede Auslegung, auch seine eigene. Denn so erklärt sich
Luther sofort selbst: „Wenn der Glaube die Schrift nur hört, so
ist sie ihm so klar und licht, daß er ohne aller Väter und
Lehrer Glossen spricht: Das ist recht, das glaube ich auch.“ Und
vorher: „Es ist auf Erden kein klarer Buch geschrieben denn die Heilige

Schrift; die ist gegen alle andern Bücher“ (Luther schließt hier auch seine eigenen Bücher ein) „gleich wie die Sonne gegen alle Lichter.“ Nach Luther sind auch die besten Kommentare viel finsterrer als die Schrift selbst: „Denn wo ist doch klarer geschrieben, daß Gott Himmel und Erde geschaffen habe, Christus geboren von Maria, gelitten, gestorben, auferstanden und alles, was wir glauben, denn in der Bibel? Wer ist je so grob gewesen, der solches gelesen und nicht verstanden hätte?“ Deshalb haben die Apostel auch ihre Briefe ohne beigefügten Kommentar an die Gemeinden gesandt, weil sie wußten, daß die Christen der apostolischen Gemeinden ihre Briefe beim bloßen Anhören derselben verstanden. Dasselbe Verständnis der Schrift beim bloßen Anhören derselben schreibt Luther den Christen aller Zeiten zu. Auch wir haben nicht zu viel behauptet, wenn wir im Gnadentwählstreit sagten, daß die Christen die Schriftausagen über die Gnadentwahl nur zu hören oder zu lesen brauchten, um die Schriftlehre von diesem Artikel zu erkennen. Luther setzt nur die Bedingung, daß die Christen die Sprache, in der ihnen die Schrift vorgelegt wird, verstehen und durch fleißiges Lesen der Sprache der Schrift „gewöhnen“. Wenn die Christen die Bibel so fleißig lesen würden, wie sie ihre Zeitung und andere Sachen lesen, so würde ihnen zum Beispiel der Römerbrief ebenso klar und noch klarer sein als ihre tägliche Zeitung. Luther nimmt durchweg die Stellung ein, daß die ganze christliche Lehre in allen ihren Artikeln in solchen Schriftausagen geoffenbart vorliege, die ohne alle Auslegung jedem Christen klar sind. Das meint Luther mit den Worten: „Wenn der Glaube die Schrift nur hört, so ist sie ihm klar und licht.“ Diese Tatsache macht die besondere Gabe der Schriftauslegung nicht überflüssig. Rechte, gottbegnadete Exegeten sind eine große Gabe Gottes an die Kirche. Aber was die rechten, gottbegnadeten Exegeten zum klaren Schriftwort sagen, hat immer nur den Sinn und Zweck, den Leser und Hörer auf das klare Schriftwort hinzuweisen und bei dem klaren Schriftwort — namentlich auch der Schriftverkehrung gegenüber — festzuhalten. Wie Luther sagt: „Man soll der Väter Lehre nicht weiter brauchen, denn in die Schrift zu kommen, wie sie gekommen sind, und alsdann bei der Schrift allein bleiben.“ (XVIII, 1293.)

F. P.

Das Charakteristikum der Kirche der Reformation. Die Papstkirche und die Sekten, sofern sie sich von der Kirche der Reformation unterscheiden, stehen auf dem von ihnen „ausgelegten“ Schriftwort. Die Kirche der Reformation hingegen steht in allen Stücken der Lehre auf dem Schriftwort selbst oder auf der „bloßen Schrift“, nuda Scriptura. Könnten wir die amerikanisch-lutherische Kirche in allen ihren Gliedern und namentlich ihre öffentlichen Lehrer dahin bringen, daß sie ihr „Auslegen“ der Schriftworte — namentlich auch der Schriftworte von der Gnadentwahl — aufgeben und sich auf die klaren Schriftworte selbst stellen, so wären wir innerhalb einer Woche

vollständig einig. Dies gilt auch in bezug auf D. Kehler von der Generalsynode, der sich in seiner neuesten Äußerung anstatt auf die Schrift auf den Grundsatz gestellt hat, daß der Mensch noch eine gewisse Freiheit habe, die dargebotene Gnade anzunehmen. Nach diesem außerhalb der christlichen Religion gelegenen Grundsatz exegetisiert und harmonisiert nun D. Kehler die Schrift und insonderheit die von der Bekehrung und Gnadewahl handelnden Schriftausagen. Er trägt seinen außerhalb der Schrift gelegenen Grundsatz auch in den Kontext hinein. Dadurch erreicht er ein Doppeltes. Erstlich macht er sich das Verständnis der Schrift und auch menschlicher Schriften, die bei der Schrift bleiben, völlig unmöglich. Er muß alles im Licht oder vielmehr im Dunkel seines Grundsatzes von der Wahlfreiheit, der jedes Verständnis für die christliche Lehre ausschließt, ansehen. Luther sagt nicht zu viel, wenn er in *De servo arbitrio* bemerkt: wer dem Menschen noch eine Wahlfreiheit in geistlichen Dingen zuschreibe, kenne weder sich selbst noch Gott, das ist, Gottes Gnade. Sodann erzeugt D. Kehler durch seine auch auf den Kontext ausgedehnte Rhetorik bei sich selbst und wohl auch bei manchem unachtsamen Leser die irrige Vorstellung, daß er gründliche Exegese treibe. Von den Missouriern, die bei dem Schriftwort bleiben und dem Schriftwort den Sinn lassen, den es nach dem Kontext hat, meint er, daß sie der Schrift "a too infinitesimal treatment" angedeihen lassen. F. P.

Religionsverhältnisse in Deutschland. Nach der Veröffentlichung über die Zählung von 1907 weist die Tabelle der Religionen, Konfessionen und Sekten nicht weniger als — 334 Bekenntnisse auf! Es gibt 64 Gruppen allein unter den evangelischen Christen, 40 der Katholiken, 172 der sonstigen Christen, 6 der Israeliten, 52 der Bekenner anderer Religionen. Zumal die Reihe der Sekten ist schier unendlich; meist deuten die Namen auf angelsächsische Herkunft. Von den „Laufgesinnten“ scheiden sich die „Evangelischen Laufgesinnten“, neben den Wiedertäufern für die Liste Anabaptisten, „getaufte Christen“ und Neutäufer; es gibt „Täucher“ und „Untertäucher“. Man erfährt von „Darbisten“, „Salpeterern“, „Harmonisten“ und „Hochseligen“; von Spezialisten, Spiritisten und Spiritualisten. . . . Unter den „Bekennern anderer Religionen“ treten als eigene Gruppe die Jäger auf; in der gleichen Rubrik finden sich „Monotheisten“ und „Gottgläubige“ mit „Kosmopoliten“, „Naturalisten“, „Humanisten“ und „Materialisten“ zusammen. Es wiederholen sich die Bezeichnungen der erst in den letzten Jahren häufiger genannten asiatischen Bekenntnisse, der Buddhisten, Brahmanen, Sintoisten, Parsen, Frohgläubigen. Wunderlich genug, bilden die „Religionslosen“ ein halb Duzend verschiedener Gruppen: ein Zeichen des unausrottbaren menschlichen Dranges zur Sektenbildung. Nach Hundertteilen der Gesamtbevölkerung umfaßten die Evangelischen 62.2, die Katholiken 36.5, die andern Christen .4, die Israeliten .9.

Wert des Kleinen Katechismus. Der „*S. P. R.*“ zufolge schreibt D. Steinmeß im Vorwort zu seinen „*Katechismusgedanken*“: „Diejenigen, welche jetzt den Religionsunterricht im Sinne moderner Theologie reformieren wollen, geben dem Katechismus Luthers, diesem religiösen Volksbuch ersten Ranges, welchem die evangelische Volksschule nicht am wenigsten ihr Leben verdankt, nicht sein Recht. Nach den von Prof. Weinel herausgegebenen und erläuterten Dresdener Leitsätzen des Bundes für Reform des Religionsunterrichts wollen sie Luthers Erklärungen als die Hauptquelle für den Unterricht in der inneren Geschichte der Reformation bewerten, geben auch zu, daß einzelne Katechismusstücke ‚mit Nutzen‘ in ihrem wesentlich geschichtlichen Unterricht verwendet werden ‚können‘, aber einen besonderen Katechismusunterricht verwerfen sie. Gründlich verkannt wird dabei auch von den Reformern, wie ich glaube, durchgängig, die Bedeutung des religiösen Memorierstoffs für die Kindesseele sowie für das christliche Leben und Streben, Leiden und Sterben. Zwar müßte man nach den Dresdener Leitsätzen annehmen, daß der Katechismus Luthers, der ein klassisches Zeugnis evangelischer Frömmigkeit und Lehre genannt wird, nach dem IV. 11. c verkündeten Grundsatz weiter auswendig zu lernen sei. Das erfordert aber viel hingebende Sorgfalt, viel Respekt vor dem Text, viel Fleiß, viel Zeit und sichert dem Katechismus eine selbständige Behandlung. Aber die wird ihm grundsätzlich dem neuen System zuliebe, vielleicht auch aus unausgesprochenen Gründen, verweigert. In Hamburg führt man die Reform aus, und wie respektlos geht man da mit dem Katechismus um! In den meisten deutschen Staaten trägt man doch noch Bedenken, in diese Bahn einzulenken. Vielfach begünstigt man aber für den Katechismusunterricht der Schule solche Hilfsbücher, welche keine andern Zugaben zum Lutherschen Katechismus bringen als Bibelsprüche oder biblische Abschnitte. Offenbar soll dadurch dem Lehrer völlige Freiheit in der Behandlung der einzelnen Lehrstücke gegeben werden. Aber die Frage ist hier doch nicht, was diesem oder jenem Lehrer erwünscht sein möchte, sondern was den Kindern, was dem meistens vergessenen Hause, was dem christlichen Volke frommt. Und da sollte man doch den Wert fester, geprägter Lehren für die christliche Erkenntnis und für das christliche Leben nicht verkennen. Soll die Formulierung z. B. einer Antwort auf die Frage, was der Eid ist, dem Lehrer überlassen werden, jedem neuen Lehrer eine andere? überhaupt, ist die Lehre nicht gemeinsames Gut? Fordert sie nicht, um volkstümlich zu sein, feste Formeln? Man scheut sich jetzt, wie es scheint, vor allem, was Credo, Bekenntnis, Glaubenslehre heißt, und tut so, als ob Lehre und Leben kontradiktorische Widersprüche wären. Die biblischen Heilslehren, sagt Karl Immanuel Nisßch einmal, sind alle in ihrer Übernatürlichkeit praktisch, alle herzlich, sittlich, hauchen alle heilige Liebe, gehen alle in die Tiefe und Höhe, so wie sie ihre Weiße und Wirkung in die Breite und Länge ergießen. Sei denn dem

Katechismus Luthers, dem goldenen Kleinod, auch ferner freudige, verständnisvolle, auf Geist, Gemüt und Wille der Jugend zielende Arbeit gewidmet. Sei von allen, welche in unsern Tagen festhalten am Bekenntnis, auch die gute Zuberficht festgehalten, mit welcher D. Luther einmal über Tische in die Zukunft geblickt hat. „Der Katechismus wird müssen bleiben und das Regiment in der christlichen Kirche behalten und Herrre bleiben. Und wenn sich auch viele dawider legen, doch wird er bleiben und die Herrschaft und Oberhand behalten durch den, von welchem geschrieben steht: Du bist ein Priester ewiglich.“

Superintendent Hardeband urteilt im Vorwort zu „Luthers Katechismusgedanken“: „Man behauptet einerseits, der Katechismus biete abstrakten Stoff; nur die biblische Geschichte gebe der Fassungskraft des Kindes das, was sie aufnehmen und sich aneignen könne. Nichts kann verkehrter sein als diese zur Zeit fast unausstilgbar gewordene Meinung, die sich hartnäckig der doch so leicht nachweisbaren besseren Erkenntnis verschließt, wie es gerade der Vorzug des kleinen Katechismus Luthers ist, daß er nichts in abstrakter Form gibt. Hier ist alles Gebot, Bitte oder persönliches Glaubensbekenntnis. Das sind aber äußerst konkrete Dinge und keine Abstraktionen! Das ist allerdings richtig, der Katechismus kann in Abstraktionen aufgelöst werden; aber das wäre dann freilich die schwerste Verfündigung, deren sich ein Katechet schuldig machen könnte. Will man denn die Schuld ungeschickter Katecheten dem Katechismus selbst aufbürden? Man will uns andererseits glauben machen, daß es nicht angängig sei, den Katechismus als Bekenntnis der Kirche in der Absicht zum Gegenstand der Jugendunterweisung zu machen, daß der Väter Glaube der Glaube der Kinder, ihr persönliches Bekenntnis, werde. Das ist nun freilich gerade Zweck und Absicht dieses so wichtigen Büchleins: es will die Glaubenskonninuität zwischen den gehenden und kommenden Geschlechtern ermöglichen und festigen. Es hat auch der Unterricht nach dieser Norm in der Tat aller Mängel ungeachtet, die die Geschichte des Katechismusunterrichts aufweist, diesen seinen Zweck erreicht.“ Die Feindschaft vieler Pädagogen gegen Luthers Katechismus hat nach Hardeband ihren Grund in ihrer liberalen Dogmatik. (Siehe „L. u. W.“, S. 75.)

Vernichtendes Urteil über die liberalen Pädagogen. Seminar- direktor Dr. Zander fällt in seinem Buche „Deutsche Erziehung — deutsche Zukunft“ folgendes Urteil über die neuesten Versuche zur Reform des Religionsunterrichts: „Die Versuche der neueren Zeit laufen darauf hinaus, jeden seine eigene wohlnliche Glaubenshütte aufschlagen zu lassen nach dem Standpunkte seines Wissens, nicht des Wissens der besten Geister, denn das beherrscht er nicht und würde für ihn ja auch nur wieder etwas Fremdes, Anechtendes bedeuten, sondern nach dem Standpunkte seines Wissens; das nennt man Subjektivismus, der Menschenwürde zukommenden Subjektivismus. Auch die Kinder sollen schon diesen Vorzug genießen. Ja, sie sollen erfahren und lernen,

wie das Dogma entstanden ist, wie die Theologen aus sich selbst und infolge der Zeitverhältnisse zu ihren Ansichten gekommen sind, und vielleicht auch gar, wie ihr jeweiliger Lehrer seine Gedanken erarbeitet hat und ihnen vorlegen will. So fordert der Bund für Reform des Religionsunterrichts (Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht, Oktober 1911, S. 299): „Die Kinder müssen einen Eindruck davon bekommen, wie man an den Dingen arbeitet. So wird die Autorität des Buchstabens und des gläubig verehrten Lehrers ersetzt werden durch die Autorität der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit. Es wird sich nicht mehr darum handeln, Fertiges auswendig zu lernen, auch nicht etwa moderne Ergebnisse der Wissenschaft darzubieten, sondern den wahrheitsuchenden, jedem Fortschritt der Wissenschaft sich beugenden Geist zu wecken.“ Wenn das nicht wieder derselbe Schwindel ist wie bei den Dinterschen Katechesen, indem die Kinder doch eben nur einfach der Leitung des Lehrers bei seinem Gespräche folgen und nach Kinderart vertrauensvoll zustimmen oder ablehnen, wie er will, so wäre der Erfolg dieses Religionsunterrichts der, daß es von der so unterrichteten Generation ab überhaupt keinen Glauben und keine religiöse Gemeinschaft mehr gäbe. Das ganze Unterfangen ist Unsinn und würde, zur Tat umgesetzt, das deutsche Volk in die furchtbarste Galt- und Ratlosigkeit stoßen, so recht eigentlich in die Hölle mit Heulen und Zähneklappern.“

Von den Briefen Pauli sagt der anerkannte Kenner der griechischen Literatur Willamowitz in „Die Kultur der Gegenwart“, I. 8, S. 157: „Daß dieser Jude, dieser Christ, griechisch denkt und schreibt, für alle Welt und doch zunächst für die Brüder, die er anredet, daß dieses Griechisch mit gar keiner Schule, gar keinem Vorbilde etwas zu tun hat, sondern unbeholfen in überfülztem Gesprudel direkt aus dem Herzen strömt und doch eben Griechisch ist, kein übersetztes Aramäisch (wie die Sprache Jesu), macht ihn zu einem Klassiker des Hellenismus. Endlich, endlich redet wieder einer auf griechisch von einer frischen inneren Lebenserfahrung; das ist sein Glaube; in ihm ist er seiner Hoffnung gewiß, und seine heiße Liebe umspannt die Menschheit: ihr das Heil zu bringen, wirft er freudig das Leben hin; frisches Leben der Seelen aber spricht überall empor, wohin ihn sein Fuß trägt. Als einen Ersatz seiner persönlichen Wirksamkeit schreibt er Briefe. Dieser Briefstil ist Paulus, niemand als Paulus; er ist nicht Privatbrief und doch nicht Literatur, ein unnachahmliches, wenn auch immer wieder nachgeahmtes Mittel Ding. . . . In der hellenistischen Welt der konventionellen Form, der glatten Schönheit, der Gemeinplätze erquickt diese Formlosigkeit, die doch den Gedanken und Empfindungen ganz adäquat ist. Oder welche Stilisierung könnte den intimen Reiz des Philipperbriefes erhöhen?“

Gegen Adventisten, Millenniumsleute und andere Sektierer haben die „Gemeinschaften“ in Deutschland folgende Warnung ergehen lassen:

„Aus Liebe zum Wort und zum Volke Gottes sehen wir uns genötigt, vor nachstehend bezeichneten unevangelischen Richtungen und Parteien zu warnen, die besonders geeignet sind, die Seelen zu verwirren und auf falsche Bahnen zu bringen: 1. Die Adventisten, auch Sabbatisten oder Sabbatarier genannt, bringen die Seelen unter's Gesetz, von dem uns Christus doch erlöst hat. Besonders verlangen sie das Halten des Sabbats. Die Schriften der Adventisten erscheinen im Verlage der Internationalen Traktatgesellschaft in Hamburg. Ihre Zeitschriften sind: ‚Herold der Wahrheit‘ und ‚Der Zionswächter‘; ihr Kinderblatt: ‚Der Kleine Freund‘. Das Urteil über den Adventismus spricht Paulus im Galaterbrief, besonders Kap. 3—5. (Man denke besonders an Gal. 5, 4.) 2. Die Millenniums-Tagesanbruchsleute behaupten, wir leben im Anbruch des tausendjährigen Reiches (1874—1914); alsdann beginne das tausendjährige Reich mit dem unsichtbaren Kommen des Herrn. Sie leugnen die Unsterblichkeit der Seele und die Hölle. Die Schriften der Millenniumsleute erscheinen beim Wachturm, Bibel- und Traktatgesellschaft in Barmen (früher Elberfeld). Der eigentliche Sitz der von Ch. Russell gegründeten Gesellschaft ist Allegheny (Vereinigte Staaten). Ihre falsche Schriftauslegung findet sich besonders in dem sechsbändigen Buche ‚Millenniumstagesanbruch‘ und in den Zeitschriften ‚Zions Wachturm‘ und ‚Volkskanzel‘. 3. Die Neuapostolischen setzen die Worte ihrer selbstergählten Apostel an die Stelle des Wortes Gottes und die Apostel selbst an die Stelle Jesu, über dessen Blut sie verächtlich reden. Das Hauptquartier der Neuapostolischen in Deutschland ist Chemnitz. Zeitschriften: ‚Wächterstimmen aus Ephraim‘ mit der Beilage ‚Der Herold‘, ein Monatsblatt. 4. Die Mormonen oder Heiligen der letzten Tage setzen an die Stelle der Bibel das Buch Mormon. Sie huldigen der Vielweiberei und suchen daher junge Mädchen für Amerika zu gewinnen. 5. Die Scientisten (Christliche Wissenschaft) behaupten, Sünde und Krankheit seien nicht wirklich vorhanden, sondern nur Einbildung, die man wegdenken könne. 6. Die Spiritisten setzen sich über das ernste Verbot Gottes (5 Mos. 18, 9 ff.) hinweg, daß man keine Toten befragen soll. 7. Die Theosophische Gesellschaft lehrt anstatt der Erlösung durch Christum die Selbsterlösung. Ihre Lehre ist also veredeltes Heidentum. Wir bitten dringend, keine Schriften dieser Richtungen zu kaufen und zu lesen, sich von ihren Vertretern nicht einnehmen zu lassen, wenn sie auch noch so fromm und aufdringlich auftreten, überhaupt gegen fremde, unbekannte Prediger und Kolporteurs äußerst vorsichtig zu sein. Der deutsche Verband für Evangelisation und Gemeinschaftspflege (Gnadauer Verband).“

„Für die Kraft des vielgeschmähten Glaubens spricht überraschend eine Selbstmordstatistik, die ein sächsischer Stabsarzt für das sächsische Heer aufgestellt hat. Danach betrug die Selbstmordfälle 0.1 vom Tausend der Soldaten, die den Sekten und Keinen Gemeinschaften angehörten, 0.31 vom Tausend der lutherischen, 0.37 vom Tausend der

römischen Katholiken, 0.40 vom Tausend der Israeliten, aber 6.05 vom Tausend der Dissidenten und Religionslosen, also etwa das Zwanzigfache der Lutheraner und noch das Fünfzehnfache der Israeliten. Hier liegt es klar zutage, auf welcher Seite mehr Lebensfreude, mehr Lebensmut, mehr sittliche Ausdauer zu finden sind. Aber man will es in weiten Kreisen nicht wissen, überdrüssig kehrt man sich ab von der Quelle der Kraft und des Lebens. Inzwischen strecken andere hellen Auges und dankbaren Sinnes die Hand danach aus. Als John Mott, der Vorsitzende der Edinburgher Weltmissionskonferenz, kürzlich die asiatischen Missionsfelder bereiste und an 70,000 chinesische Studenten in Evangelisationsversammlungen um sich scharte, da ließ ihn der Präsident der chinesischen Republik, Juanschitai, zur Audienz bitten und fragte ihn nach dem Inhalte seiner Verkündigung. Er erfuhr, es sei Jesus Christus, der Heiland der Welt. Nach langer Unterredung bat er John Mott, in China zu bleiben. „Alle jungen Männer in China sollten Sie hören. Die Lehren unsers Weisen Konfuzius sagen uns wohl die Wahrheit, aber wir haben die Kraft nicht, danach zu leben. Die Kraft kommt allein von Christus, darum müssen wir ihn kennen lernen.“ — Der Glaube, welcher mit Christi Blut und Gerechtigkeit das Gewissen beruhigt und die Schrecken desselben überwindet, macht dankbar und treibt so wie ein gewaltiger Motor zu guten Werken.

Die „neue Moral“ betreffend schreibt der Philosoph Euden von Jena: „Schon der Name ‚neue Moral‘ ist irreführend, weil er die Moral als bloße Sache der Zeit darstellt. Dabei ist, was hier geboten wird, weder neu noch Moral; neu ist höchstens das, daß ein Vertweichlichen und Erschlaffen eine Nachgiebigkeit gegen alle individuelle Neigung, eine Untergrabung aller Pflichtideen, kurz, eine Untergrabung der Moral sich Moral nennt und sich wohl gar als den Gipfel der Moral gebärdet. Was vermag wohl eine solche Pseudomoral gegenüber den moralischen Gefahren und Mißständen, welche eine hochentwickelte Kultur mit sich bringt, und die wir heute besonders erfahren, was vermag sie gegen die raffinierte Sinnlichkeit, die grenzenlose Erwerbsebegier, das Jagen nach möglichst viel Genuß, den wilden Kampf ums Dasein, die Auflösung aller inneren Zusammenhänge?“ — Was früher „Emanzipation des Fleisches“ hieß, nennt sich jetzt „neue Moral“, die es dem Menschen zur Pflicht macht, sich auszuleben und die Lüfte seines Fleisches zu befriedigen. Daß eine solche Pseudomoral nichts gegen die Sinnlichkeit usw. vermag, versteht sich; sie macht sie ja zur Pflicht! Euden scheint aber nicht zu ahnen, daß auch die perfekteste und reinste Moral wahre Sittlichkeit nicht zu erzeugen vermag. Wie, wenn er bei dem Chinesen, von dem der vorige Paragraph berichtet, in die Schule ginge?

Kirchengehen und Bekenntnisverpflichtung. Der „S. P. R.“ entnehmen wir folgende Worte aus dem Vortrag D. Bahns auf der „A. E. L. R.“ zu Nürnberg: „Wenn ich am Sonntag zur Kirche gehe,

suche ich in erster Linie nicht Belehrung, sondern Erfrischung meines Glaubenslebens, Bestärkung in dem Bewußtsein meiner Zugehörigkeit zur Gemeinde der durch Christus Erlösten und Ermunterung zu jeder Betätigung des Glaubens in der Liebe und in der Arbeit. Ist die Predigt einmal dürrig geraten, so suche ich mich in Geduld zu fassen, halte mich an den Text und beteilige mich um so dankbarer am Gebet und Gesang der Gemeinde. Was unsereiner aber nicht mit Gleichmut anhören kann, das ist eine Predigt, welche die ewigen Wahrheiten des Evangeliums durch schillernde Reden verhüllt oder in Frage stellt oder geradezu verleugnet. Schon die durch schmerzliche Erfahrungen veranlaßte Furcht vor solchen Erlebnissen läßt es nicht zu andächtiger Erhebung kommen. Und wie sollen wir unsere Kinder und Enkel dem Unterricht eines Pfarrers zuweisen, der uns keinerlei Bürgschaft darüber bietet, daß er ernstlich bemüht ist, sie in das Verständnis des unverkürzten Evangeliums einzuführen? Einen unbedingt wirksamen Schutz der nach Alter oder Erkenntnis Unmündigen gegen irreführende Lehre kann freilich auch das strengste Amtsgelübde nicht gewähren; aber ein mächtiges Zeugnis, wohl geeignet, die vielfach schlafenden Gewissen der Lehrer und der Gemeinden zu wecken, ist und bleibt das gute Bekenntnis unserer Väter. Darum halten wir an ihm fest. Denn eine Kirchengemeinschaft, die ihr gutes Bekenntnis in einem solchen Maße preisgibt, wie es die Hamburger Synode des vorigen Jahres getan hat, stellt ihren Charakter nicht nur als lutherische, sondern auch als christliche Kirche in Frage. Indem man dem Geistlichen eine schrankenlose Lehrfreiheit einräumt, gibt man die Gemeinden deren Willkür preis und begründet eine Pfaffenherrschaft aller schlimmster Art. Eine Freiheit ohne Ordnung macht jede menschliche Gemeinschaft zu einem wüsten Haufen, welchen zuerst die Demagogen verführen und dann die Despoten knechten. Wir fordern eine Ordnung, welche vor allem den Pfarrer und den Religionslehrer bindet, damit das unverkürzte Evangelium seine befreiende Wirkung auf alle Gemeindeglieder ausüben könne. In unsern Gottesdiensten hat der Geistliche allein das Wort. Der Besucher der Kirche muß alles über sich ergehen lassen, was der Prediger von der Kanzel herab über seine Zuhörer ausschüttet. Niemand kann widersprechen. Fühlt sich der Prediger in seinem Gewissen nicht gebunden an ein anerkanntes und der Gemeinde bekanntes Bekenntnis und vor allem an die Pflicht gebunden, nicht seine eigenen Einfälle, sondern Gottes Wort zu verkündigen, so müssen die Hörer auch stets geduldig hinnehmen, was in einer Christengemeinde nicht unwiderrprochen bleiben dürfte.“

Der Tanz ist stilisierte Erotik. E. Fuchs schreibt in den „Westermannschen Monatsheften“: „Der Tanz war und ist niemals etwas anderes als die in stilisierte Rhythmi übersehte Erotik: gegenseitiges Duzeln, Werben, Weigern, Versprechen und Erfüllen. Symbolisierung eines dieser Bestandteile der Erotik oder auch aller dieser Teile ist das

Thema eines jeden Tanzes. Es gibt eine ganze Reihe National- und auch Modetänze, die einzig die Liebeserfüllung, und zwar in der durchsichtigsten Weise, durch ihre Hauptfiguren versinnbildlichen. Wir nennen nur die italienische Tarantella, den spanischen Fandango, den ungarischen Czardas, den Cachucha und den noch jüngst international verbreiteten Matzische. Alle diese Tänze sind nichts anderes als stilisierter Liebesrausch. Bei diesen Tänzen durchflosten darum auch Unzählige die seligsten Bonnen. Was wiederum die entscheidende Ursache der raschen Popularität so mancher Tänze ist. Der Walzer ist nur eine verfeinerte Form derselben Art. Das hat man auch sofort empfunden, als er in seiner modernen Form zum ersten Male in die Tanzsäle einzog. Als der Walzer 1830 langsam in Mode kam, wurde er von der feinen Gesellschaft zuerst ernstlich abgelehnt wegen seines zu offensichtlichen Charakters; noch unter Kaiser Wilhelm I. war er am Berliner Hofe verpönt. Aber das hat seinen Siegeszug nur beschleunigt und seine weltumspannende Herrschaft begründet. Bei Tausenden von Männern und Frauen, die den Walzer mit Verständnis tanzen, löst dieser ebenfalls die höchsten sinnlichen Entzückungen aus, häufig wahre Rauschzustände; und wenn sie es nicht durch Worte verraten, so durch Blicke, durch eine unerfättliche Tanzlust und vor allem durch ihr ganzes Gebaren beim Tanze. Was vom Walzer gilt, gilt von allen modernen Modetänzen, von denen wir nur den englisch-amerikanischen 'one-and-two-step' und den gegenwärtig geradezu fanatisch kultivierten Tango nennen. Dieses Wesen des Tanzes erklärt unendlich viel. Weil im Tanz nicht nur jede Figur von Sinnlichkeit überfließen ist, sondern weil er die stilisierte Rhythmik sinnlichen Begehrens und Erfüllens selbst ist, darum gab es auch niemals einen erfolgreicheren Kuppler und Verführer als den Tanz." Der „Reichsbote“ bemerkt hierzu: „Sicherlich ist von streng christlicher Seite nie ein vernichtenderes Urteil über den Tanz gefällt worden als hier von rein kulturgeschichtlichem Standpunkt aus.“

Aus dem Papst spricht der Heilige Geist. Der „Reichsbote“ teilt aus dem Fastenbrief des Kardinals Ropp folgende Stelle mit: „Der katholische Christ erkennt aus der Stimme des Papstes die Eingebung des Heiligen Geistes und darum fragt er nicht nach dem Wie und Warum, sondern folgt den Weisungen des Papstes mit rückhaltlosem Vertrauen. Er läßt sich darin nicht irremachen, mag auch die Welt darüber lästern und höhnen. Er setzt seine Weisungen nicht in Zweifel mit dem Einwand, es seien nur seine Ratgeber, von denen der Befehl ausgehe; er behauptet nicht mit vorschnellem Urteil, daß der Papst nicht gut unterrichtet sei, wenn seine eigene mangelhafte Einsicht nicht bald die Bedeutung einer päpstlichen Anordnung zu erkennen vermag; denn er weiß, daß mit derartigen Ausreden mehr als einmal der Ungehorsam und die Auflehnung begonnen haben. Daher nimmt er die Worte des Papstes auf, wie dieser sie ausgesprochen hat und ver-

standen wissen will; er deutelt nicht an ihnen, noch zwingt er sie in seine Ansichten, sondern nimmt sie mit aufrichtigem, kindlichem Glauben hin. Er fragt nicht, ob die Weisungen des Papstes auch für ihn Geltung haben; er weiß, daß der Papst für alle spricht. Er bestimmt nicht die Grenzen, in denen das Wort des Papstes zu entscheiden hat; das kindliche Vertrauen kennt solche nicht. Er nörgelt nicht am Papstwort, noch sucht er unbekannte Ratgeber, sondern mit freudiger Begeisterung ordnet er sich der Leitung des einen Oberhauptes der Kirche unter.“ — Nach Kardinal Kopp steht also das Wort des Papstes auf gleicher Stufe mit den Worten Christi und der Bibel. Die Stimme des Papstes ist Stimme des Heiligen Geistes, ist Gottes Wort, an dem nicht gerüttelt werden darf, auch dann nicht, wenn der Papst der Bibel ins Angesicht schlägt, z. B. in der Lehre von einerlei Gestalt des Sacraments. So erhebt sich heute noch der Antichrist zu Rom über Gott selbst. Den Papst allein sollen Katholiken über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen! Wer anders steckt hinter ihm als der Satan selber?

Wie die Römlinge lügen. Die „D. E. N.“ teilt aus dem Hirtenbrief des Erzbischofs von Florenz folgende Sätze mit: Luther „warf das Mönchsgewand in die Kessel, schloß eine das Heiligum schändende Ehe und begann einen wahren Vernichtungskampf gegen Kirche, Papst, Priester, Ordensleute; er warf Zwietracht und Empörung in die Welt und säte überall Verwüstung, Krieg und Blutvergießen“. Luther „bot eine Art eigenes Evangelium feil, nach welchem Könige, Fürsten, Barone rauben, todschlagen, Weiber nehmen konnten, so viele sie wollten“. Luther „predigte Freiheit des Gedankens, Freiheit der Wissenschaft, freie Liebe, Krieg dem alten Plunder der Gewissensbedenken usw. Man kann sich denken, wie ihm die Jugend da nachsah“. Dem armen Volke habe Luther bei Beseitigung des Papstes verheißen, daß sie dann „keine Steuern, Zehnten und Abgaben mehr zu zahlen brauchten“. „Weil es bei hoch und niedrig, groß und klein, Patriziern und Plebejern einen Haufen von ehrgeizigen, gierigen, sittenlosen, nur auf Befriedigung jeglicher Leidenschaften erpichten Menschen fand, so entfachte sich das lutherische Feuer am dünnen Stroh, und die zerstörende Flamme griff mächtig um sich.“ „Wie die Lava eines Vulkans versengte die Häresie (der Abfall) den Keim des wahren Lebens in jenen unglücklichen Ländern. Die Freiheit des Denkens und Handelns wurde zu unumschränkter Zügellosigkeit. Die Völker verloren den Glauben und erlitten so durch die Jahrhunderte hindurch die schrecklichste aller Strafen.“ — Auch Papisten beschwerten sich über Entstellungen seitens übereifriger Protestanten. Verglichen mit den Schmähungen und Lügen der Römlinge aber, sind solche protestantische Entstellungen (die wir selbstverständlich verurteilen) doch nur wie ein Tropfen gegen den Strom.

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. Synodalbericht des Westlichen Distrikts mit einem überaus praktischen Referat von Prof. Meyer über das Thema: „Die Christen als Arbeiter für Gottes Reich.“ (19 Cts.)

2. Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1913. (50 Cts.) — Der Inhalt dieses Buches, ohne welches es eine exakte Kenntnis unserer Synode nicht gibt, ist bekannt; der große Nutzen desselben wird aber noch lange nicht genügend gewürdigt und anerkannt.

3. Synodalbericht des Kansas-Distrikts mit einem Referat von Prof. A. B. Meyer über „Daniel“. (15 Cts.)

4. Synodalbericht des Süd-Illinois-Distrikts mit einem sorgfältig gearbeiteten Referat von D. F. Pieper über das Thema: „Die von Gott geordnete Latenbewegung“, dem wir in unserer Zeit der Latenbewegung die weiteste Verbreitung wünschens, und aus dem wir in dieser Nummer einen Exkurs über die „göttliche Ordnung des öffentlichen Predigtamts“ mitteilen. F. B.

K. Fr. W. Reuter. Zwei Grabreden und kurzer Lebenslauf. Von D. G. T. H. Willkomm und J. Kunstmann. Mit Porträt. Verlag von Joh. Herrmann, Zwickau in Sachsen. Preis: @ 10 Cts., 6 Expl. 40 Cts.

„Dieses Gedächtnisschriftchen an den seligen Kirchschullehrer der Planitzer St. Johannisgemeinde, der fast vierzig Jahre lang als solcher in reichem Segen gearbeitet hat, sollte man besonders all seinen früheren Schülern, die jetzt, in alle Welt zerstreut, zum Teil wieder im Dienst von Kirche und Schule stehen, übersenden. Es wird sicher Freude bereiten und das Gedächtnis des Entschlafenen erneuern.“ F. B.

Der Ursprung des Christenglaubens. Von Reinhold Seeberg. U. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 1.80.

„Diese Untersuchung ist einem der größten Rätsel der menschlichen Geistesgeschichte gewidmet. Es handelt sich — religionsgeschichtlich ausgebrütet — um die Erkenntnis des Ursprunges der trinitarischen Idee in dem streng monotheistischen Judentum. Denn der Christusglaube, auf den wir im folgenden unsere Aufmerksamkeit richten wollen, ist zugleich der Ursprung des trinitarischen Glaubens.“ So beginnt Seeberg, und dann sucht er vorstellbar zu machen, wie psychologisch in den Jüngern Jesu der Christusglaube entstanden sei. Das Ergebnis seiner Methode faßt er auf der letzten Seite also zusammen: „Der ganze Ansatz der Trinitätslehre und der Christologie in der alten Kirche ist so, wie er ist, heute nach allen Seiten hin unbrauchbar.“ (S. 62.) So ist es, wenn Seeberg recht hätte. Vom achten Artikel der Konkordienformel könnte er kaum einen Paragraphen stehen lassen. Dabei gilt Seeberg als der Führer der Positiven. Die „Reformation“ schreibt: „Der genannte Theolog (Seeberg) ist bekanntlich der zielbewußte Begründer und eifrige Förderer derjenigen Richtung in der positiven Theologie, die an dem alten fundamentalen Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche unerschütterlich festhält, ohne in dieser konservativen Gesamtorientierung ein Hindernis zu erblicken für eine Gestaltung des theologischen Betriebes, die allen Forderungen strengster Wissenschaftlichkeit gerecht wird.“ Tatsache ist, daß Seeberg die Harmonie herzustellen sucht zwischen der modernen evolutionistischen Wissenschaft und der Theologie dadurch, daß er die letztere nach der ersteren ummodelliert und forrigiert. Das Opfer hat ihm nicht die Wissenschaft, sondern die Theologie zu bringen. Von den Liberalen unterscheidet er sich weniger qualitativ als quantitativ. Was jene mit einem Wurf preisgeben, opfert Seeberg rückwärts. Und selbst an die Lehre von der Dreieinigkeit und Gottheit Christi scheut er sich nicht, die profane Hand der „Wissenschaft“ zu legen. F. B.

Mose, der Prophet, und sein Werk. Ein Lebensbild in sieben geistlichen Reden von Lic. D. G. Diettrich. 99 Seiten. C. Verlagsmanns Verlag in Gütersloh. M. 1.50; geb. M. 2.

Gehalten wurden diese Reden in den Bibelfunden der Reformationsgemeinde zu Berlin. Behandelt werden folgende Thematika: 1. Das Gotteserlebnis Moses in seinem geschichtlichen Zusammenhange. 2. Die Gotteserkenntnis, die Mose gebracht hat. 3. Die Entstehung des Jehobahglaubens in Israel. 4. Der betende Mose, ein Vorbild im siegreichen Kämpfen. 5. Die vier Grundforderungen Moses für die Anbetung Gottes in der Gemeinde. 6. Die sittlichen Grundforderungen Moses im Lichte der Religionsgeschichte. 7. Die Bundesstiftung und ihre gottesdienstliche Feier. — Der theologische Standpunkt ist der uniert-reformierte. Zur Charakteristik des Buches möge hier eine oder die andere Stelle Platz finden. S. 39: „Ach, meine Freunde, wenn ich an unsere vielen sogenannten christlichen Vereine denke, die doch vor fünfzig bis sechzig Jahren mit dem Anspruch auftraten, die vornehmsten Träger des Missionsgedankens zu sein; wenn ich sehe, mit was für Mitteln und Mitteln sie Menschenseelen zum Glauben zu führen versuchen, wie hier ein Verein für Innere Mission einen Gesellschaftsabend veranstaltet und dabei den ganzen lieben Abend lang außer den belegten Brötchen des Büfett's nichts anderes bietet als einen musikalischen Schwanz; wie dort ein Jünglingsverein zur Feier eines Jahresfestes den Dreiacker: 'Einer muß heiraten' bringt und zu alledem noch zum Schluß mit 'Lanz und Karnevalscherzen' aufwartet, dann möchte ich's in unsere Kirche hineinrufen: 'Evangelische Christenheit, wache auf! Nur eins, nur eins tut not zur Weckung und Gründung des Glaubens, das ist die Predigt der großen Tatsachen des Reiches Gottes, die Predigt von Christo Jesu, dem im Fleisch erschienenen, gekreuzigten und auferstandenen Herrn.'“ S. 56: „Als der athenische Feldherr Themistokles einmal aus seiner Heimat vertrieben worden war, mußte er bei seinem bittersten Feinde Zuflucht suchen, beim König Admet. Lange stand er vor dem Königssaal, halb wagen, halb zagend. Da kam das Kind des Königs daher. Entschlossen nahm er das Kind auf seine Arme, ging mit dem Kinde zum König hinein und sprach: 'König Admet, im Namen dieses Kindes bitte ich dich, nimm mich auf in dein Land.' Und um des Kindes willen nahm der König ihn auf. Freunde, so laßt auch uns den Sohn Gottes auf unsere Arme und in unser Herz nehmen. Und dann laßt uns den Vater im Himmel bitten: 'O König aller Könige, nicht um meinetwillen, sondern um deines lieben Sohnes willen, erhöre mich; nicht weil ich's verdient hätte, sondern weil's Jesus verdient hat, erbarme dich meiner!' Und wir sollen's erfahren: 'So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben.'“ F. B.

Vom Jesusbilde der Gegenwart. Von D. Dr. Leopoldt in Kiel. Verlag von Dörffling und Francke, Leipzig. M. 8.50; geb. M. 9.50.

Der Titel deutet schon an, daß uns hier nicht geboten wird das Jesusbild des alten Glaubens, nach welchem Christus ist wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sondern allerlei Bilder von Jesu, wie ihn sich der natürliche Mensch malt, die sentimentalischen Schönheitsfucher, die sozialistischen Armenfreunde, die materialistischen Ärzte, die monistischen Gottesleugner, die weltgerechten Katholiken und russischen Weltverbesserer wie Tolstoy und Dostojewsky. Alle diese Bilder aber sind ebensoviele Isole von Christus, die nicht zur Darstellung bringen, was Jesus selber sein will und nach Gottes Rat den Menschen sein soll, sondern eigene fleischliche und gotteslästerliche Phantasien über Christus. Das einzig richtige Bild von Jesu malt uns die Schrift, wenn z. B. Paulus schreibt: Gott war in Christo und verlebte die Welt mit ihm selber und rechnete ihr die Sünden nicht zu, und hat unter uns ausgerichtet das Amt von der Versöhnung usw. Dies Bild kommt aber im vorliegenden Buche nicht zur Darstellung und wird auch nicht angewandt als kritischer Maßstab zur Beurteilung der Sözenbilder, die sich die natürliche Vernunft von Christo macht. F. B.

Gott und deine Seele. Bernauer Predigten von P. em. Carl Stri-
hano w i t z. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. M. 2.40;
geb. M. 3.

Der Verfasser dieser Predigten ist ein Balte, der, in der baltischen Revolution seinen Verfolgern entgangen und dann wieder in reicher Arbeit stehend, in seinen besten Jahren die Sprache verlor. Es sind dies zumeist Predigten, welche in alter schlichter, klarer Weise die köstlichen Wahrheiten des alten Bibelglaubens vortragen und die auch unsere Pastoren mit Nutzen lesen werden. Seite 39 findet sich folgender synergistischer Satz: „So wahr dieses unser Wirken, Wachsen und Wandeln in Gott ein Werk des lebendigen Gottes selbst ist, so wahr ist es doch auch wieder in unsere eigenen Hände gelegt. Denn wir, wir können Gott den Zugang zu unserer Seele öffnen, und wir können ihn verschließen.“ (Vergleiche auch S. 83, 169 u. 207.) Das Verschließen des Herzens liegt in unserer Hand, aber nicht das Öffnen desselben. Der Herr tat der Pybia das Herz auf. Zur vollen Geltung kommt in der Predigt über „Unsern Heibes Auferstehung“ (1 Kor. 15, 35—44) auch nicht, was unser Bekenntnis sagt: „Im Artitel von der Auferstehung zeuget die Schrift, daß eben dieses un-
sere s e r s f e i s c h e s S u b s t a n z, aber ohne Sünde, auferstehen“ werde. (Milt-
ler, 583, 46.)
F. B.

Zeit und Ewigkeit. Von Martin Kähler. Der dogmatischen Zeit-
fragen III. Band. Zweite, gänzlich veränderte und vermehrte
Auflage. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 4.80; geb. M. 5.80.

Es sind dies Vorträge und Artikel des verstorbenen Professors der Theo-
logie in Halle, herausgegeben von seinem Sohn Walter Kähler. Der Band
bietet folgende Titel: 1. Die Theologie in ihrer Bedeutung für die Gemeinde.
2. Warum ist es in der Gegenwart so schwer, zu einem festen Glauben zu kom-
men? 3. Die moderne Theologie und die Stellung der Kirche zu ihr auf Kanzel
und Rathgeber. 4. Christentum und Systematiz. 5. Einleitung zur Ethik.
6. Unbewußtes und bewußtes Christentum. 7. Subjektivismus und Historizis-
mus gegenüber dem Christentum. 8. Der Menschheit Fortschritt und des Men-
schen Ewigkeit. 9. Der Gang der Ewigkeit. — Wer sich für Käblers Gedanken
interessiert, findet hier relativ klar und populär gesagt, was in seinen systemati-
schen Schriften eigenartig und schwer verständlich ausgedrückt ist. Was die Theo-
logie betrifft, so genügt auch Kähler, ebenso wie Hofmann, Frank und andern,
die alslutherische theologische Methode nicht mehr. „Es ist auch damit nicht ge-
tan“, lesen wir z. B. Seite 4, „wenn wir raten: Halte dich an die Bibel. Die
Sache ist nicht so einfach; man muß immer wieder daran erinnern. Waren die
Reformierten nicht ehrliche Bibelforscher, oder waren es die Lutheraner nicht?
Haben beide es nicht ehrlich gemeint? Sie sind doch nicht übereingekommen.
Sind alle die verschiedenen Arten von uns Protestanten nicht ehrliche Bibel-
forscher gewesen? Es hat sie nicht zu jener Einheit geführt, von der der Herr
sagt: „daß sie alle eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt
hast.“ Hiernach wäre die Schrift nicht klar genug, um zur Einigkeit im Geiste
führen zu können. Tatsache ist aber, daß Zwingli die Schrift auslegte nach sei-
ner Vernunft, genau so wie die Modernen sie korrigieren nach der Wissenschaft.
F. B.

Der Verlag der Vaterländischen Kunstanstalt, Berlin, hat uns zu-
geschickt:

1. „In erster Stunde!“ Zum Massenstreik gegen die Staatskirche. (10 Pf.)
Dieses Heft bietet sechs Ansprachen gegen die antikirchliche Bewegung der Sozial-
demokraten: 1. Der Ernst der Stunde. 2. Der Massenstreik gegen die Staats-
kirche. 3. Was tut der Hirte, wenn der Wolf in seine Herde fällt? 4. Sozial-
reform ohne Herzensreform nützt nichts. 5. Eine gute Antwort! 6. Bemerkens-
werte Zusammenhänge.

2. „Wie stellen Sie sich zur Austrittsbewegung?“ Ein Flugblatt, heraus-
gegeben vom Vorstand des Vereins für Berliner Stadtmiffion. (100 Stück für
60 Pf.)
F. B.

H. Reutels Verlag für Volkskunst, Stuttgart, hat uns zugesandt sechs Konfirmationsheime mit wahrhaft künstlerisch ausgeführten Bildern: 1. Am Konfirmationsmorgen, da eben die Großmutter die Konfirmandin zum Kirchgang entläßt. 2. Die Seepredigt. 3. Die Bergpredigt. 4. Der Kinderfreund. 5. Der gute Hirte. 6. Christus am Kreuz. Das erste ist ein Gemälde von Th. Schüb, das letzte von van Dyk und die übrigen von Gebhard Fugel. F. B.

ELECTION AND CONVERSION. A Frank Discussion of Dr. Pieper's Book on "Conversion and Election," with Suggestions for Lutheran Concord and Union on Another Basis. By L. S. Keyser, D. D. The German Literary Board, Burlington, Iowa. 75 cts.

In diesem Buch werden die einschlagenden Fragen behandelt vom bekannten Standpunkt der Generalsynode aus. Der Grundirrtum, der sich durch das ganze Buch zieht und überall die Argumentation auf ein falsches Geleise schiebt, ist die Anschauung Keyser's: wenn Gottes Wort an den Menschen herantrete, so müsse zunächst der Mensch sich entscheiden für die Zulassung der Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes, worauf dann die Bekehrungsarbeit vor sich gehen könne. Lasse der Mensch die Wirkung des Heiligen Geistes zu, so werde ihn Gott bekehren. D. Keyser stellt sich offenbar die Bekehrung des Menschen vor nach Analogie einer Operation im Hospital, zu der der Wille des Menschen vorausgehend ebensogut eine Pro- wie Contra-Stellung einnehmen kann. Entschidet sich der Mensch dahin, den Arzt gewähren und die Operation geschehen zu lassen, so wird er geheilt, während er bei Verweigerung der Operation zugrunde geht. In ähnlicher Weise kann nach D. Keyser die Bekehrung des Menschen durch den Heiligen Geist auch nur erfolgen, wenn zuvor der Wille des Menschen die Stellung eingenommen habe, Gott gewähren und das Werk der Bekehrung geschehen zu lassen. Diese Anschauung ist aber nicht bloß eine psychologisch plumpe und widersinnige, sondern auch eine theologisch falsche, weil es sich in der Bekehrung nicht etwa handelt um Veränderung eines Stückes im Menschen, zu dem der Wille, wie bei einer ärztlichen Operation, vorher eine Pro-Stellung einnehmen könnte, sondern um den Willen, den gottfeindlichen Willen selber. Keyser übersteht, daß dieser Wille ja schon verändert und bekehrt ist, sobald er willens ist, sich die Gnadenarbeit des Heiligen Geistes gefallen zu lassen oder sie zuzulassen. Das natürliche Verderben des Menschen besteht ja gerade darin, daß der Mensch Gott feind ist und insonderheit den Gnadenwirkungen des Heiligen Geistes widerstrebt, i. e., sie nicht will. Sobald darum der Mensch den Heiligen Geist gewähren läßt und sich somit für Zulassung der Gnadenwirksamkeit entschieden hat, ist der Wille schon verändert und der Mensch bekehrt. Aus einem nolens mit Bezug auf die Gnade ist bereits ein volens geworden. Und eben darin besteht nach Schrift und Bekenntnis die Bekehrung, daß Gott aus Nichtvollenden Vollende macht. D. Keyser's Buch ist vorwiegend rhetorisch gehalten; auch macht es sich vieler groben Entstellungen der missourischen Lehre schuldig. Wer zur Kontroverse über Bekehrung und Gnadenwahl öffentlich das Wort ergreift, sollte sich genau informieren und durchweg exakt arbeiten. D. Keyser hat es an der hier doppelt nötigen Sorgfalt vielfach mangeln lassen. Wer seine Schrift liest, ohne D. Pieper's Buch Schritt für Schritt zu vergleichen, wird irreführt. Der Vorschlag, den D. Keyser zur Vereinigung macht, lautet also: "It certainly does seem to be a dangerous mode of expression to say that God has elected any man in view of 'correct or good conduct,' or that 'good conduct' in any way prepares him for conversion. Whatever the parties who have used this mode of expression may have meant by it, every one can see, after a moment's attention, that it squints toward work-righteousness and human merit — a heresy that should be rigidly excluded from the Lutheran Church. So let us all agree to avoid and reject this 'good conduct' method of expression, and also the thought that it connotes. It is different, however, when you say *electio intuitu fidei*, for, as we have shown, in faith there is no merit, and it excludes all ideas of merit; and therefore the doctrine of *sola gratia* is sacredly preserved. Now, if the one party will give up the term 'good conduct,' could not Dr. Pieper and his synodical brethren join them in fellowship on the basis of justification by faith alone, salvation by grace alone, and the genuine offer of grace and salva-

tion to all, with liberty on any peculiar view of election and conversion? Why not hoist the white flag and declare peace?" (S. 165.) Kehler bleibt hier seiner Synode treu, die je und je eine Vereinigung der lutherischen Kirche befürwortet hat, nicht auf Grund völliger Einigkeit in allen Artikeln der Lehre, sondern nach der Melodie: "We agree to disagree." F. B.

THE AUGSBURG CONFESSION. By J. L. Neve, D. D. Lutheran Publication Society, Philadelphia. 75 cts.

Den Inhalt dieser Schrift beschreibt der Untertitel: "A brief review of its history and an interpretation of its doctrinal articles with introductory discussions on confessional questions." Die Lektüre dieses Buches war uns in mehr als einer Beziehung interessant. Es bietet nicht bloß viele instruktive Ausführungen, sondern zeigt auch, daß die Generalsynode, wenigstens in manchen ihrer Vertreter, nicht geringe Fortschritte gemacht hat. Alle Ansichten D. Neves können wir freilich nicht teilen, so z. B. was er sagt S. 16 von dem „vollen Recht“ zu einer der Augustana entgegengesetzten Ansicht, S. 32 von der Entziehung der Symbole, S. 29 von der Schwerkverständlichkeit der Bibel ohne die Symbole, S. 136 von dem „non adjuvante Deo“ des XIX. Artikels, S. 115 vom Amt und Beruf, S. 119 vom Sonntag usw. Aus seinen Ausführungen über die Bekehrung ist uns nicht klar geworden, ob D. Neve aus dem Vorbildum jede Art von Selbstentscheidung des Menschen für die Gnade ausgeschlossen haben will. (Cf. S. 85 u. 128.) Wenn er aber S. 129 von der Bekehrung selbst schreibt: "The decision in conversion is THROUGH (not by the power of) this will", so kann auch Latermann darin seine Lehre wiederfinden. In der Bekehrung ist der Wille nur subjectum convertendum. F. B.

MINUTES OF THE THIRTY-FOURTH CONVENTION OF THE GENERAL COUNCIL of the Evangelical Lutheran Church in North America, Toledo, O., Sept. 11—16, 1913. General Council Publication Board, Philadelphia, Pa.

Dieser neueste Synodalbericht des Generalkonzils enthält vor allem sehr ausführliche Angaben über die von diesem Körper betriebenen Missionen. Von den 350 Seiten des Berichts sind 150 Seiten den Berichten über die verschiedenen Missionen gewidmet. Unter diesen sind wiederum die sehr detaillierten Angaben über die Mission in Indien sowie über die englische Innere Mission beachtenswert. Der gegenwärtige Bestand des Konzils ist in folgenden Zahlen angegeben: Pastoren: 1644; Gemeinden: 2519; kommunizierende Glieder: 495,468. Für außergewöhnliche Zwecke wurden aufgebracht \$558,980. G.

Augustana Book Concern, Rock Island, Ill., hat uns zugehen lassen:

"The Story of the Sixth Annual Convention of the Association of the English Churches of the Augustana Synod. 1913." F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Als D. Piepers Buch „Zur Einigung“ erschien, brachte der *Lutheran Herald* der Iowa-Synode eine Rezension, die mit ungewohnter Schärfe den logischen Prozeß veranschaulicht, nach dem man in der Iowa-Synode sich Urteile über die missourische Lehrstellung bildet. Man traut seinen Augen erst nicht, wenn man da liest: "The specific Missourian doctrine concerning election Dr. Pieper does not state." D. Pieper schreibt ein Buch über die Gnadenwahl und die Bekehrung, und die Lehre der Missourisynode von der Gnadenwahl soll nicht darin enthalten sein? Wie erklärt sich eine solche Kritik? Sie erklärt sich so: Man geht von der oberen Prämisse aus, die

Missourishnode lehrt calvinistisch von der Gnadenwahl. (Das ist schon mehr Axiom geworden.) Untere Prämisse: Dieses Buch enthält keinen Calvinismus. Conclusio: Ergo enthält dieses Buch nicht die missourische Lehre von der Gnadenwahl! Die Rezension bezeichnet unsere Lehrstellung kurzweg als "a calvinistic Lutheranism". Davon findet sich nichts in D. Piepers Schrift; zugestanden, aber trotzdem lehrt die Missourishnode calvinistisch! Was lohnt es sich, ferner zu schreiben, möchte man fragen, wo ein solches Brett vor die Augen gehängt wird, sobald man eine missourische Schrift zur Hand nimmt? In den „Beugnissen“ der drei ohioischen Theologen scheint sich stellenweise die Überzeugung geltend zu machen, daß man denn doch nicht so einfach die missourische Stellung mit dem Calvinismus identifizieren darf. Es wird da wohl vor dem calvinistischen Sauerteig gewarnt, man redet von Leuten, die „stark calvinistisch angehaucht sind“, aber weiter ist man nicht gegangen. Allerdings, man will auf D. Piepers Vorschläge zur Einigung der Kirche nicht eingehen; ja, man weist mit Entschiedenheit das Ansinnen zurück, daß die zweite Lehrform gestrichen werde, und von der eigenen, spezifisch ohioischen Stellung ist man nicht um ein Haarbreit abgekommen. Nun kommt D. Keshfers Buch zur Hand: "Election and Conversion, a Frank Discussion of Dr. Pieper's Book on Conversion and Election" usw. Da scheint es Licht werden zu wollen, denn das erste Kapitel handelt gleich von "Missouri's Precise Position". Also doch! Nicht nur ist die Position der Missourishnode in D. Piepers Schrift enthalten, sondern sogar ihre ganz genaue Position findet D. Keshfer darin. Und zwar heißt es da buchstäblich, diese Position sei nicht eine calvinistisch! D. Keshfer bezeichnet dieses Buch daher als einen "eye-opener to many people outside of the Synodical Conference", denn dieses Buch "ought from now on to preclude the charge of Calvinism against Missouri". Dann wird aus dem Buche ein längerer Auszug gebracht, noch einmal betont: "Surely, the above is an explicit statement of Missouri's position", und der Schluß gezogen: "The Calvinistic view is utterly repugnant to Missouri." Allerdings, D. Keshfer läßt seine Leser nicht im unklaren darüber, daß er in anderer Hinsicht viel, sehr viel an der missourischen Position, besonders auch an D. Piepers Buch, auszusetzen hat. Erstens sei das Buch kein "Plea", wie es im englischen Subtitel heißt, sondern ein Argument "for all Lutherans in America to adopt the Missouri platform". Die Missourishnode aber mache das Geheimnis der Gnadenwahl eine "source of division among us", "a shibboleth". Nach unserer Darstellung werde die Heilige Schrift zu einem "bundle of contradictions" gemacht. Das Geheimnis in der Lehre von der Gnadenwahl sei bekanntlich nach unserer Lehre: "Why some are saved and others are not, seeing all are alike guilty and all alike under spiritual disability." Das sei aber gar kein Geheimnis. Die Sache sei ganz klar; denn, heißt es S. 63: "If the sinner will pray to God for help, God will, through added prevenient grace, enable him freely to cease his resistance, freely to surrender himself to God alone." In der Wiebergeburt werde dem Menschen die "ability of faith" geschenkt. Nachdem Gott den Sünder erwecke und erleuchte und ihm das Heil anbiete, komme es auf die Entscheidung der Menschen an; "for at that point their free moral agency respecting the gracious overture comes into play". (S. 67.) "According to our view, that a good will is one that has the power of alternate choice, there is no difficulty." (S. 91.)

Gewiß nicht! Zwar lehnt D. Kehler den Ausdruck "cooperate toward his conversion" auf das bestimmteste ab, aber der Sünder habe durch die Berufung und Erleuchtung so viel "ability — to be *passive* in God's hands". So wird allerdings das Geheimnis beseitigt, der Mensch hat in einem gewissen Zeitpunkt unter den Einwirkungen der vorlaufenden Gnade die Kraft, sich für Verwerfung oder Annahme des Heils zu entscheiden. Aber wie stimmt das mit Schrift und Bekenntnis? Es wird außerdem an D. Piepers Buch gerügt, daß es den Glauben konstant als etwas Verdienstliches fasse. "Looking upon faith as a matter of merit is the fatal error of Missouri. It colors her whole theology." (S. 38.) Dieses monströse Urteil gründet D. Kehler auf die Tatsache, daß D. Pieper "almost always joins the two terms, 'in view of faith' and man's 'good conduct,' thus putting them into the same category; also the fact that he constantly charges those who accept the doctrine of *intuitu fidei* with Synergism — that is, with thinking that God elected men on account of some merit in themselves, some natural goodness." Nun ist doch in D. Piepers Buch, Seite 46—49 (englische Ausgabe, S. 66—71), haarföharf nachgewiesen, daß allerdings die modernen Vertreter des *intuitu fidei* sich eben dies haben zuschulden kommen lassen, daß sie nämlich die Konsequenzen aus diesem „irreföhrenden Ausdruck“ ziehen, das Verhalten des Menschen neben Gottes Gnade als eine Ursache der Bekehrung setzen und (ganz wie D. Kehler) von einer Selbstentscheidung des Menschen, von einem Zustand der Neutralität vor der Bekehrung reden. Aus diesem in „Zur Einigung“ geföhrtten Nachweis zieht D. Kehler nun den Schluß, man sehe in der Missourisynode den Glauben als etwas Verdienstliches an, ja, das sei der "fatal error of Missouri", daran kränkle die ganze missourische Theologie! Also Calvinisten sind wir nicht, wohl aber Leute, denen man den Nachweis liefern muß, wie ihn D. Kehler dann auch mit bedeutender Emphase liefert, daß neben der Gerechtigkeit aus dem Glauben das sola gratia bestehen bleiben müsse! Hiernach versteht man, wenn D. Kehler sagt, unsere Weise der Schriftauslegung habe bedenkliche Gebrechen, denn nach ihr sei die Bibel ein "bundle of contradictions", weil wir nämlich nicht das Geheimnis: *cur alii prae aliis?* in der jetzt auch von D. Kehler vorgeschlagenen Weise, nämlich durch Zuhilfenahme der Selbstentscheidung, lösen, sondern die Aussagen, die von dem Bekehrtwerden einzelner, und die Stellen, die von dem gleichen Verderben aller Sünder handeln, nebeneinander stehen lassen, ohne einen Lösungsversuch zu machen. Hiernach fremdet es auch nicht, wenn D. Kehler in seinem Buch den Gegnern Missouris die höchste Anerkennung zollt, so daß man ihm sein Zugeständnis in bezug auf den Calvinismus der Missourisynode wohl londonieren wird. Selbst ein Buch wie D. Treffels "Error of Missouri" wird als ein "great work", das mit "invincible logic" ein "masterly argument" gegen Missouri biete, anerkannt. Auch D. Stellhorns Buch wird als ein "great work" bezeichnet, obwohl D. Kehler zugibt, daß er es nicht gelesen habe, und von den „Zeugnissen“ der drei öhioschen Theologen wird S. 21 gesagt, es sei gerade erst angemeldet und leider noch nicht zur Hand, doch dürfe man wohl keinen Zweifel hegen, daß es ein "masterly reply" sei! Gerade aus dieser Stellung D. Kehlers darf man aber seinem Zugeständnis in bezug auf die Beschuldigung des Calvinismus, die sonst gegen unsere Synode erhoben wird, eine gewisse Bedeutung beimessen. Hat er auch zweierlei Brillen zur Hand, wenn er die Schriften unserer

Gegner und die unsrigen lieft, so fehlt doch das iowa'sche Brett, das dem Regenrenten letztes Frühjahr das Lesen so sehr erschwerte. G.

Die sogenannte Minoritätspartei in der Norwegischen Synode kam auf der englischen Konferenz, die in Madison, Wis., abgehalten wurde, zum Wort. P. N. Olvisater von Chicago behandelte die Stelle Joh. 17, 21 und wies nach, daß es sich hier um Einigkeit im Geist handelt, und daß die Stelle nicht für organische Vereinigung christlicher Gemeinschaften ins Feld geführt werden dürfe. Seine Ausführungen erfuhren Widerspruch von D. Stub, der der Konferenz beistand. Prof. C. R. Preus, Präsident des Luther-College, behandelte die gegenwärtige Lehrstellung der Staatskirche Norwegens. P. G. A. Gulligons Arbeit über die Frage: „Wie wird die Bewegung, die auf Vereinigung der norwegischen Kirchenkörper abzielt, unsere englische Arbeit beeinflussen?“ ging auf die Sachlage, die durch das „Opgjør“ geschaffen ist, näher ein und formulierte die Opposition der sogenannten Minorität gegen Vereinigung auf Basis des „Opgjør“, wie folgt: „I am opposed to the movement for one united Norwegian Lutheran Church on the present basis of doctrine, the 'Opgjoer,' 1) because this basis includes a doctrine that has never before been included in the Lutheran confessions. (The second Tropicus.) 2) Because, if accepted as a sufficient basis for the contemplated amalgamation, its deficiencies will alienate us from our brethren in the Synodical Conference, and deprive us of the great assistance that they are ready and able to give in carrying on our English work along true Biblical lines. 3) The majority of the Norwegian Lutherans in this proposed United Norwegian Church will be anti-Missourian in their tendencies, and will, by power of their majority, force us into the same position, and cause us to meet our brethren in the Synodical Conference as our opponents in our future English work. 4) The severing of our alliance with the most conservative and confessional Lutheran body and union with the less confessional Norwegian bodies, with its accompanying closer relations with the mother church“, der Staatskirche Norwegens, „will expose us to grave dangers in regard to modern theology. 5) Because I see nothing in such an amalgamation that assures me that the Norwegians and their children will be better taken care of by this plan than by maintaining the several synods on a basis of doctrinal unity.“ Das Verhältnis der Norweger zur Synodalkonferenz wurde in den folgenden Sätzen ausgeführt: „The English work in both synods has brought us nearer together than ever before. Their work and our work will bring us into the same fields. If we now do anything that will change them from being our friends to becoming our opponents, we are doing ourselves and our posterity a poor service indeed, and will be guilty of dire ingratitude to God and to these our most faithful friends. But, some may say, what we lose by this, we will gain by our alliance with the Norwegian synods. Let us pause to think before we accept this argument. For sixty years we have known these German brethren. We have known them to be the most faithful and confessional Lutherans in the world. We have ratified their doctrines, and they have ratified ours. . . . The great majority of the new body would not sympathize with our former stand on doctrines. To enter as a disorganized minority into this new body would make us less effective as witnesses of the truth.“ — Es steht nach den Aussprüchen auf der Konferenz in Madison kaum zu erwarten, daß das Vereinigungs-

projekt ohne Widerstand auf das Programm der Norwegischen Synode gesetzt wird, wenn sie sich am 14. Oktober in Sioux Falls, S. Dak., versammelt. Die sogenannte Minorität nimmt an Stärke, soweit ersichtlich ist, nicht ab, sondern zu, und auch die Zahl der Gemeinden, die gegen Vereinigung gestimmt haben, ist weit größer, als man bisher nach den Angaben in „Kirketidende“ vermutete. G.

Auch im Ausland interessiert man sich für die Vereinigungsbewegung unter den Norwegern. Eine dänische Zeitung, das Kopenhagener „Kristeligt Dagblad“, berichtete am 17. März dieses Jahres seinen Lesern darüber folgendes: „Im Laufe der Zeit haben sich in Amerika drei große nordwestlich-lutherische Synoden gebildet. Unter diesen war die Norwegische Synode eine Zeitlang abhängig von der deutsch-lutherischen Missourisynode, und der strenge, alle andern lutherischen Synoden verdamrende Sinn dieser Gemeinschaft war der Norwegischen Synode ins Blut übergegangen. Unterdessen wurde die Forenede Kirke gegründet, deren Standpunkt rein lutherisch ist, die aber nicht die missourianische (missourianer statt missourier), calvinisierende Lehre von der Gnadenwahl bei sich hegte. Darüber haben die Synoden lange gestritten. Die sogenannte Haugesynode hat als besonderes Gepräge eine gewisse Verachtung für kirchliche Gebräuche, die sich in den andern Synoden als Erbteil aus der nordwestlichen Staatskirche finden, und betont die Laienätigkeit, die der steifen Norwegischen Synode ein besonderer Stein des Anstoßes gewesen ist. Nun ist es so weit gekommen, daß den drei Körpern ein Plan für organische Vereinigung vorgelegt werden soll, wenn sie im Mai und Juni ihre Versammlungen abhalten. Daß dieser Plan angenommen wird, ist von vorneherein gewiß. Alle Lutheraner haben Grund, sich über diese Kunde zu freuen.“ Abgesehen davon, daß die „missourianische“ Synode nicht calvinisiert und nicht „alle andern Synoden verdammt“, und abgesehen davon, daß die Norwegische Synode nie von der „missourianischen“ abhängig war, sich auch nicht an den Gebräuchen der Haugesynode stößt, sondern umgekehrt, abgesehen auch von der Tatsache, daß sich die Synoden nicht im Mai und Juni versammeln, und die Vereinigung nicht von vorneherein sicher ist, ist diese Darstellung so ziemlich richtig. G.

Die Minnesotalonferenz der schwedischen Augustanasynode hat neulich auf einer Versammlung in Minneapolis den Frauen das Stimmrecht in der Kirche eingeräumt. (Die Bezeichnung Konferenz ist in der Augustanasynode gleichbedeutend mit Distriktsynode.) Sowohl in Gemeindeversammlungen als auch in Konferenz (Synodal)-Versammlungen haben jetzt die Frauen der Minnesotalonferenz volles Stimmrecht. Die dahinlautende Beschlußnahme geschah einstimmig. G.

Wochmals die Theologie der Young Men's Christian Association. Auf unsere Meldung (Januarnummer, S. 84), daß D. W. G. Ballantine, der siebenzehn Jahre Lehrer der Bibelfunde im Dienst der Y. M. C. A. gewesen ist, die Bibel als ein rein menschliches Produkt bezeichnet, wurde von einem Gliede der Y. M. C. A. in Texas geantwortet, der Verein Christlicher Junger Männer habe Ballantine aus dem Dienst entlassen. „We've ousted him“, lautete die Antwort, die einem Pastor unserer Synode zuteil ward, als er die von uns angeführten Sätze jenem Gliede vorhielt. Auf unsere seitdem geschehene Anfrage wird nun gemeldet, daß D. Ballantine allerdings noch als Lehrer der Bibelfunde von der Y. M. C. A. in Springfield, Mass., an-

gestellt ist. Im letzten Katalog des Y. M. C. A.-College in Springfield wird er denn auch S. 8 als Professor der Bibelkunde aufgeführt. — Unterdessen hat sich der Liberalismus auch in der New York-Y. M. C. A. als herrschend erwiesen. In dem Fifty-seventh Street Branch leitet jetzt Prof. Fagnani von Union Seminary die Bibelklasse, und Fagnani leugnet die stellvertretende Genugtuung, die Auferstehung Jesu und die Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift. Der *Presbyterian* vom 25. März meldet, daß seit längerer Zeit in diesem Zweigverein kein Religionsunterricht auf evangelischer Basis erteilt worden sei, sondern daß die Besucher Vorträge zu hören bekämen über folgende Definition des Christentums: "I believe a Christian is one who adopts Jesus' ideal of life and lives accordingly. I believe that ideal means the recognition of my dependence upon God and of my responsibility to Him for living in right relations with my fellow-men, in accordance with Jesus' ideal, and I purpose by God's help so to live." "He might also have heard", fährt der Berichterstatter fort, "the New Testament and evangelical doctrines of Bible authority, the Trinity, sin, atonement, the Holy Spirit, prayer, miracles, and the future life, discussed and ridiculed from the standpoint of 'New Thought' and 'Science,' but he would not have been privileged to hear them Scripturally preached." In dem Twenty-third Street Branch hält demnächst Prof. Hall von Union Seminary, ein Ritschlianer, eine Reihe von Vorträgen. Auch D. Ballantine ist übrigens aus Union Seminary hervorgegangen. G.

In der *Moody-Kirche* zu Chicago fand vom 24. bis zum 27. Februar die fünfte „Internationale Prophetische Konferenz“ statt. Der Name ist etwas hochtrabend, tatsächlich setzte sich die Konferenz aus Gliedern amerikanisch-reformierter Gemeinschaften zusammen. Eine positive Stellung zur Schriftlehre geht aus folgenden Sätzen, in denen die Konferenz ihr Glaubensbekenntnis niederlegte, hervor: „1. Wir glauben, daß die Bibel das Wort Gottes ist und die Offenbarung Gottes und daher unsere einzige Autorität. 2. Wir glauben an die Gottheit unsers Herrn Jesu Christi, daß er der wahrhaftige Gott ist, durch welchen und für welchen alle Dinge geschaffen sind. 3. Wir glauben an seine jungfräuliche Geburt, daß er durch den Heiligen Geist empfangen ist und daher Gott geoffenbart im Fleisch. 4. Wir glauben an die Erlösung durch sein göttliches Opfer, daß der Sohn Gottes sein Leben als ein Schuldopfer für viele gab, und hat unsere Sünden an seinem eigenen Leibe auf dem Holz geopfert. 5. Wir glauben an seine leibliche Auferstehung von den Toten und seine leibliche Gegenwart zur rechten Hand Gottes als unser Priester und Fürsprecher. 6. Wir glauben an die Allgemeinheit und Schrecklichkeit der Sünde und an die Erlösung durch Gnade, nicht durch Werke, damit sich nicht jemand rühme, daß die Gotteshuld nur erlangt werden kann durch die Wiedergeburt des Heiligen Geistes durch den Glauben an Jesum Christum. 7. Wir glauben an die Persönlichkeit und Gottheit des Heiligen Geistes, welcher herniederkam am Tage der Pfingsten, um in den Gläubigen zu wohnen und der Sachwalter (?) in der Kirche Jesu Christi zu sein; also auch die Welt zu strafen um die Sünde, um die Gerechtigkeit und um das Gericht. 8. Wir glauben an den großen Missionsbefehl, welchen unser Herr seiner Kirche gab, die ganze Welt zu evangelisieren, und daß diese Evangelisation die große Mission der Kirche ist. 9. Wir glauben an das „zweite sichtbare und baldige Kommen“ unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, um sein weltumfassendes

des Königreich auf der Erde aufzurichten. 10. Wir glauben an einen Himmel voll ewiger Seligkeit für die Gerechten und an die bewusste und ewige Strafe der Gottlosen.“ Im großen und ganzen ist das ein Bekenntnis, über das man sich freuen kann. Aus den Berichten geht jedoch hervor, daß alle Redner, die während der viertägigen Konferenz auftraten, dem krassesten Chiliasmus huldigen. In diesem Sinne ist auch Satz 9 zu verstehen.

G.

Für Abschaffung des Heidelberger Katechismus stimmte die Synod of the Interior der englisch-reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten. Ihr Begehrt begründet sie folgendermaßen: „Wir werden also zu dem Schluß getrieben, daß die veränderten Zeitverhältnisse sowohl in der Geschichte wie in der Theologie (der neue Hintergrund) einen neuen Katechismus fordern, der von neuen Verfassern geschrieben ist. Laßt uns bei diesem dreihundert- undfünfzigsten Jahrestag den alten Heidelberger sanft beiseitelegen und unser Angesicht der Zukunft zuwenden und so der Lösung der heutigen Tagesfragen entgegensehen. Ich bin also der Meinung, wenn wir überhaupt einen Katechismus brauchen, so brauchen wir einen neuen. Dieser, nämlich der Heidelberger, wird zu wenig gebraucht, er ist zu altfränkisch in der Theologie und steht dem Mittelpunkt unserer Bedürfnisse und Interessen zu fremd gegenüber, als daß er würdig wäre, noch in anderer Weise benutzt zu werden denn als geschichtliches Denkmal. Wir glauben zuversichtlich, daß er einer der besten Katechismen ist, die je geschrieben wurden, und daß er dem Zweck, für den er verfaßt war, in bewundernswerter Weise gedient hat; aber laßt uns heutzutage uns nicht mehr mit ihm beschweren. . . . Da dies indes nicht ein Zeitalter ist, das an Wortstreiten seine Freude hat oder neue Benennungen ins Dasein ruft, so neige ich mich der Ansicht zu, daß wir überhaupt keinen Katechismus nötig haben. Anstatt einen Katechismus zu studieren, sollten wir die Bibel studieren. Und dies ist die Richtung unserer Zeit. Das Sonntagschulwerk wird mit einem Eifer betrieben wie nie zuvor. Heutzutage haben wir ein großes Interesse für die Mission. Für diesen Zweck brauchen wir keinen Katechismus, sondern Missionsvereine für Kinder und Frauen, Brüderschaften für die Männer, Vereine für christliche Bestrebungen für die Jugend und Missionsstudium und Arbeit für alle.“ Gegen diese Beschlußnahme der Synode des Innern wendet sich die reformierte „Kirchenzeitung“. Sie schreibt: „Das ist ein ziemlich grundstürzendes Verfahren, daß eine ganze Synode dem alten Heidelberger solchermaßen den Abschied gibt. Er ist halt auch zu alt und unbrauchbar geworden. Aber war dann die beinahe übertrieben großartige Feier des Heidelberger Jubiläums seitens unserer Kirche nicht eine Art Schaugepränge, das viele nur des äußeren Scheins wegen mitmachten? Also der köstliche alte Heidelberger hat sich überlebt und soll nun feierlich und ehrfürchtig gesamt und beigelegt werden. An seine Stelle soll dann die Bibel treten. Aber ist nicht manchem auch die Theologie der Bibel zu altmodisch? Wie lange geht's noch, und irgendein anderer Kirchenkörper findet auch für sie einen Ersatz, der seine Bedürfnisse angeblich besser befriedigen wird. Wir zweifeln nicht, daß der von der Synode des Innern eingeschlagene Weg ein höchst gefährvoller werden und der reformierten Kirche wenig Segen bringen wird. Leider gibt es auch in andern Teilen der Kirche solche, die an einer derartigen Beisehung des ‚altlehrwürdigen Heidelbergers‘ willig teilnehmen würden.“

G.

über die Herkunft Jesu spricht sich Prof. Lucius S. Miller von Princeton University (nicht Princeton Seminary) in der *Biblical World* folgendermaßen aus: „Wenn man mich drängte, meine Meinung kundzugeben in bezug auf Einzelheiten, so würde ich sagen, daß Jesus höchstwahrscheinlich der Sohn Josephs und Marias war, und daß er zu Nazareth in Galiläa geboren wurde.“ Wenn man uns drängte, unsere Meinung in bezug auf Prof. Miller kundzugeben, so würden wir sagen, daß seine Theologie höchstwahrscheinlich aus Berlin oder Heidelberg stammt, jedenfalls aber so grundstürzender Art ist, daß man sich wundern muß, wie die Anstalt, in der er unterrichtet und die zum größten Teil aus dem gläubigen Teil der hiesigen Presbyterianer ihre Unterstützung erhält, ihn behalten kann. Es fehlt allerdings auch nicht am Protest gegen den Artikel Millers in der *Biblical World* von seiten seiner Gemeinschaft. Der *Herald and Presbyter* sagt: „He got his theology either from some Unitarian teacher or from his own evil heart of unbelief.“

G.

über eine seltene jüdische Zeremonie berichtet der *Philadelphia Public Ledger*. Wir übersetzen, wie folgt: „Ein Leichenbegängnis fand gestern (22. Februar) im untern Stadtteile Philadelphias, östlich von Broad Street, wo eine große Kolonie von Ausländern wohnt, statt. Es war nicht die Leiche eines Mannes noch einer Frau oder eines Kindes, obgleich man, nach dem Geheul, dem Schluchzen, dem Lamentieren und Seufzen, das dem Munde dieser Fremdlinge entströmte, zu urteilen, glauben sollte, es handele sich um die Leiche eines großen und guten Königs oder eines vielgeliebten Führers. Das Leichenbegängnis galt 15 beschädigten Rollen ihres Gesetzes, und mehr als 3000 orthodoxe Juden gaben einem alten Brauche gemäß den Rollen einen gefühlvollen Abschied, ähnlich einem hochangesehenen Manne, und begleiteten dieselben von der Synagoge bis zum Kirchhof. Diese Thora-Rollen waren durch Feuer, das in der Mahavath Chesed-Synagoge, an der Bainbridge-Straße, vor drei Wochen entstand, beschädigt worden. Einem alten Gesetze gemäß müssen ihnen die letzten Ehren erwiesen werden. Noch nie zuvor war dieses Gesetz in dieser Stadt in Anwendung gebracht worden. Aber bei dieser Gelegenheit wurde es buchstäblich befolgt. Die vom Feuer beschädigten Rollen wurden gestern morgen auf die Bima oder Kanzel gelegt. Um 9 Uhr versammelte sich eine weinende Menge Volks vor der Tür. Diese Menge, die sich noch fortwährend vermehrte, stand geduldig und ohne Murren im Schnee und Schmutz und wartete auf das Öffnen der Synagoge. Als dies geschah, ging die Menge feierlich hinein und versammelte sich in der Mitte des Raumes. Hier sahen sie die Pergamentrolle, auf welche die fünf Bücher Moses mit der Hand geschrieben sind, theils verbrannt, theils zerissen. Bei diesem Anblick seufzten manche der Führer, andere schrien laut vor Schmerz und schlugen ihre Körper und Angesichter. In das Geheul stimmten nun alle mit ein, das sich zu einem langanhaltenden Klagegeschrei gestaltete. Die Trauernden marschierten dann auch an den andern beschädigten Rollen vorbei, und das Weinen hörte bald auf. Die älteren Männer stimmten Psalmen an. Viele küßten sich und küßten die Pergamente. Dann wurden sie mit der größten Sorgfalt hinausgetragen und in den Totenwagen, der für entseelte menschliche Körper bestimmt ist, getan. Der Rabbi sang die Leichenliturgie, und das Volk weinte. Der Leichentwagen fuhr dann an allen Synagogen im untern Stadtteile vorbei, und dann ging's

zum Har Nebo-Kirchhof, wo das Pergament in eine Urne getan und neben dem Grabe des Rabbi A. S. Erschler, dem alle orthodoxen Juden ein gutes Andenken bewahren, begraben wurde. Als die Urne ins Grab gesenkt wurde, hörte man noch einmal aus aller Munde einen tiefen Seufzer." (Wbl.)

Die Mormonen haben in Canada ein derartig fruchtbares Arbeitsfeld gefunden, daß sie damit rechnen, Cardston, ihr Hauptquartier im südlichen Alberta, zu einer, wo möglich, noch größeren Niederlassung auszubauen als Salt Lake City. Sie sind bereits aus diesem Grunde daran, in Cardston mit einem Kostenaufwand von einer Million Dollars einen Tempel aufzubauen, der nach dem vollsten mormonischen Ritual und mit versiegelten Kammern zur Ausübung der wichtigsten Ceremonien angelegt werden soll. (Wbl.)

II. Ausland.

Der Gegensatz des Liberalismus zu den Hauptwahrheiten des Christentums tritt bei keinem Glaubensartikel mit solch erschreckender Klarheit hervor wie bei der Lehre von der Person Christi. Während die moderne Theologie in andern Artikeln der Lehre ihren Naturalismus, sagen wir, ihr Heidentum in mehr verhüllter Form, mit Beibehaltung altkirchlicher Terminologie, vorträgt, läßt sie die Maske fallen, wenn sie an diesen Artikel herantritt. Dafür einige Belege aus jüngster Zeit. Prof. Heitmüller (Marburg) schreibt in einem Artikel, „Jesus“, folgendes: „Zwischen Gott und Mensch hat nichts und niemand Platz, auch nicht Jesus. Religiöse Bedeutung im eigenen Sinne hat Jesus jedenfalls nicht beansprucht.“ „Die eigentliche Predigt Jesu von der Gnade Gottes und von seiner Offenbarung weiß nichts von irgendwelcher Verknüpfung und Bindung an seine Person. . . . Somit sind jene Worte von der Nachfolge Jesu zu deuten auf den Anschluß an seine Predigten und seine Weisungen, auf das Vorbild seines Verhaltens: gerade so, wie auch ein Prophet zu seiner Nachfolge auffordern kann, ohne damit seiner Persönlichkeit ausschlaggebende Bedeutung zuzuschreiben.“ „Das ist gewiß, wir wollen uns es noch einmal sagen, notwendig ist es jedenfalls nicht, daß für den gegenwärtigen Menschen Jesus unmittelbar der Führer zu Gott ist; daß das religiöse Leben des einzelnen sich unmittelbar und ständig auf Jesus bezieht, auf ihn besinnt, an ihm sich orientiert. Es gibt andere Medien der Offenbarung, andere Wege zu Gott. Gott läßt sich finden, das Gotterleben kann wachsen und Kraft gewinnen durch die Gemeinde, ja auch wohl durch das religiöse Leben außerhalb der christlichen Gemeinde.“ Damit hat Heitmüller gründlich mit dem Petruswort ausgeräumt: „Es ist in keinem andern Heil“ usw. In dem liberalen „Kirchenboten“ heißt es in einer Betrachtung vom 17. Januar 1914: „Uns ist der Zimmermannssohn gut genug. Der Stammbaum genügt uns. Wir verzichten auf jede Standeserhöhung dessen, den wir Jesus, unsern Heiland, nennen.“ Für ihn ist Christus „nur Zimmermann“! Nur das läßt er noch gelten, daß er „von Gott in einen besonderen Gnadenstand erhoben worden ist“. Wie das aber geschehen ist und was das bedeutet, vergißt er, uns zu sagen. Noch schlimmer ist, was er weiter schreibt: „Er ist unsersgleichen“, und zwar ist er uns auch gleich in Sünden, denn es heißt weiter: „Was die Menschheit erlebt an Freud' und Leid, Versuchung und Sieg, das alles ist auch sein.“ Also kommen die Versuchungen bei ihm wie bei den

Menschen auch von innen, aus dem Fleisch. Und dabei soll er ein „Heiland“ sein. In dem baltischen Städtchen Dauske hat ein liberaler Pfarrer, P. Stavenhagen, in seinem eigenen Gottesdienst den Satz „Lasset uns einmütig unsern heiligen Christenglauben bekennen, indem wir miteinander“ usw. geändert in: „Ich verlese das Glaubensbekenntnis unserer Kirche“, also sich von den Bekennenden ausgeschlossen. Als er seine Stellung zum Bekenntnis auch in einer Broschüre zum Ausdruck brachte, mußte er sich vor dem Konsistorium verantworten und erhielt einen „scharfen Verweis“. Doch trat seine Gemeinde in einer öffentlichen Erklärung für ihn ein, weil er viele für die Kirche wieder erwärmt und ihnen das „rechte Verständnis des Heilandes“ beigebracht habe. Sodann sprach auch die Dauskesche Diözesan-Konferenz am 4. Dezember v. J. dem Gemahregelten ihre Hochachtung und „einmütiges Vertrauen“ gegenüber der Entscheidung der Behörde aus. Ein Glied der Konferenz richtete an das Konsistorium ein herausforderndes Schreiben, warum man ihn noch nicht bestraft habe: „Ich kann es mir nur so erklären, daß dem Konsistorium mein Artikel ‚Gottessohnschaft‘ nicht zur Kenntnis gelangte. Ich habe dort nachgewiesen, daß Jesus Christus nicht wahrhaftiger Gott genannt werden könnte.“ Und so hat noch eine ganze Reihe von Pastoren erklärt, daß sie in der Apostolikumsfrage genau so stehen wie Stavenhagen. Schließlich noch ein Beispiel, wie auch ein ganzes Konsistorium gegen die Lehre von der Gottheit Christi Stellung zu nehmen wagt. In Elsaß-Lothringen suchte der Jünglingsvereinsbund um dauernde Unterstützung nach. Diese wurde aber vom Oberkonsistorium verweigert, und der ausschlaggebende Grund für die Ablehnung war, daß der Jünglingsvereinsbund auf der Pariser Basis stehe, das heißt also, sich zur Gottheit Jesu Christi bekennt. „Er grenze sich dadurch dogmatisch ab und mache seine Ausdehnung auf die Jünglingsvereine der gesamten Kirche unmöglich!“

G.

Zimmer mehr verweist sich auch der Unterschied zwischen der „liberalen“ und der „positiven“ Richtung in den deutschen Landeskirchen. Redete man kürzlich noch von dem „unüberbrückbaren Gegensatz“ zwischen den kirchlichen Richtungen, so stellen sich jetzt immer augenfälliger auch in Zentrallehren des christlichen Glaubens Berührungen zwischen der liberalen und der positiven Position heraus. Vergleichen wir einmal die Aussagen zweier Repräsentanten dieser Richtungen über Jesu Auferstehung und Himmelfahrt. Der liberale Prof. Niebergall (Heidelberg) sagt von letzterer in seinem Buch „Jesus im Unterricht“ nach einem Artikel im „Schleswig-Holstein-Kirchenblatt“ folgendes: „Die letzte Jesusvision hat die frohe und hoffnungsvolle Stimmung der Urgemeinde zu einer prächtigen Überzeugungsgeschichte ausgesponnen. Geschichtlich ist an dieser Erzählung weniger dies, daß ein Mensch, wenn auch ein Sohn Gottes, die Schwerkraft der Erde fast überwunden und in die obere Welt durch die Wolken hinaufgefahren sei, als die Zubersticht der Jünger, daß er ihr dauernder Führer zu Gott sei.“ Das ist arg, doch weiß man ja, daß Niebergall links-liberal ist. Was sollen wir aber sagen, wenn eine Koryphäe der positiven Theologie genau derselben Anschauung in bezug auf die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu huldigt? Prof. Seeberg aus Berlin sagte in einem seiner letzten Jahr in Riga gehaltenen Vorträge: Unter den Jüngern bildete sich die Überzeugung heraus, Gott habe sich für Jesus entschieden. Das sei der Sinn der Auferstehung. Die Frage zu stellen, wie Jesus auferstanden sei, habe keinen Sinn, oder

wir müßten es wissen, wie Menschen auferstehen. An gewissen Dingen erkannten die Jünger, daß Gott sich für Jesus ausgesprochen habe, Jesus lebe, und sie hätten von ihm Gedanken erhalten. Diese Gedanken wurden als Reden Jesu aufgefaßt. Er erschien ihnen, indem ihnen gewisse Gedanken erwochen, die für sie als von ihm herrührten. Lebte aber und wirkte der Geist, der Wille, der Jesus geleitet hat, fort, dann mußte auch der Mensch Jesus leben, dem Tode entronnen sein. In Galiläa sei den Jüngern der Gedanke gekommen: Dieser Jesus ist ja der Herr der Welt! Das sei wieder der Sinn der sogenannten Himmelfahrt. Dann lehren die Jünger nach Jerusalem zurück, weil die Vision der Himmelfahrt in ihnen die Gewißheit habe entstehen lassen, hier sei das Zentrum, von dem die Verkündigung ausgehen müsse. So redet der positive Prof. Seeberg. Niebergalls Position ist seitens der kirchlichen Rechten heftig angegriffen worden; der „Alte Glaube“ meint: „Niebergall spricht alle dem Hohn, was die Bibel von den Heilstatsachen, insbesondere auch von der Gottheit des Herrn, unwiderleglich lehrt. . . . Kann man sich nach solchen Leistungen eines liberalen Theologen noch über die Lästerungen der freisinnigen Volksschullehrer wundern?“ Aber worin unterscheidet sich schließlich die Stellung Seebergs von der Stellung Niebergalls? Beide stehen so ziemlich auf dem Standpunkt David Friedrich Strauß'. Charakteristisch für die Annäherung zwischen der positiven und der liberalen Position ist auch eine Rede, in welcher D. Hünzinger, der Hamburger Positive, der bekanntlich Freimaurer ist, letzten Herbst in Bernigerode die „theologische Krisis“ behandelte. D. Hünzinger entwickelte folgenden Gedankengang: 1. Die Verbalinspiration ist unwiderrücklich dahin; 2. der exklusive Supranaturalismus der alten Dogmatiker ist unhaltbar; 3. das Dogma der alten Kirche ist keineswegs rein biblischen Ursprungs; 4. die religiösen Grundsätze der Reformation sind nicht völlig zu ihrer Durchführung gekommen, weder in den Bekenntnisschriften noch in der Theologie des 16. Jahrhunderts. „Aber“, sagte D. Hünzinger, „der Kern des alten Dogmas ist unveräußerlich.“ Dieser „Kern“ bedt sich wohl mit der generic faith D. Kemensnders von der Generalsynode.

Ein Beispiel von der weitgehenden Art, womit durch die neue badische Agende die Gemeinde beraubt werden soll, gibt eine Zusammenstellung von 21 Stellen aus den Passionsgebeten, die Lic. Greiner im „Korresp.-Blatt f. die ev. Konf. in Baden usw.“ Nr. 8 bietet. Links steht der Text der jezt im Gebrauch befindlichen Agende, rechts der neue Wortlaut, der derselben Stelle im Entwurf gegeben wurde.

1. Wir preisen dich für alles, was du zu unserm Heil gelitten und getan hast.

für alles, was du zu unserm Heil getan hast.

2. Da wir das versöhnende Leiden und Sterben unsers Heilandes betrachteten.

Da wir das Leben und Sterben unsers Heilandes betrachteten.

3. Laß uns das Wort vom Kreuz aufs neue zu göttlicher Kraft und Weisheit werden.

Laß das Wort vom Kreuz mit seiner seligmachenden Kraft aufs neue Herz und Gemüt ergreifen.

4. Dir sei Ehre in der Gemeinde, die du mit deinem Blut erlauft hast.

Dir . . . sei Ehre in der Gemeinde.

5. Damit wir den für uns gekreuzigten Heiland mit lebendigem Glauben annehmen, unsere vielfachen Verfümmnisse und Übertretungen von Herzen bereuen, uns selbst und der Welt absterben und hinfort einzig nach dem Willen unsers Erlösers leben.

6. . . . zu deiner unergründlichen Barmherzigkeit, die du uns darbietest in dem heiligen Leiden und Sterben deines lieben Sohnes.

7. . . . hoffen allein auf den, der unsere Sünden getragen hat an seinem Leibe auf dem Stamm des Kreuzes.

8. . . . Ihn für uns alle dahingegeben hast, daß er unsere Sünden am Kreuze tragen sollte.

9. Im Aufblick zu seinem Kreuze dürfen wir nicht verzagen.

10. . . . daß du deinen . . . Sohn . . . für uns in den Tod dahingegeben hast, auf daß wir durch ihn von Sünde und Schuld erlöst und, mit dir versöhnt, Erben deines Lebens würden.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Gebete ihrer Bezugnahme auf den Veröhnungstod Jesu beraubt. Ganz gestrichen sind Sprüche aus Jes. 53. An Stelle des Evangeliums tritt frommes Gewäsch, wie wenn z. B.: „diese Gemeinde, für welche dein Sohn, Jesus Christus, den Kreuzestod erduldet hat“ die Umänderung erfährt: „deine Gemeinde, die heute in tiefer Demut das Geheimnis deiner unendlichen Liebe anbetet“.

Außerst rührig sind auch in Deutschland die außerchristlichen Sekten. Am zudringlichsten sind unter diesen die Adventisten des siebenten Tages, die besonders in Sachsen durch Hausbesuche, religiöse Versammlungen und vor allem durch Verbreitung ihrer Druckschriften als „Missionsblätter“, wie des „Herold der Wahrheit“, des „Wachruf“ und des „Protestant“, Anhänger werden. Auch „Pastor“ Russell hat seine Leute, die unter dem Namen „Bibel- und Traktatgesellschaft in Warmen“ oder als „Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher“ auftreten, und ihre Blätter, den „Millenniumsandruch“, den „Wachturm“ und die „Volksluzerne“, massenhaft verteilen. Außerdem wirken noch die Neuapostolischen, deren Hauptstift Chemnitz ist und die die „Wächterstimmen aus Ephraim“ herausgeben; ferner die Mormonen, die Christliche Wissenschaft, die Spiritisten und die Theosophen. Nachdem die Mauern gefallen sind, dringen die Säue in den Weinberg ein.

Aus der landeskirchlichen Statistik ergibt sich ein trübes Bild der kirchlichen Lage, besonders wenn man die Angaben über den Abendmahlsbesuch betrachtet. In Sachsen ist die Zahl der Kommunikanten von 35, bzw. 86%

Damit wir unsere vielfachen Verfümmnisse und Übertretungen bereuen und durch deine Güte bewogen werden, hinfort nach dem Vorbild und im Geist unsers Erlösers zu leben.

. . . zu deiner unerschöpflichen Barmherzigkeit, die du uns im Leiden und Sterben deines lieben Sohnes offenbart.

. . . hoffen allein auf den, der unsere Sünden getragen hat.

. . . Ihn für uns alle dahingegeben hast.

Im Aufblick zu ihm dürfen wir nicht verzagen.

. . . daß du deinen . . . Sohn . . . für uns alle hingegeben hast.

in den beiden Vorjahren auf 34% der Seelenzahl zurückgegangen. In Württemberg kommen bei einer evangelischen Gesamtbevölkerung von 1,668,517 Personen 40 Kommunikanten aufs 100, gegen 42 im Vorjahr. In Preußen zeigt sich folgende Abnahme: Zum heiligen Abendmahl gingen im Jahre 1912: 5,994,277 = 30% der Seelenzahl; 1911: 5,979,814 = 31%; 1910: 6,005,562 = 31%; 1909: 5,874,202 = 32%; 1904 waren es noch 6,279,236 = 37%. Das Sinken ist ein unaufgehaltenes; den stärksten Anteil hatte im letzten Jahre Posen mit 57%, den schwächsten Berlin mit 15%. Das kirchliche Leben Berlins kann fast nicht mehr schlechter werden. Auch in der Stadt Braunschweig sind die kirchlichen Verhältnisse überaus traurige. Von den 129,000 Gliedern der lutherischen Gemeinden sind im letzten Jahre nur 12,982 zum Tisch des Herrn gewesen; es beträgt also die Kommunikantenzahl nur 10 Prozent; noch dazu ist dieselbe in den beiden letzten Jahren um 1770 gegen die beiden Vorjahre gefallen. — Was sagt die moderne Theologie zu dieser Statistik? Sie sieht die Abnahme der Abendmahlsgäste an als ein Zeichen wachsender Reife des Christenvolks. Auf der letzten sächsischen kirchlichen Konferenz äußerte sich Prof. Dr. Gunkel nach einer Notiz in den „Theol. Blättern“ (Strasbourg) über den Rückgang der Abendmahlsgiffer dahin, daß der geistig höher stehende Mensch der Verschärfung des Gedankens, des Symbols, des Sakramentes, nicht mehr so bedürfe wie der Mensch auf einer unteren Stufe; der Religionsgeschichtler sehe in diesem Rückgang eine erklärliche Entwicklung. Dazu bemerkt der „Reichsbote“: „Der Theologieprofessor Gunkel hält die Abnahme der Kommunikantenziffer für eine ganz normale, ja freudig zu begrüßende Entwicklung; denn wer wollte sich nicht freuen, wenn Menschen zu einem höheren geistigen Standpunkt gelangen? Die Abendmahlsverschärfter werden es dem Theologieprofessor Dank wissen, daß er ihr etwa noch in ihnen schreiendes Gewissen beruhigt hat. Sie beweisen ja durch ihr Fernbleiben, daß sie die geistig höher stehenden Menschen sind. Und so etwas mag ein Theologieprofessor einer kirchlichen Konferenz zu bieten!“

G.

Was sich die römische Priesterschaft unter Seelsorge vorstellt, davon bietet eine Korrespondenz im *English Churchman* vom 4. Dezember 1913 wieder ein Beispiel. Es wird da aus Dublin, Irland, geschrieben: „Another of those will cases in which Roman Catholic priests are so discredibly concerned has just been decided in Dublin. A lady given to alcoholic indulgence lived in the same house with a priest, who was presumably her spiritual adviser. The doctor who was called in to see both of them testified that when he saw the lady, she was under the influence of drink. Her intellect was incapable, and her memory was not good. She was not in possession of her faculties, and could not have made a good will. Yet on that day, the day of her death, the priest drew up her will, leaving all her property — £600 — to himself. He held her finger when she was marking the will. The judge made an order condemning the will.“ — Aufforderung zur Lutherhebe findet sich nun auch in katholischen Blättern der Schweiz. Die „Schilbwache am Jura“, in der die schärfere Tonart der „katholischen Jungschweiz“ zu Worte kommt, ruft: „Heraus jetzt aus der Schweizamkeit, hinauf auf Kult und Kanzel, ihr Herren Geistlichen und Lehrer! Wer mag es, als Erster dem katholischen Volke in der ganzen Welt einmal so recht von der Leber weg zu sagen, daß der Protestantismus

eine verteuflerte Bauernfängerei, eine grobe Irreführung von Menschen-seelen ist? Wer wagt es, offen das Leben und Schweinen Luthers zu zeichnen? Wer wagt es?" Der „Deutsche Lutheraner“ urteilt ganz richtig, daß „nach dieser Tonart, die den ganzen Dummenjungenhaß gegen den großen D. Martinus in Unflätigkeit austobt, eine neue Deniflejudelerei im Anzug zu sein scheint“. — In Paris hat sich ein neuer Verein gebildet, der sich in der üblichen Abkürzung A. P. C. nennt und soeben seine erste Versammlung gehalten hat. A. P. C. ist die Abkürzung für Anciens Pretres Catholiques, und der Verein solcher ehemaligen Priester zählt 96 Mitglieder. Das ist nur ein bescheidener Anfang; denn in der Versammlung wurde eine Statistik mitgeteilt, wonach es heute in Paris mindestens 2000 katholische Priester gibt, die ihres Berufes überdrüssig geworden sind. Es ist eine weitverbreitete Ansicht, daß die katholischen Priester, die ihr Priester-tum aufgegeben haben, im bürgerlichen Leben besonders unglücklich seien. Nach den Erhebungen des Vereins gelingt es aber den meisten, einen Beruf zu finden und auch eine Familie zu gründen. Die meisten ehemaligen Priester finden Verwendung als Korrektoren in Druckereien. Sehr viele verdienen ihr Brot durch Privatunterricht, und einigen ist es gelungen, als Advokaten ihren Weg zu machen. Nicht selten gelingt es ihnen auch, Staats-beamte zu werden. — Über die dreifache Fleischwerdung Christi hat kürzlich der französische Bischof Mermillod gepredigt: erstens im Schoß der Jung-frau Maria, zweitens im Abendmahl, drittens im Papst. In einem Traktat, den ein französischer Pfarrer veröffentlicht hat, wird Mark. 12, 30 auf den Papst angewendet: Du sollst ihn lieben von ganzem Herzen usw. Der Traktat schließt mit den Worten einer ähnlichen Schrift: „Alle Verehrung, zu der uns das Licht unsers Glaubens treiben kann gegen Jesus, den Priester, Hirten und Vater, gipfelt in Wirklichkeit und der Wirkung nach in der Verehrung des Papstes. Wenn man die Engel verehrt — der Papst ist der sichtbare Engel der ganzen Kirche. Wenn man die Heiligen verehrt — der Papst ist auf Erden die Quelle der Heiligung und heißt ‚Seine Heiligkeit‘. Wenn man die Heilige Schrift verehren will — der Papst ist die Lebende und sprechende Bibel. Wenn es unsere Pflicht ist, die Sakramente zu verehren — ist nicht der Papst das Sakrament Jesu, da er doch sein Stellvertreter ist?“ Diesem Traktat hat der Erzbischof von Tours seine Genehmigung erteilt, und Pius X. hat den Verfasser wissen lassen, das Büchlein sei ganz durchtränkt mit dem Geist jener Einsicht und Frömmigkeit, die den wahren, musterhaften Katholiken kennzeichnet. G.

Jetzt läuft auch die bekannte Wädeler'sche Serie von Reisehandbüchern Gefahr, von der Kurie auf den Index Expurgatorius gesetzt zu werden. In italienischen Zeitungen hält man sich darüber auf, daß der „Wädeler“ für Italien ein übles Licht auf Land und Leute wirft, indem er die Reisenden warnt, daß sie fortwährend auf Übervorteilung und Betrug von seiten italienischer Zoll- und Eisenbahnbeamten, Handelsleute, Hoteleigentümer usw. gefaßt sein und ja ihre Portemonnaies und Taschenuhren nicht aus der Hand lassen sollten. Auch empfinden die Italiener schmerzlich, daß Wädeler nicht mehr über den modernen Fortschritt in Italien berichtet. Man geht deshalb jetzt mit dem Gedanken um, ein katholisches, unfehlbares, alleinseelig-machendes Reisehandbuch für Italien herauszugeben, damit der Reisende einen besseren Eindruck von den bestehenden Verhältnissen nach Hause nehme. — Auch in amerikaniſch-katholischen Kreisen sieht man es nicht gerne, wenn

hiesige Katholiken eine Italienreise unternehmen und das Papsttum in seiner eigentlichen Heimat kennen lernen. So warnte die *New World* kirzlich ihre Leser, doch ja nicht den Schwarm von Bettelmönchen und Bettelnonnen, von denen der Reisende bei seiner Ankunft in Neapel begrüßt wird, als echte Mönche und Nonnen anzusehen. Das seien schamlose Betrüger und Schwindler, auch wenn sie das Mönchs- oder Nonnenhabit trügen; die rechten, echten italienischen Ordensleute seien in ihrer Aufführung durchaus tadellos, die Priester ebenfalls, und der Kardinal-Erzbischof von Neapel ftünde sogar im Geruch der Heiligkeit — "has the reputation of being a saint". G.

Der Jesuitenorden feiert in diesem Jahre ein Jubiläum. Es sind gerade hundert Jahre verflossen, seit die Gesellschaft Jesu, nachdem sie von dem unfehlbaren Papst Klemens XIV. im Jahre 1773 „auf immer und ewig“ aufgehoben wurde, von dem ebenso unfehlbaren Papst Pius VII. am 7. August 1814 wiederhergestellt worden ist. So ist denn vor kurzem ein „Jesuitenkalender, eine Jubiläumsgabe zur Jahrhundertfeier der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu“, zu Regensburg erschienen. In der Jubiläumsschrift wird erklärt, daß Papst Klemens das Dekret der Aufhebung „nicht als eine Strafe“ über den Orden verhängt, „sondern als ein schweres Opfer, das er schweren Herzens um des lieben Friedens willen gebracht habe“. Niemals habe er ein „Schuldig“ ausgesprochen über den Orden; „niemals hat er die Anklagen seiner Feinde bestätigt“. Das ist nicht mehr Geschichtsfälschung zu nennen, sondern eine Verkehrung geschichtlicher Tatsachen in ihr gerades Gegenteil. Es kann nur eine bewußte Irreführung der Leser hier vorliegen. Papst Klemens XIV. bringt in der Aufhebungsbulle den erschöpfenden Nachweis, „daß in dieser Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen mannigfaltiger Same von Zwietracht und Eifersucht nicht allein in der Gesellschaft selbst, sondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universtitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen Fürsten aufgekeimt ist, in deren Staaten sie aufgenommen wurden. Endlich fehlte es keineswegs an den schwersten Beschuldigungen, die man den Gliedern dieser Gesellschaft machte, und welche den Frieden und die Ruhe in der Christenheit nicht wenig störten“. Und der Papst kann doch nicht die Unwahrheit sagen, wenn er erklärt: „Wir heben nach reiflicher Überlegung aus sicherer Kenntnis und in Fülle der apostolischen Gewalt erwähnte Gesellschaft auf und unterdrücken sie.“ G.

Esperanto unter den Katholiken. Die „*Unueo*“ (Internacia Katolika Unnigo Esperantista) ist sehr rührig. Sie gibt ein sehr protestantenfeindliches Monatsblatt heraus, hat für päpstliche Zwecke eine internationale Telegraphenagentur für katholische Esperantotelegramme eingerichtet, arrangiert Pilgerkarawanen zum Vatikan und hat für die Teilnehmer an solchen einen Lehrgang der italienischen Sprache „per esperanta lingoo“ im letzten Jahr veröffentlicht. Da der Papst die italienische Volapülsprache für Latein zur allgemeinen Aufnahme befohlen hat, so gibt sie jetzt in diesem Jahr ein kurzes Lehrbuch des klassischen Latein (mit dieser Aussprache bezeichnet) in Esperanto heraus. Zugleich bearbeitet Pfarrer Jakobino Bianchini (Udine bei Neapel) ein möglichst geheim zu haltendes Internationales Adreßbuch esperantistischer katholischer Kleriker. G—n.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Mai 1914.

Nr. 5.

Wird Einigkeit werden?

(Fortsetzung statt Schluß.)

Bei Behandlung der Frage „Wird Einigkeit werden?“ kommt natürlich vornehmlich in Betracht, wie sich in letzter Zeit Vertreter der Synoden von Iowa und Ohio über die in Frage kommenden Hauptpunkte, sonderlich über das menschliche „Verhalten“ als Erklärungsgrund für die Belehrung, Seligkeit und Gnadentwahl, ausgesprochen haben. Es ist wieder klar zutage getreten, daß D. Schmidts Angabe des status controversiae richtig war, wenn er sagte, daß im letzten Grunde nur ein Punkt die streitenden Parteien trenne, nämlich die Frage nach dem verschiedenen menschlichen Verhalten als Erklärungsgrund für die tatsächliche Belehrung, Seligkeit und ewige Erwählung.¹⁾ Mit diesem Punkt beschäftigten sich daher auch vornehmlich die jüngsten Erklärungen aus dem jenseitigen Lager. Und da schien es zunächst nach einigen Äußerungen, als ob in bezug auf diesen Punkt ein großer Schritt zur Annäherung geschehen sei. In einem Artikel, der im *Theological Magazine* von Columbus, O., erschien,²⁾ wurde der Ausdruck „daß des Menschen Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in einem gewissen Sinne auch vom menschlichen Verhalten abhängt“, als „a rather unfortunate and ambiguous expression“ bezeichnet und zugleich die Bemerkung hinzugefügt: „We have always deplored the expression and have never adopted it, deeming it both dangerous and useless.“ Der Artikel, welcher diese Worte enthält, wurde auch in der „Kirchlichen Zeitschrift“ der Iowa-Synode in zustimmendem Sinne abgedruckt. Das *Theological Magazine* brachte aber in der nächsten Nummer³⁾ die folgende Erklärung von D. Stelhorn: „In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift, S. 466 ff., findet sich ein (von uns vor dem Druck nicht gesehenes) ‘Editorial’ unseres Hilfsredakteurs D. Mees, in dem behauptet wird, es sei Tatsache,

1) A. u. K. V, 332.

2) September 1913, S. 466 ff.

3) November 1913, S. 494 f.

'that on both sides unguarded and equivocal expressions have been uttered, etc.', und daß 'It would be an easy task to catalogue an imposing array of such expressions from public documents.' Von allen diesen unvorsichtigen und zweideutigen (unguarded and equivocal) Ausdrücken, die auf beiden Seiten gefallen sein sollen, wird im folgenden einer genannt, der auf unserer Seite gebraucht worden ist. Es ist der oben an zweiter Stelle genannte, daß nämlich Bekehrung und Seligkeit nicht in jedem Sinne allein von Gottes Gnade abhängen, sondern in einem gewissen Sinne auch vom Verhalten des Menschen dieser Gnade gegenüber, nämlich in dem Sinne, daß die Gnade nicht unwiderstehlich wirke. Wir für unsere Person sind über dreißig Jahre berufsmäßig, als Redakteur der 'Theologischen Zeitblätter', die zunächst des Lehrstreites wegen gegründet wurden, fortwährend mitten in diesem Streit gestanden, und wenn von beiden Seiten so gar viele Fehler gemacht worden sind, so werden wohl auch einige davon auf unsere Rechnung kommen sollen. Doch um das, was nur im allgemeinen behauptet und nicht genau angegeben ist, können wir uns hier nicht kümmern. Der eine besonders betonte Punkt aber berührt uns persönlich. Denn wir haben den Ausdruck gebraucht, sind zwar nicht darauf herumgeritten, wie die Missourier das getan haben, und zwar in der von ihnen verstümmelten Gestalt, haben ihn aber, wenn er von ihnen verkehrt wurde, verteidigt als einen solchen, den man wohl gebrauchen, weil recht verstehen, könne. Wir haben auch öfter erklärt, am Ausdruck selbst liege uns gar nichts, alles aber an der dadurch bezeichneten Sache. Wir haben auch den Ausdruck niemand aufzudrängen gesucht. Und nun haben sich zwei der Unseren öffentlich gegen denselben erklärt, sogar als einen gefährlichen (dangerous). Denn D. Keu, der Redakteur der 'Kirchlichen Zeitschrift' der Iowa-Synode, hat im Oktober-November-Heft derselben S. 524 ff. den betreffenden Abschnitt aus D. Mees' Artikel abdrucken lassen als 'ihm ganz aus der Seele geschrieben'. Da wird man es uns nicht verübeln, wenn wir auch aus diesem Grunde noch einmal öffentlich auf die Sache eingehen."

Ehe auch wir noch einmal auf die Sache, nämlich auf das „Verhalten“, eingehen und in zusammenfassender Weise darlegen, weshalb das verschiedene menschliche Verhalten als Erklärungsgrund für die Bekehrung und Seligkeit in der christlichen Lehre keinen Platz habe, und weshalb es insonderheit von allen Kirchengemeinschaften und Individuen, die das Prädikat „lutherisch“ für sich in Anspruch nehmen, ohne allen Vorbehalt aufzugeben sei, möchten wir den Versuch machen, einige das „Verhalten“ betreffende Punkte aus der ferneren Diskussion auszuscheiden. Diese Punkte sind auch in jüngster Zeit in den gegnerischen Darlegungen immer und immer wieder aufgetaucht. Sie verwirren und verdecken die eigentliche Sachlage. Sie wirken wie ein Verschleierungsnetz, das fortwährend über die ganze Situation ausgebreitet wird. Sie sind recht eigentlich die

Decke, die unser Gegenüber sich und andern mehr Unbetheiligten vor die Augen hängt. Die Punkte enthalten zum Theil auch Anklagen gegen uns, als ob wir mit Ungerechtigkeit umgingen und dem Gegner eine Lehre vom „Verhalten“ zuschrieben, die ihm durchaus fernliege. Wenn wir diese Punkte von der ferneren Diskussion ausschneiden könnten, so würde die ganze Sachlage viel übersichtlicher werden. Auch solche, die dem Streit ferner stehen, würden dann weniger Grund haben, über eine überaus verwickelte und kaum zu verstehende Sachlage zu klagen. Sehen wir an diese Punkte.

Der erste Punkt ist dieser: D. Stellhorn bekennt sich zwar in der oben angeführten Aussprache zu dem von D. Mees beklagten und als gefährlich und zweideutig bezeichneten Ausdruck, daß des Menschen Befehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern in einem gewissen Sinne auch vom menschlichen Verhalten abhängen. Zugleich meint aber D. Stellhorn, er sei auf dem Ausdruck „nicht herumgeritten, wie die Missourier das getan haben“. Er will mit diesem bildlichen Ausdruck offenbar sagen, daß ihm — D. Stellhorn — die Behauptung, Befehrung und Seligkeit hänge nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch vom menschlichen Verhalten ab, nur nebensächlich gewesen sei. Er klagt uns der Ungerechtigkeit an, daß wir etwas ihm Nebensächliches zu einer Hauptsache gemacht hätten. Aber D. Stellhorn muß uns wirklich entschuldigen, wenn wir seine Behauptung nicht als nebensächlich aufgestellt, sondern als sehr ernst gemeint auffaßten. Seine Aussprachen lauteten sehr entschieden, ja drohend. Von seinem Satz (daß des Menschen Befehrung nicht von Gottes Gnade allein, sondern in einem gewissen Sinne auch von dem menschlichen Verhalten abhängen) urtheilte er nicht nur, daß er „unwidersprechlich“ richtig und in der Schrift „fast auf jeder Seite“ gelehrt sei,⁴⁾ sondern er fügte auch hinzu, daß man ohne Annahme seines Satzes die eigentliche Quintessenz der ganzen calvinischen Wahllehre vortrage, „unchristlich und heidnisch“ lehre, ja „ein Wolf und Teufelsapostel“ sei, „der, soviel an ihm ist, die ihm befohlenen Seelen nur in Sicherheit und ewiges Verderben führen kann“.⁵⁾ Wenn D. Stellhorn diese und eine Reihe ähnlicher Aussprachen in Erwägung zieht, so wird er uns, wie gesagt, wirklich entschuldigen, daß wir seinen Satz nicht als ihm nebensächlich angesehen, sondern dafür gehalten haben, der Satz sei ihm von ausschlaggebender Bedeutung. Könnten wir daher nicht den Punkt von der nebensächlichen Bedeutung des auch von D. Mees beanstandeten Ausdrucks von der ferneren Diskussion ausschneiden? D. Stellhorn war sein Satz ebensowenig nebensächlich wie D. Schmidt, der den Satz für die Kernfrage des ganzen Streites erklärte.

4) Zeitbl. 1887, S. 325; Kirchenzeitung, 15. Mai 1885.

5) Zeitbl. 1888, S. 144; Kirchenzeitung 1885, S. 76.

Geradefo steht es in bezug auf einen zweiten Punkt. D. Stellhorn meint, wir hätten seinen Satz in „verkümmelter Gestalt“ angeführt. Was er damit meint, sagt er auf der vorhergehenden Seite mit den Worten: „D. Pieper redet von einem ‘correct conduct’ und von einem ‘good conduct’ des in der Belehrung begriffenen Menschen, von dem seine Belehrung und Seligkeit mit abhängt, während wir⁶⁾ in dieser Verbindung nur von ‘conduct’ überhaupt zu reden pflegen.“ D. Mees behauptet sogar, wir hätten durch Einfügung des Adjektivs „gut“ vor „Verhalten“ absichtlich die ohioische Lehre falsch dargestellt („An intentionally perverted meaning is imparted by the constant insertion of the word ‘good’ before ‘conduct’“). Auch über diesen harten Vorwurf sollten wir die Diskussion durch einen bloßen Hinweis auf die Tatsachen schließen können. Nicht wir, sondern die Ohioer selbst haben das „correct“ vor „Verhalten“ eingefügt. In den „Zeitblättern“ lautete es also: „Hätte er (der Mensch) sich aber recht“ (also: korrekt) „verhalten, was er in Kraft der an ihm arbeitenden Gnade konnte, so wäre er unfehlbar belehrt und selig geworden. Daraus folgt aber unwidersprechlich, daß in gewisser Hinsicht Belehrung und Seligkeit auch vom Menschen und nicht allein von Gott abhängig ist.“⁷⁾ Ebenso hieß es in der ohioischen „Kirchenzeitung“, daß „alles darauf ankommt, daß der Mensch sich dieser Gnade und ihren Mitteln gegenüber recht“ (also: korrekt) „verhalte, was er in Kraft dieser Gnade kann; und daß insofern die Seligkeit nicht allein von Gott abhängig ist, das lehrt die Bibel fast auf jeder Seite.“⁸⁾ Das „richtige“ Verhalten hat D. Stellhorn bis in die letzte Zeit betont.^{9a)} D. Mees wird daher seine Behauptung, wir hätten durch Einfügung des „correct“ und „good“ vor dem „Verhalten“ die ohioische Lehre absichtlich („intentionally“) verkehrt, gern zurückziehen. Sodann haben die Ohioer nach ihrer eigenen Darlegung überall auch dort ein „richtiges“ oder „gutes“ Verhalten gemeint, wo sie diese adjektivischen Bestimmungen nicht ausdrücklich hinzufügten. Sie haben ja fort und fort erklärt, daß sich die belehrende und seligmachende Gnade nach dem „verschiedenen“ Verhalten der Menschen richte. „Also erklärt sich“ — hieß es kürzlich noch in den „Zeitblättern“^{9b)} — „das verschiedene Wirken der belehrenden und seligmachenden Gnade wohl aus dem verschiedenen Verhalten der Menschen ihr gegenüber.“ Das verschiedene Verhalten aber ist auch nach ohioischer Lehre ein zweifaches: es ist entweder ein böses oder ein gutes Verhalten. Von dem bösen Verhalten wollen die Ohioer die Belehrung und Seligkeit nicht abhängig machen. So bleibt nur das richtige oder gute Verhalten übrig. Es steht also fest: überall, wo die Ohioer von dem Verhalten als Er-

6) Von uns hervorgehoben.

8) Kirchenzeitung vom 15. Mai 1885.

9 b) Zeitbl. 1911, S. 526.

7) Zeitblätter 1887, S. 325.

9 a) Zeitbl. 1911, S. 525 f.

Klärungsgrund für die Bekehrung, Seligkeit und ewige Erwählung reden, haben sie stets das richtige oder gute Verhalten des „in der Bekehrung begriffenen“ Menschen gemeint. Könnten wir daher nicht auch diesen Punkt aus der ferneren Diskussion ausschneiden? Um nicht andern und sich selbst den klaren Sachverhalt zu verbeden, sollten die Ohioer von jetzt ab nicht nur stets das „gut“ vor „Verhalten“ einfügen, sondern es auch fett drucken lassen, also so: **gutes** Verhalten. Das würde gewiß zur Klärung der Sachlage bei ihnen selbst und bei der ganzen amerikanisch-lutherischen Kirche beitragen. Ja, wir wagen der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß wir mit den Ohioern und auch mit Iowa noch im Jahre 1914 einig werden könnten, wenn sie in den nächsten sechs Monaten das „Verhalten“, wonach sich Gott bei der Bekehrung, Seligmachung und ewigen Erwählung der Christen angeblick richten, resp. gerichtet haben soll, immer fett als **gutes** Verhalten drucken lassen würden. Sie würden dann klar den Charakter ihrer Lehre erkennen und durch Gottes Gnade ihr Verhalten „ohne allen Vorbehalt“ fahren lassen, wie wir gebeten und gefordert haben.

Ein dritter Punkt, der auch leicht aus der Diskussion ausgeschieden werden könnte, ist eine im *Theological Magazine* enthaltene Erklärung über den Sinn, in welchem der Satz, daß des Menschen Bekehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem menschlichen Verhalten abhängt, sich verteidigen lasse. Das *Magazine* sagt: „It is defensible in the sense only that the evil conduct of man over against the power of the Holy Spirit conveyed in the means of grace is the cause of man's condemnation.“ Abgesehen davon, daß unsers Wissens von keiner Seite während des langen Streitens geleugnet worden ist, daß das üble Verhalten der Grund der Nichtbekehrung und der Verdammnis sei, so ist der vom *Magazine* angenommene Sinn eine logische Unmöglichkeit. Die Redeweise lautet ja gar nicht auf die Nichtbekehrung und Verdammnis, sondern ausdrücklich auf die Bekehrung und Seligkeit. Im Subjekt des Satzes steht die „Bekehrung“ und die „Seligkeit“. Und von diesem Subjekt — von der Bekehrung und Seligkeit — wird ausgesagt, daß sie nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch von dem menschlichen Verhalten abhängt. Man kann doch nicht zum Ausdruck des Gedankens, daß die Nichtbekehrung und die Verdammnis vom üblen Verhalten abhängt, einen Wechsel im Subjekt des Satzes vornehmen und sagen: die Bekehrung und Seligkeit hänge in einem gewissen Sinne vom menschlichen Verhalten ab! Der vom *Magazine* angenommene mögliche Sinn des Satzes ist nach allen grammatischen und logischen Regeln wirklich völlig unmöglich. Der Satz hat nicht mehr Sinn als dieser: „Daß A aus Gnaden bekehrt wird, erklärt sich daraus, daß B sich übel gegen die bekehrende Gnade verhalten hat und verloren geht.“ Sinn bekommt der Satz immer nur dann, wenn er also lautet: „Daß A bekehrt wird und B nicht, erklärt sich daraus, daß A's Be-

Lehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern in einem gewissen Sinn auch von *As* gutem Verhalten abhängt. Wenn das *Magazine* diesen Sinn nicht will, so muß es auch jede Verteidigung des Satzes (daß die Bekehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern in einem gewissen Sinn auch vom menschlichen Verhalten abhängt) aufgeben. Der Satz sollte daher ohne allen Vorbehalt und in jedem Sinne aufgegeben werden. Jeder mögliche Sinn ist falsch. Er lautet immer nur dahin, daß nicht Gottes Gnade allein belehrt und selig macht, sondern daß das menschliche Verhalten, natürlich das richtige oder gute Verhalten, der ausschlaggebende Faktor bei der Bekehrung des Menschen sei.

Viertens: Könnten wir nicht auch das „psychologische“ Geheimnis in der Gnadenwahl aus der ferneren Diskussion ausschalten? Die Ohio-synode hat dies bereits im Jahre 1875 getan, als sie auf einer Distriktsynode ex professo von dem Geheimnis in der Gnadenwahl handelte. Der Thesensteller hatte damals auch das Geheimnis in die unergründliche Tiefe der Bosheit des menschlichen Herzens verlegt. Aber die Synodalversammlung wies dies zurück und bekannte sich im Gegensatz zu dem angeblichen psychologischen Geheimnis zu dem in der Konkordienformel gelehrteten Geheimnis. Die Synode sagte damals ausdrücklich, daß es sich um ein Geheimnis in Gott handle. „Es wird“ — so äußerte sich die Synode — „dem Menschenverstand ein unausforschliches Geheimnis bleiben, warum Gott so viele verloren gehen lasse, da er doch ernstlich wolle, daß alle selig werden. Endlich einigte sich die Synode dahin, anstatt der obigen These einen Abschnitt aus der Konkordienformel zu setzen, welcher diese schwierige Sache in unübertrefflicher Weise darstellt und also lautet: „Denen geschieht nicht unrecht“ usw. (F. C., S. 717, 81—83.) Als aber die Ohio-synode sich von uns trennte, suchte sie wieder das 1875 desavouierte psychologische Geheimnis hervor. Und sonderlich in den letzten Monaten ist in den Kundgebungen aus der Ohio-synode ein — wir müssen sagen trampfhaftes — Bestreben bemerkbar, sich an das psychologische Geheimnis anzuklammern und darin die Rettung zu suchen. Auch die „Zeugnisse“ sagen¹⁰⁾ in geschmückter, wenn auch ein wenig dunkler, Diktion: „Es ist das Herz ein trohiges“ — *ma h los*¹¹⁾ arglistiges — „und verzagtes“ — *seh r*¹¹⁾ verderbtes — „Ding; wer kann es ergründen? Ich, der Herr, kann das Herz ergründen und die Nieren prüfen“, Jer. 17, 9. 10. Diesem Wort sinne nach ein jeder, der hinabsteigt in des Herzens Tiefe;¹¹⁾ und er vergesse dabei ja nicht die Ohnmacht und Tüde des eigenen wissensdürstigen Herzens, und ferner, daß nicht alle Augen von demselben Winkel aus das, was dem Geiste sichtbar, anschauen, noch sich von einer und derselben Seelenlehre und ihren Sätzen¹¹⁾

10) S. 39.

11) Von uns hervorgehoben.

beherrschen lassen.“ Könnten wir nun nicht diesem „psychologischen“ in der „Seelenlehre und ihren Sätzen“ liegenden Geheimnis aus folgenden Gründen für immer den Abschied geben? 1. Freilich ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding. Es ist trotziger und verzagter, als wir Menschen verstehen. Aber weil es so steht, hat Gott uns in seinem Wort ganz klar unsers Herzens Troß und Tüde geoffenbart. Gottes Wort sagt, daß es eine Feindschaft wider Gott sei und, was das Verhalten gegen das Evangelium betrifft, nichts von demselben verstehe, sondern das Evangelium für eine Torheit achte und es verwerfe. In Übereinstimmung damit sagt die Konkordienformel: „Was der Seelen Heil betrifft, da ist der Mensch wie eine Salzsäule, wie Lots Weib, ja wie Klotz und Stein, wie ein tot Bild, das weder Augen noch Mund, weder Sinn noch Herz brauchet, sintemal der Mensch den grausamen, grimmigen Zorn Gottes über die Sünde und Tod nicht siehet noch erkennt, sondern fährt immer fort in seiner Sicherheit, auch wissentlich und willig (etiam sciens volensque), und kommt darüber in tausend Gefährlichkeit, endlich in den ewigen Tod und Verdammnis; und da hilft kein Bitten, kein Flehen, kein Vermahnen, ja auch kein Dräuen, Schelten, ja alles Lehren und Predigen ist bei ihm verloren, ehe er durch den Heiligen Geist erleuchtet, bekehret und wiedergeboren wird.“¹²⁾ Damit ist das „Geheimnis“ des menschlichen Herzens, was sein Verhalten gegen Gottes Wort und das Evangelium betrifft, völlig aufgedeckt. 2. Wo die Schrift ex professo von dem Geheimnis der Gnadenwahl redet, Röm. 11, 33 ff., da sagt sie nicht: O welch eine Tiefe des menschlichen Herzens, wer will da hinabsteigen? sondern sie sagt: „O welch eine Tiefe des Reichthums beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes!“ Die Schrift sagt auch nicht: Wie gar unbegreiflich ist die „Seelenlehre“ und unerforschlich „ihre Sätze“! sondern sie sagt: „Wie gar unbegreiflich sind seine“ (Gottes) „Gerichte und unerforschlich seine“ (Gottes) „Wege!“ Die Schrift sagt ferner nicht: Denn wer hat des menschlichen Herzens Sinn erkannt? sondern sie sagt: „Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ Die Schrift fügt auch sofort den Grund hinzu, weshalb uns Gottes Wege an diesem Punkte, nämlich bei der discretio personarum, unerforschlich sind oder ein Geheimnis bleiben: „Wer hat ihm (Gott) etwas zugegeben, das ihm werde wiederergolten?“ Der Apostel gibt also als Grund der Unerforschlichkeit der Wege Gottes die Tatsache an, daß bei einer Vergleichung der menschlichen Herzen in bezug auf ihr Verhalten gegen Gott und sein Wort kein Unterschied ist, daß kein Mensch im Vergleich mit einem andern sich besser verhalten hat. Ebenso wenig verlegt die Konkordienformel das Geheimnis der Befehung, Erhaltung und Gnadenwahl in das menschliche Herz. Die Konkordienformel handelt ex professo in acht Paragraphen von dem Geheimnis,

12) S. 598, 20. 21.

nämlich von der Tatsache: „Einer wird verstockt, verblendet, in verkehrten Sinn gegeben, ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehret.“¹³⁾ Aber sie redet da immer von Gottes gerechttem Gericht, Gottes wohlverdienten Strafen der Sünden an den Verlorengelhenden und von Gottes unverdienter Güte und Gnade an den Seligwerdenden. Sie vertweist uns die Konfordinformel in bezug auf das Geheimnis in die unerforschliche Tiefe des menschlichen Herzens oder die unergründliche „Seelenlehre und ihre Sazungen“. Es ist klar: das „psychologische“ Geheimnis in der Bekehrung und Gnadentwahl ist wider Schrift und Bekenntnis erfunden. Sollten wir es nicht für immer aus der Diskussion streichen, wie die Synode im Jahre 1875 getan hat? Unsere Verhandlungen würden dadurch bedeutend entlastet werden.

Noch einen fünften Punkt sollten wir aus der Diskussion ausschalten können. Die Doktoren Schütte, Stellhorn, Mees sagen in der neuesten Rundgebung:¹⁴⁾ „Wo etwa lehren Schrift und Bekenntnis, daß unter den Menschen kein Unterschied sei, dermaßen, daß alle sich gleich übel gegen die rettende Gnade verhalten? . . . Man gebe doch der Wahrheit ihre Ehre. Es wird jedoch auf diesen Unterschied des Verhaltens nicht hingewiesen, um zu erklären,¹⁵⁾ warum etwa diese Heiden bekehrt wurden und die Juden nicht.“ Um den letzteren Punkt von der Nichterklärung sofort aus der Diskussion auszuschneiden, so sagen die ohioschen „Zeitblätter“ ausdrücklich selbst, wie wir eben abgedruckt haben: „Also erklärt sich das verschiedene Wirken der bekehrenden und seligmachenden Gnade wohl aus dem verschiedenen Verhalten der Menschen ihr gegenüber.“¹⁶⁾ Die Behauptung der „Zeugnisse“, es werde auf diesen Unterschied des Verhaltens nicht hingewiesen, um zu erklären, warum diese Heiden bekehrt werden und die Juden nicht, steht in direktem Widerspruch mit den Tatsachen. Aber ebenso steht es in klarem Widerspruch mit den Tatsachen, wenn behauptet wird, Schrift und Bekenntnis lehrten nicht, daß unter den Menschen, wenn sie miteinander verglichen werden, kein Unterschied sei, sondern daß sie sich gleich übel gegen die rettende Gnade verhielten. Die Schrift sagt gerade, wenn sie die Menschen miteinander vergleicht: „Es ist hie kein Unterschied“,¹⁷⁾ „Wir waren auch Kinder des Zorns von Natur, gleichwie auch die andern“¹⁸⁾ und insonderheit in bezug auf das menschliche Verhalten gegen das Evangelium: „Der natürliche Mensch“ — und damit sind alle Menschen ohne Unterschied beschrieben — „vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen.“¹⁹⁾ Und was das lutherische Bekenntnis betrifft, so legt die Konfordinformel im

13) S. 716, 57.

15) Von uns hervorgehoben.

17) Röm. 3, 23.

18) Eph. 2, 3.

14) Zeugnisse, S. 44.

16) Zeitbl. 1911, S. 526.

19) 1 Kor. 2, 14.

11. Artikel in nicht weniger als acht Paragraphen (§ 57—64) dar, daß bei angestellter Vergleichung zwischen den Seligwerdenden und den Verlorengehenden hinsichtlich ihres Verhaltens kein Unterschied sei. Sie sagt von den Seligwerdenden, daß sie „in gleicher Schuld“ sind und sich auch „gegen Gottes Wort übel verhalten“. Und darin — also darin, daß hinsichtlich des üblen Verhaltens und hinsichtlich der Schuld kein Unterschied ist zwischen Seligwerdenden und Verlorengehenden — gerade darin findet die Konfordinformel den Beweis, daß die Seligwerdenden aus Gnaden bekehrt und selig werden. Sie sagt: „Sein gerechtes, wohlberthuldetes Gericht läßt Gott schauen an ehlichen Ländern, Völkern und Personen, auf daß wir, wenn wir gegen ihnen gehalten und mit ihnen verglichen“ (im lateinischen Text: „mit ihnen verglichen und ihnen durchaus gleich erfunden, quam simillimi illis deprehensi), „desto fleißiger Gottes lautere, unerbiente Gnade an den Gefäßen der Barmherzigkeit erkennen und preisen lernen.“ Wahrlich, die Herren D. Schütte, D. Stellhorn und D. Mees hätten nicht schreiben sollen: „Wo etwa Lehren Schrift und Bekenntnis, daß unter den Menschen kein Unterschied sei, dermaßen, daß alle sich ‚gleich gegen die rettende Gnade verhalten‘? . . . Man gebe doch der Wahrheit die Ehre.“ Sämohl, Gott wolle Gnade verleihen, daß der Wahrheit die Ehre gegeben werde! Alles, was beten kann, werfe sich auf die Knie und bitte Gott, daß an diesem Punkte der Wahrheit die Ehre gegeben werde. Die Wahrheit ist aber diese:

Nach Schrift und Bekenntnis wird die ganze Gnadenlehre des Christentums preisgegeben, wenn man nicht festhält, daß bei angestellter Vergleichung bei den Seligwerdenden das gleich üble Verhalten und die gleiche Schuld sich findet wie bei den Verlorengehenden.

Damit sind wir nochmals auf den Punkt gekommen, der uns eigentlich trennt und auf den wir nun noch einmal die Aufmerksamkeit der ganzen amerikanisch-lutherischen Kirche richten möchten.

(Schluß folgt.)

„Die deutsche Bibel eine Gabe der Reformation an das deutsche Volk.“

Unter diesem Titel hat D. Risch in der „Allgemeinen Evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung“ (Nr. 1, 2, 3 u. 4) einen längeren Artikel veröffentlicht, aus dem wir die Hauptgedanken hier mitteilen.

Zunächst weist D. Risch darauf hin, daß Luther sein Deutsch in der Bibel geschöpft habe aus dem Volksmund und der eigenen tiefen Empfindung, oder wie es im Gedicht von C. F. Meyer heiße: „Herr Doktor, spricht, wo nahmt Ihr her Das deutsche Wort, so voll und

schwer?“ „Das schöpft' ich aus des Volkes Mund; Das schürft' ich aus des Herzens Grund.“ Was Luther zu der Riesenarbeit getrieben, sei eben nicht persönliche Liebhaberei, sondern das Gefühl der Verantwortung für die deutsche Christenheit. Die große Not der Zeit, die eine deutsche Volksbibel erforderte, habe Luther diese Arbeit, ohne die sein Werk der Reformation nicht vollendet wäre, aufgezwungen. „Das Volk muß eine Bibel haben“, das sei Forderung der Reformation gegenüber dem katholischen Bibelverbot in alter und neuer Zeit. Die römische Kirche verbiete dem Volk das Lesen und Auslegen der Bibel, weil sie das Verderben der Kirche aufbede. Luther habe die Erfahrung gemacht, daß nur das Wort der Schrift die dürstende Seele erquickend könne. Zugleich sei er dadurch vom Trug des Papsttums befreit worden. Was er aber selbst gefunden, das konnte er seinem geliebten Volke nicht vorenthalten. Luther habe die Leuchtkraft der Bibel wieder neu entdeckt, mit den römischen Verleumdungen von ihrer Dunkelheit gründlich aufgeräumt, sie wieder zur untrüglichen Quelle und Norm der Wahrheit für die Kirche gemacht und zugleich habe er damit auch die deutsche Sprache wieder zu Ehren gebracht.

Kraft der deutschen Sprache. „Unserm Luther“ — fährt D. Nisch wörtlich fort —, „der die Leuchtkraft der Bibel gleichsam wieder neu entdeckt hat, verdankt aber das deutsche Volk noch eine andere grundlegende Entdeckung. Durch ihn wurde die deutsche Sprache wieder zu Ehren gebracht! Er hat ihre unübertroffene Fähigkeit, vollkommene Ausdrucksmittel aller tiefen und zarten Gedanken zu sein, wieder ans Licht gezogen und gezeigt, welche Schönheit und Lieblichkeit, welche Kraft und Innigkeit sie entfalten kann. Die Blütezeit der deutschen Dichtkunst im Mittelalter lag um zwei Jahrhunderte zurück. Der Glanz des deutschen Kaisertums war verblichen. Deutlicher als das verborgene Aufsteigen neuer Triebe tritt immer das Absterben des Alten zutage. Ein Niedergang machte sich auf den verschiedensten Gebieten des deutschen Lebens geltend. Die Deutschen, geringgeschätzt von den umwohnenden Nachbarn, die ihnen geistig voraus waren, verloren jedes nationale Selbstbewußtsein. Der Deutsche und das Deutsche galten wenig, am allerwenigsten bei den Deutschen selbst. So war auch die deutsche Sprache mehr und mehr in Verruf gekommen. Sie wurde als eine arme und grobe Sprache betrachtet, die nur zur Not für Bauern, Handwerker und Landsknechte hinreichte, wenn sie sich über ihr Vieh und ihre Acker, über Essen und Trinken, über Rauben und Plündern verständigen wollten. Wessen Geist über diese enge, niedrige Welt hinausreichte, glaubte nur in der lateinischen Sprache Anregung und Ausdrucksmittel für seine Gedanken zu finden. Latein war die Sprache der Kirche und des Gebets, die Sprache der Gelehrten und des Weltverkehrs. Daß da die deutsche Sprache, von allen guten Geistern verlassen, verrohen und verwildern mußte und auf die Stufe einer in viele Mundarten zersplitterten Bauernsprache herabsank, war nur die natürliche Folge ihrer

Zurücksetzung. Ein Messer, das nicht gebraucht wird, verrostet. Die brennende Liebe zu seinem Volke ließ Luther zur verachteten Volkssprache greifen. Er wollte auch den Seelen der einfachen Leute Trost und Erquickung bringen. Zuerst tat er dies in deutschen Predigten; dann versuchte er es mit großem Erfolg auch in kleinen erbaulichen Volksschriften (Traktaten). Der Vorwurf, daß ‚er nur kleine Traktätlein und deutsche Predigten mache‘, socht ihn wenig an. Er hielt dies vielmehr für eine nützliche und förderliche Sache, deren man sich bisher zu wenig beflissen hätte. ‚Ich will mich gar nicht schämen, deutsch den ungelehrten Laien zu predigen und zu schreiben‘ (1520). Und wieder stand er mit allen seinen Lesern vor einer neuen, unerhörten Überraschung: die deutsche Sprache war gar nicht arm und unbrauchbar. Sie war tausendmal besser als ihr Ruf. Sie glich einem vorzüglichen Instrument, dem bisher nur der rechte Meister gefehlt hatte, um seinen Saiten den Wohlklang der Töne zu entlocken. Die gewaltige Aufgabe, die Reformation zu einer Volkssache zu machen, zwang Luther, seine ganze Meistererschaft in der Handhabung der deutschen Sprache zu entfalten — und sein Meisterstück ist die deutsche Bibel. So war Luther im Jahre 1521 gereift und vorbereitet, die größte deutsche Tat seines Jahrhunderts zu wagen, aus der Bibel ein deutsches Volksbuch zu machen, dessen klare Worte auch einfache Bauern und Handwerker erbauen und zur Seligkeit unterweisen konnten. Das große Wagnis gelang. Durch die deutsche Lutherbibel und ihren glänzenden Erfolg war ein dreifaches Vorurteil, das schwer auf dem endenden Mittelalter gelastet hatte, endgültig und schlagend widerlegt, das Vorurteil von der Roheit und Unfähigkeit der deutschen Sprache, von der Unmündigkeit der Laienwelt und von der Dunkelheit und Unverständlichkeit der Bibel.“

Deutsche Bibeln vor Luther. Luther war nicht der erste, der die Bibel ins Deutsche übersetzt hat. D. Nitsch schreibt: „Ganz abgesehen von der gotischen Bibelübersetzung des Wulfila aus dem vierten Jahrhundert, sind zahlreiche Versuche von Bibelverdeutschungen aus dem Jahrhundert vor Luther erhalten. In achtzehn Auflagen wurde die vorlutherische Bibel sogar 1466—1518 hochdeutsch und niederdeutsch gedruckt. Dieser Tatbestand, der in seinem vollen Umfange erst durch die Forschungen der letzten fünfzig Jahre klar gestellt wurde (W. Balthar [Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, 3 Teile, Braunschweig 1889—'91] vermutet 72 verschiedene Übersetzer, die allerdings zum Teil nur kleine Bruchstücke ins Deutsche übertrugen), schmälert jedoch Luthers Ruhm nicht im geringsten. Im Gegenteil, wir erhalten dadurch den zeitgeschichtlichen Hintergrund, auf dem sich die strahlende Schönheit des Lutherdeutschen desto wirkungsvoller abhebt. Der vorlutherische Bibeldruck, dessen reifste Gestalt aus dem Jahre 1518 den nachfolgenden Proben zugrunde liegt, steht hinter manchen handschriftlichen Übersetzungen um einiges zurück, vergegenwärtigt uns aber doch im wesentlichen den Durchschnitt dessen, was die vorlutherische Bibel-

übersehung wirklich geleistet hat. Man stelle im Geiste neben die dar- gebotene vorlutherische übersehung den uns allen vertrauten Wortlaut der Lutherbibel: Matth. 6, 27—31: „Denn welcher euer mag ge- denken, zugulegen zu seinem Wachstum einen Ellenbogen? Und was seid ihr sorgfältig von dem Gewand? Merkt die Lilien des Aders, in welcher Weise sie wachsen! Sie arbeiten noch spinnen nicht. Denn ich sage euch, daß noch Salomo in aller seiner Glorie nicht ward be- dedet worden als eine von diesen. So aber das Heu des Aders, das heute ist und morgen wird gelegt in den Backofen, Gott also kleidet, wie viel mehr ihr eines twenigen Glaubens?“ Bei den einfachen Evan- gelien und geschichtlichen Stücken des Alten Testaments schimmert immerhin die Meinung der biblischen Verfasser noch ziemlich klar hin- durch. Dagegen entziehen sich viele poetische Stellen und fast alle Briefe des Neuen Testaments fast jedem Verständnis. Aus der über- sehung von Röm. 2, 15 z. B. läßt sich auch beim besten Willen kein Sinn mehr herausbringen. Die tiefernste Gewissensschärfung des Apostels Paulus in Gal. 6, 7, 8 wird völlig um ihre Wirkung ge- bracht durch die hölzerne, auch teilweise sinnlose Wiedergabe: „Nicht wollet irren! Gott wird nicht verspottet. Denn die Dinge, die der Mensch säet, die wird er auch schneiden. Denn wer da säet in seinem Fleisch, der schneidet auch von dem Fleisch die Zerstücklichkeit“ usw. Sind solchen Verkümmernngen des Bibelinhaltes gegenüber nicht die Worte unserer Lutherbibel Geist und Leben? Wo in seiner Verdeutschung gar das innige deutsche Gemüt zu Wort kommt, wie in den beweglichen Schlußbitten des 90. Psalmes: „HERR, lehre dich doch wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig! Fülle uns früh“ usw., da lassen uns die frostigen, oft sinnlosen Worte kalt: „O HERR, bis wann bist du befehret und bist (vergibtlich) gnädig über deine Knechte? Wir seien früh erfüllt mit deiner Erbarmung. Wir freuten uns und sind erfreut in allen unseren Tagen. Wir sind erfreut um die Tage, in denen du uns hast gedemütigt, in den Jahren, in denen wir sahen die üblen Dinge.“ Das ist gar kein Deutsch. Das sind nur die lateinischen Sätze der Vulgata mit deutschen Wörtern. Daß solche übersehung dem Vor- urteil, die Bibel, in die Volkssprache übersezt, verwirre nur durch ihre Dunkelheit die einfachen Leser, Vorschub leisteten, liegt auf der Hand.“¹⁾

1) Man vergleiche mit der obigen Darstellung die törichte Behauptung Wedders, *The Reformation of Germany*, S. 171: „It appears from a verse- by-verse comparison that this old German Bible“ (Codex Teplensis aus dem Kloster zu Tepl in Böhmen) „was in fact so industriously used by Luther that the only accurate description of Luther's version is to call it a careful revision of the older text.“ Hier übertrifft Wedder, der auch sonst seiner anabaptistischen und sozialistischen Gesinnung den Pinsel in die Hand gibt, um das Bild Luthers zu entstellen, selbst den Jesuiten Geislar in seiner chronischen Verkleinerungssucht Luthers und seines Werkes, der von der Tepler Bibel urteilt, „daß die Wortstellung sich zu slavisch an die lateinische Vorlage

Die saure Arbeit Luthers. Luther hat aus der Bibel ein deutsches Volksbuch gemacht: einfach, klar, eindringlich, kraftvoll. Das bedeutete aber eine überaus mühevollen Arbeit. „Es darf aber“ — schreibt Nisch — „niemand meinen, daß ihm die flüssige und den Leser mitforttreibende Sprache mühelos in die Feder gestossen sei. Luther war zwar ein geborner Sprachmeister. Aber es mußte zu seiner außergewöhnlichen Begabung sein eiserner Fleiß und seine gewaltige Arbeitskraft hinzukommen, wenn ihm das schier Unmögliche gelingen sollte, aus alten hebräischen und griechischen Schriften ein deutsches Volksbuch zu machen. In die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, die Luthers eiserner Wille überwand, gewährt uns erst die neue kritische Ausgabe der deutschen Bibel Luthers, die als selbständige Unterabteilung der großen Weimarer Lutherausgabe erscheint, vollkommen klaren Einblick. In ihr werden zum ersten Male wichtige Urkunden zur Entstehungsgeschichte der Lutherbibel, die zum Teil erst in jüngster Zeit aufgefunden wurden, veröffentlicht. An der Hand dieser neuen Ausgabe wollen wir einmal die Werkstätte des Übersetzers betreten, um ihm bei seiner Arbeit zuzuschauen. Wir besitzen noch teilweise Luthers eigenhändige Niederschrift seiner Bibelübersetzung. Etwa zwei Drittel des Alten Testaments sind noch erhalten; von Neuen Testamenten ist leider nichts mehr da. Diese Handschriften zeigen in den zahlreichen Verbesserungen deutlich die Spuren schwerer Geistesarbeit, die Luther auf die Verdeutschung des Buches der Bücher verwandt hat. Schon die Übersetzung aus den biblischen Grundsprachen bereitete ihm bei den mangelhaften Sprachkenntnissen seiner Zeit unendliche Schwierigkeiten. Aber mit gutem Grunde hat er die entsagungreiche Arbeit nicht gescheut, selbst gleichsam in den Brunnenschacht hinabzusteigen, um das Wasser da zu schöpfen, wo es noch rein und unverdorben aus dem Boden emporquillt. Dadurch konnte er auch in ganz anderer Weise in den Geist und den Stil der einzelnen biblischen Verfasser eindringen, als wenn er sich nach dem Vorgange aller bisherigen Übersetzer auf eine Wiedergabe der lateinischen Vulgata beschränkt hätte. Neben der Treue und Zuverlässigkeit hat unsere deutsche Bibel dadurch den großen Vorzug

bindet“, während Luther aus den Grundsprachen der biblischen Bücher und in gutem Deutsch übersetzt habe. Den letzten Punkt betreffend schreibt Grisar: „Die Vorzüge der Bibelübersetzung Luthers in Hinsicht des deutschen Stiles sind unbestritten. Denn das, was der Verfasser vor allem anstrebte, volkstümliche und der deutschen Spracheigentümlichkeit durchaus angepaßte Wiedergabe des Textes, das hat er auch stilistisch erreicht. Er hat auch, da sein Werk in den Gebrauch eines sehr großen Teiles des Volkes überging, mittels der Bibel auf die Fortbildung der deutschen Sprache großen Einfluß gewonnen, größeren als durch seine andern deutschen Bücher. . . . Zu dem großen Fleiße, den er auf die Verdeutschung der uns oft fremdartigen Redeweise der Originale durch Studien und Nachdenken verwandte, kam vor allem seine glückliche Gabe für Beobachtung des Volkes und seine Eigentümlichkeiten im Ausdruck hinzu“ usw. (III, 425.)

§. 8.

der ursprünglichen Frische und lebendigen Unmittelbarkeit erhalten. Aus seiner über und über korrigierten Niederschrift sehen wir nun, wieviel Schwierigkeiten die hebräische Sprache, besonders ihre kühnen Bilder, einem richtigen Verständnis entgegensetzten. Seine unbefleckliche Gewissenhaftigkeit zwang ihn zu immer schärferer Erfassung des ursprünglichen Sinnes. Daß die Lutherbibel eine bewundernswerte Leistung deutscher Gründlichkeit und unübertroffener Nachempfindung ist, bestätigt die Niederschrift auf jeder Seite.“

Proben, wie Luther mit der Sprache rang. D. Nisch fährt also fort: „Doch uns soll sie in diesem Zusammenhang vor allem davon eine Ahnung geben, wie mühsam unser Übersetzer mit der deutschen Sprache ringen mußte, bis sie sich ihm endlich zu einem klaren Ausdrucksmittel der tiefen Gedanken der Bibel darbot. Klagte er doch einmal: ‚Ach Gott, welch eine schwere und verdrießliche Arbeit ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, Deutsch zu reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht lassen und dem groben Deutsch nachfolgen. Das ist, als wenn eine Nachtigall sollte ihren süßen Sang aufgeben und nur den eintönigen Kuckucksruf, der ihr zuwider ist, ausstoßen.‘ Der erste Entwurf in der Niederschrift ist darum meist noch recht ungelent, eng an den Buchstaben der hebräischen Vorlage gespannt. Sooft er nämlich anfängt, einen Satz zu übersetzen, zerarbeiten sich seine Gedanken noch zu sehr mit den Schwierigkeiten der hebräischen Sprache. Aber in dem Augenblick, wo er mitten im Schreiben mit dem Sinne des Satzes endlich im reinen ist, kommt sein feines deutsches Sprachgefühl ungehemmt zur Geltung. Sofort streicht er durch, stellt um, setzt viel treffendere Wendungen ein. Hat der erste Entwurf noch manche Ähnlichkeit mit jener hölzernen Art der vorlutherischen Bibel, so können wir in den Verbesserungen der Niederschrift deutlich verfolgen, wie allmählich aus dem hebräischen Text der klare deutsche Wortlaut herauswächst. Es kommt uns dabei noch wesentlich der Umstand zu Hilfe, daß Luther die einzelnen biblischen Bücher noch einmal unmittelbar vor der Drucklegung unter dem Beistande seiner Freunde mit roter Tinte überarbeitet hat. Wir können an der Farbe der Tinte den stufenmäßigen Fortschritt der Verbesserungen sehr bequem feststellen. Seine Verbesserungsarbeit hat Luther auch noch nach dem Drucke fortgesetzt. In den Neuauflagen hat er ständig gefeilt und gebessert. Der deutsche Sprachgeist erzwang sich immer größere Rechte; so wurde zuletzt wirklich ein deutsches Buch geschaffen, das die Mutter im Hause und die Kinder auf der Gasse verstehen können. Einzelne Proben wollen das Ausreifen der deutschen Art veranschaulichen. In Psalm 23 hatte er gleich beim Niederschreiben mit dem bekannten Wortlaut eingesetzt: ‚Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln‘, während die vorlutherische Bibel, durch die Vulgata verleitet, ganz aus dem Bilde fällt durch den Anfang: ‚Der Herr (richtet) regiert mich, mir gebricht nichts.‘ Aber dann hatte doch auch noch

Luther zuerst die ungelente Übersetzung folgen lassen: ‚Er hat mich lassen weiden in der Wohnung des Grafes und nähret mich am Wasser guter Ruhe. Er lehret wieder meine Seele.‘ Aber gegen diese wörtliche Wiedergabe häumte sich sein deutsches Sprachgefühl auf und änderte er, ehe er die Psalmen in Druck gab, mit roter Tinte: ‚Er läßt mich weiden, da viel Gras steht, und führet mich ans Wasser, das mich (erquidet) erkühlet. Er erquidet meine Seele.‘ Aber auch dieser Wortlaut gefiel ihm noch nicht als deutsche Fassung für das liebliche Bild des Psalmisten. Als er 1531 die Psalmen in neuer, viel freierer Verdeutschung herausgab, prägte er endlich den Wortlaut, der Millionen deutscher Christen erquidet und getröstet hat: ‚Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser.‘ Oder nehmen wir den Schluß des 90. Psalmes: ‚Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!‘ Hier hatte die erste Niederschrift im engen Anschluß an das Hebräische gelautet: ‚Die Lust des Herrn, unsers Gottes, sei über uns und fertige das Werk unserer Hände über uns und fertige das Werk unserer Hände!‘ Einen großen Fortschritt bedeutete demgegenüber die Verbesserung mit roter Tinte: ‚Der Herr, unser Gott, sei lieblich über uns und fördere das Werk unserer Hände über uns und fördere das Werk unserer Hände! Welche Innigkeit und Wärme bringt nun 1531 im endgültigen Wortlaut die scheinbar unbedeutende Ersetzung von ‚lieblich‘ durch ‚freundlich‘ und einige weitere leichte Änderungen, auch in der Wortstellung! Aber darin liegt gerade das Geheimnis seines wunderbaren Sprachgefühls, daß ihn auch die leisesten Anstöße stören, und er aus der unerforschlichen Fülle seines Sprachschapses zuletzt mit unfehlbarer Treffsicherheit das Wort herausgreift, das sich wie von selbst in den Fluß der Rede einfügt. Er bringt es zuletzt dahin, daß die Gedanken des Grundtextes mit allen ihren Untertönen in der Seele des Lesers oder Hörers widerklingen. Der Rhythmus und die Klangfarbe der Lutherbibel ist wunderbar, immer der Stimmung des Ganzen angepaßt; man denke z. B. nur an die hellen Laute Luk. 2, 12.“

„Wie oft streift er schon gleich beim Niederschreiben, häufiger bei der Schlußkorrektur und nicht selten erst bei der Durchsicht für die späteren Bibelausgaben die hebräischen Eierfalten ab, die auch seiner Übersetzung ursprünglich angehaftet haben. 1 Sam. 1, 15 läßt er Hanna zu Eli sagen: ‚Ich bin ein Weib von hartem Anliegen‘, hat aber gleich im Schreiben ‚unselig Weib‘ verbessert und zuletzt rot korrigiert: ‚Ich bin ein betrübt Weib.‘ 1 Kön. 18, 41 zuerst: ‚Denn es ist vorhanden ein laut Getümmel, als wollt’s regnen‘, dann verbessert: ‚Denn es rauschet, als wollt’s sehr regnen.‘ Ps. 46, 4 zuerst: ‚Ob auch seine Wasser wüteten und zuhauf plumpeten‘; dann rot: ‚Wenn gleich das Meer tobte und auf einen Haufen führe‘; endlich 1531:

„Wenngleich das Meer wütete und wallete.“ Manche Seiten seiner Handschrift, wie z. B. beim Buche Hiob, wo die Ergründung des Sinnes der kühnen Bilder und die packende Wiedergabe der tobenden Leidenschaft in wilder Klage gleich schwer war, leuchten oft mehr in Rot als in Schwarz. Ein Schüleraufsatz, über den sich bei der Korrektur so viel rote Tinte ergießen mußte wie hier, mußte mit der allerschlechtesten Note rechnen. Nur weil Luther so unnachsichtig mit sich selbst ins Gericht ging, nur darum hat er sich zu der unerreichten Meisterschaft in der Beherrschung der deutschen Sprache emporgerungen. Zuweilen läßt er in der Niederschrift eine Lücke, oft weil er sich über den Sinn des hebräischen Wortes nicht klar ist, nicht selten jedoch auch deswegen, weil ihm ein vollwertiger Ersatz in der deutschen Sprache nicht einfallen wollte. „Es ist uns oft begegnet“, bekannte er, „daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt und haben's dennoch zuweilen nicht gefunden.“ Von diesem Suchen gibt er eine sehr lebendige Anschauung in dem bekannten Ausspruch seines Sendbriefs vom Dolmetschen: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen.“ Ja, „er schöpft“ es aus des Volkes Mund.“

Nörers Bibelrevisionsprotokolle. Im Jahre 1893 entdeckte Buchwald in Jena die von Nörer, der den Bibeldruck zu überwachen hatte, verabschiedeten Protokolle der Sitzungen, die Luther zwecks Verbesserung seiner Bibelübersetzung abhielt. Von diesen Protokollen schreibt Nisch: „Diese machen uns zu unmittelbaren Zeugen der rastlosen Arbeit des Bibelübersetzers und offenbaren uns zugleich vielfach die Gedanken, die sein Herz während der Arbeit bewegten. Sie rücken uns besonders das Schlüsselwort des Urteils von Konrad Ferd. Meher in ein helles Licht: „Das schürft“ ich aus des Herzens Grund.“ . . . Durch Nörers Aufzeichnungen, die, von Pfarrer Lic. Reichert entziffert, jetzt allgemein zugänglich gemacht sind, werden wir nun auch über die Beweggründe, die Luther zu seinen Verbesserungen trieben, unterrichtet. Ja wir dürfen oft dem großen Reformator in dieser vertrauten Aussprache mit seinen nächsten Freunden ins Herz schauen. Die Bedeutung dieses neuen Fundes kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Für das Verständnis der Lutherbibel ist er von unschätzbarem Werte. Ich kann nur wenige Proben daraus geben. Am reichhaltigsten sind die Aufzeichnungen bei der gründlichen Neubearbeitung des Psalters im Jahre 1531. Auch hier offenbart sich immer wieder sein deutsches Sprachgefühl. Ps. 95, 1 hatte er übersetzt: „Kommt her, laßt uns dem Herrn rühmen und jauchzen dem Gott unsres Heiles.“ Im Hebräischen steht für „rühmen“ und „jauchzen“ ein und dasselbe Wort. Die Übersetzung „rühmen“ lehnte er bei der Durchsicht 1531 als zu farblos ab und suchte nach einer besseren Wiedergabe. Nörer hat uns zu diesem Verse die Notiz (Luthers) bewahrt: „Das (hebräische) Wort bedeutet

jubilieren, schreien, tanzen; hier vielleicht: „laßt uns dem HERRN fröhlich sein“ — doch nein, so sagen wir im Deutschen gar nicht, aber „frohlocken“. So lautet denn auch der Bibeltext von 1531. An zahlreichen Stellen lesen wir: ‚so sagen wir‘, oder kurz germanice.“

Das Herz trifft das rechte Wort. „Rörers Aufzeichnungen“ — fährt Riisch fort — „bringen überraschend viele Bestätigungen dafür, wie sehr Luther das, was die Apostel, Propheten und besonders die Psalmlisten aussprechen, innerlich selbst mitdurchlebt. Er suchte also bei seiner Übersetzung nicht Worte für fremde Gedanken. Das, was ihn selbst in den Tiefen seiner Seele bewegt hat, ringt in seiner deutschen Bibel nach immer klarerem Ausdruck. ‚Er schürft‘ es aus des Herzens Grund.“ Das gibt seinen Bibelworten das Gepräge völliger Wahrheit und lebendiger Unmittelbarkeit. Die bewegliche Klage des einsamen Frommen in Ps. 42, 5: ‚Wenn ich denn dies inne werde, so schütte ich mein Herz heraus bei mir selbst‘, hatte in der ersten Psalterausgabe den Wortlaut: ‚Wenn ich denn daran gedanke, so schütte ich meine Seele aus wider mich.‘ Dazu hat uns Röter die Äußerung Luthers bewahrt: ‚So hebe ich erst recht an, unsern HERRN gott zu bitten. Von Herzen geht das Gebet an; da bricht das Herz heraus, sagen wir, da bricht’s auf einmal heraus. Er (der Psalmist) ist allein, niemand hilft, kann’s niemand klagen denn sich selbst. Wenn ich denn solches erfahre, gedanke, solches innerwerde, will mir mein Herz brechen. Aber es handelt sich um einen Vetter; daher ‚so schütte es heraus von Herzen.‘ Wie oft erinnert er seine Freunde bei einer Bibelstelle an ein ähnliches Erlebnis oder redet von seiner inneren Erfahrung; zuweilen unterbricht er die Besprechung mit einem Gebetsseufzer, so zum Schlusse von Ps. 102 die Bitte: ‚Lieber Gott, bau’ die Kirche jetzt auch!‘“

Einfluß der Reformationsbewegung. Nach Riisch bringt Luther die biblischen Gedanken in Beziehung zu den Zeitereignissen; die ganze Arbeit steht unter dem Zeichen der Reformation. Riisch schreibt: „Zu Ps. 62, 1—4 die Bemerkung: ‚Der Psalm trifft den Erasmus; jener sah, daß Luther (bei der Besprechung von Ps. 62 war Röter nicht anwesend, daher der referierende Ton) fallen wollte; da half er vollends dazu, ziehet den Kopf aus der Schlinge und ist wider uns. — Ein armer Mann, der schon geplaget ist, den plagen sie noch mehr. Da gehöret eine gute Hoffnung auf Gott dazu. Es ist eine solche Mut in den Leuten, daß sie nicht aufhören. Darum fragt er: ‚wie lange‘ — so Carlstadt.‘ Zu Ps. 74, 22. 23: ‚Mache dich auf, Gott, und führe aus deine Sache. . . . Vergiß nicht des Geschreies deiner Feinde; das Loben deiner Widertwärtigen wird je länger, je größer (vor 1531: Vergiß nicht der Stimme deiner Widertwärtigen. Das Getümmel deiner Widertwärtigen nimmt immer zu) gibt Luther die passende Ausmalung: ‚(Die Stimme) des Geschreies, Geplärres, des Rauchens, Triumphierens. Sie pochen: ‚So ho! Da haben wir ihn.‘ „Wo ist

dein Gott? Laß dir deinen Christum helfen!“ . . . Wer liegt, der liegt. Das ist ein Übermut und Hohnlachen, Spottlieder und verletzende Worte. Wer den Schaden hat, darf (für den Spott nicht sorgen). Der Türke kann aussermaßen gut sagen: *Vae victis!* . . . Wenn Gott nicht dreinsieht, so nehmen sie wirklich zu — der Türke. Ist kein Volk, das so klagt, wie der fromme Haufe; siehe Klagelieder! In demselben Psalm verweist er zur lebendigen Veranschaulichung von B. 4—7 auf die Verheerungen von Kirchen in dem Bauernkriege. —

„Diese tausendfachen, nicht immer durchsichtigen Anspielungen auf die Zeitereignisse rücken den innigen Zusammenhang der großen Reformationsbewegung mit der Bibelübersetzung in ein helles Licht. Weil sich Luther in seinem Gewissen zum Reformator berufen fühlte, darum und nur darum allein wurde er Bibelübersetzer. Er weiß wider die Entartungen, Herrschsucht und Gewissenstyranei des Papsttums keinen wichtigeren Protest, als daß er dem ganzen Volke die Bibel in deutschem Gewand in die Hand gibt. Damit ist das Papsttum gerichtet. Zu Ps. 7, 15 bemerkt er: ‚Der Vers ist zu viel (stark) gegen den Kaiser und den Reichstag zu Augsburg; sie werden ihn austun.‘ Als er mit seinen Freunden an Ps. 35, 20 arbeitete und den anfänglichen Wortlaut durchsprach: ‚Denn sie reden nicht zum Frieden und erdenken falsche Worte über die Verstorbenen im Lande‘, da bricht Luther in die zornigen Worte aus: ‚Weil es die Papisten vorhaben und rühmen, Blut und Mord anzurichten, so will ich diesen Psalm als eine Posaune vor ihnen her singen. Denn sie gönnen niemand nichts Guts. Sie trachten, daß es den Leuten gar nicht wohlgehe, sondern im Gegenteil. Wir sagen, sie trachten die Leute zu bezieren und suchen falsche Sachen wider die Frommen.‘ Der Vers erhält zuletzt den schärferen Wortlaut: ‚Denn sie trachten, Schaden zu tun, und suchen falsche Sachen wider die Stillen im Lande.‘“

Verbreitung der Lutherbibel. Die deutsche Bibel — zeigt D. Nisch in seinem Schlußartikel — war in der Reformationszeit das gelesenste und begehrteste Buch, das alle Buchdrucker Deutschlands in den ersten dreißig Jahren nicht so rasch und schnell drucken konnten, als es gekauft und begehrt ward. Nach der Bibliographie von Pletsch wurden von 1522 bis 1546 das Neue Testament und die Bibel 84mal in Wittenberg gedruckt und außerdem 253 andere Nachdrucke veranstaltet, was 200 Ausgaben mehr ergibt, als man bisher angenommen hatte. In der Bibel fand man eben Antwort auf die Fragen, die aller Herzen bewegten. Und diese Bibel mit ihrem die Gewissen befreienden Inhalt ließ gerade der Mann deutsch zu den Deutschen reden, der die ganze Not der Zeit wie kein anderer verstand. Luther hörte Gott in der Bibel zu seinem Herzen reden. Und was Gott ihm gesagt, das mußte er seinen lieben Deutschen weiter sagen. Und die Deutschen lasen die Bibel. In der gewaltigen Flut der Schriften aus der Reformationszeit, gleichviel ob von Freunden oder Gegnern Luthers geschrieben, be-

gegnet uns das Bibelwort in Luthers Prägung auf jeder Seite. Freund und Feind war bei ihm in die Schule gegangen, um Deutsch reden und Deutsch schreiben zu lernen. Zerener hat berechnet, daß 1522 22 Prozent der Flugschriftenliteratur den Luthertext zitieren und 1525 schon 76 Prozent. „Ein geborner Sprachmeister, der die deutsche Sprache in vollendeter Meisterschaft beherrschte, ein Prophet Gottes, der auch den leisesten Hauch des göttlichen Geistes verstand, und ein rechter Deutscher, der sein Volk liebhatte — das war der Luther, der die Bibel in unser Volk ausgehen ließ als ein Ewigkeitsbuch für die Nöte seiner Zeit. Die große Zeit mit ihren gewaltigen Aufgaben hat Luther die Feder in die Hand gedrückt, daß er getreulich, Spruch für Spruch, verdeutscht das liebe Bibelbuch'. Weil er allen deutschen Herzen den Ernst, das Licht und den Trost des Evangeliums nahebringen wollte, darum trogte er der in Verfall geratenen deutschen Sprache alle ihre verborgene Kraft und Schönheit wieder ab, um sein Bibeldeutsch damit zu zieren.“ Und die Not der Zeit ließ auch sofort das Volk nach dieser köstlichen Gabe greifen.

Von dem Segen der Bibelübersetzung Luthers schreibt Riich: „Die deutsche Bibel ist eine Gabe der Reformation an das deutsche Volk — eine köstliche Gabe. Was an ihr die einzelnen Seelen, die nach Gott dürsteten, gehabt haben und noch haben, kann kein Menschenmund aussagen. Mehr in die Augen fällt die befreiende Wirkung, die von ihr auf unser Volksleben ausgegangen ist. Die frohe Botschaft von der Liebe Gottes, die in seinem Sohne Jesus Christus zu uns auf die Erde gestiegen ist, ließ den ganzen Heiligentkultus und Reliquiendienst, der das deutsche Volk und seine Fürsten Unsummen von Geld gekostet hatte, in den Staub sinken. Was brauchen wir neben Jesus Christus, dem einigen Heiland, noch andere Nothelfer? ‚Das Wort muß es tun‘, war Luthers Grundsatz. Und das schlichte Wort der Bibel in der deutschen Volkssprache hat wirklich die Priestermacht und die Papstherrlichkeit ins Wanken gebracht. In dem Teil der Menschheit, zu dem Gott redet durch das Wort der Heiligen Schrift, hat der Papst nichts mehr zu sagen. — Die tiefgreifende Wirkung, welche von der Bibel in der Reformation auf das deutsche Volk ausgegangen ist, hat einen greifbaren Niederschlag in der deutschen Sprachgeschichte und der deutschen Literatur zurückgelassen. An ihrem herrlichen Deutsch haben die größten Männer unsers Volks, seine Denker und Dichter, Deutsch sprechen, deutsch denken und deutsch fühlen gelernt. Der Anteil, den Luthers Bibelsprache an der Herausbildung und Gestaltung unserer einheitlichen neuhochdeutschen Schriftsprache gehabt hat, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Es ist ferner sicher kein Zufall, daß die führenden Geister unsers Volkes, ein Leibniz, Kant, Lessing, Goethe, Schiller, Uhland, E. Moriz Arndt, Freiherr vom Stein, Blücher, Moltke, Bismarck, eine evangelische Kinderstube hatten, in der man in der Bibel las. Daß sie alle aus ihr geschöpft haben, verrät der biblische

Einschlag in ihrer Sprache und erweisen ihre Taten und ihr Wesen. Der Einschlag der biblischen Gedankenwelt und der Bibelsprache auf die deutsche Literatur verdiente eine sorgfältige, wissenschaftliche Untersuchung. — Auch die Tatsache darf beachtet werden, daß die Bibel nur dem Volke zum Segen werden kann, das lesen und die Gedanken der Bibel durchdenken kann. Alle Bibelreunde unter Fürsten und im Volke haben sich darum die Hebung des Schulwesens und der Volksbildung angelegen sein lassen. Es ist wieder kein Zufall, daß es in den Ländern, in denen die katholische Kirche, welche das Bibellefen unter Strafe stellt, Jahrhunderte hindurch unumschränkt die geistige Leitung innehatte, die meisten Analphabeten gibt.“

Die Bibel im heutigen Volksleben. Seinen Artikel schließt D. Risch mit den ernstesten Worten: „Schlägt jedem Bibelreunde das Herz höher, wenn er den tiefgreifenden und segensreichen Spuren des Buches der Bücher in der Vergangenheit nachgeht, so fällt ein düsterer Schatten in seine Freude, sowie er sich darüber Klarheit verschafft, was die Bibel heute im Volksleben gilt. Sie ist auch heute noch eine Macht. Ihre Lebens- und Anziehungskraft für das gegenwärtige Geschlecht ist noch lange nicht erloschen. Aber der Gegensatz zwischen einst und jetzt macht sich doch schmerzlich fühlbar. Er läßt sich in das Urteil fassen: In der Reformationszeit war die deutsche Bibel das verbreitetste und gelesenste Volksbuch. Heute ist sie noch das verbreitetste Buch in unserm Volke, ziffernmäßig sogar in noch viel höherem Grade als früher — aber das ungelesenste! Gott helfe, daß Luthers Prophetenwort von Gottes Wort und Gottes Gnade, die einem fahrenden Platzregen gleichen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist, nicht auch für unser liebes deutsches Volk furchtbare Wahrheit werde. „Darum halte zu und greife zu, wer halten und greifen kann! Faulle Hände müssen ein böses Jahr haben.“

F. B.

Vermischtes.

Modernismus und Luthertum. In seiner Schrift „Der Glaubensbegriff bei Calvin und den Modernisten“ schreibt der römische Pfarrer Friß: „Der Modernismus ist eine aus der religiösen Neuerung des 16. Jahrhunderts erwachsene Parallele zum heutigen liberalen dogmenlosen Protestantismus; er ist, ob bewußt oder unbewußt, repräsentiertes Luthertum und aufgewärmter Calvinismus, im Gewande der neuen, von Kant eingeleiteten Philosophie.“ (S. 4.) „In Calvins arcanum testimonium Spiritus und in Luthers Fiduzialglauben ist der Versuch des Modernismus, dem rationalen Denken ein irrationales Empfindungsprinzip normgebend voranzustellen, bereits präformiert.“ (S. 111.) Nach Pfarrer Friß ist also Modernismus und Liberalis-

mus nur ausgewachsenes Luthertum. Er folgt darin dem Urteil Pius' X. und der Darstellung wohl aller römischen Päpste, Apologeten und Historiker bis in die Gegenwart. Hierzu etliche Bemerkungen.

Liberalismus und Modernismus. Was zunächst den katholischen Modernismus und den protestantischen Liberalismus betrifft, so haben allerdings beide jegliche Autorität preisgegeben, nicht bloß die lügenhafte Menschenautorität des Papstes, sondern auch die Autorität Gottes in der inspirierten Schrift, und ihr letztes Prinzip ist allerdings nichts anderes als das schwankende, individuelle Fühlen, Empfinden und Erleben, das überhaupt zu keinen allgemeingültigen Wahrheiten, geschweige denn zu christlichen Lehren führen kann, sondern höchstens zu subjektiven Geschmacksurteilen, über die sich mit niemand rechten läßt; denn de gustibus non est disputandum. Modernismus sowohl wie Liberalismus führen darum auch folgerichtig zum Skeptizismus und offenbaren Unglauben oder, wie man dafür euphemistisch sagt, zum „dogmenlosen Christentum“. Dogmenloses Christentum ist aber ein Widerspruch in sich selbst: ein rundes Dreieck, ein hölzernes Eisen. Das Christentum ist eben wesentlich nichts anderes als der Glaube an die von Gott selbst in der Schrift dargebotene objektive Wahrheit von Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit allein aus Gnaden um Christi und seines für uns geleisteten Opfers willen. Das Christentum ist also wesentlich dogmatisch: göttliche Gewißheit um die in der Schrift göttlich verbürgte Wahrheit des Evangeliums. Es ist ein Mißbrauch der Sprache, wenn der Modernismus und Liberalismus seinen dogmatischen Bankerott und Skeptizismus bezeichnet als „dogmenloses Christentum“. Mit den christlichen Dogmen haben Modernisten und Liberalisten das Christentum selber preisgegeben. Christum und das Christentum kann man eben nur haben in den christlichen Wahrheiten und Lehren.

Calvinismus und Liberalismus. Von beiden sagt Pfarrer Friß: der gemeinsame Grundirrtum beider sei die Meinung, „welche die Übereinstimmung der biblischen Offenbarung mit dem subjektiven Gefühl für das einzige Kriterium ihrer Göttlichkeit hält“. Calvin mache durch sein arcanum testimonium Spiritus die Empfindung zur Norm der Schrift und Wahrheit. Hier hat Pfarrer Friß so ziemlich das Richtige getroffen; er hätte nur Luther, der gerade dies Stück an Zwingli und andern bekämpft, nicht mit den Reformierten in einen Topf werfen sollen. Zwingli, Calvin und alle reformierten Theologen verlegen allerdings den Schwerpunkt nicht ins Wort, sondern ins eigene Herz. Die Beobachtung der eigenen Gefühle, Erfahrungen und Ansichten ist ihnen wichtiger als das Merken aufs Wort; die Introspektion verdrängt bei ihnen die Meditation; vom Wort trennen sie den Geist mit seinen Wirkungen; die Gnadenmittel entleeren sie; und das *privatum iudicium*, die Vernunft, erheben sie zur Norm über die Schrift. So sind allerdings die reformierten Theologen von Anfang

an in einen Subjektivismus geraten, bei dem das objektive Gotteswort mit seinen Wahrheiten Bedeutung und Ansehen verlor, und der dogmenlose Liberalismus in die Wege geleitet wurde. Von Zwingli und Calvin führt eine Linie nicht bloß zu zahlreichen enthusiastischen Schwärmern, sondern auch zu den lutherischen Pietisten, und von da weiter zu den Rationalisten, deren natürliche Kinder und Enkel die heutigen Liberalen oder Neurationalisten sind. Luther hat darum auch von allem Anfang an, was ihm selbst neuere Lutheraner wie Eschadert u. a. übernehmen, Zwingli und seine Genossen bekämpft als Schwärmer und Enthusiasten, die das eigene Innere an die Stelle der Schrift setzen.

Papsttum und Modernismus. Auch in puncto Schwärmerei hat der Papst keine Ursache, sich Calvinisten, Enthusiasten und Modernisten gegenüber zu brüsten. Wenn die Modernisten die Bibel an die Seite schieben und jeder sich aus eigenen Erlebnissen seine religiösen Ansichten bildet, so tun sie bloß, was der Papst ihnen vorgemacht hat. Wenn die Modernisten die Bibel auslegen und corrigieren nach dem, was ihnen Resultate der Wissenschaft zu sein scheinen, so haben sie das ebenfalls vom Papst gelernt, der sich für den alleinigen unfehlbaren Ausleger der Schrift erklärt, tatsächlich die Schrift corrigiert und verdreht im Interesse seiner Herrschsucht und nach Analogie seiner heidnischen Werklehre, diese seine Auslegung an die Stelle der Schrift stellt und jeden verdammt, der sie nicht annehmen will, ja Feuer und Schwert in Bewegung setzt, um seinen Träumen Mein- und Allgemeingeltung zu verschaffen. Selbst den fanatistischsten Schwärmern samt ihren anmaßenden, tyrannischen Häuptern: Joe Smith, Mrs. Eddy, Dowie, Krebs u. a., hat der Papst in der Enthusiasterei den Rang abgelaufen. Wenn der Papst das Dogma von seiner eigenen Unfehlbarkeit proklamiert, so schöpft er es nicht aus der objektiven, untrüglichen Quelle der Schrift, sondern aus dem Schrein des eigenen Herzens, just so wie Brigham Young seine celestial marriage doctrine und Dowie das Dogma von seinem Eliasprophetentum. Und wie Joe Smith, Dowie, Mrs. Eddy und Krebs blinden Glauben und unbedingten Gehorsam verlangen, genau so fordert auch der Papst für seine Expektorationen Kadavergehorsam, verbunden mit dem Opfer des eigenen Verstandes, Willens und Gewissens, auch des in Gottes Wort gebundenen Gewissens. Nie hat es in der Kirche etwas Subjektiveres, Willkürlicheres und weniger objektiv Begründetes gegeben als das Papsttum, das auf eitel Lügen gegründet ist. Wollte darum Pfarrer Friß die Genesis des Modernismus bloßlegen, so brauchte er nur auf den Schoß der eigenen „alleinseligmachenden“ Kirche hinzuweisen, die mit Recht auch bezeichnet wird als Mutter der Schwärmerei, und die indirekt somit auch eine Mutter des modernen Unglaubens innerhalb der Christenheit ist. Wie leicht und oft der Übergang vom Katholizismus zum Atheismus ist, davon zeugen die religiösen Zustände in Frankreich, Spanien, Italien und andern katholischen Ländern sowie

auch die Zustände im katholischen Merus schier aller Zeiten und Länder.
Tres clerici, duo athei!

Zutreffendes Urteil Luthers. In den Schmalkaldischen Artikeln wirft Luther Papst und Sekten, die Vettern des Antichristen, in einen Topf, weil beide prinzipielle Schwärmer und Enthusiasten sind. Er schreibt: „Und in diesen Stücken, so das mündliche äußerliche Wort betreffen, ist fest darauf zu bleiben, daß Gott niemand seinen Geist oder Gnade gibt ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort. Damit wir uns bewahren für den Enthusiasten, das ist, Geistern, so sich rühmen, ohne und vor dem Wort den Geist zu haben, und danach die Schrift oder mündliche Wort richten, deuten oder dehnen ihres Gefallens, wie der Münzer tät und noch viel tun heutigestages, die zwischen dem Geist und Buchstaben scharfe Richter sein wollen und wissen nicht, was sie sagen oder sehen. Denn das Papsttum auch ein eitel Enthusiasmus ist, darin der Papst rühmet, alle Rechte sind im Schreiben seines Herzens, und was er mit seiner Kirchen urtheilet und heißt, das soll Geist und Recht sein, wenn's gleich über und wider die Schrift als das mündliche Wort ist. Das ist alles der alte Teufel und alte Schlange, der Adam und Heba auch zu Enthusiasten machte, vom äußerlichen Wort Gottes auf Geisterei und Eigendünkel führet' und tät's doch auch durch andere äußerliche Wort'. . . . Summa, der Enthusiasmus steket in Adam und seinen Kindern von Anfang bis zum Ende der Welt, von dem alten Drachen in sie gestiftet und gegiftet, und ist aller Kezerei, auch des Papsttums und Mahomets, Ursprung, Kraft und Macht. Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament. Alles aber, was ohn' solch Wort und Sakrament vom Geist gerühmet wird, das ist der Teufel.“

Liberalismus und Luthertum. Was in vorliegender Frage das Luthertum betrifft, so muß man unterscheiden zwischen dem modernen „wissenschaftlichen“ Luthertum und dem alten Schriftluthertum, gegen welches Pfarrer Friß seinen Vorwurf erhebt. Die wissenschaftlichen modern lutherischen Theologen folgen mit Hofmann dem Erzschwärmer und Gefühlstheologen Schleiermacher und gründen ihren Glauben, ihre Heils- und Wahrheitsgewißheit, nicht auf das klare Wort der Schrift, sondern auf das eigene Ich, auf die eigene innere Erfahrung. Damit sind sie aber vom genuinen Luthertum abgefallen, das sich vom Papsttum und Sektentum und gerade auch vom Liberalismus und Modernismus eben dadurch unterscheidet, daß es völlig frei ist von allem Enthusiasmus und Subjektivismus und zum undogmatischen Christentum in kontradiktorischem Widerspruch steht. Luther und dem lutherischen Bekenntnis ist das Christentum wesentlich der von Gott gewirkte Glaube an die in der Schrift von Gott selbst bezeugte Wahrheit von Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit allein aus Gnaden um Christi und seines Opfers willen. Das lutherische Christentum ist sei-

nem Wesen nach dogmatisch, denn es ruht auf den objektiven Heilswahrheiten, die der Heilige Geist vorlegt im Evangelium, welches nichts anderes ist als die Lehre von dem Werke Christi und seiner Bedeutung für uns. Und die Gewißheit um diese Wahrheit des Evangeliums (daß wir bei Gott in Gnaden sind und allein, aber auch gewißlich, durch den Glauben an Christum selig werden) gewinnt der Lutherische Christ nicht durch Introspektion, sondern aus dem Gehör des Wortes. Sie gründet er nicht auf Gefühle, Empfindungen und Erlebnisse, sondern einzig und allein auf das Evangelium und seine klaren Sprüche. In der Lutherischen Kirche gilt das Axiom: „Ich glaub', was Jesu Wort verspricht, Ich fühl' es oder fühl' es nicht.“ Gerade diese Fundamentierung aufs äußerliche Wort im Gegensatz zu allen Gefühlen des eigenen Inneren unterscheidet das Luthertum von allen andern Sekten. Pfarrer Friß verrät eine außergewöhnliche Unwissenheit, wenn er die modernistische Meinung, „welche die Übereinstimmung der biblischen Offenbarung mit dem subjektiven Gefühl für das einzige Kriterium ihrer Göttlichkeit hält“, als „repristinirtes Luthertum“ bezeichnet.

Sogar die Gewißheit um den Glauben selbst, der doch etwas Innerliches im Herzen des Menschen ist, gewinnt der Lutheraner letztlich auch nicht durch Innenschau und gründet er in letzter Instanz nicht auf die Gefühle und Empfindungen seines Herzens. Ja, selbst hier wendet sich der Lutheraner schließlich ab von der Beobachtung seines Inneren und hält statt Innenschau Ausschau nach einem klaren Wort der Schrift, an das er sich anklammern und auf welches er seine Gewißheit gründen kann. So schreibt z. B. die Konfordinformel, Sol. Decl., Art. II, § 56: „Dann von der Gegenwärtigkeit, Wirkung und Gaben des Heiligen Geistes soll und kann man nicht allweg ex sensu, wie und wann man's im Herzen empfindet, urteilen, sondern weil es oft mit großer Schwachheit verdeckt wird und zugehet, sollen wir aus und nach der Verheißung gewiß sein, daß das gepredigte, gehörte Wort Gottes sei ein Amt und Werk des Heiligen Geistes, dadurch er in unserm Herzen gewißlich kräftig ist und wirkt, 2 Kor. 2, 14 ff.“ Handelt es sich um die christlichen Wahrheiten und erst recht um die zentralen Heilslehren oder um die Gewißheit des eigenen Heils und selbst um das subjektive Vorhandensein dieser Gewißheit (des rechtfertigenden Glaubens) im eigenen Herzen, so blickt ein rechter Lutheraner von sich selber weg und hin auf das objektive Wort der Heiligen Schrift, in der Gott selber ihm die Heilswahrheit sowohl wie den wirklichen Besitz des Heils verbürgt.

Summa Summarum. Von Luther und dem lutherischen Symbol führt kein Weg weder zum Enthusiasmus und Subjektivismus noch zum Liberalismus und Modernismus: Löst irgendwo oder wann der Liberalismus das wahre Luthertum ab, so ist das zwar ein post hoc, aber nie und nirgends ein propter hoc. Aus der Orthodogie, als genuines Luthertum gefaßt, kann sich nimmer Pietismus, Rationalis-

mus oder Liberalismus entwickeln, während allerdings im Papiasmus und Calvinismus dazu die Keime vorhanden sind. Nur eine Kirche ist wirklich frei von aller Schwärmerei und Enthusiasterei, von jedem Subjektivismus und Skeptizismus, von aller Menschenautorität, Menschennechtenschaft und Gewissensbergeltung, von allem Rationalismus, Liberalismus und Modernismus, frei vom modernen „undogmatischen Christentum“ oder dogmenlosen Unglauben und frei auch von Keimen und Ansätzen dazu, — und das ist die lutherische Kirche, wo immer sie bei Luthers Lehre bleibt, von allen übrigen Kirchen aber keine weniger als die Papstfekte. Wenn darum Pfarrer Friß behauptet, der Modernismus sei „repristiniertes Luthertum“, so legt er damit ein übermaß von Unwissenheit an den Tag, das sich wohl nur aus der Taktik der wohlberechneten, rücksichtslosen Verleumdung erklärt, die seit der Reformation Päpste, Jesuiten und römische Apologeten gegen Luther und die Reformation befolgt haben. F. W.

„Der Kleine Katechismus Luthers — ein Lebensbuch.“ über dieses Thema hielt D. Ihmels von Leipzig einen Vortrag in Plauen, um der dortigen Kirchengaustrittsbewegung entgegenzuarbeiten. Kirche und Schule, so führte er dem „Th. Bl.“ (S. 234 f.) zufolge aus, haben die Pflicht, am Katechismus festzuhalten, weil er ein Lebensbuch für alle ist. Ist er dies aber wirklich, so müssen ihn auch die Männer der Schule für die Unterweisung der Jugend benutzen. Ein Mißbrauch liegt vor, wenn man den Katechismus zu einem Skelett macht, an das man je nach Bedarf einzelne schöne oder unschöne Dinge anhängt. Aus eigener Unterrichtspraxis heraus schilderte dann D. Ihmels, wie man bereits den Kindern den Katechismus zum Lebensbuch machen könne und müsse. Indem er im einzelnen in meisterhafter Weise den Katechismus durchging, zeigte er, wie das wunderbare Büchlein kein System der Dogmatik, auch kein System der Ethik sei, wohl aber für hoch und niedrig, für jung und alt ein rechtes Lebensbuch. Die immer wieder aufgewärmten Vorwürfe gegen Luthers Erklärung wies der Redner schlagend zurück und ließ am Schluß seines Vortrags Wilmar, Luthardt sowie Luther selbst reden, um zu zeigen, daß nach den Katechismuszworten Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit der Kinder das Ziel namentlich des Konfirmandenunterrichtes sein und bleiben müsse. In die begeisterte Zustimmung, die der Vortrag auslöste, brachte ein Vertreter des Plauener Lehrervereins einen Mißton hinein. Er warf dem Redner Engherzigkeit vor; zwar wolle er gegen die vorgebrachten Anschauungen nichts sagen, aber kindertümlisch seien die von Ihmels vertretenen Dogmen nicht. Der bisherige Religionsunterricht sei daher auch nicht fruchtbar für das Leben gewesen. Die Folge dieses altgläubigen Unterrichts sei — man höre und staune — die gegenwärtige Kirchengaustrittsbewegung! In einem von tiefer Erregung zeugenden Schlußwort bedauerte D. Ihmels, daß durch die Worte des Vorredners die Hoffnung auf eine Verständigung, an der er gerade

noch festgehalten, zum mindesten sehr erschwert sei. (Wir halten sie auf Grund unserer Erfahrungen im Schulkampfe längst für völlig ausgeschlossen.) über methodische Fragen könne man sich verständigen, aber in dem Kernpunkt des Christentums gebe es kein Zurückweichen. Wenn die Kirchnaustrittsbewegung als Folge der Orthodogie im Religionsunterricht hingestellt sei, so erwidere er darauf, daß er sich mit Stolz orthodox nenne. Der Kirchnaustrittsbewegung könne man niemals dadurch Herr werden, daß man von der alten Wahrheit etwas abbrechen oder abbröckeln lasse. Allein jenes alte Evangelium, wie es auch in Luthers Katechismus enthalten sei, habe die Verheißung des Sieges. Jubelnder Beifall bezeugte dem verehrten Leipziger Theologen, daß er der großen Mehrzahl der Zuhörer aus der Seele geredet hatte.

Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz. Zur Entstehungsgeschichte dieser Konferenz liefert P. Waist von Westheim im „Theologischen Zeitblatt“ folgenden Beitrag, den wir ohne Bemerkungen hier folgen lassen: „Es dürfte mir erlaubt sein, auf einen Vorgang hinzuweisen, der sich nach der Annexion des Königreichs Hannover und anderer Staaten durch das unierte Preußen zutrug. Ich bin wahrscheinlich der einzige noch lebende Zeuge dieser Vorgänge, die uns eine wichtige Lehre geben, denn von den mir bekannten Teilnehmern ist mir keiner als noch lebend bekannt. Darum sei das Folgende das Mahnwort eines dem Tode nahen Greises. An mich ging von Professor von Beschwitz eine Einladung, nach Hannover zu einer Beratung zu kommen. Ich reiste fröhlich dahin und fand eine kleine, aber einmütige Versammlung treuer Herren, die in christlicher Liebe und Eintracht verhandelten. Die Mehrzahl der Anwesenden waren Hannoveraner, und das Resultat war, daß eine Versammlung hervorragender Lutheraner nach Hannover einberufen werden sollte. Das geschah alsbald, und ich erstaunte über die große Zahl der Erscheinenden, die mir meist persönlich unbekannt, aber dem Namen nach bekannt waren. Ich kann ihre Namen jetzt nicht mehr niederschreiben. Durch ihre Schönheit erfreuten mich namentlich Wackernagel und Harnack, der Vater des leider von ihm und seinem Glauben so weit abgewichenen Berliner Harnack. Diese beiden waren ja berühmte Gelehrte, die auf verschiedenen Wegen dem Herrn treu und im Segen dienten. In der großen Versammlung verlas der Professor Luthardt aus Leipzig einen Vorschlag über eine große Vereinigung der verschiedenen Lutheraner Deutschlands. Es sollten drei Abteilungen gebildet werden, die eine in Süddeutschland, die andere in Mitteldeutschland und die dritte in Norddeutschland. Die Oberleitung der drei Vereine sollte in Berlin sein. Als diese Vorschläge verlesen waren, entstand eine tiefe feierliche Stille in der Versammlung der berühmten Männer und der andern Genossen ihres Glaubens. Die Diskussion wurde eröffnet, und ich bat um das Wort. Ich sagte, ich hätte Bedenken gegen die Stellung, welche den separierten Lutheranern in Preußen und andern Ländern, nament-

Ich auch Baden, zugeteilt werde. Diese seien die Perle der Lutherischen Kirche und verdienten nicht, daß man sie unter die Vereinslutheraner, die doch der unierten Landeskirche Preußens angehörten, unterstopfe und somit stimmlos mache. Auch glaubte ich nicht, daß sie sich dieser Stellung unterwerfen würden. Die entstehende Stille bedrückte mich, bis Professor Thomasius aus Erlangen das Wort nahm und für mein Votum eintrat. Dann nahm es in demselben Sinne der große Dogmatiker Hofmann von da. Auch Professor Zahn stimmte mir zu. Darauf kamen noch andere Professoren, deren Namen ich vergessen habe. Durch die Seitentüre trat nun ein feiner, jüngerer Herr und nahm Platz an einem Seitentisch. Ein mir Unbekannter sagte: ‚Eben kommt Hannover.‘ Der Herr war Lohmann, der spätere Abt. Derselbe breitete Papiere auf den Tisch und verlas einen ausführlichen Vortrag gegen das beabsichtigte Statut. Er schloß: ‚Nach dem vorliegenden Vorschlag soll Berlin der Mittelpunkt sein und dort der Vorstand seinen Sitz haben. Wir Hannoveraner sind darin einig, daß wir einer solchen Verbindung nicht zutreten können. Wir protestieren dagegen. Es hieße das der Tod der entstehenden Gemeinschaft.‘ Auf diese Erklärung fiel eine Kälte über die Konferenz. Man löste sich schweigend auf. Am folgenden Tage fand eine zweite, größere Versammlung in der Kirche statt, worin viel vortreffliche Zeugnisse aus den verschiedenen Landeskirchen vorgetragen wurden. Es waren auch Damen zugelassen und zahlreich erschienen. Ich fand mit andern nur einen Stehplatz in der Nähe der Kirchthür. Da schien alles Einigkeit. Luthardt und die Verater seiner Vorschläge schwiegen. Es hatte sich die Gesellschaft zerstreut. Die Hannoveraner hatten Familien, zu denen sie eilten. Ich hatte mit Freund Schloffer ein Quartier bei einer adligen Wittve. Wir sprachen noch lange zusammen über die Erlebnisse, und dann konnte ich vor Aufregung und Gedanken nicht schlafen. Am andern Tage benutzten wir den Nachtzug. Meine drei Freunde, Schloffer, Müller und Dieffenbach, alle später als Schriftsteller bekannt geworden, stiegen in Cassel aus und wollten die Wunder der Wilhelmshöhe sehen. Ich fuhr weiter, um mit Wilmar zu reden. Als ich in sein Haus kam, hielt er gerade eine Vorlesung über die Geographie Palästinas. Trotz meiner Müdigkeit konnte ich noch derselben folgen, angezogen durch die Beschreibung auch kleiner Orte, wo er stets anregende Schilderungen von der Lage und Geschichte gab. Nach Schluß des Kollegs stellte ich mich ihm vor und sagte, ich käme aus Hannover von der großen Konferenz. Da leuchtete sein Antlitz, ich mußte mit ihm essen und dabei berichten. Er billigte mein Auftreten. Sehr erfreut war er zu hören, daß Thomasius mir zugestimmt hatte; noch mehr, als ich Hofmann nannte. Da verneigte er sich, ebenso erfreute ihn Zahn. Nach dem Essen wollte ich gehen, aber er sagte: ‚Bleiben Sie; ich kann heute nichts mehr arbeiten.‘ Er rauchte und bot mir Zigarren an, und wir unterhielten uns lebhaft. Acht

Tage nachher nahm ihn Gott zu sich in das Himmelreich. Ich fuhr dann um 4 Uhr weiter. Bei ihm schwand meine Ermüdung, und ich ging fröhlich von einer Station nach meiner Heimat. Ich hatte bei ihm so viel Genuß als bei den bedeutenden Männern der Konferenz. Jetzt haben die Professoren eine neue Konferenz eingerichtet, in der die lutherisch gesinnten Unterten Stimmrecht haben sollen. Es ist ein Glück, daß die Professoren nicht die Kirche regieren. Sie haben einen nach Hamburg gehen sehen, der seither ein großes Wort als Lutheraner geführt hat, und nun die Formel erfand, durch welche die lutherische Kirche Hamburgs begraben ist.“

„Die Herrlichkeit der Kirche — die uns fehlt.“ So lautet das Thema eines Aufsatzes, den P. Hildebrand in Ungarn in Druck gegeben hat. Nach Hildebrand ist — wie das „Th. Zbl.“ (S. 236) berichtet — die dortige Kirche „abgewichen von dem Grunde der Reformation. Selbst das Verständnis der Reformation ist ihr abhanden gekommen. Ihre Mehrheit hat nicht einmal Interesse, das Wort Gottes oder das Wesen der Reformation zu verstehen; denn all ihr Interesse und ihre Begeisterung gehört dem (politischen) Liberalismus“. Geplagt wird viel — über die Armut der Kirche, über die Abnahme der Seelenzahl, über die erschreckliche Gleichgültigkeit der Gemeinden und ihrer Hirten. Aber man kommt dabei nicht zur Selbsterkenntnis und Selbstanlage. „Ein unbußfertiger Geist herrscht in unserer Kirche. Nirgends ein Ton wahrer Buße in den vielen kirchlichen Reden. Diese Tatsache beweist zur Genüge die tief unchristliche Art unserer Kirche. Die Reformation war das Gegenteil der Unbußfertigkeit.“ Die wahre Herrlichkeit der Kirche kommt von der Herrlichkeit ihres Herrn: die Herrlichkeit Jesu ist vor allem dies, daß er „das Kind des Gehorsams“ war. Nur wer diese Herrlichkeit Jesu sieht und selbst gehorsam wird, hat teil an der Herrlichkeit der Kirche. Darum sind die Knechte Jesu wachsam und dulden keine Irrlehre. „Wenn aber die Sicherheit der Kirche groß wird, so fragt kein ‚Auffeher‘ (Bischof) nach der Lehre, und werden alle, die den Lutherrock anhaben, für rechte Prediger des Evangeliums gehalten. Das ist ein schwerer Ungehorsam gegen den Geist der Wahrheit.“ Den Hauptschaden sieht der Verfasser darin, daß man eine kirchliche Verfassung erstrebt, in welcher nicht mehr das Bekenntnis maßgebend ist, sondern die Grundsätze: 1. Die Reformation ist der Anfang der Revolution, 2. die Menschenwürde ist absolut, und 3. Glaube und Unglaube sind keine Gegensätze. „Diese Autonomie, welche sowohl Frucht als auch Same des Unglaubens ist, bedingt den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche und macht sie zu einem liberalpolitischen Begriff, zu einer Kirchenlarve, in der diejenigen Kirche heißen, welche gar nicht mehr Christen sein wollen, die sich gar nicht unterscheiden wollen von der Welt.“ Weil nun nicht Sprache oder Nationalität das die Kirche Einigende ist, sondern der Gehorsam gegen Gottes Wort, so sollte man sich um dieses sammeln, und die Geistlichen sollten

sich nicht durch Rücksichtnahme auf die ungläubige Majorität bestimmen lassen, sondern vielmehr der eigentlichen Kirchengemeinde zu Dienste ihr Amt führen. Aber, so lautet die letzte der aufgestellten Fragen: „Wird das nicht eine Trennung und Schwächung der Kirche, ein Weg in die völlige Ohnmacht und schwere Trübsal?“ Und der Verfasser antwortet: „Die Wahrhaftigkeit in der Gemeinde erwecken und die Gemeindeordnung aufrichten, ist der erste Schritt in die Kirche, nicht aus der Kirche. Denn die Kirche ist ja dort, wo man nichts lehrt und predigt, man wisse denn, daß es Gottes Wort sei; und wo man nichts ordnet und anfängt, man wisse denn, daß es Gott gefalle. Trachten wir nach solcher Predigt und solcher Ordnung, so trachten wir ja in die Kirche. Bis jetzt tun wir's nicht; wir wollen keine Wahrhaftigkeit, weil uns der Schein genügt. Wenn uns aber der Schein nicht mehr befriedigen, sondern ängstigen wird, wenn wir im Gehorsam gegen den Geist der Wahrheit auf den Weg in die Kirche treten, so ist das keine Trennung, keine Separation, darum gewißlich auch keine Schwächung, sondern eine Stärkung der Kirche. Eine Schwächung der Kirche ist's, wenn wir bleiben in der Knechtschaft der Ungläubigen und an deren Ungehorsam uns beteiligen, wo uns doch gebührte, unverwehrt frei und laut in die evangelische Christenheit hineinzurufen: „Ihr habt oft gehört, daß man nicht lehren solle, man wiß dann, daß es Gottes Wort sei. Also soll man auch nichts ordnen und anheben, man wiß dann, daß es Gott gefalle (Luther). Wenn wir dies täten und keinen Prediger anerkannten als Diener der Kirche, er lehrte denn Gottes Wort, und ebenso auch kein Kirchenregiment, es ordnete denn, was Gottes Wille ist, so wären wir wahrlich auf dem Weg in die Kirche. Und diesen Weg zu gehen, haben wir bei unserer Ordination geschworen. Das ist nicht ein Weg der Ohnmacht, sondern der Herrlichkeit. Denn die Teilnahme an Jesu Herrlichkeit hat dieses zur Folge, daß wir auch an seiner Macht und Herrschaft Anteil gewinnen.“ Ja, die auch in Amerika vielfach geschmähte lautere und reine „Lehre“, wie sie die lutherischen Symbole aus der Schrift gezogen haben, das ist der Kirche Krone und wahre Herrlichkeit, die jedem andern Schmutz erst Inhalt und Wert verleiht.

F. B.

Naturforschung und Gottesglaube. In dem sehr lesenswerten Buche von Gustav Stüzer „In Deutschland und Brasilien“ finden sich die folgenden Lesefrüchte aus den Werken von zweien der größten Naturforscher unserer Zeit. Darwin sagt (Athenäum 1873): „Das Geheimnis des Anfangs aller Dinge ist unlösbar.“ 1879: „Es ist unmöglich, sich vorzustellen, daß dieses wunderbare Weltall mit uns bewußten Wesen durch bloßen Zufall entstanden sei.“ Ferner: „In den äußersten Zuständen des Schwankens bin ich niemals Atheist gewesen. Ich habe niemals die Existenz Gottes geleugnet.“ Ferner: „Die Frage, ob ein Schöpfer und Regierer des Weltalls existiert, ist von den größten Geistern, welche je gelebt haben, bejahend beantwortet worden.“ Der

Chemiker Pasteur sagt: „Je mehr ich die Natur studiere, desto mehr stehe ich erstaunt und bewundernd vor den Werken des Schöpfers. Ich bete während meiner Arbeit im Laboratorium.“ Ferner: „Ich habe viel studiert, darum habe ich den Glauben eines Bauern; hätte ich noch mehr studiert, so würde ich den kindlichen, frommen Glauben einer Bäuerin haben.“ In einer Zeit, da der siebzigste Geburtstag eines Hädel für seine Anhänger und Nachbeter ein Anlaß gewesen ist, diesen Gottesleugner und Spötter zu verherrlichen, ist es immerhin gut, solche Aussprüche wirklich großer Naturforscher zur Hand zu haben, um denen das Maul zu stopfen, die immer wieder behaupten, daß eingehende Beschäftigung mit der Wissenschaft und kindlicher Glaube unvereinbar seien. (M. W. in „E. L. Z.“)

Ein neuentdeckter altägyptischer Papyrus wirft interessante neue Streiflichter auf den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Der Papyrus enthält eine Zusammenstellung der Hauptortschaften des Nildeltas, und zwar erwähnt er die im zweiten Buch Mose aufgezählten Ortschaften in nahezu derselben Reihenfolge. Gosen trägt den Namen Gesem, Suchoth, wo die Israeliten zuerst haltmachten, wird identifiziert mit dem bekannten Pitihom usw. Während bis vor kurzem noch eine Reihe von kritisch gerichteten Gelehrten die Ortsangaben des zweiten Mosebuchs stark in Zweifel zogen, bestätigen die neueren Papyrus- und Inschriftsfunde in Ägypten, so auch der eben erwähnte, immer mehr die Richtigkeit der dort gemachten geographischen Angaben.

Literatur.

Nachflänge aus dem Heiligthum. Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres, in der Kirche zu Charandt gehalten und auf Verlangen in Druck gegeben von D. Ernst Siedel, Kirchenrat. Verlag von C. L. Ungelenk, Dresden. M. 4.50; geb. M. 5.50.

Abgesehen von mancherlei exegetischen Mängeln und dogmatischen Irrthümern vertreten diese Predigten dem modernen Liberalismus gegenüber den alten lutherischen Glauben, obgleich längst nicht in der Lutherschen Fülle, Tiefe und Lehrhaftigkeit. Ihresgleichen suchen sie aber in der schlichten, praktischen, direkten, packenden, konkreten, fesselnden und volkstümlichen Darstellungsweise. Etliche Proben mögen hier folgen. Seite 414 aus der Jubilate-Predigt: „Nun soll jetzt nicht die Rede davon sein, wie der Heilige Geist die Buße oder Sinnesänderung und Bekehrung zustande bringt, sondern ich will vielmehr fragen: Mein Vieber, hast du schon Buße getan? Bist du denn schon bekehrt? Käufst dich darüber ja nicht! Siehst du, daß du dich einen Christen nennst, das ist noch keine Bekehrung. Die zu Sardes und Laodicea sagten auch, daß sie Christen wären, und doch heißt es von ihnen, sie hätten wohl den Namen, daß sie lebten, in Wirklichkeit aber wären sie geistlich tot; denn, sagt St. Paulus, das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft. Ferner darfst du dich zum Beweise deiner Bekehrung nicht bloß auf die heilige Laufe berufen, denn Ananias, Sapphira und Simon der Zauberer waren wohl getauft, aber bekehrt waren sie nicht, fintemal sie sich nicht vom Heiligen Geiste, sondern vom Satan regieren ließen. Auch eine gute Erziehung ist noch lange keine Bekehrung, denn sie kann

wohl zu guten Sitten und Manieren bringen, aber das Herz ändern kann sie nicht. Der König Joas von Juda schien ein vortrefflicher Mensch zu sein, solange sein Erzieher, der fromme Jojada, lebte; kaum aber hatte der die Augen zugezogen, so zeigte sich's bald, was Geistes Kind sein Jüdling war; denn Joas ergab sich alsbald dem Götzendienste mit allen seinen Greueln. Weiter ist auch die Berrichtung aller äußerlichen Religionsübungen noch keine Sinnesänderung; denn Saulus von Tarsen sagt selbst, daß er's mit den Gottesdiensten und Vorschriften nach dem Befehle Gottes sehr genau nahm, aber belehrt wurde er erst vor den Thoren von Damaskus. Auch wenn du ein ganz ordentliches, rechtshaffenes Leben führtest und dich vor offenbarer Sünde hütetest — deswegen wärest du noch nicht belehrt, denn so waren ja die Pharisäer; aber hat es ihnen der Herr nicht immer wieder gesagt, daß ihnen die Hauptsache fehle, nämlich die Buße? Ja sogar, wenn du im Alter von früheren Ausschweifungen gelassen hast und bist ein ordentlicher, gefitteter, mähiger und nüchtern Mensch geworden, so bilde dir nur nicht ein, daß das eine Bekehrung sei; denn diese Veränderung bei dir hat nicht der Heilige Geist bewirkt, sondern die Abkühlung des Alters und die Berechnung der Vernunft.“ S. 82: „Der selbige Ahsfeld erzählt aus seinem Leben also. Auf der Univerſität war am heiligen Abend eine Zahl junger Theologen beisammen, als ein Jurist unter sie trat und frug: „Was bespricht ihr miteinander?“ Wir sprachen eben von der Geburt des Sohnes Gottes, und was Gott für eine Gnadentat am Weihnachtſteſte getan hat.“ Der Jurist fuhr fort: „Glaubt ihr denn, daß der Sohn Gottes, also Gott von Gott, Mensch geworden ist?“ Der ganze Kreis antwortete mit einem einstimmigen „Ja!“ Er aber erwiderte: „Es ist nicht wahr, daß ihr es glaubt, und wenn ihr gleich glaubt, daß ihr's glaubt, so glaubt ihr's doch nicht; denn wenn ihr's glaubtet, so mühtet ihr ganz andere Leute werden. Es mühte euch brennen wie Feuer unter den Sohlen. Das Herz mühte von dieser Gnade so voll sein, daß es sich nicht lassen könnte! Ihr würdet nicht Ruhe haben, bis diese Botschaft der ganzen Welt gebracht ist!“ Und alle im Kreise schlugen die Augen nieder und dachten: „Herr, ich glaube; mehre meinen Glauben und wehre dem Unglauben!“ S. 225: „Also niemand hat von Natur ein gutes Herz, und wenn auch die Herzen durch die heilige Taufe wiedergeboren werden, so bleibt es doch leider mit wenigen und seltenen Ausnahmen nicht aus, daß die wiedergeborenen Herzen durch eigene und fremde Schuld wieder böse Herzen werden. Sie können aber alle gut werden durch Gottes Wort. Das ist eben, wie schon gesagt ward, ein Wunderſame; denn während es im Reiche der Natur heißt: das gute Land macht den Samen gut, heißt es im Himmelreiche: der Same des Wortes Gottes macht das Land, das heißt, die Herzen, gut, auch die elendesten und verkommensten Herzen!“ S. 248: „Er (Christus, vom Teufel versucht) läßt sich nicht einen Augenblick darauf ein, mit dem Versucher zu disputieren, wie Eva bei der Versuchung im Paradiese tat, und dadurch schon ihre sichere Stellung gefährdete, sondern er schlägt ihn sofort mit der Schrift. Dabei ist es sehr bezeichnend, daß er seine Sprüche dreimal gerade aus einem Buche der Bibel nimmt, welches heutzutage von manchen Gelehrten für unecht erklärt wird, nämlich aus dem 5. Buche Moſis. Ich frage euch, meine Lieben, kann es denn einen stärkeren Beweis gegen die falsche Weisheit solcher — nicht „Ausleger“, sondern Zerstörer der heiligen Schrift geben, als den, daß der Heiland sich wider die Versuchung des Satans wehrt mit drei Sprüchen, die er gerade aus diesem angefochtenen Buche wählt?“ S. 443: „Das Wertwürdigste aber dabei (Vaterunser) ist, daß es ein Gebet ist für alle Stände, für alle Lebensalter und für alle Verhältnisse auf Erden; denn jedes Kind kann es geradesogut beten wie der älteste Greis; ein Kaiser muß es beten wie der Bettelmann; ein Armer darf es geradeso beten wie der Reichste; der Gelehrteste kann es nicht besser beten wie der einfachste, schlichteste Tagelöhner. Es ist am Plage in der Freude wie im Leide. Es eignet sich für gute und für böse Tage. Es betet's der einzelne, der mütterseelen allein ist; es beten es Tausende zusammen, wenn sie beisammen sind. Das Vaterunser spricht alle möglichen Anliegen eines Veters, eine ganze Welt von Bedürfnissen aus in der gedrängtesten, einfachsten und reinsten Fassung. Es ist so einer Perle gleich, in welcher sich das Licht des ganzen Himmels spiegelt.“ S. 923: „Also die neuesten Helfershelfer des Feindes (die Sozialisten) sagen: Es gibt keinen Gott; die Natur ist alles. Die Schrift aber sagt: Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott! Sie taugen nichts und sind ein Greuel mit

ihrem Wesen.' Jene rufen: Macht euch das Erdenleben schön; keinen Himmel gibt's, kein Wiedersehen, denn mit dem Tode ist es aus! Die Schrift dagegen sagt: Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht, in welchem Gott geben wird einem jeglichen nach seinen Werken.' Jene lehren: Glücklich sein in dieser Welt, das ist die Seligkeit. Gottes Wort sagt: In der Welt habt ihr Angst, und: Wir müssen durch viel Trübsal eingehen in das Reich Gottes'; aber: Dieser Zeit Weiden ist nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden.' Jene schreiben: Hinweg mit der verdamnten Zufriedenheit, denn sie macht den Menschen stumpf und träge. Dagegen die Schrift: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen; denn wir haben nichts mit in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen; wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so laßt uns genügen! Jene verlangen: Alle Menschen müssen gleich sein an Stand und Lebensgenuß. Die Schrift aber lehrt: Reiche und Arme müssen untereinander sein; der Herr hat sie alle gemacht; aber beider Augen erleuchtet er; und ob dir's sauer wird mit deiner Nahrung, das laß dich nicht verbrießen, denn Gott hat es so geschaffen! Jene sprechen: Freiheit muß sein auch in der Liebe; wenn sich Mann und Weib nicht mehr gefallen, so können sie auseinanderlaufen. Die Schrift dagegen bezeugt von der Ehe: Was Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden, und: Bist du an ein Weib gebunden, so suche nicht, es los zu werden.' Jene behaupten: Kinder sind eine Last und ein Hindernis im Verdienen, darum muß der Staat den Eltern die Kinder abnehmen und erziehen. Dagegen die Schrift: Wer seine eigenen Hausgenossen nicht versorget, der ist ärger als ein Heide; darum, ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Verwarnung zum Herrn! Jene sagen: Eigentum ist Diebstahl, deshalb soll niemand Eigentum haben. Die Schrift aber sagt: Bleibe in deinem Berufe; denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen; und wie ihn Gott berufen hat, so wandle er.' Jene sprechen: Die Religion ist eine Privatfache, darum brauchen wir keine Kirchen und keinen Gottesdienst. Dagegen die Schrift: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; denn ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Der Glaube aber kommt aus der Predigt. Darum dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angeficht mit Frohlocken! Da habt ihr nebeneinander Gottesfaat und Teufelsfaat." Das jetzt in fünfter Auflage vorliegende Buch bietet auf 971 Seiten 66 Predigten. J. B.

Des Menschen Zukunft. Tod, Auferstehung, Jüngstes Gericht, Weltende, Hölle und Himmel im Lichte der Schrift. Von Heinrich Ebeling, Dr. phil. Zweite, durchgesehene Auflage. Verlag und Druck von Johannes Herrmann. Zwidau i. S. 1913. 233 Seiten. Preis: \$1.20.

Diese Schrift hat es seinem Titel nach zu tun mit den sogenannten letzten Dingen. Über dieselben sagt der Verfasser in der Einleitung sehr richtig: „Raum irgendeiner Schriftlehre ist so von der Menschen eigenen Gedanken verfälcht wie die Lehre von den letzten Dingen; zwischen der Ansicht: alle werden noch einmal selig, und der Meinung, mit dem Tode sei alles aus, machen sich die verschiedensten Irrlehren breit; daneben herrscht große Gleichgültigkeit bei vielen, welche wohnen, es komme nicht darauf an, was man vom Jenseits glaube, und ob man sich damit beschäftige; das werde man schon früh genug erfahren. . . . Hier ist alle Vernunft unter den Gehorsam Christi gefangenzunehmen; denn jede Erfahrung des zukünftigen Lebens fehlt, und das christliche Bewußtsein versagt; weder die Philosophie noch die Naturwissenschaft weiß davon; nicht Spiritismus noch Geistessehen gibt überzeugende Belehrung. Alle Schlüsse vom Diesseits aufs Jenseits sind falsch“ usw. Rechte und gewisse Belehrung über die letzten Dinge ist in unserer Zeit doppelt nötig, wo die Chlisserei in allen möglichen Formen grassiert, wo die Mormonen ihre wunderliche Eschatologie kolportieren, und wo ein Mann, dessen salbungsvolles Gesicht man schier an jedem alten Zaun und Telegraphenpfosten sieht, im Lande umherzieht, mit widerlicher Grobthei die Wirklichkeit und Ewigkeit der Höllestrafen zu leugnen und seine eigenen wahnwitzigen Einfälle an den Mann zu bringen sucht. Wäre die hier angezeigte Schrift in unsern Kreisen erschienen, dann würde man von ihr erwarten, daß sie auf diese genannten Zeiterscheinungen Rückficht nähme; und manch einer würde

eine Beleuchtung dieser wilden Schwärmereien willkommen heißen. Was das Buch über die genannten Gegenstände bietet, stellt es wirklich ins Licht der Bibel, und zugrunde liegt die Darstellung in Gerhards Loci. — Einige mindestens mißverständliche Sätze sind uns aufgefallen. S. 6 wird gesagt: „Als der Teufel log: Ihr werdet mitnichten des Todes sterben“, hatte er insofern recht, als zunächst nur der geistliche Tod eintrat.“ Daß gerade auch der leibliche Tod durch Adams Fall in die Welt gekommen ist, sagt Paulus Röm. 5, 12. 14. Und es ist ja die geläufige kirchliche Erklärung, daß der Mensch alsbald zu sterben anfing. Man wird nicht sagen können, daß bei allgemeinen Unglücksfällen und Massensterben das jedesmal die Erklärung sei: „Es waren keine zehn Gerechte mehr darunter.“ (S. 12.) S. 15 wird gelehrt: „Das Begraben in der Erde befehlt Gott ausdrücklich 1 Mos. 3, 19.“ Auf der nächsten Seite wird dieser zu starke Ausdruck modifiziert und das Richtige gesagt. Mißverständlich ist es, wenn S. 20 die Seele „der göttliche Teil des Menschen“ genannt wird. Wir möchten den Satz nicht gebrauchen: „Also ist der Sohn auch als Gott gestorben und hat sich auch als Mensch auferweckt.“ (S. 78.) Letzteres haben ja lutherische Lehrer sagen zu können geglaubt; aber es erfordert so viel Erklärung, wenn man damit nicht die Realität des Todes Christi illusorisch machen will, daß man die Redeweise lieber vermeidet. Ersteren Teil des Satzes kann man kaum anders verstehen, als daß Christus qua Deus, nach seiner göttlichen Natur, gestorben sei, was der Verfasser selbstverständlich nicht sagen will. Daß der Stand der Unschuld nicht einen Tag gewährt habe (S. 161), spricht ja Luther auch aus, läßt sich aber nicht beweisen. S. 202 heißt es von den verkärten Seligen: „Sie sind der göttlichen Natur teilhaftig, ja selbst Götter, 2 Petr. 1, 4.“ Etwas steht an der zitierten Stelle, auch schon den Kindern Gottes hienieden gesagt; letzteres nicht, und man dürfte es hierzulande um der Mormonen willen nicht sagen. S. 149 f. führt den Verfasser zur Verwerfung der Lehre vom Untergang der Welt secundum occidentalia jedenfalls die Wahrnehmung, daß heutzutage das meiste Gerede von Umwandlung, Verbesserung und Läuterung der Welt im Dienst des Chiliasmus steht. Gewiß will er einen Luther und Brenz um ihrer bekannten Aussprüche willen nicht falscher Lehre zeihen. — Trotz dieser gemachten Ausstellungen bleibt das in seinem Rechte, was zu Anfang gesagt worden ist. E. P.

Martin Kähler. Gedächtnisrede in der Aula der Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg von D. W. Lütgert. C. Bertelsmann, Gütersloh. 60 Pf.

Lütgert versucht in dieser Rede Kählers theologische Entwicklung einzureihen in die allgemeine Geistesgeschichte, in die Kähler hineingezogen wurde, und insbesondere aufmerksam zu machen auf seine Auseinandersetzung mit der idealistischen und theosophischen Spekulation, auf die Kähler selbst großen Wert legte. Etliche Kähler charakterisierende Sätze lassen wir hier folgen. „Sein Lehrer Rosenkranz zog ihn in den Bannkreis der Hegelschen Philosophie. Er studierte zunächst nicht Theologie, sondern Jurisprudenz. Noch als er nach zwei Semestern zum Studium der Theologie überging, mußte er von sich bekennen: ‚Ich vermag Kant und Schelling zu lesen, aber von Paulus verstehe ich keine Zeile.‘ Trotzdem wurde er Theolog. Die tiefsten Gründe solcher Entscheidungen entziehen sich der Selbstbeobachtung, und auch Kähler hat noch lange geschwankt. Aber die Hinwendung zur Theologie bedeutete für ihn allmählich, aber mit steigender Sicherheit, eine Abwendung vom spekulativen Idealismus.“ „Haben seine Hallenser Lehrer Kähler von der spekulativen Theologie, wie sie noch Rothe vertrat, befreit, so ist es einem Dritten doch deutlich, daß Richard Rothes Einfluß nicht völlig verdrängt worden ist. Das zeigt sich in Kählers Interesse am geschlossenen System. Wollte er kein spekulativer Denker sein, so war er doch mit Bewußtsein ein Systematiker. Er wollte nicht Einzelheiten kennen, sondern ein Ganzes. Er war ein zusammenfassender Denker und verwandte viel Scharfsinn und Sorgfalt auf die Filigranarbeit des Systematisierens. In der Geschlossenheit des systematischen Zusammenhangs lag ihm der Beweis für das Einzelne. Diese Architektur des Systems, die uns schon fernliegt, ist deutlich ein Rest des spekulativen Denkens.“ „Auch Kähler war ausgesprochener Individualist. Für die kirchliche Organisation hat er kein besonderes Interesse, für das Parteilieben noch weniger. Nur vorübergehend hat er sich an der synodalen Arbeit be-

teilt. Aber auch dem christlichen Sozialismus in seinen verschiedenen Formen hat er sich nicht angeschlossen, obwohl er Stöcker nicht nur verwandtschaftlich, sondern freundschaftlich verbunden war. So ist denn auch seine Ethik im weitestlichen individualistisch geblieben.“ „Bis heute ist es vielen Theologen zweifelhaft, ob die reformatorische Rechtfertigungslehre noch ebenso wie im 16. Jahrhundert den tiefsten religiösen Bedürfnissen unserer Zeitgenossen begegnet, ob nicht unsere religiösen Bedürfnisse und Schwierigkeiten an einer andern Stelle liegen. Die ganze Lösung: Jesus oder Paulus, hat in dieser religiösen Sachlage ihren Grund. Wir haben diese Frage hier nicht zu entscheiden, sondern nur zu konstatieren, daß Kähler zu denjenigen Theologen gehört hat, für welche die Rechtfertigung allein aus dem Glauben nicht nur ein Glaubensartikel, sondern der evangelische Grundartikel ist. In dieser Beziehung ist er unzweifelhaft Lutheraner gewesen, freilich in demselben Sinne, in dem auch Calvin Lutheraner ist, nach der Halle'schen Tradition Unionstheolog.“ „In die aktuelle Debatte hat er nur einmal eingegriffen mit der Schrift ‚Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus‘. Die Schrift ist ein Gegenstück zu David Friedrich Strauß' Schrift ‚Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte‘ und zugleich zu den neueren Schriften von Wrede und Wellhausen. Sie ist eine Kritik der Leben-Jesu-Bewegung und geht von denselben Gedanken aus wie die Schriften der Kritiker, daß wir nicht (?) objektive geschichtliche Quellen, sondern nur Zeugnisse seiner Gläubigen über Jesus haben. Wie die Kritiker schließt Kähler daraus, daß die Aufgabe, eine objektiv historische Geschichte Jesu zu schreiben, unlösbar ist, daß also die ganze Leben-Jesu-Bewegung ein Holzweg ist. Aber für Kähler folgt daraus, daß die gläubige Darstellung unzerlöschlich ist, denn nach seiner Überzeugung ist Glaube nicht Illusion und enthusiastische Phantasie.“ „Eingegriffen hat er besonders in die Debatte über die Versöhnungslehre. Alle führenden Theologen des 19. Jahrhunderts haben zu dieser Zentrallehre des Christentums das Wort ergriffen: Schleiermacher und Christian Ferdinand Bauer, Hofmann und Ritschl. Zustimmung und Widerspruch, die Ritschl gefunden hat, haben die theologische Debatte lange beherrscht. Kähler hat in vollständig selbständiger Arbeit, die ebenfalls bis in seine theologischen Anfänge zurückreicht, eine umfassende Darstellung gegeben, die den Mittelpunkt seiner Lebensarbeit ausmacht.“ „„Das ist das Geheimnis der anziehenden Dozenten“, sagte er einmal, „daß ihnen ihre Vorlesung die Hauptsache ist. Man muß bei der Vorbereitung etwas erleben, wenn die Vorlesung für den Hörer zu einem Erlebnis werden soll.““ Der Grundirrtum auch der Kählerschen Theologie ist die Preisgabe der biblisch-lutherischen Lehre von der Verbalinspiration, ohne die alles Theologieren ein Bauen in die Luft ist. F. P.

Friedrich Blas' Grammatik des neutestamentlichen Griechisch. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage, besorgt von Albert Debrunner. Göttingen. Vandenhöck und Ruprecht. 1913. 346 Seiten 6x9, in Leinwand mit Rücken- und Deckeltitel gebunden. Preis: M. 8.

Obwohl diese neue Auflage erst seit kurzem uns zur Hand ist und sonst erst ein längerer Gebrauch ein eingehenderes Urteil berechtigen würde, so stehen wir doch keinen Augenblick an, das Werk rückhaltlos zu empfehlen; denn wir kennen und gebrauchen die erste Auflage seit ihrem Erscheinen im Jahre 1896 und wissen, welch ein treffliches Hilfsmittel sie für die sprachliche Seite der neutestamentlichen Exegese ist. Wir empfehlen diese neue Auflage um so angelegentlicher, als die Neubearbeitung der alten, bewährten „Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms“ von Winer immer noch nicht vollendet ist.¹⁾ Winer und Blas ersetzen

1) Da wiederholt Anfragen von früheren Studenten und andern kamen, ob der neue Winer, von dem schon einige Lieferungen seit Jahren vorliegen, nicht bald vollständig erscheinen werde, wandten wir uns vor einigen Jahren an den jetzigen Bearbeiter, Prof. D. P. Schmiedel in Zürich, um Auskunft. Er gab sie sehr freundlich und bereitwillig und begründete die Verzögerung mit dem Hinweis auf andere literarische Arbeiten, sprach aber die Hoffnung aus, wenn ihm seine Arbeitskraft erhalten bleibe, bald zu „unserm alten, ehrenwerten Winer

sich nicht gegenseitig, sondern ergänzen sich. War Winer Theolog, so war Blas klassischer Philolog, und auch der neue Bearbeiter, Dr. Debrunner, ist Linguist und hat wieder der sprachlichen Seite seine Hauptaufmerksamkeit zugewandt. Blas stand auf dem Standpunkt, daß die Bibel das Buch der Bücher ist, und hat in seiner theologischen Arbeit auch auf andern Gebieten des Neuen Testaments mehr als einen modernen Theologen von Fach beschämt. Aber er behandelte durchaus richtig das neutestamentliche Griechisch nicht als etwas Isoliertes, sondern suchte es in seinem Zusammenhang mit der griechischen Sprache überhaupt zu erfassen, nicht nur mit der älteren griechischen Sprache, sondern namentlich auch mit der Septuaginta und mit den andern Literaturerzeugnissen und Sprachdenkmälern der Zeit, in der das Neue Testament entstanden ist, christlichen und nichtchristlichen. (Selbstverständlich bleibt dabei bestehen, daß das Neue Testament oft die alten griechischen Formen mit einem neuen Inhalt erfüllt hat, was Schleiermacher nicht uneben die „sprachbildende Kraft des Christentums“ nannte, und was Cremer's „Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität“ oft in guter Weise nachweist.) Und nach dieser Seite hin hat nun Debrunner weitergearbeitet und, wie schon Blas selbst, die zahlreichen neueren Papyrusfunde und Inschriften herangezogen, auch schon manchen Blick vorwärts getan auf das Neugriechische. Es liegt auf der Hand, daß einem Philologen von Fach mit so ausgebreiteter Kenntnis der griechischen Literatur, wie Blas es war, manche Beobachtungen fast mühelos in den Schoß fallen. Ofters beseitigt eine einzige Regel bei Blas eine ganze Reihe gewundener Erklärungen in den Kommentaren, auch in manchen der besten neueren Kommentare. Wie viele exegetische Quälereien haben aufgehört, dem neutestamentlichen $\mu\eta$ wie in der klassischen Gräzität einen subjektiven Sinn abzugewinnen im Unterschied von dem objektiven $\sigma\delta$, seitdem Blas kurz und bündig gesagt hat: $\sigma\delta$ negiert den Indikativ, $\mu\eta$ die übrigen Modi einschließlich Infinitiv und Partizipium. (S. 247.) Ebenso die Bemerkung, daß in der Volkssprache der neutestamentlichen Zeit und darum auch im Neuen Testament oft der Komparativ die Funktionen des Superlativ mit übernimmt (S. 33 der 1. Auflage; bei Debrunner S. 35 f. noch weiter ausgeführt). Und so ließen sich noch manche Punkte anführen; wir wollen aber nur noch sagen, daß, soweit wir bis jetzt urteilen können, Debrunner sehr gründlich gearbeitet und die Resultate der sehr eingehend in den beiden letzten Jahrzehnten betriebenen Forschung auf diesem Gebiete verwertet hat. Zugleich hat er auch das ganze Werk viel übersichtlicher gestaltet und das weniger Wesentliche in kleinerem Drucke dargeboten. Und schließlich sind auch die bei einem solchen Werke so wichtigen Register völlig neu gearbeitet und bedeutend verbollständigt. Luther hat das seitdem geflügelte Wort gesprochen: Grammatica ist Kaiserin; Melancthon hat erinnert, „Scripturam sacram non intelligi theologice, nisi intelligatur prius grammaticae“; Chennich führt in seinen Loci aus, daß die Kirche eine „grammatica“ sein müsse. Fiat applicatio! Hier ist ein treffliches Hilfsmittel für alle, die des Griechischen kundig sind. L. F.

Die Offenbarung. Dogmatische Studien von J. Winkelmann.
Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. M. 9; geb. M. 10.

Was ist es um die Offenbarung? Das ist die Frage, die der Verfasser an der Hand geschichtlicher Erörterungen zu beantworten sucht. Sein Standpunkt ist aber nicht der altlutherische, sondern der der modern positiven Theologie. Besprochen werden die Anschauungen Johann Gerhards, der englischen Deisten (Herbert von Cherbury, Hobbes, Lode, Shaftesbury, Toland, Einbal, Foster, Conybeare, Collins, Morgan, Chubb, Dodwell, Burne), Semlers, Lessings und Bengels.

zurückkehren zu können, und es wird mir eine Freude sein, ihn dann, wo möglich, ohne Unterbrechung zu Ende zu führen“. Was für eine Arbeit aber bei einer durchgreifenden Neubearbeitung eines solchen Wertes zu tun ist, mag eine weitere Mitteilung Prof. Schmiedels zeigen: „Für den noch nicht bearbeiteten Teil des Buches haben drei Kandidaten der Theologie nacheinander zusammen fünfzehn Monate je fünf Stunden täglich auf den hiesigen Bibliotheken nötig gehabt, ganz abgesehen von der Zeit, die ich ihrer Anleitung und Beaufsichtigung widmen mußte.“

Deutsches Christentum. Von Sigismund Rauch. Vandenhöck und Ruprecht, Göttingen. M. 2.50.

Diese Schrift ist viel gerühmt worden, z. B. als „das Wort eines Mannes, der gegen den Strom unserer Zeit schwimmt, der aus Religion sich vor übertriebenen Machtansprüchen der Wissenschaft nicht beugt und uns Werte wiedererleben läßt, die, einst einem Luther, einem Fichte unaufgebbar, heute Zahllosen ein Gegenstand des Zweifels und Spottes sind! Vor dem gesunden Wirklichkeitsinn und dem starken Willen dieses Mannes verflüchtigt sich all dies Getüfel und Gespöttel. Rauch ist ein Mutmacher, wie ihn unsere Zeit, in der Feinde ringsum unsere deutsche Kultur bedrohen, gebraucht“. Wahr ist, daß Rauch in ebenso geistreicher wie schonungsloser Weise zu Felde zieht gegen modernen Monismus, Materialismus, Sozialismus, neue Ethik usw. Aber dennoch ist seine Schrift nichts weniger als orthodox, was auch der geistreiche, schillernde Stil und die mancherlei Anklänge an positive Gedankengänge nur schlecht verhüllen. F. B.

Sekten und Sektierer in Berlin. Von E. Buchner. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin.

Es sind dies höchstinteressante und lebendige Schilderungen einiger Berliner Sekten. Zur Sprache kommen: 1. Die „Totenbeschwörer“, worunter der Verfasser die neurvingianische „Apostolische Gemeinde“ versteht. In einem besonderen Kapitel wird der gegenwärtige Apostel dieser Sekte, Krebs, geschildert. 2. „Leute, die nicht schmerzen wollen“, oder die „Disidentenchriften“, die Kämmerling, einen früheren Schmieb, als ihr Haupt verehren. 3. „Die christlichen Theosophen“, die in Jakob Lorbeer und Franz Schumi, beide von Graz, inspirierte Propheten erblicken. 4. „Die christlich allgemeine Kirche in Zion“, die John Alex. Dowie für den dritten Elias hält. 5. Oshru-Rahmah-Johibjah, eine Sekte, die den indischen Buddhismus mit swedenborgianischen Lehren verbindet. 6. Die „Heilsarmee“ in Deutschland. — Voran steht ein Artikel „Zur Psychologie des Sektierertums“. Was man zuweilen, z. B. bei der Heilsarmee, vermischt, ist die richtige Beurteilung nach der Schrift. F. B.

Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und ihre Geschichte. Von Ludwig Keller. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. M. 1.25.

Keller ist ein von Freimaurern allseitig anerkannter und vielgerühmter Apologet. Seine vorliegende Schrift bietet eine stark interessierte Darstellung der äußeren Entwicklung der Freimaurerei, über das innere Leben und Treiben der Logen aber so gut wie nichts. Nur ein Gedanke begegnet einem immer wieder, daß nämlich die Freimaurerei im Gegensatz zu den paulinischen Lehren den Humanitätsgedanken, die Toleranz und den Idealismus Pythagoras', Platos und anderer großer Griechen und Römer vertrete. Zu den christlichen Kirchen verhalten sich also die Logen wie das Christentum zum alten Griechentum, wie das Evangelium von der Gnade zur Philosophie von der Tugend und Werkgerechtigkeit. Die Freimaurerei verkündigt das „Evangelium der Humanität“ und will zugleich auch die „Brüderschaft der Humanität“ darstellen. Freimaurer soll es geben: in Europa 6100 Logen mit 384,000 Mitgliedern, in Afrika 28 mit 750, in Nordamerika 1500 mit 1,500,000, in Mittelamerika 213 mit 10,500, in Südamerika 719 mit 63,000, in Australien 830 mit 50,000, in verschiedenen Ländern 100 mit 10,000, im ganzen somit 23,000 Logen mit über 2,000,000 Mitgliedern. F. B.

Ein Phantasiestück Samuel Kellers vom Leben nach dem Tode. Beleuchtet von Karl Kleuker. Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg. 30 Pf.

Der Evangelist Keller sagt in einem weitverbreiteten Vortrag: Im Zwischenzustand werde es noch eine Missionsarbeit in großem Stile geben, da jede Seele vor die klare Entscheidung für oder wider Christum gestellt werden müsse. Den ersten Teil sucht Kleuker durch eine Exegese der betreffenden Bibelstellen zu widerlegen, der man aber nicht zustimmen kann. Die richtige Exegese bietet D. Stöckhardt's Kommentar zum ersten Petribrief. Den zweiten Teil der Kellerschen Be-

hauptung sucht Kleuter neu zu begründen, wobei er aber in synergistische und semipelagianische Irrtümer gerät. Wir lassen das in dem partikulären Resultat der Allgemeinen Gnade involvierte Geheimnis ungelüftet. Keller geht noch über Kleuter hinaus, wenn er erklärt: „Ob der andere Tod für die Verlorenen endlose Qualen bedeutet, ich weiß es nicht. Ob ihre Strafe schließlich darin bestehen wird, daß der Gerichtsabschluß des Zwischenzustandes sie vernichtet — ich weiß es nicht gewiß.“ Keller rationalisiert, und da wird er denn auch bald „wissen“, was er jetzt noch nicht gewiß weiß, obwohl die Bibel sonnenklar das Gegenteil lehrt.

Jugendpflegearbeit. Ihre praktischen Anfänge und geistigen Werte.
Von G. W o h n s t e d t. M. 2.

Die in Deutschland seit etlichen Jahren in Angriff genommene Nationale Jugendpflege im Gegenfatz zu der fanatischen sozialdemokratischen Verbeugung der Jugend ist es, die hier in ihren Zielen, Methoden, Objekten und Arbeiten beschrieben wird. Was drauhen die Kirche an der Jugend tut, wird nur nebenbei gestreift. Was geboten wird, zeigen folgende Kapitelüberschriften: 1. Wie es sein und nicht sein sollte. 2. Jugendpflege und nationale Erzieherpflicht. 3. Die Not des jungen Volkes. 4. Allerlei Bedenken und Hindernisse. 5. Kleine Anfänge für jedermann. 6. Ein paar Bilder aus einfacher Praxis. 7. Der Anteil des Staates an der Jugendpflege. 8. Lehrer und Lehrerin in der Jugendpflege. 9. Geistige Worte. 10. Die Religion in der Jugendpflege. 11. Zur weiblichen Jugendpflege. 12. Das Ziel aller Jugendpflege. — Wer sich für die Jugendsache interessiert, findet hier neben mancherlei Ungesundem viele treffliche Winke für die Arbeit auch an unserer amerikanisch-lutherischen Jugend.

Des Jesuiten von Kostig-Kiened Schrift: „Graf Hönnsbröchs Flucht aus Kirche und Orden“ von Paul Graf von Hönnsbröch.
Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig. 50 Pf.

Obwohl Hönnsbröch völlig vom christlichen Glauben abgefallen ist (jesuitische Erziehung treibt folgerichtig jedesmal zur scheinheiligen Heuchelei oder zum offensibaren Unglauben), so ist die vorliegende Schrift doch überaus interessant, sofern sie eine echte Probe modern-jesuitischer Polemik bietet, einer Polemik nämlich, die die Wahrheit dadurch bekämpft, daß sie die Person verleumdet durch raffinierte Fälschungen, Entstellungen, Auslassungen, Verdrehungen, Unterschlagungen usw. „Der Jesuit macht ‚Gänsefüßchen‘, ‚zerreißt Wortgruppen‘, ‚heißt‘ die zerrissenen ‚gegeneinander‘, läßt aus, was für den Sinn unentbehrlich ist“, und verkündet dann triumphierend: „Seht, welche Widersprüche, welche Unglaubwürdigkeit!“ „Das Christtum des Jesuitenordens lehrt“ — so beschließt Hönnsbröch seine Schrift —, „und Jesuit von Kostig-Kiened beweist es aufs neue, daß der Jesuit schlechend sein heimliches Gift austräufelt, daß er mit sanften, frommen Worten Ehre, Ruf, Stellung des Gegners unterhöhlt, daß er in raffinierter Weise den Gegner mit dessen eigenen Worten (‚Gänsefüßchen‘) zu fangen sucht.“

Hundert Jesuitenfabeln. Volksausgabe der Jesuitenfabeln von Bernhard Dühr, S. J. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg.
35 Cts.

Solange die römische Kirche daran festhält: 1. daß die Seligkeit gebunden sei an den Papst und seine Priester, 2. daß der Staat schuldig sei, die römische Kirche zur Staatskirche zu erheben, 3. daß alle Katholiken dahin zu wirken haben, diese Anerkennung von seiten des Staates zu erlangen, und 4. daß die Kirche auch die weltliche Gewalt gegen die Ketzer in Anspruch nehmen dürfe — und solange die Jesuiten sich zum unbedingten Kadavergehorsam gegen den Papst verpflichten: so lange ist Papsttum und Jesuitentum auch ebenso gefährlich für den Staat mit seiner bürgerlichen Religionsfreiheit und — gleichheit wie verderblich für das wahre Christentum mit seiner geistlichen Freiheit und kann es konsequenterweise auch immer nur sein. Dies Urteil der Schrift und der Geschichte wird keine sophistisch-jesuitische Kleinräumerei, die nur die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenkt, umstoßen können.

CRUMBS. Short Devotions for Every Day of the Year. By C. M. Zorn. Original German Edition Rendered into English by the Author's Son, H. M. Zorn. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.00.

Soll unsere Synode nicht degenerieren, sondern ein Hort des Luthertums, i. e., des unberästelten Christentums, bleiben, so dürfen unsere Gemeinden nicht verfallen oder geistlich herunterkommen; und sollen unsere Gemeinden nicht verkommen, so müssen die christlichen Familien rechte Gotteshäuser bleiben; das können sie auf die Dauer aber nur, wenn der Hausgottesdienst nicht dahinfällt. Unsere Pastoren können darum nicht oft und ernst genug auf dies Erfordernis hinweisen. Und wir irren uns nicht, wenn wir sagen, daß diese Mahnung doppelt nötig ist in englischen Gemeinden und Familien, weil sie in bedeutend größerer Gefahr stehen, dem Welt- und Sektentum zu verfallen, als die meisten unserer deutschen, mehr abgeschlossenen Gemeinden und Familien. Mit Freuden begrüßen wir darum das vorliegende Andachtsbuch und wünschen ihm die weiteste Verbreitung, insonderheit in englischen Kreisen. Möge es dazu beitragen, den Hausgottesdienst zu erhalten oder, wo er bereits gefallen, ihn wieder aufzurichten!

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die norwegischen Vereinigungskomiteen hielten in den ersten Tagen des April in Minneapolis eine gemeinschaftliche Sitzung, auf der die Bedingungen besprochen wurden, die von seiten der drei interessierten Körper, der Norwegischen Synode, der Forenede Kirke und der Hauges Synode, erfüllt werden müßten, ehe sie zu einem Synodalkörper verschmolzen werden können. Man einigte sich auf folgende Punkte, die den Synoden auf ihren diesjährigen Sitzungen vorgelegt werden sollen: Die drei Synoden erkennen die kanonischen Bücher der Heiligen Schrift an als Gottes unfehlbares Wort und bekennen sich zu den Symbolen der norwegisch-lutherischen Kirche (also zu den ökumenischen Symbolen, dem Kleinen Katechismus Luthers und zur Augsburgerischen Konfession). Voraussetzung ist auch, daß die im Jahre 1912 angenommenen Thesen und das „Opgjör“ als Vereinigungsbasis stehen bleiben. Man verurteilt das kirchliche Zusammenwirken mit den Reformierten sowie mit andern, die in Glauben und Bekenntnis von den genannten Synoden abweichen. In bezug auf kirchliche Gebräuche sollen die Grundsätze gelten, die in den Bekenntnissen der lutherischen Kirche niedergelegt sind. Das Ritual der Kirche Norwegens soll in der Gestalt, in der es jetzt hiezulande gebräuchlich ist, in Geltung bleiben. Die Absolution soll nach der von der einzelnen Gemeinde zu bestimmenden Form, mit oder ohne Handauflegung, jedem Kommunikanten einzeln oder allen zugleich, erteilt werden. Die Synodalschulen der einzelnen Körper müssen bezahlt sein, ehe die Vereinigung erfolgt. Es soll in Zukunft nur ein Predigerseminar bestehen, doch soll die Anstalt der Norwegischen Synode in St. Paul und die Anstalt der Forenede Kirke in St. Anthony Falls benutzt werden, die eine Anstalt etwa als praktische, die andere als theoretische Abteilung des Seminars. Der Unterricht soll an beiden Anstalten von allen Professoren erteilt werden. Die theologische Anstalt der Hauges Synode zu Ned Wing soll als Profseminar und Lehrerseminar weiterbestehen. Die Fakultät des Predigerseminars soll aus zehn Professoren bestehen, je vier aus der Norwegischen

Synode und der Forenede Kirke und zwei aus der HaugesSynode. Die Lehrerfeminare in Sioug Falls (Norw. Syn.) und in Madison, Minn. (For. K.), sollen bestehen bleiben, desgleichen die Colleges in Decorah und Northfield. Alle jetzt bestehenden Liebesanstalten werden von der neuen Körperschaft weitergeführt, alle jetzt in Angriff genommenen Missionen werden weiterbetrieben und die Pensionklassen zu einer verschmolzen. Auch die Verlagshäuser werden als ein Geschäft weitergeführt und die Zeitschriften in der Weise verschmolzen, daß die neue Körperschaft ein norwegisches und ein englisches Organ besitzt, in deren Redaktion bis auf weiteres die jetzt bestehenden drei Synoden gleichmäßig repräsentiert sein sollen. Als Bedingungen der Vereinigung werden in einer Einleitung zu diesen Unionsartikeln folgende Sätze aufgestellt: „HaugesSynode, die Norwegische Synode und die Forenede Kirke müssen vor allem ihren Dank gegen Gott, den Vater aller Barmherzigkeit, aussprechen, der nicht mit uns nach unsern Sünden gehandelt, sondern in Gnaden das zusammengeführt hat, was jahrelang geschieden war, uns in derselben Lehre und demselben Glauben vereint und das Verlangen, auch in äußerlichen Zusammenschluß zu treten, geweckt hat. Sodann fühlen wir uns zu dem Bekenntnis genötigt, daß während des langen, traurigen Streites gewiß auf viele Weise gesündigt worden ist. Gott verlangt in seinem Wort, daß die Wahrheit bekannt und der Irrtum bekämpft werden soll, aber oft sind sowohl von dieser als von jener Seite ungerichte Verschuldigungen erhoben worden, und in der Höhe des Streites sind auf dieser wie auf jener Seite Dinge geschehen, deren wir jetzt mit Reue gedenken. Oft ist mit fleischlichen Waffen gekämpft worden. Wir haben alle gegen Gott und gegeneinander gesündigt. Das ist uns von Herzen leid, und wir bitten darum Gott und auch einander um Verzeihung, wie wir auch von Herzen jeder seinem Bruder seine Fehle vergeben.“ Diese Sätze sollen den drei Synoden zur Annahme vorgelegt werden. Wird die Norwegische Synode ihnen zustimmen? Warum nicht? Aus dem zweiten Satz des Madisoner „Oppgjör“ hat das Volk sowieso schon den Schluß gezogen, daß eigentlich die norwegischen Synoden von jeher einig gewesen waren, daß die Differenzen, die dem langjährigen Streit zugrunde lagen, nur aus theologischen Spitzfindigkeiten künstlich aufgebaut waren, und man dieses, Gott sei Dank, nun erkannt habe. Die Theologen möchten doch ihr Gezänk aufgeben, das Volk wolle Frieden. „Das Volk ist dieses unnötigen Streites müde“, sagte ein Laie in Minneapolis letztes Jahr kurz vor der Abstimmung über den organischen Zusammenschluß der Synoden. Da ist allerdings ein gegenseitiges Abbitten am Platz. Der große Lehrstreit innerhalb der norwegisch-lutherischen Kirche Amerikas findet damit seinen Abschluß, daß man sich gegenseitig versichert: Wir haben alle gleichermaßen schwer gesündigt; Gott verzeih's uns! Wir haben („beide“, fügt das Volk natürlich ein, nachdem es das „Oppgjör“ gelesen hat) für die Wahrheit gekämpft, aber es in der Art und Weise des Kampfes fehlen lassen. Noch im Jahre 1905 sandte die Norwegische Synode an die Forenede Kirke die Depesche: „Haben wir übel geredet, so beweist es uns!“ Jetzt soll sie ein Schriftstück unterzeichnen, dessen kurzer Sinn dieser ist: „Wir haben alle übel geredet.“

Daß sich die norwegischen Artikel so weitläufig über „Kirchliche Gebräuche“ ergeben, hat seinen Grund in der Stellung der HaugesSynode. Gerade von dieser Richtung her droht der Vereinigungsbewegung noch eine

Gefahr. Die Haugianer sehen nämlich gerade in den kirchlichen Sitten und Zeremonien, die in der Norwegischen Synode und in der Forenede Kirke im Gebrauch stehen, die Signatur eines Formelchristentums, und es wird einige Mühe kosten, das haugianische Volk an den Gedanken zu gewöhnen, daß sie von nun an Leute, die einen Chorrock und die Halskrause und an Festtagen sogar die Albe tragen, am Altar singen und formulierte Gebete sprechen, als ihre Glaubensbrüder anerkennen sollen. Besonders vor dem Chorrock und der Krause scheut der Haugianer. Sie gelten ihm als Symbole des „toten Ritualismus“ der andern Kirchenkörper, und wenn „Buhbäreren“, das haugianische Organ, auf diese Sachen zu sprechen kommt, so verleugnet es auch jetzt, nachdem die Vereinigungspläne so weit gediehen sind, nicht seine Antipathie gegen das „Hochkirchliche“. Erst in jüngster Zeit stand da wieder zu lesen, wenn die Amtstracht und die gesungene Liturgie etwas so Unwesentliches seien, wie in den Vereinigungsartikeln behauptet werde, so dürfe man doch erwarten, daß bei künftigen Synodalversammlungen, nach Vereinigung der drei Körper, das Tragen von Salaten und Halskrausen in Wegfall kommen werde. Derselbe Artikel stellt die Forderung, daß bei der Taufe die an das Kind gerichteten Fragen fortfallen sollten. In bezug auf die Absolution, das freie Gebet und die Laientätigkeit bieten die von dem gemeinschaftlichen Komitee in Vorschlag gebrachten Grundsätze keine Garantie wirklich erzielter innerer Einigkeit. Die Vorgeschichte des Haugianismus und seine Entwicklung hierzulande machen seine Rückkehr zu den Gebräuchen der norwegischen Staatskirche, wie sie in den andern zwei Synoden eingebürgert sind, womöglich noch schwieriger als die Überbrückung der Lehrdifferenzen.

G.

Daß die Führer der Forenede Kirke auch nicht daran denken, nach Annahme des „Opjör“ eine andere Lehre von der Gnadenwahl zu führen, als sie je geführt haben, geht aus einer Schrift hervor, die Prof. F. A. Schmidt unter dem Titel „Sandhed og Fred“ („Wahrheit und Friede“) hat ausgeben lassen, und die das Verhältnis der ersten zur zweiten „Lehrform“ im Artikel von der Gnadenwahl zum Gegenstand hat. Von der sogenannten zweiten Lehrform urteilt D. Schmidt: „Sie betont das Resultat, welches die Wirkung der Gnadenmittel erzielt haben muß“, das heißt, den Glauben, „ehe das große Aussonderungsdekret zur Erlangung der ewigen Seligkeit zum Besten gewisser Personen vor andern stattfinden kann (kan finde Sted).“ (S. 14.) Ein Geheimnis wird zugestanden. Gott geht unerforschte Wege in der Ausführung des Wahldekrets in der Zeit (S. 18. 84); auch sei uns unverständlich, warum die einen das Wort annehmen, die andern nicht; doch haben wir dieses Geheimnis in „die Entwicklung des menschlichen Seelenlebens“ zu verlegen (S. 87); das Geheimnis ist also das bekannte psychologische und besteht in der unerforschlichen Bosheit des Menschen, der trotz aller Lockungen des Evangeliums mutwillig widerstrebt; das Geheimnis „liegt auf seiten der Menschen, in der Entwicklung ihres Seelenlebens unter der Einwirkung des Heiligen Geistes“ (S. 88). Daß Gott aber den einen annimmt, den andern verwirft, das „komme eben daher, daß Gott den einen sieht und erkennt als eine gläubige Person, den andern nicht“ (S. 24); „durch den Glauben an Gottes Sohn als den Erlöser der Welt wird Gottes Seligkeitsbeschuß, insofern er nur gewisse Sünder angeht und andere nicht, bedingt, so, daß also die, bei denen Gott den Glauben sieht, durch seinen ewigen Beschluß zur Kinderschaft und zum Erbrecht aus-

gesondert werden“. (S. 24.) D. Schmidt betont zwar S. 49, daß die Wahl nicht in dem Verdienst des Menschen, seinen Tugenden und guten Werken, seinem „moralisch guten Verhalten“, ihren Grund habe. Gott läßt die Seligkeit nicht vom Gebrauch gewisser „natürlicher Kräfte“ abhängig sein (S. 77); auch das Unterlassen des mutwilligen Widerstrebens fließe nicht aus einer „natürlichen guten Beschaffenheit oder Kraft und Tüchtigkeit“ (S. 79). Doch dürfe man auch nicht leugnen, „daß der Mensch, nachdem Gott es durch die vorbereitenden Eindrücke und Wirkungen möglich gemacht habe, Gott die Belehrung wirken lassen“ müsse; „ohne eine gewisse passive, freie Mittätigkeit (nicht: Mitwirken!) kann ein Berufener nicht die Vollendung der Gnadenwirksamkeit erfahren“ (S. 80). Im letzten Abschnitt wird die Frage: Warum die einen vor den andern? so beantwortet: „Daß Gott die einen vor den andern ausgewählt hat, erklärt sich daraus, daß er vorausgesehen, welche Berufene in der Zeit sich kraft der allgemeinen angebotenen Gnade so gegen das Evangelium verhalten, daß Gott sein Wohlgefallen an ihnen hat.“ (Dieser Satz wird gestützt mit einer Bezugnahme auf den Synodalbericht der Norwegischen Synode vom Jahre 1867 sowie auf ein in diesem Bericht aufgenommenes Wort Luthers in der Hauspostille, das von dem gottwohlgefälligen Wandel der Ausgewählten nach der *Belehrung* handelt [St. L. XIII a, 201].) — Es sind das Ausführungen, die sich alle fast wörtlich schon in den früheren Kundgebungen D. Schmidts finden. Noch immer hat ihm der „besondere Wille Gottes das verschiedene Verhalten der Menschen gegen die allgemeine Gnade zur Voraussetzung“. (L. u. W. 1881, S. 402.) Und die damit tatsächlich gelehrte *cooperatio* des Menschen wird auch nicht weniger anstößig dadurch, daß D. Schmidt unterscheidet: es finde in der Belehrung wohl eine Mittätigkeit, nicht aber ein Mitwirken statt, wenn auch nicht mit natürlichen, so doch mit geschenkten Kräften. Das sind *distinctions without a difference*. Eine eigentliche Gnadenwahl läßt D. Schmidt auch in „Sandhed og Fred“ nicht gelten. An die Stelle der Wahl tritt immer der allgemeine Heilsrat Gottes. Ob die Menschen der Wahl tatsächlich teilhaftig werden, hängt davon ab, wie sie sich unter den Einwirkungen der vorlaufenden Gnade verhalten. Bei denen, die nicht mutwillig widerstreben, die sich zum Glauben bringen lassen, setzt sich die allgemeine Wahl in Vollzug. Ein Geheimnis ist nicht da, denn es ist ja völlig klar, weshalb Gott die erwählte, welche er erwählt hat: weil Gott sie als solche vorausgesehen hat, die in der Zeit sich zum Glauben an Christum bringen lassen und darin erhalten lassen würden. — Alles dieses verträgt sich also mit der Zustimmung zum *Madisoner „Opgjør“*. D. Schmidts Buch wird im Organ der Forenede Kirke seit Monaten angezeigt. Nicht eine Stimme dagegen ist laut geworden. Und die Norwegische Synode soll sich jetzt laut der vorgelegten neuen Unionsartikel zu der Aussage bekennen, es sei leider von beiden Seiten gegen die Liebe gesündigt, von beiden Seiten seien ungerechte Beschuldigungen erhoben worden! Durch die Annahme des „Opgjør“ hat man allerdings schon dem Urteil zugestimmt, daß man sich um Worte gestritten, daß, im Grunde genommen, nie eine Differenz bestanden habe; denn sobald man einmal Leute daran setzte, die den Tatbestand ohne Vorurteil prüften, fand sich's, daß eigentlich längere Sätze gar nicht nötig seien, da ja die beiden

1) Parenthese D. Schmidts.

Synoden in der Lehre von der Gnadenwahl stimmen! (Siehe § 2 des „Opgjör“.) Gegen etwaige Störungen des Friedens durch solche Sachen, wie wir sie hier in D. Schmidts Buch finden, hat sich die Unionspartei in der Norwegischen Synode letztes Jahr sichergestellt durch den Beschluß der Synode, daß sie sich in Zukunft an die Aussagen einzelner nicht kehren werde, solange die betreffende Synode solche Aussagen nicht durch formellen Beschluß zu den ihrigen gemacht habe. Es wird also die Unionspartei sich in ihrem Vorgehen durch solche Schriften, wie diese neueste D. Schmidts, nicht irremachen lassen, es sei denn, die Forenede Kirke bekennte sich offiziell dazu. Das wird aber die Forenede Kirke auf keinen Fall tun, solange die Vereinigung, bei der sie ja materiell weitaus den größten Vorteil hat, noch in der Schwebe ist. Daß die Norwegische Synode an die Forenede Kirke die Forderung stellt, D. Schmidt als einen, der nicht die rechte Lehre von der Gnadenwahl führt, in Ruht zu nehmen, oder daß gar die Forenede Kirke jetzt, da sie ja auch die Antithese im „Opgjör“, die jeden Synergismus verwirft, angenommen hat, selber die nötigen Schritte in dieser Richtung tut, erwartet niemand, der die heutige Lage der Dinge unter den Norwegern auch nur oberflächlich kennt. G.

Die „liturgische Bewegung“ gehört wohl unter den „Bewegungen“ innerhalb der reformierten Gemeinschaften zu den bedeutendsten. Schon vor mehr als zwanzig Jahren tat ein Laie vor einer größeren Versammlung von Presbyterianern in Philadelphia den Ausspruch: „There is an unmistakable tendency toward liturgy in all churches. We cannot shut our eyes to it, we cannot prevent it. What we want is improvement in the dignity, the comfort, the spirituality, of the devotional part of our public services.“ Man ist des kalten reformierten Gottesdienstes müde und versucht ihn vorerst durch Einfügung des gemeinschaftlichen Credo, des Te Deum, des Gloria Patri sowie von Gebeten und Responsorien liturgisch auszugestalten. Prof. Arthur S. Hoyt (Auburn Seminary) hat vor drei Jahren ein Buch unter dem Titel „Public Worship for Non-liturgical Churches“ herausgegeben, in dem er S. 108 feststellt, daß unter 422 Congregationalistenkirchen in Massachusetts seit 1886 fast ein Drittel das responsive reading der Schriftlectionen übt, und daß in Pennsylvania, New York und New Jersey die Presbyterianer schon allgemein diese Neuerung eingeführt haben. „The reports“, sagt Prof. Hoyt, „show a growing desire of the people for an active part in worship.“ Auch scheint es, als ob man die Nachteile des sogenannten free prayer immer mehr empfindet. Es werden ja in den reformierten Kirchen nur Gebete „aus dem Herzen“ geduldet; gedruckte Gebete sind verpönt. Man erkennt jetzt aber, daß die Reformierten das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben, als sie jede Spur des liturgischen Kultus, auch alle festgesetzten Gebete, aus den Gottesdienstordnungen tilgten. Der *Continent*, ein presbyterianisches Blatt, erklärte letztes Jahr redaktionell: „The reaction which they“, nämlich die Väter der reformierten Kirchen, „began carried their successors farther than they themselves desired to go“ (?); „the result is the practically complete exclusion of regulative forms and ceremonies from the public worship of all the foremost Protestant bodies save the Episcopalians and the Lutherans. ‘Free prayer’ and corresponding free speech in the sanctuary are the rule of the overwhelming majority of Protestant churches.“ Die Folgen aber seien sehr zu beklagen. Es sei die Ehrfurcht, die Scheu

vor dem Heiligen fast geschwunden, und daran sei vor allem die fast lästerliche Familiarität schuld, mit der viele Pastoren, besonders aber die Erwedungsprediger, zu ihrem Gott im öffentlichen Gottesdienst redeten. Man gefalle sich darin, in dem Ton der Gebete dem Publikum zu zeigen, daß man auf "informal terms of chummy friendship with the Almighty" stehe. Man vergesse, daß ein Unterschied bestehe zwischen der Vertraulichkeit des Gläubigen mit seinem Gott und der frechen "hail fellow, well met"-Manier, die sich in so vielen „freien Gebeten“, besonders auch in den Sonntagschulen, zu erkennen gebe. Daher zum guten Teil stamme der traurige Mangel an Ehrfurcht, der sich bei so vielen Kirchgängern offenbare. Auch ein Leser des *Continent* gibt in einem Eingefandt dem Wunsch Ausdruck, es möchte doch diesem "lack of reverence for the name of God and His house and worship" durch Einführung eines "moderate ritual, of which all the churches seem to feel the need", gesteuert werden. G.

Aus reformierten Kreisen. Das Neueste ist die Dramapredigt. Das ist nicht eine Predigt über ein Drama — das wäre ja nichts Neues, da Shakespeare, Goethe und Ibsen schon oft Texte haben liefern müssen, wenn man modern predigen wollte. In der Dramapredigt tritt der Prediger als Schauspieler auf. Es wird also buchstäblich wahr, was im „Faust“ steht: „Wenn der Prediger Komödiant wird“ usw. In Cambridge, Mass., führte der Baptistenprediger Austen L. Kempton kürzlich eine Dramapredigt auf, die unter dem Titel „A Fight for Life“ angemeldet wurde. Die Bühne war wie das Empfangszimmer eines Arztes sowie als Operationszimmer eingerichtet, die Kirche dunkel und ein spot-light auf die Bühne gerichtet. Das Thema war: „Geschlechtskranken.“ Herr Pastor Kempton impersonierte einen Arzt und drei Patienten, darunter einen hoffnungslos Erkrankten und dessen Sohn, einen blinden Knaben. So berichtet der durchaus zuverlässige *Springfield (Mass.) Republican*. Es fehlt jetzt noch, daß der Herr Pastor mit der Frau Pastorin im Morgengottesdienst den tango, den fish wiggle und den chicken flop vorführt, um das Verderbliche der modernen Tänze vor Augen zu demonstrieren. — Im *North American Review* schreibt ein Episkopalpriester einen Artikel unter der Aufschrift „Eddyism“, in dem er Propaganda macht für die Christian Science-Religion. Auch das läßt sich aber die Episkopalkirche gefallen, solange einer nur festhält an der apostolischen Sukzession. — über die vielen movements in den reformierten Kirchen vernehmen wir in einer Korrespondenz an den *Presbyterian* folgenden Stoßfuzer: "Will it be regarded as pessimism to say that what the churches need just now is not more federation, but more religion? We have all the machinery we can crowd on to the ship, but there is so little fire that we are not making steam, and, of course, not making any particular progress." — Die Presbyterianer sammeln einen Behn-Millionen-Dollar-Fonds, dessen Ertrag jedem Pastor der Presbyterianerkirche eine Jahrespension von \$500.00 sichern wird. — Die Panpresbyterianische Allianz plant eine Feier in größerem Maßstab im Jahre 1915 zur Erinnerung an die vor 500 Jahren erfolgte Hinrichtung des Johannes Hus. In Prag will man ein Monument errichten. Prof. Schaff vom Western Theological Seminary hat die Schriften Hus' ins Englische übersetzt. — Die Broad Church-Partei unter den Episkopalen freut sich über einen Brief des Episkopalbischofs Gailor von Tennessee, der sich an die Priester seiner Diözese richtet und darin die Zulassung Unkonfirmierter

aus andern Gemeinschaften zum Abendmahl unter folgender Begründung gestattet: "I have been asked whether it is lawful and expedient under our rubric to administer the Holy Communion to unconfirmed people who are members in good standing of Protestant Churches, and who occasionally present themselves at our altars, and my reply is, 'Yes.' It is both expedient and lawful. The rubric at the end of the confirmation office must be interpreted historically, and . . . must be understood as a 'directory' law for our own people. As the great ecclesiastical historian, Bishop Creighton, of London, said: 'The rubric is to be interpreted historically; it was framed for normal cases, and did not contemplate the cases of non-conformists. When members of other communions come to our altars, I am in favor of admitting them. This does not affect our discipline to our own people, and does not come under the rubric at all. It is a matter of Christian courtesy and Christian charity.' This was the expressed opinion of Archbishop Benson and Archbishop Temple. Bishop Whittingham defended this opinion with his usual learning. It has always prevailed in this diocese of Tennessee." Also die eigenen Glieder müssen von einem Episkopalbischof konfirmiert sein, während Mitglieder anderer Kirchengemeinschaften ohne Konfirmation zum Abendmahl in Episkopalkirchen zugelassen werden. Natürlich wird diese Stellung des Bischofs von Tennessee von anderer Seite als verderbliche Häresie verdammt. Was das Ende des Wirrwarrs in episkopalen Kreisen sein wird, ist noch nicht abzusehen. — Seit Wesley unterscheiden die Methodisten zwischen Christen und belehrten Christen. Die Belehrung ist ihnen bekanntlich eine "experience", die auf unmittelbare Einwirkung des Heiligen Geistes zurückgeführt wird. Das heißt dann auch die „zweite Gnade“, die „zweite Taufe“. Jetzt meldet der „Christliche Botschafter“, daß manche Methodisten noch nicht mit dieser zweiten Erleuchtung zufrieden sind und von einer dritten Stufe faseln, nämlich von dem „dritten Segen“ und der „Feuertaufer“, die noch eine bedeutend höhere Stufe der christlichen Erfahrung sein soll als die Taufe mit dem Heiligen Geist. Der „Botschafter“ warnt davor als vor „gefährlichen Sühnen“!

G.

II. Ausland.

„Meine Heimkehr zum alten Evangelium.“ Hierüber sprach nach einer Meldung in der „Freikirche“ am 23. Januar in einer großen positiven Versammlung zu Berlin Pfarrer Häder von der Lutherkirche. Derselbe gehörte früher den Liberalen an, erkannte aber die Nichtigkeit ihrer Theologie und lehrte zum alten Evangelium zurück. In seiner Rede sagte er unter anderm: „Warum habe ich es denn nicht länger versucht mit dem ‚neuen‘ Evangelium, mit dem Evangelium ohne den menschengewordenen Gott, ohne den Opfertod der Gottesliebe, ohne die Auferstehung des Herrn? Weil ich nach Leben und vollem Genügte trachtete und in der modernen Theologie nicht fand, was mein Herz stille machen konnte. Ich werde ja als Pfarrer doch nicht bloß zu Hochzeiten gerufen, sondern komme an Sterbebetten und Särge. Dann aber mag ich keine ‚schönen Reden‘ halten vom Werte des Lebens, das doch entflieht, von den Tugenden des Entschlafenen, von denen ich nicht überzeugt bin. Nein, dann möchte ich davon sagen, daß einer über diese Gräberwelt gerufen hat: ‚Ich lebe, und ihr sollt auch leben!‘“ Dies

Bekennnis machte auf die Versammlung einen tiefen Eindruck, so daß ein alter Herr hervortrat und mit kurzen, bewegten Worten die Versammlung aufforderte zu singen: „Nun danket alle Gott!“ Die zahlreich anwesenden Liberalen hüllten sich in tiefes Schweigen. — Auch Prof. D. Heim, Privatdozent in Halle, meldete kürzlich in einer Rede, die er bei der Zusammenkunft der „Deutschen Christlichen Studentenvereinigung“ hielt, seine Rückkehr zum Glauben an das Veröhnungsleiden Jesu. „Nur eins“, sagte D. Heim, „bringt einem Menschen Frieden, der mit einer Last auf dem Gewissen dem Tod entgegenzieht: das, was Gott getan hat. Gott ist selbst herabgestiegen. Der ewige Sohn ist eingegangen in die Gestalt des Sündenfleisches, vom Weib geboren und unter das Gesetz getan. Er hat sich selbst hineingestellt in das verzehrende Feuer des Gesetzesfluchs. Er hat seine heilige Seele zermalmen lassen von der Zentnerlast, die auf uns liegt. Christus ist ein Fluch geworden für uns. Denn verflucht ist jeder, der am Holze hängt. Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten. Nicht daß Menschen ihn schlugen, ist das Befreiende für uns. Daß er dem Hohn der Juden, dem Spott der Römer, der Roheit der Soldaten preisgegeben war, daß er ein Märtyrer wurde ohnegleichen, das würde unser Gewissen nicht stillen, wenn wir mit einer Schuld auf der Seele dem Tod entgegengehen. Was uns hilft, ist, daß er von Gott geschlagen und gemartert ward. Wir sehen, wie Gott sein Kind schlug, wie Abraham das Messer gegen den eigenen Sohn zückte. Der Gott, den wir als verzehrendes Feuer im Gewissen spüren, schlug ihn, den Reinen, mit schweren Streichen. Vom Anfang seines Wirkens an war er zum Opferlamm geweiht. Er schlug ihn wieder und wieder, bis seine Seele langsam zermalmt wurde unter den Hammerschlägen Gottes, und sich der Schrei von ihr losrang: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? . . . Alles, was jung und ungebrochen in uns ist, sträubt sich mit Händen und Füßen dagegen, daß das tiefste Geheimnis des Daseins so aussehen soll, so grauerregend und von ewiger Nacht umhüllt. Nur unser Gewissen gibt Gott recht und sieht mit trauriger Klarheit, daß nur etwas so Furchtbares dem verzehrenden Feuer der göttlichen Forderung entspricht, das wir fühlen, wenn unser Gewissen erwacht ist. Aber wenn es so mit uns steht, dann treten wir im Glauben auf den Weg, den Gott seinem Volk gebahnt hat, bergen uns im Veröhnungsopfer Christi, setzen unsere Hoffnung ganz auf die Gnade und finden Frieden.“ Daß deutsch-ländische Blätter diesen Erklärungen P. Häckers und Prof. Heims so viel Beachtung geschenkt haben, beweist mehr als alles andere, wie rar solche Anschauungen, die doch zum Abc des Christentums gehören, in deutschen Kirchen und Hörsälen geworden sind.

„**Eitlicher Verfall Deutschlands.**“ Geradezu haarsträubend sind die Sachen, die unter dieser und ähnlichen Überschriften von Zeit zu Zeit in deutsch-ländischen Blättern berichtet werden. Wohin ist man gekommen, wenn sich aus Freude über die nunmehr erhaltene Garnison in Larnowitz an der schlesischen Grenze ein Verein gebildet hat, um einen Preis oder eine Belohnung aufzubringen für denjenigen Soldaten, der sich als erster unehelicher Vater ausweisen könne! Diese schier ungläublich klingende Nachricht hat eine Bestätigung in einer Äußerung der „Kattowitzer Ztg.“ erfahren, die besagt, daß man in der Nachbarstadt Kattowitz in dieser Hinsicht mit den Larnowitzern wetteifern will. Es heißt da: „Nicht nur die guten

Larnowitzer können sich rühmen, für das „erste Soldatenkind“ in stammtisch-brüderlicher Aufopferung zu sorgen, auch die Rattowitzer haben ein solches Zeugnis von Nächstenliebe und Patriotismus (1) aufzuweisen. Dem ersten Soldatenkinde der Garnison Rattowitz ist eine Sammelbüchse gewidmet, die in der Steinfeldschen Bierhalle gestiftet worden ist. Das einnehmende Wesen des „blauen Jungen“ kann bereits auf gute Erfolge zurückblicken, denn es befindet sich schon eine ganze Reihe von deutschen Reichstalern in seinem feinen Wäuschlein. Also die Ehre ist gerettet: „Rattowitz voran!“ Man ist in diesen Kleinstädten also bei den sittlichen Anschauungen angekommen, die man bisher nur etwa bei dem Leserkreis des „Berliner Tageblatts“ vermutete, das seinen Lesern kürzlich folgendes unter „Frauenrundschau“ bieten durfte: „Weder bei Männern noch bei Frauen schadet einem Ehemann der Ruf ehelicher Untreue. Im Gegenteil. Wenn wir ganz ehrlich sind, müssen wir sagen: sie gilt als Regel und ist es vielleicht auch.“ Besonders abscheulich wirkt es, wenn die Jugend dieselbe zynische Schamlosigkeit beweist, wenn z. B. in der „Zeitschrift der Jugend“ sich ein Primaner seiner verschiedenen „sexuellen Betätigung“ rühmen darf. Klagte man früher über die Einschränkung der Geburten in den höheren Ständen, so hat die neueste Statistik bewiesen, daß auch in den großen Massen das Zwei- und Einkindersystem jetzt immer allgemeiner wird. In öffentlichen Versammlungen werden die schändlichen Schriften, die den Geburtenrückgang beschleunigen, ohne Scheu feilgeboten. Niemand wagt es, das zu hindern. Schamlos preisen die Vertreterinnen des „Bundes für Mutterschutz“ den Studenten die wilde Ehe mit den Töchtern des Volkes an und verwerfen die Enthaltensamkeit. Als im Reichstag eine Gesetzesvorlage zur Debatte kam, die den Verkauf von Mitteln zur Beseitigung oder Verhütung der Schwangerschaft fordert, legten die Sozialdemokraten gegen solche Regelung Protest ein, weil sie „einen Eingriff in das Privatleben darstelle!“ Bei der Besprechung einer ähnlichen Vorlage zur Bekämpfung der zunehmenden Unsitte erwähnte ein Abgeordneter im Reichstag folgende Tatsache: In Berlin bestand eine blühende Krankenkasse, die einen Reservefonds von mehreren hunderttausend Mark besaß, solange das Krankenversicherungsgesetz und die Statuten der Ortskrankenkassen eine Behandlung der Geschlechtskrankheiten nicht erlaubten. Nachdem diese Bestimmung aufgehoben war, also auch Geschlechtskranke aus dieser Klasse Krankengelder ziehen konnten, fing bei der blühenden Krankenkasse die Schwindsucht an, und nach kurzer Frist war sie unter der Schuldenlast zusammengebrochen. Die Kosten der Recepte eines Mittels gegen eine einzige Geschlechtskrankheit, gegen die Gonorrhöe, haben in einem Jahre mehr Mittel verschlungen, als die großen Ersparnisse der Klasse im Vorjahre ausmachten. 50 Prozent aller deutschen Männer sollen nach Aussage eines gläubigen Arztes geschlechtskrank sein. 75 Prozent aller Berliner Studenten sollen verseucht sein nach Angabe der Statistik. 60 Prozent aller Mannschaften aus der Reichshauptstadt, die zur Fahne berufen werden, sind nach den Feststellungen des Vorjahres von irgendeiner heimlichen Krankheit befallen, so verkündete ein ernster Mediziner auf einer Refrutenversammlung.

Die Frage, ob jene Stelle bei Josephus, die von Jesu handelt, echt sei, will nicht zur Ruhe kommen. Nachdem D. Harnack, wie wir lesthin meldeten (Februar, S. 87), zu dem Resultat gekommen ist, daß die Echtheit der Stelle mit einem „hohen Grad von Wahrscheinlichkeit“ behauptet

werden könne, ja von der „Echtheit des Zeugnisses des Josephus, der so wie-
 der in seine Rechte eintritt“, spricht, ist jetzt Prof. Norden in Berlin in den
 „Neuen Jahrbüchern für das Klassische Altertum“ ihm mit einem Aufsatz
 entgegengetreten, der alle für die Echtheit der Stelle angeführten Gründe
 als nicht stichhaltig bezeichnet. Norden urteilt, daß schon aus dem Zu-
 sammenhang die Entscheidung gegen die Echtheit der Stelle mit Sicherheit
 zu entnehmen sei. Denn lasse man die Stelle weg, so schlosse sich, was ihr
 vorangeht und was ihr unmittelbar nachfolgt, glatt zusammen, ja sie trüge
 in den Zusammenhang Fremdartiges hinein und erweise sich eben hiermit
 als Fremdkörper. Josephus hat nämlich den Abschnitt, der die Amtstätig-
 keit des Pilatus behandelt, nach fünf im jüdischen Volk entstandenen „Un-
 ruhen“ gegliedert. Zwischen die vierte und fünfte Unruhe tritt unver-
 mittelt die Jesum betreffende Notiz ein. Ferner: Harnack nimmt an, daß
 Tacitus in seinen berühmten Worten in den Annalen (XV, 44): „Der
 Urheber jenes Haufens [der Christen], Christus, war unter der Regierung
 des Liberius durch den Prokurator [Luther: Landpfleger] Pontius Pila-
 tus mit dem Tode bestraft worden, und, augenblicklich unterdrückt, war der
 greuliche Aberglaube doch wieder hervorgebrochen“ von Josephus abhängig
 sei, was um so sicherer anzunehmen sei, weil Tacitus in den Historien (V, 13)
 „zweifellos sich als von Josephus abhängig erweise“. Hiergegen macht
 Prof. Norden geltend, daß von einer Abhängigkeit des Tacitus von Josephus
 nicht die Rede sein könne, weder in der Annalen- noch in der Historienstelle
 — überall zeige sich nämlich Übereinstimmung im allgemeinen, zuweilen
 bis aufs Wort, aber Abweichung im einzelnen. Norden geht noch einen
 Schritt weiter. Er glaubt, die Quelle des Tacitus entdeckt zu haben. Was
 andere vor ihm vermuteten, ist ihm zur Gewißheit geworden: die Quelle
 des Tacitus, soweit die jüdische Geschichte in Betracht komme, sei eine Schrift
 des Antonius Julianus, der im Hauptquartier des Titus für die Zerstörung
 des Tempels gestimmt und „über die Juden“ geschrieben habe. G.

Der Grundsatz, daß „der Zweck das Mittel heiligt“, läßt sich wohl
 nicht in dieser Form in den jesuitischen Lehrbüchern nachweisen, liegt aber
 der ganzen jesuitischen Moral zugrunde und wird im Weichstuhle in die
 Praxis umgekehrt. Gerade hierin offenbart sich auch der staatsgefähr-
 liche Charakter des Jesuitenordens. Bekanntlich rechtfertigt die Jesuiten-
 moral mit diesem Prinzip die vom Papsttum von jeher befolgte, aber erst
 im 15. Jahrhundert von Kirchenlehrern öffentlich vorgetragene Lehre, daß
 jede Handlung, also auch Meineid und Mord, auch der Königsmord, gerecht-
 fertigt oder doch zu entschuldigen sei, sobald der Tat eine gute Absicht des
 Willens zugrunde liege (methodus dirigendae intentionis, Methode, den Wil-
 len zu lenken), oder auch nur, sobald sich für ihre Güte irgendein wahrschein-
 licher Grund oder die Zustimmung irgendeines angesehenen Theologen bei-
 bringen lasse (Probabilismus); daß man bei einem Versprechen oder Eide
 seinen Worten einen andern Sinn unterlegen oder die Erfüllung an diese
 oder jene nicht ausgesprochene, nur gedachte Bedingung knüpfen dürfe, und
 daß nur dieser Sinn verpflichtend und gültig sei (reservatio mentalis) u. dgl.
 Einen Beleg aus neuester Zeit brachte letztes Jahr die „Freikirche“, die aus
 der „Moraltheologie“ des Würzburger Professors D. Franz Adam Göpfert
 folgende Sätze anführte: „Die Obrigkeit hat das Recht, soweit es das Wohl
 der Kommunität fordert, Steuern aufzuerlegen, und die Untertanen haben
 im allgemeinen die Gewissenspflicht, die notwendigen und gerechten Steuern

zu bezahlen. Zur Gerechtigkeit der Steuer gehört: 1. daß die distributive Gerechtigkeit [Gerechtigkeit bei der Verteilung der Steuern] dabei nicht verletzt werde, das heißt, daß sie nach dem Stande und Vermögen des einzelnen ausgeschlagen werde; 2. daß sie wirklich zum öffentlichen Nutzen verwendet werde; 3. daß auch nur für die laufenden Bedürfnisse des Staates Steuern erhoben werden, also nicht mehr, als das allgemeine Wohl erfordert. Dies trifft aber in unserer Zeit sehr oft nicht zu. Die Präsuntion spricht also im allgemeinen eher für als gegen die Ungerechtigkeit der Steuern, und darum sagen viele, auch im Zweifel an der Gerechtigkeit sei man zu nichts verpflichtet, weil es sich ohnehin um etwas Lästiges, die Untertanen Schädigendes handle; dies gilt communissime [ganz allgemein], wenn sie probabiliter ungerecht sind. Im besonderen gelten“ (in diesem Falle nämlich, wenn die Steuern „wahrscheinlich“ ungerecht sind) „folgende Sätze: Es ist eine Sünde der Ungerechtigkeit mit Restitutionspflicht, die öffentlichen Steuerbeamten durch ungerechte Mittel an der Einziehung der Steuern zu hindern, z. B. die Beamten zu bestechen, daß sie ihres Amtes nicht walten, ihnen Gewalt entgegenzusetzen usw. Dagegen kann man es nicht als ein ungerechtes (wenn auch unerlaubtes) Mittel ansehen, wenn jemand, um der Steuer oder dem Zoll zu entgehen, Mangel an Zeit vorschützt, ernstlich behauptet oder beschwört, er habe nichts Steuerpflichtiges, oder wenn man auf Fragen sagt, man habe nichts zu deklarieren. Es liegt auch keine Ungerechtigkeit vor, wenn der Steuerbeamte die fehlende Summe ersehen müßte; denn das hat er seiner eigenen Nachlässigkeit und Leichtgläubigkeit zuzuschreiben.“ Das ist die jesuitische Lehre vom geistigen Vorbehalt in ihrer Anwendung auf einen besonderen Fall, auf die Steuerangelegenheit. Und nun überlege man sich einmal die Tragweite solcher Sätze! Die „Freikirche“ wirft die Frage auf: „Wohin sollte es führen, wenn statt der Vertreter des Volkes, die berufsmäßig über Annahme oder Ablehnung der von der Regierung eingebrachten Steuervorlagen zu entscheiden haben, jeder einzelne sich befugt halten dürfte, die im Reichs- oder Landtag beschlossenen und öffentlich ausgeschriebenen Steuern als ‚lästig‘, ‚schädlich‘, als seiner Meinung nach ‚ungerecht‘ u. dgl. abzulehnen und deren Zahlung zu verweigern, und volends, wenn er, ohne sich in seinem Gewissen darüber ängstigen zu müssen, sich auf solchem Wege, wie ihn diese jesuitischen Moralisten empfehlen, der Steuerleistung zu entleiben sich das Recht nehmen würde; wenn Meineid und Betrug ihm zwar als unerlaubte — als unerlaubt nämlich nicht nach Gottes Gesetz, sondern (das ist doch die Meinung) nach dem bestehenden Landrecht —, aber ‚nicht ungerechte‘ (also dem göttlichen Sittengesetz nicht widersprechende) Mittel“ zur Abwälzung der Steuerlast und zugleich zur Vermeidung der gesetzlichen Strafen zu gelten hätten? Ja, was würde das Schicksal eines Staates sein, wenn Millionen von Bürgern, in solchem Sinne belehrt, sich plötzlich, z. B. bei Ausbruch eines Krieges, entschließen würden, nach diesen Grundsätzen zu handeln? Wer nicht sieht, daß eine Gesellschaft, die solche Grundsätze vertritt, solche heimtückische, jede Treulosigkeit und Lüge vor dem Richterstuhl des Gewissens entschuldigende Lehren verbreitet, im höchsten Grade staatsgefährlich ist, der muß fürwahr entweder sittlich unzurechnungsfähig oder überhaupt alles gesunden Menschenverstandes bar sein.“

G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Juni 1914.

Nr. 6.

Wird Einigkeit werden?

(Schluß.)

In den Reichen dieser Welt oder auf dem bürgerlichen Gebiet gibt es zwei Klassen von Menschen, bürgerlich rechtschaffene und bürgerlich lasterhafte: solche Menschen, die man ohne Schaden für die bürgerliche Gesellschaft frei umhergehen lassen kann, und solche, die man im Interesse der Sicherheit der menschlichen Gesellschaft in Gefängnisse einschließt oder doch einschließen sollte. Diese Unterscheidung zwischen guten und bösen Menschen im bürgerlichen Sinne ist wesentlich für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft. Je größer der Prozentsatz von guten Bürgern ist, desto fester ist das Staatswesen gegründet. Nicht etwa das Wissen, auch nicht eine starke Armee und Flotte, sondern die bürgerliche Rechtschaffenheit ist — natürlich unter Gott — die stärkste Stütze des Staatswesens. Der Staat muß daher den Unterschied zwischen bürgerlich rechtschaffenen und bürgerlich strafbaren Individuen um seines Bestandes und seiner Selbsterhaltung willen möglichst aufrechterhalten. Dies ist auch göttliche Ordnung für den Staat.¹⁾ Mit Preisgebung des Unterschieds von Bösen und Guten gibt der Staat das geordnete bürgerliche Zusammenleben, das heißt, sich selbst, auf.

Anders als vor dem bürgerlichen Forum steht es mit den Menschen vor dem göttlichen Forum. Auf das Verhältnis zu Gott gesehen, gibt es nach dem Sündenfall nur eine Klasse von Menschen. Wenn die Schrift Juden und Heiden, das heißt, alle Menschen, in ihrem Verhältnis zu Gott miteinander vergleicht, so sagt sie: „Es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten.“²⁾ „Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht einer. Da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage.“³⁾ Die Juden sind tot in Sünden

1) Röm. 13, 1—7.

2) Röm. 3, 23.

3) Röm. 3, 10. 11.

und Kinder des Zorns von Natur wie die Heiden.⁴⁾ Diese „Einlassigkeit“ aller Menschen vor Gottes Angesicht darf die christliche Kirche sich nicht wegdisputieren lassen.⁵⁾ Die christliche Kirche ist ein Reich der Gnade. Sie ist diejenige Gemeinschaft von Menschen auf Erden, welche durch Wirkung des Heiligen Geistes glauben, daß sie ohne irgendein Gutsein ihrerseits durch Gottes Gnade in Christo gerecht und selig werden. Solange jemand noch dafürhält, daß er vor Gott besser ist als ein anderer, und daraus seine Aufnahme in die christliche Kirche sich erklärt, glaubt er noch nicht Gottes Gnade in Christo und ist er somit noch nicht ein Glied der christlichen Kirche. Und wenn jemand durch die reine Gnadenlehre zwar ein Glied der christlichen Kirche geworden ist und später der Wahn sich bei ihm festsetzt, daß er durch sein Wohlverhalten oder Bessersein einen Anspruch auf die Gotteskindschaft habe, so fällt er damit aus der Gnade und aus der Gemeinschaft der christlichen Kirche heraus. Indem die christliche Kirche unverrücklich an der Schriftwahrheit festhält: „Es ist hie kein Unterschied“, also auf der Einlassigkeit der Menschen vor Gott besteht und die Zweiflassigkeit so entschieden abweist, kämpft sie um ihr Leben und ihren Bestand.

Wir geben hier summarisch wieder, was wir kürzlich anderswo ausführlicher dargelegt haben. Der christliche Glaube kann entstehen und bestehen neben mancherlei Irrtümern und Verlehrtheiten. Aber ein Ding gibt es, das den christlichen Glauben unmöglich macht. Das ist der „stolze Mut“ oder die Gesinnung des Herzens, wonach jemand seine Annahme zum Reiche Gottes und sein Bleiben im Reiche Gottes sich nicht allein aus Gottes Gnade, sondern auch aus seinem rechten Verhalten erklären will. Dies scharft die Heilige Schrift durchaus in Wort und Beispiel ein. Der Wahn, mit den Heiden nicht in eine Klasse zu gehören, hat den Juden den Hals gebrochen, wie Luther oft erinnert. Christus wurde ihnen zu einem Stein des Anstoßes und Argernisses, weil Christus als Heiland der Sünder und Sünder keinen Unterschied unter den Menschen anerkennt. Das Volk der Juden hätte sich vor dem „stolzen Mut“ schon warnen lassen sollen durch das, was sie über den Grund ihrer Annahme zum Bundesvolk und ihrer Einführung in das Land Kanaan 5 Mos. 9 lasen. Hier scharft Gott den Juden dreimal in drei aufeinanderfolgenden Versen ein, daß zwar die Heiden um ihrer Ungerechtigkeit willen aus dem Lande vertrieben würden, daß aber die Juden in ihren Herzen ja nicht den Gedanken aufkommen lassen sollten, als ob sie besser wären als die Heiden und um ihrer Gerechtigkeit willen in das Land kämen. Die klaren und gewaltigen Worte lauten: „Sprich nicht in deinem Herzen: Der Herr hat mich hereingeführt, das Land einzunehmen, um meiner Gerechtigkeit willen, so doch der Herr diese Heiden vertreibt vor dir her um ihres gottlosen

4) Eph. 2, 1—3.

5) Luther zu Ps. 51, 2. St. L. V, 484 f.

Wesens willen. Denn du kommst nicht herein, ihr Land einzunehmen, um deiner Gerechtigkeit und deines aufrichtigen Herzens willen, sondern der Herr, dein Gott, vertreibt diese Heiden um ihres gottlosen Wesens willen, daß er das Wort halte, das der Herr geschworen hat deinen Vätern, Abraham, Isaak und Jakob. So wisse nun, daß der Herr, dein Gott, dir nicht um deiner Gerechtigkeit willen dies Land gibt einzunehmen, sintemal du ein halsstarrig Volk bist.“⁶⁾ Aber die große Masse des Volkes ließ sich nicht von dem Wahn, daß Israel vor den Höllnern und Sündern einen Anspruch auf das Reich Gottes habe, losmachen, und so kam es, daß Israel von dem Reich Gottes ausgeschlossen blieb, weil dies Reich ein Reich der Gnade ist. Der Pharisäer in dem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner ist ein Repräsentant der Zweiklassentheorie. Er geht hinauf in den Tempel, zu beten, und betete bei sich selbst ein Gebet dieses Inhalts: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute.“ Christi Urteil über ihn geht aber dahin, daß er ungerechtfertigt in sein Haus hinging, also extra ecclesiam blieb. Daran schließt der Herr die Publikation der in seinem Reich geltenden Generalregel: „Wer sich selbst erhöht, der wird erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöht werden.“ Diese verderbliche, vom Reiche Christi ausschließende Selbsterhöhung aber besteht nach dem Zusammenhang des Textes in der Zweiklassentheorie: „Ich bin nicht wie andere Leute.“ Daß Israel von der christlichen Kirche ausgeschlossen blieb, weil es nicht auf der Basis der Gleichstellung mit den Heiden Gnade haben wollte, tritt uns auch an einigen Beispielen aus der Missionsgeschichte der ersten Kirche, nämlich aus der Apostelgeschichte, klar entgegen. Als Paulus zu Antiochia in Pisidien den Juden predigte, scheinen die Juden zunächst ruhig und anständig zugehört zu haben. Am nächsten Sabbat aber fingen sie an zu widersprechen und zu lästern. Weshalb? Weil das ganze Volk — also auch die Heiden — zusammengekommen war, das Wort Gottes zu hören. „Da aber die Juden das Volk sahen, wurden sie voll Neides und widersprachen, . . . widersprachen und lästerten.“⁷⁾ Die Juden wollten Gnade, aber keine Gnade bei Gleichstellung mit den Heiden. In Jerusalem steht Paulus⁸⁾ vor einer großen Versammlung der Juden auf den Stufen des römischen Lagers. Als Paulus mit der Hand winkt zum Zeichen, daß er reden wolle, wird eine große Stille. Und als die Juden hörten, daß Paulus hebräisch zu ihnen redete, wurden sie noch stiller. Die Stille hält auch an, bis Paulus von Christi Befehl berichtet: „Gehe hin, ich will dich ferne unter die Heiden senden.“ Bei diesen Worten: „Ich will dich unter die Heiden senden“ bricht ein Lärm wie aus der Hölle los. Sie schreien: „Hintweg mit einem solchen von der Erde; denn es ist nicht billig, daß er leben soll!“ Sie

6) 5 Mos. 9, 4—6.

7) Apost. 13, 45.

8) Apost. 21, 22.

werfen ihre Kleider ab und den Staub in die Luft. Weshalb? Sie wollen kein Heil auf der Plattform der Gleichstellung mit den Sündern aus den Heiden.

Aber die vom Reiche Gottes ausschließende Zweiklassentheorie findet sich nicht nur bei den Juden. Es ist dies die Theorie jedes natürlichen Menschen. *Opinio legis naturaliter inhaeret homini*. Deshalb hat der Apostel Paulus Veranlassung, auch die Heidenchristen vor einem Rückfall in diese Theorie zu warnen, mit der Bedrohung, daß es dann mit ihrem Christentum und ihrer Gliedschaft in der christlichen Kirche aus sei. Der Apostel Paulus kommt auf diesen Punkt im 11. Kapitel des Römerbriefes. Die Sachlage war diese: die Heiden sahen die Tatsache vor Augen, daß die Juden verworfen und sie — die Heiden — angenommen waren. Da regte sich auch bei den Heidenchristen die in jedem natürlichen Herzen wohnende Zweiklassentheorie. Sie wollten sich ihre Annahme zum Reiche Gottes daraus erklären, daß sie weniger schlecht seien als die Juden. Die Juden waren bei den Heiden sehr verachtet, wie wir auch aus Tacitus wissen. Aber mit heiligem Zorn geht der Apostel gegen diesen „Erklärungsgrund“ vor. Er macht den Heidenchristen den Standpunkt also klar: Du sprichst: Die Zweige, die Juden, sind zerbrochen, daß ich, der Heide, hineingepropft würde. Ist wohl geredet! Sie, die Juden, sind zerbrochen um ihres Unglaubens willen; du, Heide, aber stehst durch den Glauben. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich! Hat Gott der natürlichen Zweige nicht verschonet, daß er vielleicht dein auch nicht verschone. Hierauf läßt der Apostel die gewaltigen Worte folgen, durch welche er die Grenzen absteckt, innerhalb welcher sich die menschlichen Gedanken bei der Frage: *Cur alii prae aliis?* zu halten haben. Sie entsprechen dem Typus 5 Mos. 9. Die Kanaaniter werden um ihrer Ungerechtigkeit willen aus dem Lande vertrieben, aber die Israeliten kommen nicht um ihrer Gerechtigkeit willen hinein, da sie auch ein halsstarrig Volk sind und nicht besser als die Heiden. So heißt es hier im Antitypus in bezug auf die Annahme zur Gotteskindschaft: „Darum schaue die Güte und den Ernst (*ἀκρομυῆ*, Schärfe) Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, sofern du an der Güte (der Gnade) bleibest; sonst wirst du auch abgehauen werden.“ Es gibt kein auf „verschiedenes“, das heißt, auf besseres Verhalten gegründetes und daraus erklärbares Christentum. Bei der Gesinnung: „Ich bin nicht wie andere Leute“ gibt es weder ein Kommen zum Glauben noch ein Bleiben im Glauben.

Durch die Zweiklassentheorie ist auch Petrus zu seinem schrecklichen Fall gekommen. Dies geht klar aus Mark. 14, 29 hervor. Christus spricht den Abend vor seinem Tode warnend zu seinen Jüngern: „Ihr werdet euch in dieser Nacht alle an mir ärgern. Denn es stehet geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde

werden sich zerstreuen.“ Darin sieht Petrus eine grundlose Verdächtigung seiner Jüngerlehre und seiner geistlichen Stärke. Er gibt zwar zu, daß die andern wohl schwach werden und fallen könnten. Aber ihn, Petrus, soll der Herr nicht in eine Klasse mit den andern tun. Er, Petrus, wird sich sicherlich anders und besser verhalten. Er spricht zum Herrn: „Und wenn sie sich alle ärgerten, so wollte ich mich nicht ärgern.“ Die andern wohl, *ἀλλ' οὐκ ἐγώ*. Nach einigen Stunden verleugnet Petrus seinen Herrn dreimal mit steigender Entschiedenheit. Als Petrus zur Buße kam, war er von der Zweiklassentheorie geheilt. Bei der Erscheinung am See Genesareth erinnert ihn der Herr an den törichtesten Vorzug, den er im Vergleich mit den andern Jüngern sich zugeschrieben hatte: „Wenn sie sich alle ärgerten, so wollte ich mich nicht ärgern.“ Der Herr fragt komparativisch: „Simon Johanna, hast du mich Lieber, denn mich diese haben?“ Petrus aber antwortet nicht mehr: „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich Lieber habe“, sondern er begnügt sich mit der Versicherung: „Du weißt, daß ich dich lieb habe.“

Aber die Zweiklassentheorie ist in der Kirche nicht ausgestorben. Sie wurde in den folgenden Jahrhunderten von den Pelagianern und Semipelagianern vertreten. Sie hat ungezählte Millionen vom Reiche Christi ferngehalten, und ungezählte Millionen sind dadurch aus dem Glauben gefallen und nicht wie Petrus zurückgekehrt. Kaum war im 16. Jahrhundert durch Luther das Licht der Gnadenlehre zur Errettung und Erbauung der armen Christenheit wieder auf den Leuchter gestellt, als ihm schon 1524 Erasmus in der Schrift *De libero arbitrio* wieder mit der Lehre entgegentrat, daß die Seligwerdenden sich besser verhielten als andere, und daß dieses bessere Verhalten ihr Seligwerden vor andern erkläre. Luther setzte Erasmus 1525 die Schrift *De servo arbitrio* entgegen, worin er ausführt, daß die Menschen außer Christo, das heißt, ehe sie durch Gottes Gnadenwirkung zum Glauben an Christum gekommen sind, ohne Unterschied Gefangene der Sünde und des Teufels sind. Was lehrte Erasmus gegen Luther? Es verlohnt sich, Erasmus' Lehre in den Hauptpunkten darzustellen. Wir erkennen daraus, daß die amerikanisch-lutherische Theologie, die uns Missouriier belämpft, genau auf Erasmus' Pfaden wandelt. Erasmus' Lehre⁹⁾ ist in ihren Hauptsätzen diese: Biewohl man in bezug auf die Bekehrung und die Erlangung der Seligkeit alles der Gnade Gottes zuschreiben kann, weil ohne die Wirkung und den Beistand der Gnade niemand selig werden würde,¹⁰⁾ so muß man doch mit der Gnade stets das menschliche Tun, „die Bemühung und das Bestreben des menschlichen Willens“, verbinden.¹¹⁾ Dieses Streben des menschlichen Willens nach der Gnade ist möglich, weil der Mensch auch nach dem

9) Erasmus' Schrift *De libero arbitrio* ist abgedruckt in der St. Louiser Ausgabe von Luthers Werken, Band XVIII, 1600 ff.

10) A. a. O., S. 1640.

11) S. 1641.

Fall noch die Fähigkeit hat, sich der Gnade zuzuwenden.¹²⁾ Daher gibt es nun unter den Menschen diesen Unterschied: die einen verhalten sich durch den Gebrauch der ihnen noch verbliebenen Fähigkeit recht, die andern vernachlässigen den Gebrauch dieser Fähigkeit. So erklärt sich die Tatsache, warum die einen bekehrt und selig werden und die andern nicht, daraus, daß die Seligwerdenden durch den Gebrauch des dem Menschen noch verbliebenen Restes vom freien Willen sich recht gegen die Gnade verhalten. Erasmus gesteht zu, daß es eine lange Reihe von Schriftstellen gibt, die dem Menschen jede Fähigkeit absprechen, sich der Gnade zuzuwenden.¹³⁾ Aber darüber dürfe man die Schriftstellen nicht vergessen, in denen durch Bedingungsätze (wenn du dich bekehrst, wenn du glaubst usw.) und durch Befehlsätze (Befehret euch, glaubet, kommet her zu mir! usw.) Glaube und Bekehrung von dem Menschen gefordert wird. Diesen Widerspruch auszugleichen, gebe es nur ein Mittel: man müsse die Sache zwischen der Gnade und dem Willen des Menschen teilen. „Die Stellen, die dem Schein nach einander widersprechen, können leicht miteinander in Übereinstimmung gebracht werden, wenn wir die Bemühung und das Streben des menschlichen Willens mit dem Beistand der göttlichen Gnade verbinden.“¹⁴⁾

Es ist bekannt, wie Luther und die lutherischen Theologen die Torheit der erasmischen Exegese ins Licht stellen. Sie sagen: Es ist weder ein wirklicher noch ein scheinbarer Widerspruch zwischen den Bedingungsätzen und den Befehlsätzen einerseits und den Schriftstellen andererseits, welche dem Menschen jegliche Fähigkeit, sich der Gnade zuzuwenden, absprechen. Die Bedingungs- und Befehlsätze sagen eben rein nichts aus über die Fähigkeit des Menschen, die Bedingung zu erfüllen oder dem Befehl nachzukommen. Wer wird so töricht sein zu behaupten, daß in dem Satz: „Bezahle mir, was du mir schuldig bist!“ die Fähigkeit, die Bezahlung auch zu leisten, ausgesprochen sei? Und wer wird so unsinnig sein anzunehmen, daß in Petri Zuruf an den Lahmen: „Stehe auf und wandele!“ des Lahmen Fähigkeit zum Wandeln behauptet werde? Die Sache ist die: die Bedingungs- und Befehlsätze der Schrift sind zweierlei, entweder gesetzlichen oder evangelischen Inhalts. Durch die gesetzlichen Aufforderungen wird der Mensch zur Erkenntnis seines gänzlichen Unvermögens und seiner Verdammungswürdigkeit geführt. Durch die evangelischen Aufforderungen (Kommt her zu mir, glaubet usw.) wird allein durch Gottes Kraft der Glaube gewirkt, der geistlich Tote geistlich lebendig usw. Gerade wie durch Christi Zuruf: „Lazare, komm heraus!“ der tote Lazarus ohne Mitwirkung lebendig wird und der Lahme vor des Tempels Tür durch Petri Zuruf: „Stehe auf und wandele!“ ohne Mitwirkung seitens des Lahmen wandeln gemacht wird,

12) S. 1612.

13) S. 1631.

14) S. 1641.

so ist zwischen den beiden Reihen von Schriftausagen, die eine Auf= forderung an den Menschen enthalten, und den Schriftausagen, die dem Menschen jegliche Kraft absprechen, der Aufforderung nachzukom= men, weder ein wirklicher noch ein scheinbarer Widerspruch, und die erasmische, modern=deutschländische und amerikanische „Erege=“, welche zum Zweck der Harmonisierung den auf die sola gratia lautenden Schriftausagen etwas abzieht, entbehrt auch jeder natürlichen Vernünftigkeit. — Doch, was urteilte nun Luther über die erasmische Behauptung, daß der Mensch unter Anregung und Beistand der Gnade sich der Gnade zuwenden oder von der Gnade abkehren könne? Er sagt am Schluß seiner Antwort an Erasmus: „Du allein hast den Punkt gesehen, um den es sich eigentlich“ (zwischen mir und dem Papsttum) „handelt, und du bist mir an die Kehle gefahren“ (cardi= nem rerum vidisti et ipsum jugulum petisti).¹⁵⁾ Luther sagt damit: Wenn Erasmus' Behauptung richtig ist, daß des Menschen Glaube nicht ein reines Geschenk der Gnade Gottes ist, sondern auch durch menschliches Wollen zustande kommt, so ist meine (Luthers) ganze Gnadenlehre falsch, und der Papst mit seiner Werklehre hat mir gegen= über recht. Luther hatte dem Papsttum gegenüber die biblische Lehre von der Rechtfertigung auf den Plan gebracht, nämlich die Lehre: „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder“, und zwar Sünder, die nicht bloß halbtot, sondern wirklich tot in Sünden sind und sich selbst nicht helfen können. Sie werden aber ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade durch die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist. „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben.“ Der Glaube aber, der die Gnadenverheißung ergreift und durch den die Rechtfertigung sich vollzieht, ist auch ein reines Geschenk der Gnade Gottes. Wer durch einen Glauben gerecht werden will, der dadurch zustande kommt, daß der Mensch im Vergleich mit andern Menschen sich recht verhält oder etwas Böses unterläßt, will durch Werke gerecht werden. Unter dem Namen der Rechtfertigung durch den Glauben, lehrt er eine Rechtfertigung aus den Werken. Die Wirkung dieser Lehre ist auch genau dieselbe wie bei der in größerer Form vorgetragenen Werklehre des Papstes. Bei dem Wahn vom besseren Verhalten kann niemand zum Glauben kommen, noch auch im Glauben bleiben, weil der christliche Glaube auf eitel Gnade baut. Luther sagt sich daher in seinem Glaubensbekenntnis vom Jahre 1529 noch einmal öffentlich und feierlich von dem Irrtum des Erasmus los: „Ich verwerfe und verdamme als eitel Irrtum alle Lehren, so unsern freien Willen preisen, als die stracks wider solche Hilfe und Gnade unsers Heilandes Jesu Christi streben. Denn weil außer Christo“ (ehe wir zum Glauben an Christum gekommen sind) „der Tod und die Sünde unsere Herren und der Teufel unser Gott und Fürst ist,

15) Opp. v. a. VII, 367. St. 2. XVIII, 1967.

kann da keine Kraft noch Macht, kein Wiß noch Verstand sein, damit wir zur Gerechtigkeit und Leben uns könnten schiden oder trachten, sondern müssen verblendet und gefangen, des Teufels und der Sünden eigen sein, zu tun und zu denken, was ihnen“ (dem Teufel und der Sünde) „gefällt und Gott mit seinen Geboten zuwider ist.“¹⁶⁾

Um die Gnadenlehre oder die Lehre von der Rechtfertigung ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben festzuhalten, hat daher auch die Konkordienformel sich ex professo und in mehreren Paragraphen von dem Irrtum losgesagt, daß unter den Menschen in ihrem Verhältnis zu Gott vor ihrer Befehrung ein Unterschied sei, näher, daß die Seligwerdenden sich besser gegen die Gnade Gottes verhielten und in geringerer Schuld seien als die Verlorengehenden. Es ist uns immer merkwürdig gewesen, wie genau die Ausführungen der Konkordienformel in den Paragraphen 57 bis 64 den Schriftausagen 5 Mos. 9 und Röm. 9—11 entsprechen. 5 Mos. 9 lehrt Moses: Die Kanaaniter werden um ihrer Ungerechtigkeit willen aus dem Lande vertrieben, aber Israel kommt nicht um seiner Gerechtigkeit willen hinein, sintemal es auch ein halsstarrig Volk ist. Röm. 9—11 lehrt der Apostel: Die Juden, welche vom Gnadenreich ausgeschlossen bleiben und verstoßt werden, tragen selbst die Schuld durch ihr Festhalten an der Werklehre. Gott wollte auch diese retten: „Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem Volk, das ihm nicht sagen läßt und widerspricht.“ Die Juden und Heiden aber, welche in das Gnadenreich eingetreten sind und in dem Gnadenreich bleiben, haben dies nicht etwa ihrem Wollen und besseren Verhalten, sondern allein Gottes Gnade oder Gottes gnädigem Wollen zu verdanken: „Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich. So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen.“¹⁷⁾ Dem entspricht genau die Darlegung in den Paragraphen 57 bis 64 der Konkordienformel. Die Konkordienformel scharft einerseits ein, „daß wir bei einem Teil“ (nämlich bei denen, die unbefehrt bleiben und verloren gehen) „erkennen sollen Gottes Gericht, denn es sind wohlverdiente Strafen der Sünden“. Andererseits scharft die Konkordienformel ein, daß Gott an uns, denen Gott sein Wort gibt und läßt und die er nicht verstoßt und verwirft, seine lautere Gnade und Barmherzigkeit preist, da wir wohl in gleicher Schuld sind, uns auch übel gegen Gottes Wort verhalten und bei einem Vergleich mit den Verlorengehenden gestehen müssen, daß wir genau so beschaffen sind wie jene: *nos cum illis collati et quam simillimi illis deprehensi*. Diese Tatsache aber, daß kein Unterschied in Beschaffenheit und Verhalten zwischen uns und den Verlorengehenden statthabe, müsse festgehalten werden, damit die christliche Lehre vom Seligwerden aus Gnaden ohne menschliches Verdienst rein bleibe.

16) St. 9. XX, 1096 f.

17) Röm. 9, 16.

Trotzdem hat es auch protestantische und lutherische Theologen, sonderlich zu unserer Zeit, immerfort gejuckt, die Schriftwahrheit: „Es ist hier kein Unterschied“ zu leugnen, bei den Seligwerdenden im Vergleich mit den Verlorengehenden ein „verschiedenes“, das heißt, besseres Verhalten anzunehmen und so die christliche Lehre, daß wir aus Gnaden gerechtfertigt und selig werden, umzustößen. Vom Standpunkt der Zweiklassentheorie aus, das heißt, von dem Irrtum aus, daß die Seligwerdenden im Vergleich mit den Verlorengehenden sich besser verhalten, haben in Amerika seit mehr als dreißig Jahren Jowa, D. Schmidt, Ohio und einzelne aus dem Council und der Generalsynode Krieg gegen die „Missourier“ geführt. Eine ganze Menge Unglück (Leugnung der allgemeinen Gnade, Zwangsbekehrung, unwiderstehliche Gnade usw.) würde es geben, wenn die Bekehrung der Seligwerdenden allein von Gottes Gnade abhinge und nicht auch von ihrem besseren Verhalten der Gnade gegenüber. Noch ganz kürzlich wurde aus der Ohiosynode heraus geschrieben: „Wo etwa lehren Schrift und Bekenntnis, daß unter den Menschen kein Unterschied sei, dermaßen, daß alle sich gleich übel gegen die rettende Gnade Gottes verhalten?“¹⁸⁾ Und D. Rehser aus der Generalsynode¹⁹⁾ argumentiert gegen die „Missourier“ genau so wie Erasmus gegen Luther. Auch D. Rehser will alles der Gnade Gottes zuschreiben, aber mit der Beschränkung, daß nach Gottes gnädiger Darbietung des Heils die Menschen die entscheidende Wahl haben; „denn an diesem Punkte tritt ihre“ („der erweckten und erleuchteten Sünder“) „freie moralische Tätigkeit (free moral agency) hinsichtlich der gnädigen Anerbietung in Wirksamkeit (comes into play)“.²⁰⁾ Der Heilige Geist gibt nur die Fähigkeit zum Glauben, nicht den Glauben selbst, weil sonst der Heilige Geist für den Menschen glauben müßte.²¹⁾ Der Mensch muß vor seiner Bekehrung die Fähigkeit haben zu entscheiden, ob er sich von Gott will retten lassen oder nicht, sonst würde er durch Zwang bekehrt, und alle Aufforderungen zum Glauben wären unnütz.²²⁾ Die Erwählung in „Ansehung des Glaubens“ will D. Rehser genauer dahin

18) Zeugnisse, S. 44.

19) Election and Conversion. Burlington, Jowa. 1914.

20) S. 66. 67.

21) S. 79 f.

22) S. 105. 55. 44. "If there is no 'condition or moment' before conversion when the sinner can decide whether he will let God save him or not, then, if he is converted, he must be converted by force, just as we have proved again and again. Such a theology makes all the gracious invitations of the Bible to the unconverted nugatory, not to say insincere." "If man has no freedom whatever to accept the offered grace, then, if it does come to him, it must have been forced upon him." "Note that Christ began to preach to unregenerated men by saying, 'Repent ye, and believe the Gospel.' Why command them to do what they were utterly unable to do? . . . Why bid a man believe when he couldn't?"

bestimmen: "God has elected sinners in view of the use they will make of divinely imparted and enabled freedom at every point in the Order of Salvation."²³⁾ So stellt D. Kexfer alles, was zum Seligwerden eines Menschen gehört, ausschlaggebend auf die "free moral agency" des Menschen. Die Menschen, welche im Unterschiede von andern ihre "free moral agency" der Gnade gegenüber recht gebrauchen, erlangen dadurch die Seligkeit. Es ist dies freilich sachlich nichts anderes als das iewasche und ohiosche „verschiedene Verhalten“. Aber es trägt doch wohl etwas zur Klärung der Sachlage bei, wenn D. Stellhorn²⁴⁾ D. Kexfer als treuen Verbündeten "in every essential point" begrüßt. D. Kexfer spricht manches offener aus als D. Stellhorn.

Wir glauben uns genugsam darüber ausgesprochen zu haben, daß wir unsern Bekämpfern nicht das persönliche Christentum absprechen wollen. Wir haben vielmehr nach dem Vorgang Luthers in seinem Urteil über Erasmus und andere Theologen daran erinnert, daß die Theologen öffentlich oft anders lehren, als sie in ihrem Herzen vor Gott glauben. So nehmen wir auch von unsern Bekämpfern in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl an, daß sie vor Gott in ihrem Herzen christlich glauben. Aber ihre Lehre, daß Glaube und Seligkeit nicht allein auf Gottes Gnade stehe, sondern auch von dem verschiedenen, das heißt, guten Verhalten oder der "free moral agency" des Menschen abhängen, ist gänzlich außerhalb des Christentums gelegen. Durch diese Lehre ist der Konnex mit dem Christentum als der Religion der Gnade im Gegensatz zu aller heidnischen Werklehre aufgegeben. Durch diese Lehre wird der Zentralartikel von der Rechtfertigung aus dem Glauben nicht bloß geschädigt, sondern gänzlich umgestoßen, weil nach dieser Lehre der Glaube nicht bloß von Gottes Gnade, sondern auch von dem korrekten Verhalten des Menschen abhängen, also ein teilweises Menschenwerk sein soll. Unter dem Namen des Glaubens wird hier Werklehre dargeboten. Deshalb sagte mit Recht Luther von Erasmus: „Du bist mir an die Kehle gefahren.“ Deshalb sagte Walther auch mit Recht zu Beginn des Streites über die Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl in einem Briefe an E. A. Brauer, daß man jetzt damit umgehe, an die Stelle des Gnadenevangeliums die heidnische Werklehre zu setzen. Wir wiederholen: Solange jemand noch — nicht bloß in Worten, sondern in seinem Herzen — seine Bekehrung sich aus seinem besseren Verhalten erklärt, ist er noch unbekehrt. Er hat noch nicht das hochzeitliche Kleid, den Glauben, an; denn der christliche Glaube ist nach der Schrift ein Glaube, der auf eitel Gnade baut, wie unser Bekenntnis es ausdrückt. Und wenn jemand durch den Glauben an die sola gratia zum Glauben gekommen ist und er läßt sich durch des Satans Betrug zum Vertrauen auf sein besseres Verhalten verführen,

23) S. 114.

24) Zeitbl. 1914, S. 232.

so fällt er aus dem Glauben, wie an Petrus zu sehen ist. Und solange jemand noch dafürhält, daß Gott ihn in Vorausicht seines verschiedenen Verhaltens erwählt habe, hat er kein Recht, sich für einen Erwählten zu halten. Es gibt keine Wahl in Ansehung des menschlichen Verhaltens, sondern nur eine Wahl aus Gnaden. Ein solcher trägt vielmehr noch die Signatur derer an sich, die Gott verwirft. Gott verwirft jeden, der sich selbst erhöht, das heißt, vor Gott sagt: „Ich bin nicht wie andere Leute“, wie wir am Pharisäer, an den ungläubigen Juden usw. sehen.

Darum müssen wir zum Zweck einer gottgefälligen Einigung allerdings darauf bestehen, daß alle diejenigen, die bisher das „verschiedene menschliche Verhalten“ als Erklärungsgrund für die Bekehrung, Seligkeit und Erwählung gelehrt haben, diese Lehre ohne jeglichen Vorbehalt zurückziehen.

Die Gründe, summarisch zusammengefaßt, sind diese:

1. Diese Lehre widerspricht der Schrift, welche von den Menschen in ihrem Verhältnis zu Gott sagt: „Es ist hie kein Unterschied“ usw.

2. Diese Lehre stößt den Zentralartikel von der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben um, weil sie aus dem Glauben ein teilweises Menschenwert macht.

3. Diese Lehre widerspricht unserm lutherischen Bekenntnis, in dem wir mit der Konfordinformel bekennen, daß die Seligwerdenden in gleicher Schuld mit den Verlorengehenden sind und sich auch übel verhalten.

4. Diese Lehre widerspricht auch der Augustana im 5. und 18. Artikel.

5. Diese Lehre widerspricht auch dem Kleinen Katechismus Luthers in Luthers Erklärung zum dritten Artikel.

6. Diese Lehre widerspricht dem Glauben der ganzen Christenheit auf Erden, weil kein Christ sich seinen Glauben, seine Seligkeit und ewige Erwählung aus seinem verschiedenen Verhalten, sondern lediglich aus Gottes Gnade erklärt.

7. Diese Lehre stößt den allgemeinen Gnadenwillen um, weil der allgemeine Gnadenwille auf die sola gratia lautet und es einen Gnadenwillen in Ansehung des verschiedenen, das heißt, guten menschlichen Verhaltens, gar nicht gibt.

8. Diese Lehre läßt, soviel an ihr ist, keinen Menschen zum Glauben kommen und die zum Glauben gekommenen stürzt sie, soviel an ihr ist, aus dem Glauben und macht sie zu Zeitgläubigen. Sie schafft, soviel an ihr ist, nicht Kennzeichen der Gotteskindschaft, Seligkeit und Erwählung, sondern Kennzeichen des Ausgeschlossenseins von der Gotteskindschaft, wie beim Pharisäer, und Kennzeichen der Verwerfung.

9. Durch eine Reformationsfeier im Jahre 1917 mit dem „verschiedenen menschlichen Verhalten“ als Erklärungsgrund für die Be-

lehre, Rechtfertigung, Erlangung der Seligkeit und der ewigen Erwählung würden wir Luther „an die Kehle fahren“ und die Reformation nicht feiern, sondern tatsächlich verspotten.

Darum richten wir an alle Beteiligten die herzlichste Bitte, das „verschiedene menschliche Verhalten“ nebst Zuhör ohne Vorbehalt aufgeben zu wollen. Es geht wirklich nicht anders, wenn wir uns in der lutherischen, das heißt, christlichen Lehre Gott zu Ehren und der Christenheit zum Heil einigen wollen.

Im vorstehenden ist die Antwort auf D. Keysers Vorschlag²⁵⁾ gegeben: „Now if the one party will give up the term ‘good conduct,’ could not Dr. Pieper and his synodical brethren join them in fellowship on the basis of justification by faith alone, salvation by grace alone, and the genuine offer of grace and salvation to all, with liberty on any peculiar view of election and conversion? Why not hoist the white flag and declare peace?“ Wenn „good conduct“ und die „free moral agency“ aufgegeben werden, dann fallen beide auch als Grundlage oder Vorbedingung für die Bekehrung, Rechtfertigung und Erwählung fort, und wir sind dann auch alsbald in der Schriftlehre von der Bekehrung und von der Erwählung einig.

Es seien uns noch einige Worte in bezug auf die Schlußbemerkung des *Lutheran* gestattet. Der *Lutheran* sagt: „Wenn der Parteigeist (party considerations) ausgeschlossen würde, so wäre eine Möglichkeit vorhanden, sich in Lehre und Praxis zu einigen.“ Das ist in vollem Umfange wahr. Nicht etwa die Dunkelheit der Schrift, sondern der Parteigeist unter den Christen und namentlich auch unter den Lehrern der Kirche ist die Ursache der Uneinigkeit und Trennung in der Kirche. So war es in der apostolischen Kirche und in allen folgenden Jahrhunderten.²⁶⁾ Der Parteigeist ist ein ganz erschreckliches Ding. Ohne sich dessen recht bewußt zu werden, verdreht er des Gegners Standpunkt und leugnet er offenbare Tatsachen. Und wer in Selbstvertrauen sagen wollte: „Ich bin nicht wie andere Leute, mir kann so etwas nicht passieren“, der ist ein Tor. Auch wer aus der Schrift gewiß ist, daß er nur die göttliche Wahrheit vertritt, hat alle Ursache, sich fortwährend zu prüfen, ob er bei der Darstellung der Tatsachen und des gegnerischen Standpunktes vollkommen wahr bleibt. Freilich ist es eine beliebte Waffe der Vertreter des Irrtums, ohne Ursache über Verfehrung des status controversiae und unrichtige historische Darstellungen zu klagen. Aber selbst durch solche Klagen sollen die Vertreter der Wahrheit zu steter Wachsamkeit über sich selbst veranlaßt werden. Auch wir Missourier erbiten uns, daß wir durch Gottes Gnade jede nachweisbar aus dem Parteigeist stammende irrige Behauptung in bezug auf den Streitpunkt, historische Tatsachen usw. zurücknehmen wollen. Wenn

25) S. 165.

26) 1 Kor. 1, 10 ff. Luther VIII, 1119 ff. Apol., S. 128.

uns von Gegnern solche irrigen Behauptungen nachgewiesen werden, so wollen wir das als einen Liebesdienst ansehen. Unser Gegenüber sollte sich aber auch von uns dieselbe Erinnerung gefallen lassen. Wir wollen hier einige gegnerische Behauptungen nennen, die sich nur aus dem Parteigeist erklären.

1. Nur aus dem Parteigeist erklären sich die schmidt=ohioschen Reden von „Neumissouri“, da nicht nur 1863 in „Lehre und Behre“ die jetzt als „neumissourisch“ bezeichnete Lehre haarscharf dargelegt ist, sondern auch D. Schmidt und Ohio vor dem Streit das menschliche Verhalten als Erklärungsgrund für die Befehrung und Ermählung verworfen, das Geheimnis der *discretio personarum* ausdrücklich bekannt, das psychologische Geheimnis desabouiert, auch das *intuitu fidei* als mißverständlich bezeichnet haben.

2. Nur aus dem Parteigeist erklärt sich die Behauptung, wir „Missourier“ hätten absichtlich den ohioschen Standpunkt dadurch falsch dargestellt, daß wir vor „conduct“ die Adjektiva „correct“ und „good“ eingefügt hätten, da doch die Ohioer diese Adjektiva teils ausdrücklich hinzugefügt, teils stets gemeint haben, wo sie „conduct“ als Erklärungsgrund für die *discretio personarum* gebraucht haben.

3. Nur aus dem Parteigeist erklärt sich die Behauptung, daß der Satz: die Befehrung und Seligkeit hänge nicht allein von der *sola gratia*, sondern in einem gewissen Sinne vom menschlichen Verhalten ab, die *sola gratia* nicht schädige und in einem gewissen Sinne *defensibile* sei und den Gedanken ausdrücken könne, daß die Nichtbefehrung vom bösen Verhalten abhängt.

4. Nur aus dem Parteigeist erklärt sich die Behauptung, daß die Befehrung einen Zwang involviere, eine *volens volens*-Befehrung sei usw., wenn man dabei neben der Gnadenwirkung Gottes nicht auch ein korrektes menschliches Verhalten oder a *freedom to accept the offered grace, a willingness to be converted* usw. (Leander Kehler) annähme. Die Befehrung besteht ja gerade darin, aus *volentes* zu machen.

5. Nur aus dem Parteigeist erklärt sich die Behauptung, daß das Lehren der *sola gratia* unter Abweisung des korrekten menschlichen Verhaltens, der *willingness to be converted* usw. den allgemeinen Gnadenwillen umstoße. Auch der allgemeine Gnadenwille lautet ja lebendig auf die *sola gratia* und weiß nichts von einem vorausgesetzten korrekten Verhalten, *willingness to be converted* usw.

6. D. Kehler behauptet und D. Stellhorn brudt nach, daß in der „missourischen“ Theologie der Glaube ein Verdienst sei (*matter of merit*). Diese Behauptung steht in so offenbarem Widerspruch mit den Tatsachen, daß es einige Schwierigkeit verursacht, sie nur aus blindem Parteigeist zu erklären. Nach missourischer Theologie ist der Glaube dann ein Verdienst, wenn der Glaube, wie Missouris

Gegner lehren, nicht bloß von Gottes Gnade, sondern auch vom menschlichen correct conduct, free moral agency usw. abhängt. Wenn man dagegen den Glauben als reines Gnadengeschenk Gottes auffaßt — und das ist die missourische Theologie —, so ist der rechtfertigende Glaube das Gegenteil von jeglichem Menschenwerk. Und dieser richtigen Auffassung des Glaubens gilt unser ganzer Kampf.

7. D. Kehler schreibt und D. Stelhorn druckt nach, daß wir die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Mittelpunkt rückten und die Lehre von der Gnadenwahl ins Zentrum stellten. Diese Behauptung steht in so offenbarem Widerspruch mit den Tatsachen, daß es einige Schwierigkeit bereitet, sie nur aus blindem Parteigeist zu erklären. Nach unserer Lehrdarstellung seit dreißig Jahren ist und bleibt die Rechtfertigung durch den Glauben der Zentralartikel und die Lehre von der Gnadenwahl nur ein Hilfsartikel. Die Lehre von der Gnadenwahl nimmt nur eine dienende Stellung in der christlichen Lehre ein. Sie bestätigt den Zentralartikel, daß wir „lauter aus Gnaden“, ohne irgendwelches Tun unsererseits, gläubig, gerecht und selig werden.²⁷⁾ Nach der gegnerischen Lehre von der ewigen Erwählung ist die ewige Erwählung eine Prämie auf menschliches correct conduct, free moral agency, willingness usw. Die gegnerische Lehre bestätigt ganz gewaltig die das ganze Christentum aufhebende Irrlehre, daß der Mensch nicht allein aus Gnaden gläubig, gerecht und selig wird. Um diese Tatsache sich und ändern zu verbergen, behauptet der Parteigeist, die Missourier rückten die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Zentrum. Besonders leicht macht sich der Parteigeist auch in der Exegese geltend. Und hier gibt es nur ein Mittel, der Verführung durch den Parteigeist zu entrichten: Man muß an den Schriftworten, wie sie (natürlich in ihrem Zusammenhang) dastehen und wie sie lauten, unverrücklich festhalten, auch wenn die ganze Welt, inklusive des eigenen Ich, dagegen redet. Deshalb schrieb Luther zu Marburg die Worte Hoc est corpus meum mit Kreide vor sich auf den Tisch. Sobald man den Wortlaut der Schrift fahren läßt in der Meinung, „Widersprüche“ beseitigen zu müssen, ist man verloren und setzt man die eigene Meinung oder die Meinung seiner Partei an die Stelle der Schrift. Wenn D. Kehler seine Schrift wider die „Missourier“ nochmals prüft, wird er finden, daß er die von der Berufung, Belehrung, Rechtfertigung, Erhaltung und ewigen Erwählung handelnden Schriftstellen nach seiner „free moral agency“ usw. auslegt und nach diesem außerhalb der christlichen Religion gelegenen Grundsatz Text und Kontext umdeutet. Wenn wir so Text und Kontext nach dem Parteigeist be- und verarbeiten, folgt die Strafe oft auf dem Fuße. Sie besteht darin, daß wir uns bei diesem Verfahren für gründliche Exegeten halten und auf die Leute,

27) Konkordienformel, S. 713, 43. 44.

welche Gottes Wort stehen lassen, wie es lautet, etwas geringschätzig herabsehen. Dieser Strafe ist auch D. Kehler nicht entgangen. Durch seine ganze Schrift redet er von der piecemeal method of handling the Scriptures und dem too infinitesimal treatment of the Bible aufseiten der „Missourier“. Wie würde D. Kehler, wenn er an Stelle Zwinglis mit Luther zu Marburg disputiert hätte, Luther als piecemeal-Gezeiten bloßgestellt haben, als dieser die bloßen Abendmahlsworte Hoc est corpus meum vor sich auf den Tisch schrieb und diese weder nach Joh. 6 noch nach Zwinglis Begriffen von den Fähigkeiten eines menschlichen Leibes auslegen wollte! Merkwürdig war uns, was D. Kehler S. 129 seiner Schrift über sich selbst berichtet: Als er Apoft. 13, 48 („Es wurden gläubig, wieviel ihrer zum ewigen Leben berordnet waren“) las, konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier eine Schriftstelle vorliege, die klar lehre, daß die göttliche Erwählung die Ursache des Glaubens sei und dem Glauben vorausgehe. „And we decided“ — setzt D. Kehler hinzu — „that, if this were true, we would lay down our pen and let Dr. Pieper's book go unanswered.“ D. Kehler griff aber nach Liddell and Scott's Klassischem und einem ungenannten neutestamentlichen Lexikon mit dem Resultat: „The meaning might easily be that God had made them steady unto eternal life through their faith. There might not be the least reference here to an eternal decree, for there is nothing that so steadies the soul unto eternal life as faith in Jesus Christ.“ Das ist freilich eine wunderliche Glossen. D. Kehler sagt selbst: „We do not insist on our interpretation.“ Aber die Sache hätte unglücklicher ausfallen können, wenn er versucht hätte, *σταυμένοι ἦσαν* als Medium zu fassen in dem Sinne: „so viele sich selbst in die Reihe gestellt hatten für das ewige Leben“. Das würde gut gepaßt haben zu seiner Lehre, daß die Befehrling willingness voraussetze, und zu seiner Lehre, daß die Erwählung in Ansehung des rechten Gebrauchs der ermöglichten menschlichen Freiheit geschehen sei. So aber kommt nur der folgende Gedanke heraus: Von den Heiden zu Antiochia kamen bei der Predigt Pauli zum Glauben (*ἐπίστευον*), so viele ihrer von Gott durch den Glauben fest (steady) gemacht worden waren (Plusquamperfektum: *ἦσαν σταυμένοι*) zum ewigen Leben. Hiernach ging doch die Tatsache, daß sie von Gott durch den Glauben zum ewigen Leben fest gemacht worden waren, der Tatsache ihres Gläubigwerdens bei der Predigt Pauli vorher. Das Festgemachtwordensein von Gott zum ewigen Leben durch den Glauben war ein *prius* in bezug auf das Gläubigwerden durch die Predigt Pauli. Wenn D. Kehler sich nun nach einem Platz umsieht, wo er dieses *prius* unterbringen kann, so wird er in dem zeitlichen Lebenslauf der Heiden schwerlich einen Punkt finden, wo die Heiden vor der Predigt Pauli von Gott durch den Glauben fest gemacht worden waren zum ewigen Leben. Er verlegt daher, wenn er seinen Gedanken durchdenken wollte — was freilich gegen seine Weise

ist —, ganz von selbst das prius in die Ewigkeit, was notabene nicht bloß „die Missourier und die Calvinisten“ tun, sondern auch Luther und das lutherische Bekenntniß. D. Keyser kommt, wenn auch etwas unklar und auf Umwegen, zu dem Verständniß von Apost. 13, 48, das sich ihm bei dem ersten Lesen dieser Schriftstelle aufdrängte. Er hätte also²⁸⁾ bei seiner ersten Entschließung bleiben und nicht gegen uns schreiben sollen. Daß er es getan hat, läßt sich nur aus dem Parteigeist erklären. Wir schließen mit einer Wiederholung der Worte des *Lutheran*: “If party considerations could be eliminated, there would be a possibility of coming together on the doctrinal and practical side.”

F. P.

Zum Verständniß der Zeitbestimmungen in der alttestamentlichen Prophetie.

Nach den Zeitbestimmungen, die sie enthalten, lassen sich die Weissagungen der Schrift in drei Gruppen teilen. Die erste Gruppe besteht aus Weissagungen, in denen die Zeit der Erfüllung genau nach *Jahren*, in ordinärem Sprachgebrauch, bestimmt ist. 1 Kön. 20, 22 wird dem König Ahab durch einen Propheten kundgetan, daß Ben Hadad, König von Syrien, im nächsten Jahr wider ihn heraufziehen werde. 2 Kön. 19, 29 verkündigt Jesaja dem König Siskia, daß sein Volk im dritten Jahre nach dem Einbruch Sancheribs wieder Ackerbau und Weinzucht in dem verheerten Lande Juda treiben werde. Sodann gibt es Weissagungen, in denen auf die Zeit der Erfüllung gar nicht Bezug genommen wird. Es sei erinnert an 5 Mos. 18, 15: „Einen Propheten wie mich“ usw., 1 Mos. 49, 10 (der Schiloh) und 1 Mos. 12, 3 aus der älteren und an die Nachtgesichte Sacharjas aus der späteren Weissagung. Zur Veranschaulichung diene Sach. 8, 7: „So spricht der Herr Zebaoth: Siehe, ich will mein Volk erlösen vom Lande gegen Aufgang und vom Lande gegen Niedergang der Sonne und will sie herzubringen, daß sie zu Jerusalem wohnen; und sie sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein in Wahrheit und Gerechtigkeit.“ Auf das Wann des kommenden Heils wird weder in den Worten selbst noch in ihrem Kontext Bezug genommen. (Vgl. Sach. 3, 8; 6, 12 ff.; 8, 20 ff.)

Zwischen diesen beiden Gattungen von Weissagungen mitteninne liegt nun eine dritte, die bei weitem zahlreichste, solche Voraussetzungen nämlich, die wohl Zeitangaben enthalten, sich aber von jenen der ersten

²⁸⁾ abgesehen davon, daß der Glaube der Christen und ihr ganzer zeitlicher Christenstand in einer ganzen Reihe anderer Stellen als eine Folge und Wirkung ihrer ewigen Ermählung bezeichnet wird, 2 Tim. 1, 9; 2 Thess. 2, 14; Röm. 8, 30; Eph. 1, 3 ff.

Gruppe darin unterscheiden, daß der Zwischenraum zwischen Verkündigung und Erfüllung trotz solcher Zeitangabe nicht mathematisch bestimmt ist. Es ist dieses der Fall 1. bei den Verkündigungen, die mit den stereotypen Ausdrücken „Am Ende der Tage“, „Am Tage des Herrn“, „An jenem Tage“, „Zur Zeit des Endes“ und ähnlichen eingeleitet werden;¹⁾ 2. bei denen, die in symbolischen Zahlen die Zeit der Erfüllung angeben. So umstritten auch manche dieser Stellen sind, so gehören doch unzweifelhaft hierher Jesaj. 4, 4 ff.; 39, 14 und Dan. 8, 14; 3. wo das Früher oder Später, das Vorher oder Nachher nur durch Beziehung auf einen Kontext, in dem die Zeitferne gleichfalls unangedeutet bleibt, bestimmt wird. So wird Mal. 4 zwar das Kommen des Tages des Herrn zeitlich nach dem Auftreten des Elias gesetzt, dabei aber nicht gesagt, zu welcher Zeit letzterer sein Erscheinen machen werde. So wird überhaupt (auch in den Stellen, die sich in symbolischen Zahlen oder mit einem בְּיָמֵי הַיְיָ oder בְּאַחֲרֵית הַיָּמִים auf den neutestamentlichen Dion beziehen) das Ende als nach dem Erscheinen des Erlösers eintretend verkündigt, dabei aber die Wartezeit bis auf den Messias unbestimmt gelassen. Allen diesen Weissagungen aber — das heißt, allen, die nicht mathematisch genaue Zeitangaben für die Erfüllung enthalten — ist gemein die perspektivisch verkürzte Darstellung. Was hierüber gesagt werden kann, muß sich naturgemäß erst (I.) mit dem exegetischen Nachweis und sodann (II.) mit der Erklärung dieser Erscheinung beschäftigen.

I.

Zur Strafe für seinen Abfall vom Bundeshott wird dem König Jerobeam 1 Kön. 14 durch Ahijah ein dreifaches Unheil angekündigt: sein Kind solle sterben, sein Haus ausgerottet und sein Volk an den (Euphrat-) Fluß hinweggeführt werden. Liest man die betreffenden Verse achtlos durch, so scheint es, als ob Ahijah von einer (zusammenhängenden) Strafhandlung Gottes rede, während doch die erste Drohung schon nach wenigen Tagen, die zweite jedoch erst in einigen Jahren, die letzte gar erst nach mehr als zweihundert Jahren (740 v. Chr.) in Erfüllung ging. Ahijah schaut dieses Strafgericht ganz offenbar als ein Kontinuum — der Zeitintervalle geschieht auch nicht andeutungsweise Erwähnung. Man möchte sagen, die Rede Ahijahs sei wohl nur im Umriß wiedergegeben, ein vollständiger Bericht würde wohl das Zeitelement nicht unerwähnt gelassen haben. Aber diese Aushilfe versagt, wenn man die große Anzahl von Stellen in Betracht zieht, welche dasselbe eigentümliche Moment in der Darstellung aufweisen, und von denen wir im nachfolgenden einige behandeln wollen. Durchaus unzulässig muß uns auch die andere

1) 4 Mos. 24, 14; Jes. 2, 2; Micha 4, 1; Dan. 8, 17; Jer. 31, 31; Amos 9, 13; Jer. 33, 15.

Erklärung dieser Darstellungsweise erscheinen, als ob nämlich Weissagungen nahe bevorstehender Ereignisse durch „Unordnung im Text“ infolge „nachlässiger Redaktion“ mit solchen, die sich auf ferne Zeiten beziehen, zusammengestellt worden sind. Wir besitzen die Schriften der Propheten in der Form, die ihnen der Geist Gottes gegeben hat. Annehmbarer möchte die Erklärung scheinen, daß viele Reden, die jetzt dicht aneinandergereiht dastehen, zu verschiedenen Zeiten verabfaßt worden sind, vgl. Hagg. 1, 1; 2, 1. Doch trifft man die Erscheinung, die uns hier beschäftigt, sehr oft in Reden die einheitliche, selbständige Verkündigungen an das Gottesvolk enthalten. Abschnitte, die offenbar aus einem Guß verabfaßt, in geschlossenem Zusammenhang dastehen, enthalten Verkündigungen ferner Ereignisse in engstem Zusammenhang mit solchen nächstbevorstehender Begebenheiten. Der alte Crusius sagt in seiner „Theologia Prophetica“ treffend: „Prophetae divina luce, qua illuminantur, ad futura plerumque prospexerunt, quemadmodum fit quando coelum stelliferum intuemur. Videmus enim supra nos sidera; quanto a nobis intervallo absint, necnon quae propius, quae remotius distent, non item animadvertimus.“²⁾ Auf Grund solcher Vergleiche hat man dieser Erscheinung die Bezeichnung „prophetische Perspektive“ gegeben; ein etwas mechanisch klingender Ausdruck, dessen man aber in Ermangelung eines besseren bei dieser Untersuchung nicht gut entbehren kann.

Ein Dreifaches hat diese „perspektivische Verkürzung“ des prophetischen Fernblicks zur Folge: 1. Weit auseinanderliegende Ereignisse in der Völkergeschichte werden als eng verknüpft geschaut. Von Jesaja und Hesekiel wird Tyrus vollständige Vernichtung angedroht, Jes. 23, und Hesek. 26—28. An beiden Stellen wird der phönizischen Hauptstadt verkündigt, daß sie von den Chaldäern unter Nebukadnezar erobert werden soll, und in enger Verbindung hiermit wird die Schleifung ihrer Mauern und das Erlöschen ihrer Macht geweissagt. „Ich will einen bloßen Fels aus dir machen und einen Wert, darauf man die Fischgarne ausspannt“, Hesek. 26, 14. Und so ist allerdings heutigentags Tyrus, die Stadt, in die einst Schiffe mit „Segeln von gestickter Seide“ (27, 7) aus aller Herren Ländern einfuhren, ein Steinhaufen, auf dem, in wörtlicher Erfüllung jenes Wortes, Fischer ihre Netze trocknen. Daß aber dieses Gericht sich erst nach zweitausend Jahren erfüllen werde, davon ist in der Weissagung keine Andeutung; und doch verhielt es sich so. Nebukadnezar nahm die Stadt ein, zerstörte sie aber nicht. Alexander der Große eroberte sie 250 Jahre später, doch blühte sie rasch wieder auf; sie wird Matth. 15, 21 und Apost. 21, 3, 7 erwähnt. Später war sie Sitz eines christlichen Erzbischofs, die Kreuzfahrer nahmen sie nach mehrmonatiger Belagerung ein. Saladin zerstückte sich 1189 an ihren Mauern den Kopf, und erst

2) Bei Hengstenberg, *Christologie*, III, 2, S. 191.

im vierzehnten Jahrhundert n. Chr. wurde sie von den Sarazenen geschleift und zu der Einöde gemacht, die Jesaja und Hiesekiel beschreiben. „Die von Nebukadnezar gebrochene Macht von Tyrus fällt für Hiesekiel in der Anschauung zusammen mit der gänzlichen Vernichtung derselben.“ (Keil.) Dasselbe gilt von Jes. 23. Auch das Schicksal Edoms als „eine Wohnung der Schakale und eine Wüste auf ewig, nicht wird daselbst ein Mann wohnen, und kein Mensch drinnen hausen“, Jer. 49, 33, hat sich im Verlaufe eines Jahrtausends buchstäblich erfüllt, wird aber von Jeremia schon im Zusammenhang mit dem Feldzug Nebukadnezars geschildert.

Besonders merkwürdig ist die Parallele, die hierzu Jesaias Weissagung über Babel bildet, Jes. 13, 20—22: „daß man hinfort nicht mehr da wohne, noch jemand da bleibe für und für, . . . sondern Wüstentiere werden sich da lagern, und ihre Häuser voll Ihus sein, . . . und es heulen Schakale in ihren Palästen. Ihre Zeit wird schier kommen, und ihre Tage werden sich nicht säumen.“ W. 17 heißt es: „Ich will die Meder über sie erwecken.“ Nicht angedeutet ist hier, daß das Werk des Chrus vorerst von Darius Hystaspis (518 v. Chr.) fortgesetzt wurde, dann Xerxes den Belustempel zerstörte, und erst nach der Eroberung durch Seleucus Nicator (312) Babylon zur Ruine wurde, von der ein alter Geograph sagt: *ερημία μεγάλη ἐστὶν ἢ μεγάλη πόλις*. Dann erst war der Fluch erfüllt, der sich auch wirksam zeigte, als Alexander Babylon zur Hauptstadt seines Reiches machen wollte — er ward durch einen frühen Tod darüber weggerafft. Und doch beschreibt Jesaja den Verfall Babylons in engem Konnex mit dem Kriegszug des Chrus; der zwischenliegenden Jahrhunderte geschieht keine Erwähnung.

Eine zweite Gruppe der Stellen, welche diese merkwürdige Art der Darstellung aufweisen, sind diejenigen, die 2. das Erscheinen des Messias und den Anbruch des neutestamentlichen Heils zusammenschauen mit dem Ende des babylonischen Exils und der Rückkehr aus Babel. Um das Jahr 710 redete Micha (4, 10) folgendermaßen vom Exil: „Tochter Zion, du mußt zwar zur Stadt hinaus und auf dem Felde wohnen und gen Babel kommen; aber doch wirst du von dannen wieder errettet werden; daselbst wird dich der Herr erlösen von deinen Feinden.“ Und W. 14: „Aber nun, du Kriegerin, rüste dich; denn man wird uns belagern und den Richter Israels³⁾ mit der Rute auf den Waden schlagen.“ Hieran fügt sich dann ohne jegliche Vermittlung 5, 1: „Und du, Bethlehem-Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll“ usw. — durch Matth. 2, 5, 6 als messianische Weissagung gesichert. Im folgenden wird Israel wiederum getröstet, daß die Feinde (W. 4 unter „Assur“ zusammengefaßt) müssen ausgerottet, ihre Festen zerbrochen werden. Nun sind Kap. 4 und 5

3) Die ungerechten Herrscher Israels; vgl. 3, 1. 9. 11.

ganz augenscheinlich aus einem Guß. Nähmen wir auch an, Kap. 5 sei lange nach Kap. 4 verabfaßt, so wäre dadurch die Schwierigkeit keineswegs gehoben. Denn auch die Verse, die dem Abschnitt 4, 10—14 vorausgehen, handeln vom neutestamentlichen Heile. „Aus Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort aus Jerusalem“, W. 2; der Herr wird König sein auf Zion ewiglich; der Tempelberg wird höher sein denn alle Berge. Das alles soll sein „in den letzten Tagen“ — becharith hajjamim. Die Rückkehr aus dem Exil und das Kommen des Heilandes sind in eine Anschauung zusammengefaßt.

So verkündigt Hesekiel (34, 11), daß Jehovah selber sich seiner Herde als Hirte annehmen wird, in Verbindung mit einer Strafpredigt an die falschen Propheten, die (Kap. 33) das noch in der Verbannung weilende Volk irreleiteten. In höchst merkwürdiger Weise wechseln auch im folgenden die Beziehungen auf die Sammlung Israels aus fremder Herrschaft und die Umkehr der Bußfertigen überhaupt, wenn der Herr selbst (W. 23 mit dem Knecht David identifiziert) sein Volk weiden, das Verlorne wiederbringen wird. Auch die Weissagungen von der Befehung des auserwählten Volkes, Kap. 11 und 36, lauten so, als ob sie sich auf die Zeit der Rückkehr aus Babylon bezögen, während ihre messianische Beziehung doch schon daraus klar zutage tritt, daß in der Erfüllungsgeschichte mit der Rückkehr der Exulanten keineswegs sogleich die in Aussicht gestellte Erneuerung des Herzens eintrat, sondern sich diese erst nach der Erscheinung Christi an den Auserwählten des Volkes verwirklichte. Angesichts solcher Stellen ist Richard Simon dahin gelangt, „ut orationum seriem turbatam et ex confusione et foliorum et rerum derivandam esse, temere contenderet“.⁴⁾ Dagegen erkannte Keil richtig, daß es eben durchgängig Hesekiels Weise ist, daß „die Zurückführung des wegen seines Abfalls zerstreuten Volkes Israel in das Gelobte Land und die künftige Segnung Israels ihm ein Kontinuum bilden“.

So stehen auch die Worte Jer. 31, 15 („Rahel weinet über ihre Kinder“), nach Matth. 2, 18 vom bethlehemitischen Kindermord zu verstehen, mitten unter Weissagungsreden, die von der Erlösung Israels aus fremder Herrschaft handeln (vgl. W. 4. 8. 23: „wenn ich ihr Gefängnis wenden werde“), an die sich aber weiterhin ganz unvermittelt die Verkündigung fügt, daß der Herr mit Israel einen neuen Bund schließen werde, W. 31—40. Auch das vorhergehende (30.) und das nachfolgende (32.) Kapitel handeln von der Rückkehr aus Babel, mit der aber wiederum neutestamentliche Verheißung verknüpft ist.⁵⁾ Kap. 33 redet zuerst von der Rückkehr aus dem Exil (z. B. W. 7: „Ich will das Gefängnis Judas und das Gefängnis Israels wenden“), dann, W. 14 ff., von dem König Messias, dem

4) Hofmann, Instit. Theol. Exeg. III, 4, 12, 2.

5) So 30, 8. 9: „der König David, welchen ich ihnen erwecken will“.

gerechten Gewächs Davids, und darauf wieder von der Befreiung des Gottesvolkes aus der Heiden Hände, V. 26 abschließend: „Denn ich werde ihr Gefängnis wenden und mich über sie erbarmen.“ Durch die Beziehungen auf Chaldäa (32, 4; 33, 5) widerlegt sich der Einwand, daß in diesen Kapiteln nur von „Gefängnis“ oder „Gefangenschaft“ im geistlichen Sinn — der Sündenknechtschaft — die Rede sei. Gerade darin aber, daß allerdings (besonders in Kap. 32) die Umkehr aus dem Sündenelend und die Rückkehr aus der Gefangenschaft in Chaldäa als doppeltes Redethema behandelt werden, heides mit Bezichungen auf das messianische Reich und den neuen Bund, bezeugt sich die Verwandtschaft dieser Stelle mit den schon angeführten.

Dieselbe Erscheinung tritt uns auch in den meisten jesaianischen Reden entgegen. Kap. 15 ist über die Moabiter, die sich im Gebiet Rubens und Gads niedergelassen hatten, das Massa („Last“) ausgesprochen, dann folgt (16, 4. 5): „Laß meine Verjagten bei dir herbergen; liebes Moab, sei du ihr Schirm vor dem Verstörer; so wird der Treiber ein Ende haben . . . und der Untertreter ablassen im Lande. Es wird aber ein Stuhl bereitet werden aus Gnaden, daß einer drauf sitze in der Wahrheit, in der Hütte Davids.“ So fügt sich mit diesen Versen unmittelbar an die Gerichtsrede über das gottlose Moab die messianische Verheißung an. Und das ist überhaupt für Jesaja charakteristisch. Die göttlichen Bornesgerichte über die heidnischen Völker tönen meistens aus in Verkündigungen neuteamentlichen Heiles, und zwar wird sehr häufig die Zeit der Heimsuchung und der Bekehrung in eins zusammengefaßt. Kap. 18 handelt vom Sturz der Macht Äthiopiens und lautet aus in die Verheißung V. 7: „Zu der Zeit wird das zerrissene und geplünderte Volk, das greulich ist denn sonst irgendeins, . . . Geschenke bringen dem Herrn Zebaoth an den Ort, da der Name des Herrn Zebaoth ist, zum Berge Zion.“ Das Gericht vollzog sich nach dem Siege über Sanherib; die Verheißung erfüllte sich erst nach Jahrhunderten an den Erstlingen aus dem Mohrenland am ersten Pfingsttag, Apost. 2, 10. Das furchtbare Massa über Ägypten, Kap. 19, schließt mit den Worten: „Zu der Zeit wird Israel selbstritte sein, mit den Ägyptern und Assyriern, durch den Segen, so auf Erden sein wird. Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen: Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk, und du, Assur, meiner Hände Werk, und du, Israel, mein Erbe.“ Durch die Demütigung, die Ägypten unter Salmanassar erfuhr, wird es samt Assyrien zur Erkenntnis Jehovahs gebracht.

Jes. 45 erscheint die Heidenmission einerseits als Mission des Christus und andererseits als Mission des Knechtes Jehovahs. „Das Zukünftige“, sagt ein neuerer Exeget, „verkürzt sich für den Fernblick des Propheten; er schaut zusammen, was die Geschichte auseinanderrollte, und sieht hinter der Gegenwart gleich den Gipfel des Endes, obgleich zwischen beiden noch ein langer, ereignisvoller Weg mitten-

inne liegt. Mit den Siegen des Cyrus schließt ihm die Reihe aller der Katastrophen, welche zuletzt ein Rest der Heiden überdauert, der durch seine Befehring zu Jehovah die schließliche Herrlichkeit des wiederhergestellten Volkes Gottes vollendet.“ So wird auch Kap. 49 die Erlösung am Tage des Heils (V. 8) mit dem Ende des babylonischen Exils (V. 9) verbunden. Geheimnisvoll klingt es in der zweiten Hälfte dieses unvergleichlichen Kapitels, in dem der Sohn Gottes selbst redend auftritt, von Verheißungen, die weit mehr in sich schließen als das Glück der Zurückgekehrten aus Babylon,⁶⁾ die hinausreichen bis an das Ende der Welt. So schließt sich diese Stelle jenen an, in denen

3. auch eschatologische Verkündigungen mit solchen näher bevorstehender Ereignisse enggegliedert zusammenstehen. Die wichtigsten Stellen sind hier folgende: Joel 3, 1: Von der Ausgießung des Heiligen Geistes auf die ersten Jünger. Es handelt das Nächstfolgende (V. 4—21) von dem Endgericht über alle Völker und V. 22 und 23 von den Freuden des ewigen Lebens, wobei das „Zur selbigen Zeit will ich ausgießen“ usw., V. 2, und die nachdrückliche Wiederholung: „in jenen Tagen“ (הַיָּמִים הַהֵלֶךְ) und „zu derselbigen Zeit“ (בְּעֵת הַהֵלֶךְ) zu beachten ist. Jes. 2 wird V. 1—5 von der Berufung der Heiden geredet und in enger Verbindung hiermit vom Jüngsten Gericht (V. 10—22). Hesek. 32 schaut der Prophet wie auf einer Fläche den Sturz der Macht Ägyptens, das neutestamentliche Heil für Ägypten (V. 14) und das Weltgericht (V. 7—10). Durchweg verkündigt Daniel Kap. 2—8 den ersten Advent Christi und das Kommen desselben zum Gericht als zwei Stadien desselben Ereignisses.⁷⁾ Der Zeit, die zwischeninne liegt, wenn man auf die Erfüllung sieht, geschieht keine Erwähnung; nur 8, 26 heißt es: „Es ist noch lange Zeit dahin“, bis zur Bedrückung durch Antiochus (V. 23) nämlich und dem mit dieser Bedrückung in ein Bild vereinten Weltgericht (V. 19). Des Zeitabstandes zwischen diesen beiden Gottesgerichten wird jedoch nicht gedacht.

So befundet sich denn nicht nur hie und da, in zerstreut oder vereinzelt dastehenden Weissagungen, diese perspektivische Verkürzung des Fernblickes. Es ist dies vielmehr ein Charakteristikum der Prophetie überhaupt. Hinter dem Anfang ragt das Ende hervor; über die dazwischenliegenden Ereignisse oder Zeitintervalle spricht sich die Prophetie nicht aus, negiert sie allerdings nicht, sondern abstrahiert von ihnen. Man betrachte nur dieses Schema von Kap. 9—14 der Weissagungen Sacharjas: Es handelt 9, 1 von der Unterjochung Syriens, Phöniziens und Philistäas (durch Alexander), 9, 9 vom Einzug Christi in Jerusalem, 10, 10 ff. von der Befehring der Heiden und der Auserwählten

6) V. 12 wird die Ausbreitung des Evangeliums in Sinim (China?) vorausverkündigt.

7) 2, 35. 44; 7, 13—27. Über die letzten Kapitel des Buchs vgl. unten II, 2.

aus Israel, 11, 1 ff. von der Zerstörung Jerusalems und der Wüstung des Heiligen Landes, Kap. 12—14 von der Gründung und Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden. Der Skopus dieser Weissagung ist also die ganze Zukunft, vom Falle der widergöttlichen Heidenmacht bis an den Rand der Ewigkeit. So, wie hier beschrieben, soll es dahin kommen, daß Jehovah „sich lehrt zu Zion und zu Jerusalem wohnet“, wie es in der Einleitung zu diesen Kapiteln (8, 3) heißt, dahin, daß „alle Heiden werden anbeten den König, den Herrn Zebaoth“, wie die Schlußverse verheißen, 14, 16 ff. Das alles soll geschehen „in jenen Tagen“. Der Zeitintervalle von Jahrhunderten und Jahrtausenden geschieht keine Erwähnung. Und doch enthält diese Weissagung auch keine Angaben, die mit dieser so lange hinausgedehnten Erfüllungsgeschichte, wie sie heutigentages vor uns liegt, irgendwie im Widerspruch stünde.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Paritätische Schulen in Deutschland. Das „Ev.-Luth. Wbl. in Brsch.“ schreibt: „Auf dem letzten Protestantentag hatte der liberale Pfarrer Dr. Auer aus Charlottenburg den Mut, gegen die paritätische Schule auf- und für die konfessionelle Schule einzutreten. ‚Möchten doch‘, rief er aus, ‚dem Liberalismus die Augen aufgehen über die Unsinnigkeit des Paritätätsgedankens im geistigen Leben! Als früherer Oberlehrer an einer paritätischen höheren Lehranstalt weiß ich, daß in der Praxis für die Evangelischen Parität nur bedeutet: den Mund halten! Durch was kann sich ein Katholik doch nicht alles „berlekt“ fühlen! Ein Gedicht von Dahn darf man in einer paritätischen Schule nicht lesen, nur weil es Luther in sprachlicher Hinsicht verherrlicht! Wenn man immer so „objektiv“ reden muß, daß sich erst kein Katholik mehr daran stoßen kann, so bedeutet dies „objektiv“ einfach „langweilig“, und man fragt sich, ob bei solchem Betriebe die Protestanten nicht ganz allein die Kosten dieser Fiktion tragen.“ Was Dr. Auer sagt, ist vollständig richtig. Die paritätischen Schulen gereichen nur der evangelischen Kirche zum Schaden. In Baden erklärte ein liberaler Oberlehrer: „Unsere gemischten (paritätischen) Schulen sind in Wahrheit katholische Schulen, in denen Protestanten geduldet werden.“

Ernst Hädel in Jena, der bekannte Naturforscher und Gottesleugner, ist achtzig Jahre alt geworden. Die Herzöge von Sachsen-Altenburg, Koburg-Gotha und Meiningen haben ihm dabei das Großkreuz des Ernestinischen Hausordens verliehen, womit auf Antrag des Gelehrten der erbliche Adel verbunden ist. Die Nachkommen der Kurfürsten der Reformation haben damit Hädel die höchste Ehre erwiesen, über die sie verfügen, und die nur sehr selten Männern der Wissenschaft

zuteil wird. Seit Jahrzehnten ist es überhaupt nicht geschehen, und somit haben die thüringischen Fürsten und ihre Berater Hädel als einzigartige Größe vor der deutschen Welt gekennzeichnet. Als Hädel bei Gelegenheit des Universitätsjubiläums der Universität das phylogenetische Museum mit seinen reichen Sammlungen schenkte und damit seine Tätigkeit als Universitätslehrer abschloß, konnte mit diesen Taten seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat Erzellenz begründet werden. Jetzt lebt er aber seit einer Reihe von Jahren im Ruhestand, und das, was ihn heute zum berühmten Mann noch macht, sind nicht seine wissenschaftlichen Leistungen, an denen wahre Gelehrte manches aussetzen hatten, sondern sein Buch „Welträtzel“ mit ihrem Gotteshaß und Kirchenhaß. So ist er denn auch von dem deutschen Monistenbund gefeiert worden bei seinem achtzigsten Geburtstag. Und einen solchen Mann haben die Sachsenherzöge in der angegebenen Weise ausgezeichnet! Freilich, der eigentliche Landesvater, der Großherzog von Weimar, hat sich an der Sache nicht beteiligt. Übrigens hat Hädel die Annahme des Adels abgelehnt, bzw. er wollte keinen Antrag hietzu stellen.

Reformbewegung in Norwegen. Die „Th. Bl.“ schreiben: „Auch in Norwegen gibt es eine kirchliche Reformbewegung, wo es sich darum handelt, ob die Kirche die notwendige Bewegungsfreiheit bekommen soll oder nicht, und ob sie ihre evangelisch-lutherische Lehre bewahren soll oder nicht. Der letzte Punkt ist für die lutherische Kirche der wichtigere, er ist eine Existenzbedingung für sie; denn eben darin besteht ihr Leben, daß sie ‚das Evangelium rein predige und die heiligen Sakramente laut des Evangelii reiche‘ (Augustana VII). Insofern aber die Abhängigkeit der norwegischen Kirche vom Staat, welcher sich prinzipiell mehr und mehr als religionslos erweist, ein immer größeres Hindernis für die Lösung ihrer eigentlichen kirchlichen Aufgabe wird, hängen beide Fragen innerlich zusammen. Die ‚Allgem. Ev.-Luth. Kztg.‘ urteilt (6. März 1914) von der Staatskirche Norwegens, daß sie als solche ebenso unfrei ist wie die russische (!). Sie hat keine andern Organe als die Organe des Staats, keine selbständige Gemeindeorganisation, kein Konsistorium. Die Konsistorien sind Staatsbeamte unter dem König als Oberbischof. Was tut nun der Staat? Er sorgt in der theologischen Fakultät dafür, daß die Pastoren in fortschreitendem Maße modernisiert werden, was dem Staate auch gelingt. So sieht es denn auch in Norwegen, wie sonst, trübe aus. Doch gibt es auch noch bekennnistreue und kirchenfreundliche Pastoren und Laien.“

Übermalung des IESusbildes. Der IESUS, den uns das Neue Testament malt, soll nach Harnack, Weinelt und allen Liberalen nicht der wirkliche historische IESUS, sondern ein von den Aposteln und der alten Kirche vielfach übermaltes und entstelltes Bild sein. Eine Hauptaufgabe der theologischen Wissenschaft bestehe sonach darin, diese Hüllen dem IESusbilde wieder abzustreifen und vermittelst der kritischen

Methode den echten Jesus wieder herauszuarbeiten. Daß die liberalen „Forscher“ dabei viel scharfsinnigen Unsinn, aber nichts weniger als den historischen Jesus zutage fördern würden, stand jedem, dem nur ein wenig common sense zur Verfügung stand, bei diesem utopischen Unternehmen a priori fest. D. Wohlenberg schreibt in der „A. E. L. R.“: „Darüber freilich, wie es im einzelnen mit jener Übermalung zugegangen sei, gehen die Meinungen der Forscher sehr auseinander. Und nicht genug kann man sich über das Sicherheitsgefühl wundern, in dem sie sich anheißig machen, hier ganz bestimmt scheiden und den Ursprung aller einzelnen Stücke mit Sicherheit nachweisen zu können. Weinel, in seiner Schrift: „Ist das „liberale“ Jesusbild widerlegt?“ (1910), hatte gemeint, wenn man nur scharf literarische und historische Kritik unterscheidet, so ließe sich bald auch Echtes und Unechtes entdecken und scheiden. Für die historische Kritik soll der Grundsatz gelten, daß nur „solche Züge der Überlieferung als unecht auszuscheiden sind, die nicht aus einem Interesse Jesu, sondern nur aus einem Interesse der Gemeinde stammen können“, während die literarische Kritik dahin operiere, daß Zusätze der Evangelisten „durch ihr Überschießen über die Quelle und durch ihre Ähnlichkeit mit andern Zusätzen der Evangelisten nach Inhalt und Form als solche festzustellen und auszuscheiden“ seien. A. Schmeißer (Gesch. der Leben=Jesus=Forschung 2, 1913, S. 553) hat darüber nicht ohne Sarkasmus geurteilt: „Wodurch will Weinel aber entscheiden, ob und inwieweit gewisse Erzählungen über die „Quelle“ „überschießen“? Dazu müßte er doch vorerst den Umfang derselben feststellen können. Und wie ist zu bestimmen, daß etwas nicht aus dem „Interesse Jesu“, sondern nur aus dem der „Gemeinde“ stammen könne? Alle Regeln zur Unterscheidung von echt und unecht innerhalb der beiden ältesten Synoptiker sind im Grunde leere Worte.“ Was aber die Liberalen den Aposteln und der Kirche mit Unrecht vorwerfen, tun sie selber. Das Jesusbild, welches Weinel u. a. für das allein ursprüngliche ausgeben, ist in Wahrheit weiter nichts als moderne, plumpe, liberal intereffierte Überpinselung desselben. F. B.

Über den Monismus gab der Keplerbund auf seiner Haupttagung in Frankfurt a. M. folgende Erklärung ab: „Der alte Materialismus eines Vogt, Büchner und Moleschott, der das Wesen und die Bedeutung der geistigen Welt völlig verkannte, ist wissenschaftlich überwunden. Die alten Irrtümer werden in unserer Zeit in neuer Fassung unter dem Namen Monismus ins Volk getragen. Der Begriff Monismus bezeichnet ursprünglich das an sich berechnigte Bestreben des menschlichen Geistes nach Vereinheitlichung der Erkenntnisse. Er hat aber eine Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit erlangt, daß seine Verwendung vielfach zu einem Mißbrauch gemacht worden ist. In weiteren Kreisen kennt und beachtet man einzig und allein einen Vulgärmonismus, der sich im Deutschen Monistenbunde, im sogenannten Freidenkertum und ähnlichen Bestrebungen findet und von da aus eifrig verbreitet wird. Dieser

Vulgärmonismus trägt die wesentlichsten Merkmale des alten Materialismus an sich. Er weist der Naturwissenschaft eine allein ausschlaggebende Rolle im Weltanschauungskampf zu (Hädel, Ostwald), eine Rolle, die die Naturwissenschaft angesichts ihrer Grundlagen, ihrer Aufgabe und ihrer Arbeitsmittel nicht hat und gegen die ihre Vertreter selbst in überwiegender Mehrzahl sich verwahren. Die agitatorischen Bemühungen, den zur Nachprüfung nicht ausgerüsteten Volksschichten eine wissenschaftlich unhaltbare, wesentlich auf Verneinung beruhende Weltanschauung zu bringen, sind zu einer Bedrohung der geistigen Kulturgüter, des wertvollsten Besitzes der Menschheit, geworden. Sie veranlassen den Keplerbund zu der nachfolgenden Erklärung: 1. Der Vulgärmonismus hat keine Berechtigung, sich als ein tatsächliches Ergebnis der Naturwissenschaft hinzustellen. Er trägt vielmehr den Charakter einer auf persönlicher Meinung und Neigung beruhenden Auffassung. 2. Als wirkliches Ergebnis der Gedankenarbeit der Forscher und Philosophen aller Zeiten kann vielmehr, insofern sie an die Fortschritte der Naturwissenschaft überhaupt anknüpft, hingestellt werden: a) Die Naturwissenschaft ist für sich allein unzulänglich, eine Weltanschauung zu bilden; b) die naturwissenschaftlichen Tatsachen sind in bezug auf Weltanschauung und Religion neutral in dem Sinne, daß diese Tatsachen sich zu verschiedenen Weltanschauungen verwerten lassen. 3. Aus den beiden letztgenannten Sätzen ergibt sich als notwendige Folgerung die Berechtigung des Gottesglaubens und seine Vereinbarkeit mit naturwissenschaftlichem Denken sowie freie Bahn für jegliche religiöse Betätigung des menschlichen Geistes, sofern sie sich auf dem der Religion wesenseigentümlichen Gebiete bewegt. Entsprechend der von ihm vertretenen Forderung: „Gebt der Naturwissenschaft, was der Naturwissenschaft, und der Religion, was der Religion gebührt!“ weist der Keplerbund den vom Vulgärmonismus erhobenen Anspruch, seine Anschauung sei die wissenschaftliche Weltanschauung, als dem wirklichen Sachverhalt widersprechend zurück.“ Der zweite Punkt steht im Widerspruch mit der Schriftlehre von der natürlichen Gotteserkenntnis, Röm. 1, 19. 20.

F. B.

„Des Christen normale Stellung zum Neuen Testament.“ über dieses Thema hielt D. Walther von Kostod auf der „Luth. Konferenz“ einen Vortrag. Seine Leitsätze lauteten: „Kein Christ kann dem Neuen Testament vorurteilslos gegenüberstehen. Vielmehr geht jeder von Anschauungen aus, die die Vergangenheit ihm überliefert hat. So zu verfahren, ist uns von Gott vorgeschrieben, indem wir nicht nur Individuen, sondern auch Teile eines Ganzen sind. Nur Einbildung ist es, wenn man sich von dem Ganzen völlig emanzipiert zu haben und nur individuelle religiöse Überzeugung zu besitzen meint. Vermöge seiner Verbindung mit der Christenheit teilt jeder Christ zunächst eine der beiden entgegengesetzten Anschauungen über das Neue Testament, hält es für Gottes Wort oder für ein bloß menschliches Erzeugnis. Von da aus

zu einer wirklichen individuellen Überzeugung von dem Wert des Neuen Testaments zu gelangen, wird durch den Zeitgeist erschwert, der alle Vorgänge aus rein natürlicher Entwicklung erklären will und einen abnormen Persönlichkeitskultus treibt. Für den im Glauben an die Bibel aufgewachsenen Christen ist es sittliche Pflicht, diese geerbte Überzeugung nachzuprüfen an den ihm begegnenden entgegengesetzten Anschauungen. Für den in dem Vorurteil gegen das Neue Testament aufgewachsenen Christen ist es sittliche Pflicht, diese geerbte Anschauung nachzuprüfen an der Behauptung der gläubigen Christenheit, also zu versuchen, ob sich deren Erfahrungen hinsichtlich des Neuen Testaments auch von ihm erleben lassen. Auf solchem Wege sind auch die Christen früherer Zeiten zum persönlichen Glauben an die Autorität des Neuen Testaments gelangt. Die geforderte Nachprüfung nötigt zu der Anerkennung, daß die von den alten Dogmatikern aufgestellte Theorie über den Vorgang der Inspiration des Neuen Testaments nicht richtig ist. Aber das durch die persönliche Erfahrung sich bestätigende Vorurteil über den Wert des Neuen Testaments muß sich auch auf dessen nebensächliche Angaben erstrecken, weil der den Heilsinhalt vermittelnde Geist Gottes die Verfasser auch zu einer hervorragenden Wahrhaftigkeit bestimmt haben muß.“ Berichtet wird, daß auch die alte, strenge Inspirationslehre manche Verfechter fand. Die Frage, ob die Schrift in allen ihren Zeilen das irrtumslose Gotteswort ist, läßt sich nicht, wie Walthar will, aus dem Erleben der Christen beantworten, sondern einzig und allein aus dem klaren Zeugnis der Schrift selber, welches ein Christ nicht in Frage ziehen kann, ohne zugleich seinem Glauben an Christum den Boden zu entziehen. Die göttliche Gewißheit um die Vergebung der Sünden um Christi willen ist in einer Weise verwachsen mit der Gewißheit um die Untrüglichkeit der Heiligen Schrift, daß die letztere nicht gezeugnet werden kann, ohne folgerichtig auch der ersteren einen tödlichen Stoß zu versetzen. Wer die klaren Aussagen der Bibel, daß sie in keinem Wort gebrochen werden kann, nicht gelten läßt, muß verstummen vor der Frage: Kann man noch an die Bibel glauben, wenn darin Falsches und Wahres dicht nebeneinander und oft eng miteinander verbunden auftreten? Hier hilft auch nicht das Schlagwort des alten Hallenser P. Hoffmann: „Wir glauben nicht an Christus, weil wir an die Bibel glauben, sondern wir glauben an die Bibel, weil wir an Christus glauben.“ Freilich glaubt daraus D. Pfennigsdorf folgen zu dürfen: „Erst wenn an diesem Zeugnis (der Bibel von Christo) der persönliche Glaube erwacht ist, öffnet sich der Blick für den Reichtum der Schrift und klärt sich das Auge für den Unterschied des Göttlichen“ (Wahren) „und Menschlichen“ (Frrigen) „in ihr.“ Wichtig ist aber nur die umgekehrte Folge: Die göttliche Gewißheit des Glaubens um Christus verträgt sich nie und nimmer mit der Ablehnung der entschiedenen Aussagen der Schrift über ihre eigene Untrüglichkeit. F. W.

Religionsgeschichtliche Wertung der Mission. Prof. Nathan Söderblom, Vertreter der Religionswissenschaft an der Universität Leipzig, schreibt in seiner Schrift „Natürliche Religion und allgemeine Religionsgeschichte“ S. 56: „Überhaupt ist es auffallend und noch wenig beachtet, in wie hohem Grade wir der Mission eine gerechtere Schätzung des Heidentums verdanken. Werden dem Heidentum ein gewisses sittliches Gefühl und eine gewisse Gotteserkenntnis zugeschrieben, erkennt man in Chinas klassischen Urkunden Ausdrücke eines relativ reinen Monotheismus, findet man bei den Indern eine hohe Gewißheit von dem, was nicht gesehen wird, ja sieht man sogar unter Naturvölkern, wie bei den sogenannten Fetischbegründern in Westafrika, Ansätze zu einer besseren Religion, so hängt eine derartige Auffassung wesentlich von den Missionaren ab. Das ist leicht zu erklären. Man muß das Volk lieben, unter dem man wirkt. Und die Liebe hat eine wunderbare Fähigkeit, auch hinter Hüllen das Wertvolle in dem geliebten Gegenstande zu entdecken oder zu vermuten.“ Schon wiederholt haben Religionsgeschichtler in ähnlicher Weise der Mission Anerkennung gezollt. Erfreulich ist dies insofern, als dadurch wieder die seit Kant so oft geleugnete Wahrheit von der natürlichen Gotteserkenntnis bestätigt wird. Die heidnischen Religionen sind eben größtenteils Korruptionen der natürlichen Geseßesreligion, und es wundert uns darum gar nicht, wenn man bald hier, bald da einen Kern natürlicher Gotteserkenntnis durchschimmern sieht. Leider verbindet sich damit aber oft der Wahn, daß man diesen Kern natürlicher Religionswahrheit nur zu pflegen brauche, um ihn zum Christentum zu entwickeln. Wie man aber das Geseß nie zum Evangelium entwickeln kann, so vermag auch der geschickteste Missionar aus den besten Keimen des Heidentums kein Christentum zu züchten.

J. B.

Lutherschmähungen. Das führende Zentrumsblatt Schlesiens bringt es fertig, vor deutschen Lesern und in derselben Nummer, in der es über die Weisung von Kardinal Ropp berichtet, den Luther und die Reformation beschimpfenden Hirtenbrief des Florentiner Erzbischofs Mistrangelo in Schutz zu nehmen und sich einige seiner Kraftstellen zu eigen zu machen. Es schreibt: „Der Erzbischof von Florenz zählt auf, was der Abfall vom katholischen Glauben bedeutete und wohin er zunächst führte, und wenn hier die Dinge nicht nach den Wünschen gewisser kleiner Luther in Westentaschenformat ausfallen, so mögen diese ihre Vorkürfe wegen der unerhörten Beschimpfung des Protestantismus an die Geschichte richten, denn seit Jansen, Ebers, Paulus u. a. und insbesondere Denifle und Grisar und die ganze neuere Geschichtsforschung (auch die protestantische, soweit sie einigermaßen objektiv genannt werden kann) die Reformation als das gezeigt haben, was sie in Wirklichkeit war, ist es vollkommen überflüssig, über die Aufstellungen Mstr. Mistrangelos in seinem Hirtenbrief Worte zu verlieren. Oder will jemand behaupten, es sei un wahr, daß Luther auftrat, gegen die

Willensfreiheit, gegen die Buße, gegen das Weichten, gegen die Gebote Gottes (es sei nur an die erlaubte „gute, starke Lüge“ erinnert. D. B.), gegen das Sündigen, gegen das Fegfeuer, gegen die Ablässe, gegen die Autorität der Kirche, des Papstes, der Konzilien, und daß er ein zuerst gestuftes „Evangelium verkündete, nach welchem — und das war außerordentlich bequem — die Könige, Fürsten, Barone rauben, mordeten und Weiber nehmen konnten, soviel sie wollten?“ Sei man doch nicht zimperlich, wo es sich um geschichtliche Fakta handelt. Wir Katholiken beschönigen doch auch nichts, was der päpstliche Hof damaliger Zeit, was ein Alexander VI. gefehlt hat; also gebe man doch zu, was nun einmal nicht zu bestreiten ist. Was Luther über die Unmöglichkeit geschlechtlicher Enthaltung lehrte, dürfte doch sogar einem antikatholischen Zeitungs-Korrespondenten nicht unbekannt sein!“ Der Mann aus dem Volk muß aus den oben wiedergegebenen Sätzen der „Schlesischen Volkszeitung“ entnehmen, daß die evangelische Kirche ihre Existenzberechtigung aus einem Evangelium herleitet, das mit einem wahren Morast sittlicher und römischer Verderbnis identisch ist. Luther, ein zweiter Alexander Borgia, ein Lehrer des Mordes, des Raubes, der freien Liebe und der geschlechtlichen Ausschweifung: wie soll ihm dann die evangelische Kirche etwas anderes sein? Sie erscheint als das Abbild, als die Fortsetzung dieses Greuels; denn sie verehrt in Luther Reformator und Gottesmann. — So der „G. d. G.“ Wie mögen erst die Priester in den Beichtstühlen hinter der Decke Luther und die Evangelischen mit Not überhäufen, wenn Päpste, Erzbischöfe und Zentrumsführer öffentlich sich also in schamlosen Schmähungen ergehen? Im Grunde genommen, besudeln aber die Jesuiten doch nur ihr eigen Nest. Denn wenn auch nur ein Zehntel von dem wahr wäre, was die Papisten wider Luther lügen und lästern, wie bodenlos verkommen muß dann die römische Hierarchie und Kirche gewesen sein, daß ein Luther, wie ihn Denifle malt, ihr die Gläubigen in Millionenscharen und dauernd abwendig machen konnte! J. B.

Naturwissenschaft und Gottesglaube. Lord Kelvin, der bedeutendste lebende Physiker Englands, sagt: „Für die organisierten Formen der Materie kann die Wissenschaft keinen andern Grund angeben als den Willen eines Schöpfers.“ „Es ist unmöglich, den Anfang oder die Fortdauer des Lebens ohne eine alles beherrschende schöpferische Kraft zu begreifen.“ „Fürchtet euch nicht, freie Denker zu sein! Wenn ihr kräftig genug denkt, so werdet ihr durch die Naturwissenschaft zum Glauben an Gott gezwungen, der die Grundlage aller Religion ist. Ihr werdet finden, daß die Wissenschaft nicht eine Gegnerin, sondern eine Hilfe für die Religion ist.“ „Wir kennen Gott nur in seinen Werken, aber man ist durch die Wissenschaft unbedingt gezwungen, mit Zuversicht eine leitende Macht anzunehmen und zu glauben, einen Einfluß, der verschieden ist von den physikalischen und chemischen Kräften. Gibt es wohl etwas so Absurdes, als anzunehmen, daß eine Anzahl

von Atomen durch bloßes Zusammentreten aus sich selbst einen Kristall, ein Moos, ein Bakterium, ein lebendiges Tier hervorzubringen vermöchte? Man wähnt freilich, daß sich dies in Millionen von Jahren ereignen könne; aber man kann nicht denken, daß Millionen von Jahrmillionen ohne weiteres eine schöne Welt wie die unsere zusammenbringen.“ Dasselbe betont J. Reinte: „Ich behaupte, daß die Naturwissenschaft für klare und konsequente Denker gar nicht zum Atheismus führen kann, und ich weiß mich eins in dieser Überzeugung mit den größten Naturforschern aller Zeiten.“

Von der Mohammedanermiffion in Ägypten, wo die Katholiken schon seit Ende des Mittelalters und die Protestanten seit 1854 tätig sind, verspricht sich D. Hoppe („N. E. L. N.“) wenig. Viel mehr als philanthropische Anstalten, wie die armenischen und syrischen Waisenhäuser, habe man bisher nicht erreicht. „Solange“, sagt Hoppe, „ein zum Christentum übergetretener ein von seinem Volke Geächteter ist, solange auf den Übertritt zum Christentum die Todesstrafe steht — und so ist es nach dem Koran —, solange sich zahllose Hände aufheben, um sie so oder so, nach obrigkeitlichem Urteil oder durch Meuchelmord, zu vollziehen, selbst wenn eine islamitische Staatsregierung durch die christlichen Mächte und durch die Verhältnisse genötigt sein würde, Religionsfreiheit zu verkünden: so lange wird man schwerlich auf große Erfolge rechnen können. Und zu diesen äußeren Hindernissen kommen innere, die vielleicht noch viel schwerer wiegen. Es mag ja sein, daß es einzelne Mohammedaner gibt, die im Herzen Christen sind, und daß, wie ein solcher Scheik einst äußerte, dereinst aus mohammedanischen Gräbern viele Christen auferstehen werden; aber welch weißer Rabe ist dieser Mann! Gerade die Scheiks mit ihrer drohenden Stellung sind überall das Haupthindernis für den Übertritt zum Christentum. Was will es denn bedeuten, wenn einer der ausgezeichnetsten amerikanischen Missionare, D. Henry Jessup, nach 53jähriger Tätigkeit in Syrien, die sich allerdings in erster Linie auf die Wiederbelebung der dortigen alten Kirchen erstreckte, 1908 sagen konnte, daß er 30 Mohammedaner getauft habe, und daß die Gesamtzahl der bekehrten Mohammedaner, von denen er Kenntnis bekommen habe, sich auf 40 bis 50 belaufe? Es ist ja sicher, daß durch die von der christlichen Mission ausgehende Liebesarbeit (Krankenpflege, Blindenfürsorge usw.) auch mohammedanische Vorurteile allmählich erweicht werden und eine freundlichere Stimmung gegen das Christentum erweckt wird. Im ganzen aber läßt man sich die Wohltaten der christlichen Mission gerne gefallen, benutzt in reichem Maße ihre medizinischen Anstalten, aber einen tiefergehenden Einfluß gestattet man ihr nicht. Und wenn einmal einige Übertritte erfolgen, so werden dieselben völlig ausgeglichen durch die schamlosen Übertritte mancher Christen zum Islam. Gibt es doch nicht bloß im schwarzen Afrika und in allen übrigen Heidenländern eine Propaganda des Islam, sondern selbst mitten im Herzen der christlichen

Welt, unter den Völkern Europas und Amerikas. London hat längst eine Moschee, vielleicht jetzt zwei; ähnlich steht es mit New York und andern Hauptstädten der englischen Welt. Und die Gemeinden, welche sich in ihnen sammeln, sind nicht etwa nur geborne Jnder, Araber usw.; über 120 englische Familien sollen zum Islam übergetreten sein (Wöhmer, Kreuz und Halbmond im Nillande, S. 58 ff.). Aber mag man diese Propaganda auch als töricht und aussichtslos bezeichnen, um so ernster ist die der Sinuffisekte in Afrika zu nehmen, die 1835 von dem Scheik Sinussi, der natürlich auch wieder ein direkter Nachkömmling des Propheten sein will, gegründet wurde, und die gewiß heute drei Millionen Anhänger zählt. Ihr Ziel ist die Wiederherstellung der ursprünglichen Reinheit des Glaubens unter einem gemeinsamen Führer (dem Mahdi, welcher der ins Fleisch zurückgekehrte Prophet selbst sein soll) und die Befreiung aller islamischen Länder von dem Joch der Ungläubigen. Mit größter Heimlichkeit, aber mit ebenso großer Bähigkeit werden die Vorbereitungen dazu in diesem Geheimorden getrieben, sein Hauptquartier zu Kufra in der Libyschen Wüste ist ein regelrechter großer Waffenplatz, seine Agenten aber schüren so ununterbrochen die Unzufriedenheit und den Haß, daß es nach dem Urteil von Kennern nur eines Funken bedürfen wird, um den ganzen Erdteil in Flammen zu setzen. Da ist es in der Tat begreiflich, wenn die christlichen Missionen nur äußerst langsame Fortschritte machen. Die mit sehr großen Mitteln und zahlreichen Hilfskräften in Ägypten arbeitende Mission der Vereinigten Presbyterianerkirche Nordamerikas hat in fünfzig Jahren gegen 100, 1905 neun, 1906 zwölf Mohammedaner getauft; die Englische Kirchenmission hat kein besseres Ergebnis; aber es ist anerkennenswert, daß sie ihre Arbeit gerade auf die Lehrer und Studenten der Aghaz-Universität in Kairo richtet. Außer diesen beiden großen arbeiten noch vier kleinere englisch-amerikanische Gesellschaften in Ägypten, außerdem eine holländische und neuerdings auch die deutsche Sudan-Pionier-Mission in Assuan. Die letztere ist natürlich für alle evangelischen Deutschen, welche die Südspitze Ägyptens erreichen, eine höchst willkommene heimatliche Stätte, die durch ihre Schultätigkeit und ihre ärztliche Praxis gewiß manchen Segen stiftet; aber ob sie übrigens erfolgreicher arbeitet, wird sich erst zeigen müssen.“ Die katholische Mission sucht die morgenländische Kirche für Rom zu gewinnen und kümmert sich um die islamische Bevölkerung nicht. Wie der American Board, so ist auch D. Hoppe der Ansicht, daß zunächst die alten christlichen Kirchen in der mohammedanischen Welt aufs neue zu beleben seien, um dann durch sie erfolgreich auf die islamische Umwelt einzuwirken.

F. B.

Von den Osterbetrachtungen, die seit etlichen Jahren von liberalen Pastoren wie Heyn u. a. sogar in Blättern der ausgesprochenen Linken erscheinen, urteilt die „A. E. L. R.“, daß es sich dabei nur „um liberale Parteipolitik handelt, übertragen auf das kirchliche Gebiet“, und fährt

dann also fort: „In der Bibel heißt es, das Reich Gottes stehe nicht in Worten, sondern in Kraft. In diesen Artikeln aber besteht die ganze Kunst darin, mit tausend Worten an der einfachen Heilstatfache vorbeizureden, sich um das Bekenntnis zu dem Auferstandenen herumzudrücken und den Leser in einem Phrasendunst über die Lehre der Osterbetrachtung hinwegzutäuschen. Immerhin, gegen die 70er und 80er Jahre ist schon das ein Fortschritt; derartige freche Lästereien wie damals verirrten sich heute nicht mehr in die Tagespresse, und selbst die heutigen im Grunde negierenden Osterbetrachtungen sind doch in Wirklichkeit eine Art Entschuldigungszettel vor dem Publikum: Man will Ostern feiern, kann es nur noch nicht besser.“ F. B.

Literatur.

Jm Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Votationsdiplom.“ Das Formular ist auf dauerhaftem Ledger-Papier gedruckt in einem Format von $8\frac{1}{2} \times 11$. 15 Cts.; schm.: 50 Cts.

2. Synodalbericht des North Dakota- und Montana-Distrikts mit einem Referat von P. H. Bügel über das Thema: „Simon, der Jünger und Apostel des Herrn.“ (15 Cts.)

3. Synodalbericht des Nebraska-Distrikts mit Verhandlungen über die „Mittel Dinge“ (P. E. Stöckhardt) und über das „Finanzwesen des Nebraska-Distrikts und der Missouri-Synode“. (19 Cts.)

4. „Synodalalbum 1914.“ Bilder aus der Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. (25 Cts.) Wohl das geeignetste Buch, um das allgemeine Interesse Fremder für unsere Synode und ihre Arbeit zu wecken und vorläufig zu befriedigen! F. B.

DR. TH. GEORG STÖCKHARDT. Lebensbild eines deutsch-amerikanischen Theologen, gezeichnet von Otto Willkomm. Verlag von N. Herrmann, Ividau. Zu beziehen durchs Concordia Publishing House. 70 Cts.

Nach dieser Lebensbeschreibung unsers unvergeßlichen Stöckhardt aus der Feder seines langjährigen Freundes werden dankbar tausend Hände greifen. Am besten glauben wir sie zu empfehlen durch Wiedergabe des Vorworts, das also lautet: „Mit den folgenden Blättern erfülle ich teils eine Pflicht der Kirche gegenüber, teils trage ich eine persönliche Dankeschuld ab. Die Heilige Schrift gebietet: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach, Hebr. 13, 7. Georg Stöckhardt war ein Lehrer der Kirche, der vielen das Wort Gottes gesagt hat und durch seine Schriften noch redet, obwohl er gestorben ist. So haben wir die Pflicht, seiner zu gedenken, und ich will durch das Ehrendenkmal, das ich ihm in diesen Blättern aufrichte, mit dazu helfen, daß viele seinem Glauben nachfolgen. Daß aber gerade ich dies tue, dazu treibt mich die Erkenntnis, wie großen Dank ich besonders diesem Manne schulde, mit dem ich seit meinem ersten Studienjahre in Leipzig, seit dem Mai 1865, in inniger Freundschaft verbunden und, trotzdem zumeist weite Länderstreden, ja Weltmeere uns trennten, in beständigem geistigen Verkehr geblieben bin. Dieser letztere Umstand, durch den ich auch im Besitz vieler Briefe des Entschlafenen bin, befähigt mich auch vor andern, besonders über die ziemlich wechselvollen Schicksale Stöckhardts in der ersten Hälfte seines Lebens zu berichten. So soll denn auch dieses Ehrengedächtnis vor allem das Ziel verfolgen, zu zeigen, wie Stöckhardt das geworden ist, als was ihn die lutherische Kirche Amerikas kannte, ehrte und nun betrauert:

der kundige und praktische Ausleger der Schrift und der unbeugsame Zeuge für die schriftgemäße Lehre der lutherischen Kirche. Daß dabei unser persönliches Verhältnis zueinander öfter berührt werden wird und ich manchmal auch von mir selbst reden muß, wollen die lieben Leser mir nicht übel deuten. Es geschieht nur, um Gottes Gnade, die ihm und durch ihn mir zuteil geworden ist, deutlicher ans Licht zu stellen und herrlicher zu preisen. Ich gebe dabei zuerst einen Überblick über den äußeren Lebensgang meines Freundes, lasse dann die eingehendere Darstellung einzelner im Lebensgang schon berührter Vorgänge folgen und füge zum Schluß etliche Abschnitte bei, welche die Bedeutung Stöckhardt's für die Missourisynode und die lutherische Kirche überhaupt zeigen, entnommen aus der in englischer Sprache herausgegebenen Quartalschrift der Missourisynode und mit Bewilligung ihres Verfassers, des Herrn Prof. Dau in St. Louis, Mo., übersezt, bzw. benützt. Den Schluß mache ich mit einem Bericht über das Begräbniß.“

Sing mit. Originallieder aus der Kinder- und Schulstube mit Klavierbegleitung, nach alten und neuen Texten komponiert von Fritz Reuter. Mit Bildern von Ludw. Richter u. a. sowie mit farbenprächtigem Titelbild. Verlag von J. Herrmann, Jmdau. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Bd. I. \$1.10.

„Vorliegendes Werkchen, dessen erster Band hiermit erscheint, bietet Kinderlieder für ein christliches Haus. Auch die Schule wird gern von diesem und jenem Liedchen auf elementarer und höherer Stufe Gebrauch machen. Wer da weiß, wie erfrischend und gemütkräftend der erzieherische Einfluß eines guten Liedes auf unsere Jugend — insonderheit auch auf die Kleinen — ist, der wird in diesen Liedern eine willkommene Bereicherung der einschlägigen Literatur erblicken. Möchte dem „Sing mit“ in unsern christlichen Familien eine freundliche Aufnahme beschieden sein!“

Evangelium für jeden Tag. Von Wilhelm Laible. Volksausgabe. I. Band: Die festliche Hälfte des Kirchenjahrs. II. Band: Die festlose Hälfte des Kirchenjahrs. Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig. M. 2.80 pro Band.

In den letzten zehn Jahren ist die lutherische Erbauungsliteratur in Deutschland wie in Amerika um manchen trefflichen Band vermehrt worden. Zum Besten, was auf diesem Gebiete erschienen ist, gehören auch die hier gebotenen „Evangelien für jeden Tag“. Es sind überaus anregende, das Gewissen padende, zumeist tief in die Schrift einführende und sich zugleich mit dem modernen Zeitgeist auseinandersetzen den Betrachtungen. Für unser Volk sind sie durchschnittlich zu hoch, aber für unsere Prediger, Lehrer und gebildeten Laien bedeuten sie einen hohen geistlichen Genuß. Nur mit gespanntem Interesse und großem Segen für Verstand und Herz werden sie diese Evangelien lesen. Formell wie inhaltlich sind sie offenbar auch vornehmlich für Prediger und Lehrer berechnet. Ihnen, die ja auch imstande sind, gelegentliche *naevi* richtig zu beurteilen, empfehlen wir sie darum auch zur persönlichen Andacht im Studierzimmer. Die überaus billige Ausgabe zeichnet sich zugleich aus durch guten Einband und großen Druck. Der erste Band umfaßt 417 Seiten, der zweite 393 + IX Seiten „Verzeichnis der Schriftstellen in Band I und II.“

Methodische Sprachübungen. Von Hans Futterknecht. Verlag von J. C. Huber, Dießen vor München. M. 1.80.

In unsern Kreisen ist wiederholt das Verlangen laut geworden, daß auf unsern höheren Schulen der Pflege und Entwicklung der Stimme mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden möchte. Hier ist nun ein billiges, aber gutes Buch, das man jedem Interessierten empfehlen kann. Berechnet ist es für Anwälte, Lehrer, Parlamentarier, Prediger usw. Die anatomischen und lautphysiologischen Vorbemerkungen mit 16 Abbildungen sind von Bachauer, Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten in Augsburg. Im „Vorwort“ sagt der Verfasser: „Es fällt nun niemand ein, durch bloße Lektüre einer Schrift über

Turnen oder Schwimmen diese gesunden Körperbewegungen erlernen zu wollen; ebensowenig ist es möglich, selbst durch eingehendes Studium der besten Werke über Stimmbildung die Sprechorgane auszubilden; dazu gehören eben praktische Übungen, und zwar viele und sorgfältige.“ „Freilich ist nur ein sehr erfahrener Lehrer in der Lage, Stimmen richtig zu bilden und vorhandene Fehler zu beseitigen; aber nicht jeder hat Zeit und Geld, Unterricht bei einem guten Lehrer zu nehmen. Vielen ist außerdem wegen großer Entfernung ihres Wohnortes von einer bedeutenderen Stadt die Erreichung eines Lehrers trotz des besten Willens unmöglich. Sollen nun all diese nichts für ihre Stimme tun? Wer gutes Gehör besitzt und Vorgänge im Sprechapparat beobachten kann, der wird an diesem Büchlein einen zuverlässigen Führer finden, falls es ihm nicht an Konsequenz und Ausdauer gebricht.“

F. B.

Johannes Herrmanns Verlag in Zwickau hat uns zugehen lassen:

1. Neun kleine Erzählungen für Kinder mit bunten Titelbildern: 1. Die kleinen Meistersänger; 2. Weihnacht auf der See; 3. „Ich auch!“ Eine Erzählung aus der Indianermission; 4. Großvaters Geburtstag; 5. Das Glöckchen von Klarenbach; 6. Das stille Kind; 7. Hannas Ostern; 8. Das Zeitungskind; 9. Dummerchen. — Die ersten beiden Nummern dieser kindlichen, frischen, lebenswahren Geschichten stammen von Marg. Lent, die dritte von G. Harders, die übrigen von Berta Mercator. Das Stück, 16—24 Seiten, 5 Cts., 100 \$3.50.

2. Lutherhefte (Glockenstimmen zum Reformationsjubiläum 1917): 1. Luthers Sermon von Bereitung zum Sterben. 2. Lutherworte von der Reichte. 3. Luthers Schrift von Kaufhandlung und Wucher. 1524. 4. Luther über die stellvertretende Genugtuung Christi. (Aus seiner Erklärung von Jes. 53.) 5. Melanchthon und Amsdorf über Luthers Leben und Schriften. 6. Tröstliche Gedanken Luthers über den Winter. (Auslegung des 147. Psalms.) 7. Luthers Auslegung des 120. Psalms. (Trostbrief an die Miltenberger wegen Vertreibung ihres Predigers.) 8. Also hat Gott die Welt geliebt. (Eine Predigt Luthers über den Spruch Joh. 3, 16.) Diese Hefte, welche keiner Empfehlung bedürfen, und von denen im vorigen Jahre bereits 40,000 verkauft wurden, kosten @ 5 Cts., 100 \$3.50.

3. „Die drei Episteln St. Johannis.“ Ausgelegt von Carl Manthey-Jorn. 30 Cts. D. Willkomm sagt von dieser Schrift: „Die folgende Erklärung der Johannisbriefe will gar nichts erklären, sondern nur Handreichung tun, daß das in sich klare Bibelwort dem christlichen Leser in all seiner Schlichtheit, Größe und Kraft vor die Seele tritt.“ Zur Geltung bringt P. Jorn nicht sich, sondern Johannes.

4. Luthers Kleiner Katechismus. Im Westentaschenformat. Kartoniert 10 Cts. Wir begrüßen diese Ausgabe, die mit dazu beitragen wird, die „Latenbibel“ in den Händen des Volks zu erhalten.

F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Von der „direkten und offenen Beweisführung“, die vom *Lutheran Standard* an D. Kefers Buch „Election and Conversion“ gerühmt wird, schulden wir unsern Lesern einige Proben. Auf Seite 97 fällt uns die Frage auf: „If election is an inscrutable mystery kept secret in God's counsel, how does Missouri know that it was not made in view of faith?“ Ist der Einwurf wirklich ernst gemeint? Was würde D. Kefser auf die Frage antworten: „Wenn es wirklich ein Geheimnis ist, wie in Christo zwei Naturen vereinigt sein können, wie wissen Sie, daß die modernen Renotiker nicht die richtige Auffassung von der Person Christi haben?“ Er würde gewiß antworten: „Daß ein Geheimnis hier ist, weiß ich;

daß es aber nicht durch die Kenose gelöst werden darf, sagt mir die Schrift.“ Daß wir das Geheimnis in der Gnadenwahl nicht lösen dürfen, indem wir den Glauben als bestimmendes oder mitbestimmendes Element, dessen Voraussehen von Seiten Gottes der Wahl vorausgegangen wäre, in die Lehre von der Erwählung hineinbringen, sagt uns die Schrift an allen Stellen, die so klar eine Wahl eben aus Gnaden lehren. Entweder wird der Glaube lediglich als das gefaßt, was er wirklich ist, nämlich als die Hand, die das ergreift, was das Evangelium anbietet, und dann ist er für die Intuitu-Formel unbrauchbar; oder der Glaube ist eine in gewisser Hinsicht verdienstliche Leistung des Menschen, um dessen willen Gott die einen erwählte; dann hat man die Antwort auf das *Cur alii prae aliis?* gefunden, aber auf Kosten der Schriftwahrheit. Merkwürdig redet auch sonst D. Kehler von dem Geheimnis in der Lehre von der Gnadenwahl. Seite 110 kommt dieser Satz vor: “We confess that we feel more secure with such assurance” (daß uns Gott im Glauben behalten will bis ans Ende) “than we would if we thought a mysterious decree hanging over us.” Hätte D. Kehler die einschlägige Literatur mit Verständnis gelesen, so wäre eine solche groteske Auffassung unserer Stellung nicht möglich. Vollständig schief ist auch eine Beweisführung wie die folgende (S. 108): “The Missouri position can never give unconditional assurance, for no one can be sure in this life just what took place in the counsels of eternity.” Die Frage von der Gewißheit der Erwählten ist auf Hunderten von Oktavseiten während des Lehrstreites von unserer Seite behandelt worden. Der Christ ist seiner Erwählung aus dem Evangelium gewiß. Merkwürdig ist uns jedoch an dem angeführten Satz die Ungeniertheit, mit der D. Kehler eine Waffe schwingt, vor der sich ein Intuitu fidei-Theolog gehörig in acht zu nehmen hat. Denn gerade dadurch wird ja der praktische Wert der Intuitu-Hypothese auf Null herabgedrückt, daß das göttliche Vorauswissen der fides analis für jeden Gläubigen ein Geheimnis ist und bleiben muß. Tatsächlich ist es so, wie D. Kehler schreibt: “No one can be sure in this life”, außer dem geoffenbarten Wort, “just what took place in the counsels of eternity”; und weil das wahr ist, entbehrt die Intuitu-Theorie jeden Wertes für das praktische Christentum. Seite 28 findet sich folgende Beweisführung: “What was it that predetermined God to send His Son into the world? Was it not the fact that He foresaw that man would sin? Thus we read of the Lamb ‘that was slain from the foundation of the world.’ So it is plain that God must have foreordained the whole plan of redemption *in view of sin.*”) Then why might He not predetermine *salvation in view of faith?* *) Was für eine Vertvorenheit: „Wenn schon mit Rücksicht auf die Sünde, wieviel mehr mit Rücksicht auf den Glauben hat Gott die Erlösung beschlossen!“ Als ob auch einem Intuitu fidei-Theologen Sünde und Glaube als berücksichtigte Elemente im Heilsratsschluß auf derselben Linie liegen könnten! Die Quaternio des Begriffs “in view of” ist fast unverzeihlich. D. Kehler fährt dann fort: “If He could foreknow that Adam could sin, could He not also foreknow every person who would believe and continue in Christ to the end?” (Als ob unter uns jemand das bezweifelte!) “And if foreordination in

*) Von D. Kehler hervorgehoben.

view of sin would not dishonor Him, why would foreordination in view of faith dishonor Him?" (Damit ist wirklich Ernst gemacht mit der Koordination von Sünde und Glaube als Elementen, die in der Wahl bestimmend gewirkt hätten!) "All the more so, since sin is something entirely obnoxious to Him and contrary to His will, while faith is a holy principle, an activity begotten in the soul of the believer by His Spirit." Also kommt der Glaube in der Wahl doch als „Prinzip der Heiligung“ in Betracht? Die Worte sind schwer verständlich, so leicht hingeschrieben sie sich auch ausnehmen. Und das ist ein Charakteristikum des Buches. Man meint oft, man könne sich unter gewissen Sähen, die mit solcher Eleganz aufs Papier geworfen sind, etwas vorstellen; aber man kommt nicht weit, wenn man dem Verfasser nicht Gedanken zuschreiben will, die ihm gewiß fern lagen. Wir denken hier etwa an den Abschnitt S. 84, der von der missourischen Stellung zur Lehre von der Taufe handelt. D. Kehler bedauert sehr, daß in D. Piepers Schrift „Zur Einigung“ so gar nichts über die Wiedergeburt der Kinder in der Taufe zu lesen sei. "One thing we have sorely missed in the Concordia dogmatic — nothing has been said about the regeneration of infants in baptism. . . . Do not our Missouri brethren believe in regenerating grace in and through baptism?" Soll die Frage tatsächlich einen Zweifel ausdrücken? Sollen wir annehmen, daß D. Kehler wirklich für möglich hält, daß wir die Taufe nicht für ein Gnadenmittel, für das Bad der Wiedergeburt halten? Noch bedenklicher jedoch als diese Unkenntnis unserer Lehrstellung ist, was nun D. Kehler aus seinem Eigenen über die Taufe sagt: "Surely, most" (also nicht alle?) "of our children receive in baptism the seeds of regeneration" (nur einen Samen der Wiedergeburt?); "then, when they are taught about Christ and His love, these seminal principles unfold, and active faith is produced. . . . If children are potentially regenerated" (nur potentially?) "in baptism, how would that fit into Missouri's doctrine of election?" Der Rezensent im *Lutheran Standard* meint, das Kehler'sche Buch enthielte nichts für Missouri Verleidendes. Meint er wohl, daß diese Art Fragestellung angenehm berührt? Abgesehen davon aber, rebet D. Kehler in der angeführten Stelle so unsicher von der Taufe, daß die ohioschen Rezensenten ihre Begrüßung des neuesten Kampfes für „echtes Luthertum“ mit mehr gedämpfter Stimme hätten vortragen können. Oder was ist das für eine Beweisführung, wie sie D. Kehler S. 62 für das Gebet der Unbefehrten führt? Als Leute, die vor ihrer Bekehrung gebetet hätten, werden da aufgeführt: Paulus nach seiner Ankunft in Damaskus, der Zöllner im Tempel, Petrus in den Wellen versinkend, der Schächer am Kreuz. Das sollen alles Unbefehrte gewesen sein! D. Kehler unterscheidet zwischen Erleuchtung und Bekehrung. Mit der Berufung fände die Erleuchtung statt — nun ist der Mensch in den Stand gesetzt, sich zu bekehren. Vorerst ist der Mensch also in dem bekannten neutralen Zustand, der "twilight stage", wie ihn D. Kehler nennt (S. 95). Daß es eine solche "twilight stage" gibt, will D. Kehler aus der Stelle 2 Petr. 1, 19 nachweisen: „bis der Tag anbretche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen“. Also mit dem Tagesanbruch meinte Petrus den Eintritt in den neutralen Zustand! Die ganze Ungeheuerlichkeit der Beweisführung wird offenbar, wenn man sich den Kontext ansieht. Danach müßte Petrus gemeint haben: Habt acht auf das feste prophetische

Wort, bis ihr in den Zustand kommt, in dem ihr euch für oder gegen Annahme der Gnade entscheiden könnt! Daß Gott den Jakob geliebt, Esau gehaßt hat, erklärt ein Abschnitt auf Seite 119 so: Gott hat den Jakob erwählt als den, "who would be fitter to be the ancestor of the people of God and of the Christ who would be given through them". Verstehen wir recht — "fitter" vor seiner Bekehrung? Es scheint so; denn von Jakob wird gesagt, er sei ja seiner Anlage nach "fitter" gewesen: "With all his faults he was spiritual, he had visions of God, and grew more spiritual toward the end of his life; while Esau always was crass, worldly, and sensuous." Der Gedanke, daß Gott etwa Esau statt Jakobs gewählt hätte, sei „unerträglich“. So wurde Jakob nicht allein aus Gnaden, sondern auch wegen einer besseren "fitness" gewählt? Nicht bloß bedenklich wollen hier Aussagen wie die folgenden scheinen: "Just as the will is enabled by converting and sanctifying grace to perform its functions in those moments, so it is enabled by preparatory grace to perform its relevant function in that moment. Its function in the latter case is that of passivity or surrender toward God's grace; in the former, that of activity, concurrence, and cooperation." Was heißt das: Eine Funktion des Willens ist Passivität? Die Worte lauten, als ob man sich dabei etwas vorstellen könnte. Und was soll das fatale Wort "cooperation" in einem Abschnitt, der von der Bekehrung handelt? Seite 102 wird „im Interesse der christlichen Ethik“ der freie Wille so herausgestrichen: "A free will is not something that is pulled down by force", nämlich in der Bekehrung, "on one side or the other, but that is balanced in equilibrium, so that it can elect for itself." (Allerdings sagt der Verfasser an andern Stellen, daß allein durch Gottes Gnade der Wille in dieses Equilibrium, in dem die Selbstentscheidung möglich ist, gebracht wird.) "That was the will in liberty with which Adam and Eve were originally endowed. Now in the process of divine mercy and grace in restoring man to his original estate, there must" (ein solches "must" ist anstößig, wenn man Schriftlehre darstellen will) "come moments when man is capable of exercising this original endowment. It is restored *sola gratia* just as it was originally bestowed *sola gratia*." Der zu Belehrende muß also Augenblicke haben, in denen er wieder die Freiheit des Willens (natürlich zum Guten, denn zum Bösen hat er sie!) ausüben kann, die der Mensch im Stande der Unschuld besaß. Vor dem Sturz in den Abgrund des kahlsten Synergismus soll hier die Bezugnahme auf das *sola gratia* retten; als ob die Synergisten alter und neuer Zeit je anders gelehrt hätten, als daß der Mensch natürlich nur aus Gottes Gnade in einen Zustand gesetzt worden ist, in dem er die "facultas se applicandi ad gratiam" besitzt! "The ability to repent and believe", lesen wir Seite 141, "He confers as soon as man, after his awakening, is willing to let God save him from his dire estate." Damit sind wir bei der Stellung angekommen, die den antimissourischen Gegensatz von jeher gekennzeichnet hat. Merkwürdig ist uns, daß die Regensenten wenig zu sagen haben über das Zugeständnis D. Kehrers, das ihn von Ohio und Iowa scheidet, daß nämlich Missouri nicht calvinistisch von der ewigen Wahl lehre. D. Singmaster schließt daraus, daß die Stellung der Missourisynode wohl weder lutherisch noch calvinistisch sei! — So ist durch die Schrift D. Kehrers wenigstens so viel erreicht, daß man in seiner eigenen

Synode weniger als je weiß, was eigentlich die missourische Lehre ist. Im iowaschen „Kirchenblatt“ schreibt ein Rezensent, D. Kehler habe gesehen, daß die in D. Piepers Schrift „angegriffenen“ Synoden „nicht so gleich antworteten“, und habe deswegen gemeint, sie hätten „kapituliert“. Da habe es D. Kehler gedrängt, „einem faulen Frieden vorzubeugen durch eine warnende Stimme“. Ungefähr so wird es wohl gewesen sein. Man sah, daß die Wasser sich härteten; so bedurfte es nur eines Mannes mit genügendem Mangel an Sachkenntnis (das meint wohl der ohioische Rezensent mit der „delightful absence of theological mustiness“) und hervorragender Unkenntnis der einschlägigen Literatur, um die Gewässer wieder zu trüben. Die Arbeit ist nun besorgt. G.

Die iowaschen und ohioischen Rezensenten haben sich also mit D. Kehler's Buch „Election and Conversion“ beschäftigt, und ihr einmütiges Urteil lautet: Uns ist Heil widerfahren. Der *Lutheran Standard* bedauert die ungenügende Buchbinderarbeit, die der Schrift D. Kehler's zuteil geworden sei; es offenbare sich in dem Werk ein etwas hastiges Arbeiten, auch fehle es nicht an „weak spots“; doch wird das Buch begrüßt als eine Leistung, die wohl danach angetan sei, „Missouri auf die Suche nach dem Nuzknacker zu bringen“. Es walte in dem Buch eine „delightful absence of theological mustiness“; die Beweisführung sei direkt und offen, und obwohl „at some points very severe on Missouri“, doch nicht verlegend. Die „Lutherische Kirchenzeitung“ hat sich über das Buch „besonders gefreut“. Hier würden die „verkehrten Lehren Missouris bloßgestellt“, vor allem werde nachgewiesen, „wie die Missourier die Rechtfertigung aus dem Mittelpunkt geschoben haben, wie sie vom Glauben nicht mehr reden und denken können, ohne sich etwas Verdienstliches dabei vorzustellen“. Damit bezieht sich der Rezensent auf die Abschnitte des Kehler'schen Buches, die (in Kapitel vier und fünf) von der Rechtfertigung durch den Glauben handeln. Missouri, so wird dort argumentiert, will nicht das Voraussehen des Glaubens als entscheidendes Moment in der Wahl gelten lassen, also kennt Missouri den Glauben nur als ein verdienstliches Werk! Als wir die Abschnitte lasen, in denen diese horrende Verfehlung der missourischen Stellung vorkommt, hielten wir D. Kehler seine Auffassung zugute, da seine Schrift ja auch in anderer Hinsicht beweist, daß er nur oberflächlich mit unserer Literatur vertraut ist. Als wir dann weiter lasen und gewahr wurden, mit welchem Nachdruck D. Kehler aus Schrift und Bekenntnis den Beweis liefert, daß ein Sünder nur aus Gnaden selig werden kann, kamen uns aus der Holmeßschen Ode „To a Cicada“ die Zeilen in den Sinn:

Thou mindest me of gentle folks, —
 Old gentle folks are they: —
 Thou say'st an undisputed thing
 In such a solemn way.

D. Kehler will auch gewiß nicht sagen, daß Missouri die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben leugnet. Doch ist er offenbar unter dem Eindruck, daß er seinem Gegner den Nachweis schuldig ist, daß der Glaube in der Rechtfertigung nicht als ein Verdienst des Menschen in Betracht kommen kann. Ihm ist sichtlich darum zu tun, die Lutherische Lehre gegen eine vermeintliche Abirrung zu vindizieren. Daß er dieses aber in der gegenwärtigen Kontroverse für nötig hält, kann sich nur aus einer

nahezu totalen Unkenntnis unserer Lehrstellung erklären. So wollen wir auch die Ausführungen der general-synodistischen Rezensenten, die bei der Besprechung des Keyser'schen Buches unterließen, nicht als böshafte Verleumdung unserer Stellung auffassen. Wenn ein Rezensent in *Lutheran Church Work* sich auf Keyser's Buch beruft für sein Urteil: "Missouri practically ignores and utterly misunderstands the function of faith in salvation", und D. Singmaster im *Lutheran Quarterly* für April 1914 schreiben kann: "To Dr. Pieper faith as exercised by man savors of merit, and hence is to be rejected as an element of conversion; he does not take into account that faith, the power to believe and to trust, is the gift of God, and not a meritorious act of man", so kann auch das auf Unkenntnis dessen, was seit Bestehen unserer Synode über das Wesen des rechtfertigenden Glaubens geschrieben worden ist, beruhen. Sowohl D. Keyser wie seine general-synodistischen Rezensenten übersehen, daß wir das intuitu fidei eben aus dem Grunde ablehnen, weil es nur dann das Geheimnis in der Gnadenwahl wirklich erklärt, wenn der Glaube von denen, die die Intuitu-Formel gebrauchen, als eine verdienstliche Leistung, um deren willen Gott die einen erwählt hat, aufgefaßt wird. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn die ohio'schen Rezensenten nun die Kolportage dieser Anklage übernehmen und ihren Lesern in der „Kirchenzeitung“ und in den „Theologischen Zeitblättern“ den Vätern aufbinden, Missouri lehre, daß der Glaube „etwas Verdienstliches“, „ein Verdienst des Menschen“ sei? In den „Zeitblättern“ schreibt St. (D. Stelthorn), er habe Gott gedankt nach der Lektüre dieses Buchs, daß endlich ein Theolog aus den englisch-lutherischen Kirchenkörpern, und dazu ein Theolog, der so vorzüglich ausgerüstet sei, "to fight under the standard of genuine old Lutheranism", in die Kontroverse eingetreten sei. "We hail with delight", lesen wir da, "this valiant champion of Biblical truth", "Dr. Keyser and we . . . are true allies in every essential point", was die vorliegende Frage anbelange. Und dann druckt St. mehr als zwei Seiten aus dem Keyser'schen Buch ab, und zwar gerade die Abschnitte, in denen ausgeführt wird, daß die Missouri'synode die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben nicht zu ihrem Recht kommen lasse. Wie kann ein Mann, der seit dreißig Jahren und darüber unsere Schriften kennt, solche Ansichten über unsere Stellung verbreiten helfen? Wenn man glaubt, daß durch solche Behandlung des Gegners der Sache der Wahrheit gedient wird, können wir uns noch auf andere Stückchen gefaßt machen. Man dürfte sich im gegnerischen Lager bald darauf besinnen, was vor zehn Jahren in einigen deutschländischen Zeitschriften über unsere Mission in Brasilien geschrieben wurde. Gewiß würden diejenigen Leser der „Zeitblätter“ und der „Kirchenzeitung“, die den Keyser'schen mariner's yarn über unsere Lehre vom rechtfertigenden Glauben mit Gleichmut hingenommen haben, auch unbedenklich der Meldung Glauben schenken, diese missourische Mission in Südamerika sei nur ein Deckmantel für die Eroberungspläne des ländlerhungrigen Uncle Sam, der ja den ganzen südamerikanischen Kontinent ergattern wolle und durch diese missourischen Sendlinge in Brasilien jetzt die nötigen Vorarbeiten tun lasse! Auch die Aussage über unsere Stellung zur Lehre von der Taufe, die sich Seite 84 in D. Keyser's Buch findet, ließe sich vor dem Publikum, das die ohio'schen und iowa'schen Zeitschriften liest, mindestens ebenso gut vertreten wie die Anklage, daß

die Missouriishode lehre, der Glaube käme in der Rechtfertigung des Sünders als eine verdienstliche Leistung des Menschen in Betracht. D. Stelhorn macht zwar in seiner Rezension darauf aufmerksam, daß er wohl nicht mit jedem Argument und jeder Aussage des Buches, auch nicht mit dem Vereinigungsvorschlag D. Keshers stimmt; doch läßt er die Position des Buches zu Recht bestehen. Er erkennt in Keshers einen "true ally in every essential point". Begreiflich ist allerdings die Freude, mit der D. Stelhorn das Buch begrüßt. D. Keshers spricht nämlich unverhohlen aus, was der ohioischen Lehre von der Wahl zugrunde liegt, nämlich die Freiheit des Willens an irgendeinem Punkt vor der Befehrung. Eine solche Freiheit präsumiert die ohioische Position. Wenn man behauptet, die Lehre von der gleichen Verderbnis aller Menschen fordere eine „Zwangsbefehrung“, so führt das notgedrungen zu der Annahme, daß unter gewissen Umständen der Wille des Menschen vor der Befehrung befähigt sei, sich für Christum zu entscheiden. Das steht nicht in diesen Worten in den ohioischen „Zeugnissen“ zu lesen, deren Mitterfasser D. Stelhorn ist. Es steht aber ein über das andere Mal in D. Keshers Schrift zu lesen: Gott befähige den Menschen (natürlich „rein aus Gnaden“) in dem Zustande der Erleuchtung, der der Befehrung vorausgehe, sich für Annahme des Heils zu entscheiden. Das ist genau Melancthons Stellung in der zweiten Hauptausgabe seiner Loci. Da wollte Melancthon den Menschen für seinen Heilsstand verantwortlich machen, indem er lehrte, daß der menschliche Wille auch nach dem Sündenfall die Fähigkeit besäße, sich zu entscheiden, wenn Reizungen an ihn herantreten; das Willensvermögen „produziert wohl aus sich heraus nichts Neues, aber es nimmt Stellung zu dem, was sich ihm naht“. Diese Definition der Stellung Melancthons, die Eschadert aus Katverau zitiert, deckt sich ganz genau mit der Stellung, die im Kesherschen Buch so klar ausgesprochen wird. Auch argumentiert Keshers genau, wie die Synergisten von jeher argumentiert haben, aus dem allgemeinen Gnadenwillen Gottes, aus dem Ruf des Evangeliums: „Wer da will!“ — daß damit die Freiheit des Menschen zur Annahme des Heils gelehrt sei. Daß damit eine Stellung vertreten wird, die in der lutherischen Kirche längst überwunden ist, sieht weder D. Keshers noch seinen ohioischen Rezensenten an. Nur wird in den ohioischen „Zeugnissen“ noch etwas krasser ausgesprochen, daß es eine eigentliche Gnadenwahl nicht gebe, sondern „daß die Wahl, wie hier (in der Konfordinformel) beschrieben, identisch ist mit dem allgemeinen Heilsrat Gottes, muß jedem, welcher ohne falsche Vorausnahme die einzelnen Lehrstücke prüfend überschaut, auf den ersten Blick einleuchten“ („Zeugnisse“, S. 15), und: „Von einer Erwählung zum Glauben kann nur die Rede sein, wenn damit eine Handlung Gottes gemeint ist, die sich gleich kräftig und ohne Ansehen der Person auf alle Menschen bezieht.“ (S. 41.) In der Sache stimmt auch hier Keshers durchaus mit seinem ohioischen Alliierten, doch trägt er in der Lehre von der Befehrung die Freiheit des menschlichen Willens im Sinne des Melancthonismus mit ungleich größerer Offenheit vor. So begrüßt denn auch D. Stelhorn die Keshersche Schrift als eine "very worthy addition to all that has been said and written in defense of that Lutheranism" (nämlich des "genuine old Lutheranism") "during the religious war of more than thirty years". Das Buch füllt eben mit seiner uneingeschränkten Win-

digierung der Freiheit des Willens zur Annahme der Gnade eine Lücke im ohioschen System aus, die längst schon empfindlich bemerkt worden ist. Im Verlaufe des dreißigjährigen Streites ist das Vokabular von Ausdrücken, worunter sich diese Auffassung verstehen kann, auf eine geringe Zahl zusammengeschrunft; „geschenkte Kräfte“ blieb schließlich noch übrig. Wie groß daher die Freude, einen lutherischen Theologen zu finden, der nicht nur ebensowenig von einer eigentlichen Gnadenwahl weiß wie Ohio, sondern auch in der Belehrung sich nicht scheut, dem neutralen Zustand wieder seinen Platz im System zu geben und von der *cooperation* des Menschen in der Belehrung zu reden! G.

Aus den norwegischen Synoden. Bekanntlich faßte die Norwegische Synode auf ihrer letzten Sitzung einen Beschluß, daß sie andere Kirchen nicht für die Aussprüche einzelner verantwortlich halten wolle, es sei denn, die Synode, welcher der Betreffende angehört, mache seinen Standpunkt offiziell zu dem ihrigen. Der Zweck, den man durch diesen Beschluß erreichen wollte, ist unschwer zu erraten. Man hatte das Vereinigungsprojekt beinahe daran scheitern sehen, daß hervorragende Männer in der Forenede Kirche aus ihrem Festhalten an ihrer früheren Stellung, trotz Annahme des „Opgjör“, kein Hehl machten. Um sich gegen die nachteilige Wirkung solcher Aussprüche in Zukunft zu schützen, faßte man diesen Beschluß. Die Madison-Chicago-Spezialkonferenz, in der die synodale Minoritätspartei herrscht, faßte mit Rücksicht auf diese Stellung der Irreligiosität gegenüber am 16. April dieses Jahres einen Beschluß, der die Synode auf den Widerspruch aufmerksam macht, der zwischen jener Beschlußnahme einerseits und Stellen wie 3 Mos. 19, 17, 1 Tim. 5, 20 und der Synodalconstitution andererseits besteht. Aus der Synodalconstitution wird der Paragraph angeführt, der von der Lehrzucht handelt, und Gewicht darauf gelegt, daß die Synode sich nicht der Pflicht, sowohl an ihren eigenen Gliedern wie an andern solche Zucht zu üben, entschlagen dürfe. Die Konferenz bittet die Synode, auf ihrer nächsten Sitzung diesen Beschluß zu annullieren. „Kirketidende“ druckt den Konferenzbeschluß ab, erklärt aber ihren redaktionellen Dissens. — Vor seiner Abreise nach Norwegen ließ D. Stub folgende Notiz in „Kirketidende“ einrücken: „Da ich in Erfahrung gebracht habe, daß boshafte Menschen das Gerücht aussprengen, ich hätte beschlossen, diesen oder jenen aus seiner Stellung zu drängen, oder doch die einleitenden Schritte dazu getan, so will ich hiermit erklären, daß diese Gerüchte aus der Luft gegriffen sind, und die damit operieren, gehen mit Unwahrheit um.“ Vielleicht bezieht sich D. Stub auf einen Artikel, der vor einiger Zeit in „Amerika“, einem in Madison, Wis., erscheinenden Privatblatt, zu lesen stand. Darin wurde in dürren Worten gesagt, D. Stub wolle Prof. Preuss, Präsident des Luther-College, aus seiner Stellung entfernen. Preuss ist nämlich, wie seine ganze Fakultät, auf seiten der Minoritäts- (Antiunions-) Partei und hat sich auf der Synodalsitzung von 1913 gegen das Unionsprojekt ausgesprochen, hat sich auch seitdem auf Konferenzen und bei andern Zusammenkünften keineswegs so ruhig verhalten, wie die Majoritätspartei das wünscht. — In der Haugesbynode werden mehr Stimmen gegen Vereinigung mit den andern Synoden laut. Zwar drückt das Synodalorgan, der „Huddæren“, nach seiner eigenen Aussage längst nicht alles ab, was ihm über die Unionsache von den Lesern zugeschickt wird, veröffentlichte

aber leztlin einen Brief, von dem er sagte, daß er ungefähr das enthalte, was auch von anderer Seite dem Redakteur geschrieben werde. Der Schreiber macht geltend, daß eine solche Regel, wie Paragraph 3 der Unionsartikel aufstelle, nicht in der Schrift zu finden sei. Paragraph 3 stellt nämlich die Bedingung, daß die Glieder der neuzugründenden Gemeinschaft sich verpflichten, keine kirchliche Gemeinschaft zu haben mit Reformierten und andern, die nicht in Lehre und Bekenntnis mit ihnen stimmen. Das sieht der Korrespondent des „Wubärerens“ als eine extreme Forderung an; das sei ein „höchst bedenklicher Punkt“; damit errichte man eine „himmelhohe Mauer“ zwischen den Lutheranern „und andern Kindern Gottes“. Und stimme der Punkt nicht mit Gottes Wort, vor allem nicht mit Joh. 17, so müsse er auf der Synodalversammlung gestrichen werden.

Aus Winnipeg, Canada, wird das Ableben D. Jon Bjarnasons gemeldet. Bjarnason, ein Isländer von Geburt, kam 1874 nach Amerika und hielt in Milwaukee den ersten isländischen Gottesdienst. Er war der Vater der lutherischen Mission unter den Isländern in der Lake Winnipeg-Gegeud. Im Jahre 1885 wurde er Präses der Isländischen Synode, ein Amt, das er bis zum Jahre 1910 innehielt. Er gründete im Jahre 1886 die Kirchenzeitung für die Isländer, „Sameiningin“. Bjarnason war der bedeutendste Repräsentant des Isländertums in Amerika und blieb bis zu seinem Ende der geistige Führer der Isländischen Synode. Sein Tod erfolgte am 3. Juni.

II. Ausland.

Ein Bild reger Tätigkeit auf allen kirchlichen Gebieten entfaltet sich in dem Synodalbericht des Südaustralischen Distrikts unserer australischen Schwester-Synode. Die Synode zählt nach dem Bericht des Allgemeinen Präses Th. Nidel gegenwärtig 188 Gemeinden und Predigtplätze mit 15,286 Seelen, etwa 10,000 Kommunizierenden und 3341 stimmfähigen Gliedern. An den Gemeinden stehen 59 Pastoren. In 60 Gemeindefschulen werden von 38 Lehrern und 23 Lehrerinnen 1600 Kinder unterrichtet. Die Abendmahlziffer ist 18,577. Aus den Synodalverhandlungen des Südaustralischen Distrikts geht vor allem hervor, mit welcher Klarheit man die christliche Erziehung der Jugend als eine Hauptaufgabe der christlichen Gemeinde erfasst hat. Das Referat, das den Lehrverhandlungen zugrunde lag, behandelte „Die Sorge für das Seelenheil unserer konfirmierten Jugend“. (Referent: P. J. Homann.) Gleich der erste Komiteebericht gilt der Gemeindefschulsache. Ernstlich wurde die Frage in Erwägung gezogen, wie man auch den Lehrerinnen, die in den Gemeindefschulen Aushelferdienste leisten, eine gründliche Ausbildung zuteil werden lassen könnte. Nach der angeführten Statistik ist das allerdings eine Frage, die für die Gemeindefschulsache der australischen Brüder von nicht geringer Bedeutung ist. Man beschloß, daß „junge Mädchen, die bereit sind, Schuldienst zu übernehmen, auf einige Zeit unter tüchtigen Lehrern in Schulen aushelfen und dabei vom Lehrer praktische Anweisung im Schulehalten und weiteren Unterricht in den Fächern, die in unsern Schulen zu unterrichten sind, vom Lehrer und, wo möglich, auch vom Pastor erhalten. Für solche Arbeit soll dem Unterrichtenden eine gewisse Vergütung gewährt werden, und zwar aus der Schulkasse der Synode“. Zur Abwehr von Befehgebung, die dem Bestand der

Gemeindeschulen gefährlich sein könnte, besteht ein „Wigilanzkomitee“, das auch dem Distrikt Bericht abstattete. Daraus geht hervor, daß das Komitee gegen eine Gesetzesvorlage erfolgreich Einspruch erhoben hatte, auch bei der Parlamentswahl an alle Kandidaten ein Rundschreiben geschickt hat, das von ihnen forderte, ihre Stellung in bezug auf die Education Bill zu erklären. Die Kandidaten erklärten sich fast einhellig gegen die unsern Brüdern anstößigen Paragraphen der Vorlage. Um Gemeindeglieder, die einen Ortswechsel vorhaben, in Gegenden zu weisen, in denen sie kirchliche Bedienung haben können, besteht ein Informationsbureau, das sich mit Leuten, die Land kaufen oder verkaufen wollen, in Verbindung setzt. Heidenmission treibt die Australische Synode unter den Eingebornen an einer 12,000 Acker großen Station, die einen Geldwert von \$50,000 repräsentiert. Der vorliegende Bericht beschreibt in anschaulicher Weise die eigentümlichen Verhältnisse, unter denen an den Eingebornen das Rettungswerk ausgerichtet wird. Es stehen jetzt zwei Missionare und ein Lehrer in der Arbeit. Außerdem unterstützt die Australische Synode unser Werk in Indien durch Gaben. Auch Innere Mission wird mit großem Eifer getrieben. In Queensland z. B. stehen jetzt neun Pastoren in der Arbeit, wo vor kurzer Zeit erst einer stand. Unserer Synode wird in dem Bericht mit den Worten gedacht: „Gott segne die lieben Glaubensbrüder in Amerika, die so viel an uns getan haben!“ Den Fortgang des Werkes in Australien sagt Präses Nidel in die Worte zusammen: „Die Synode hat sich in Frieden erbauen dürfen; überall ist ein Wachstum bemerkbar. Gottes Gnade hat die Synode vor Unruhen und Kämpfen bewahrt und zu aller Arbeit seinen Segen gegeben.“ G.

Die Kirchaustrittsbewegung, die mit so großem Aufwand von Geld und Geschrei von sozialdemokratischen Führern und ihren Mitläufern in Szene gesetzt wurde, ist, wie man jetzt feststellen kann, im wesentlichen mißlungen. Selbst in Berlin geht die Bewegung rückwärts, und die Zahl der Austritte im Monat März wird nur noch auf etwa die Hälfte des Monats Februar zu schätzen sein, obwohl schon dieser hinter dem Januar sehr stark zurückstand. An andern Orten hat die Bewegung vollends Fiasco gemacht: in Hannover ist sie total mißlungen, in Bochum war der Erfolg nicht besser, ebenso in Leipzig; in Plauen i. V. haben selbst zwei Versammlungen den konfessionslosen Agitatoren nichts helfen können. Freitag, den 13. März, sprach dort der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Reus; doch auch seine Gegner waren auf dem Platze. Er holte sich eine Niederlage nach der andern, so daß es der Verhandlungsleiter vorzog, um 1¼ Uhr zu schließen, obwohl noch mehrere Wortmeldungen vorlagen. Das sozialdemokratische „Sächsisches Volksblatt“ berichtete erst Dienstag, den 17. März, über die Versammlung, aber Austrittsziffern konnte es nicht mitteilen. Als dann am 21. März vom „Auschuß gegen die Kirchaustrittsbewegung“ eine Gegenversammlung veranstaltet wurde, entfaltete man von jener Seite einen monistischen Führer, Prof. Ludwig Gurlitt aus Berlin. Er ergriff auch in der Diskussion das Wort, aber mußte sich manches Wort über Unkenntnis und Mangel an Logik sagen lassen. Für den nächsten Tag, den 22. März, hatte er auf 10½ Uhr eine eigene Versammlung einberufen lassen, um zu beweisen, daß auf Friedrich Nießches Lehren die kommende neue Kirche aufgebaut werden müsse. Auch mit diesem zweiten Versuche hatte das Komitee konfessionslos kein Glück. (A. E. L. R.)

Zu einer Kirchenaustrittsversammlung in Solingen hatten sich die Freidenker den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Pöus verschrieben, der auch in zweistündiger Rede das Thema: „Baut Volkshäuser statt Kirchen!“ behandelte, es aber erleben mußte, daß nicht nur Geistliche ihm erfolgreich entgegentraten, und die Versammlung mit großer Majorität gegen ihn sich erklärte, sondern daß ihm schließlich der überwachende Polizeibeamte das Wort wegen Gotteslästerungen entzog und die Versammlung auflöste. Folgende von einem Laien vorgeschlagene Resolution wurde von der überwältigenden Mehrheit mit großem Beifall angenommen: „Die auf Sonntag, den 26. April, vom Freidenkerverein in das Hotel Monopol einberufene öffentliche Versammlung, in der Reichstagsabgeordneter Pöus über das Thema ‚Baut Volkshäuser statt Kirchen!‘ referierte, protestiert aufs energischste gegen die unduldsame Agitation der Freidenker gegen die Kirche sowie gegen die unberechtigten Anwürfe der Führer gegen dieselbe. Die Versammlung fordert alle denkenden Männer auf, sich um so fester um die Fahne des Evangeliums zu scharen und eine geschlossene Phalanx zu bilden gegenüber den Mächten des Unglaubens.“ (E. R. 3.)

An einen ergreifenden Brief König Friedrich Wilhelms III. von Preußen, den er an die Herzogin von Anhalt-Nöthen schrieb, als sie im Juni 1826 ihren Übertritt zum Katholizismus kundgab, ist jetzt aus Anlaß des „Kaiserbriefs“ an eine fürstliche Apostatin wieder erinnert worden. Der Brief wird mit folgenden Sätzen eingeleitet: „Es wird mir unmöglich, Ihnen den tieferschütternden, schmerzhaften Eindruck zu schildern, den die mir durch Ihren Brief vom 2. v. Mts. gegebene Bestätigung des früher verbreiteten Gerüchtes (das ich für Fabel hielt) von Ihrem und des Herzogs Übergange zur katholischen Religion auf mich gemacht hat und immertwährend hinterlassen wird. Denn wer in der Welt hätte sich so etwas nur jemals ahnen lassen? Nach meinem innersten Gefühl und Überzeugung und nach Gewissenspflicht muß ich Ihnen ganz frei heraus sagen, daß meines Dafürhaltens nie ein unglückseligerer Entschluß von Ihnen gefaßt werden konnte als der, den Sie soeben ausgeführt haben. Gätten Sie mir nur in Paris ein Wort von Ihrem Vorhaben anvertrauen wollen, auf das innigste, auf das feierlichste und bei allem, was Ihnen heilig ist, hätte ich Sie beschworen, diesen Vorsatz aufzugeben, der zugleich mich selbst in die peinlichste Lage versetzt. Denn auch mich (ich weiß wirklich nicht, warum?) hat man in Verdacht, der katholischen Religion geneigt zu sein, da ich doch gerade im Gegenteil, der Unzahl ihrer antibiblischen Lehrsätze wegen, ihr nicht anders als abhold sein kann und muß. . . . Wie wurde es Ihnen nur möglich, über diese Angelegenheit ein so absolutes Stillschweigen gegen mich zu beobachten, nachdem Sie selbst in Ihrem Briefe, wie folgt, über meine Person sich ausdrücken: ‚derjenigen Person, der ich im Herzen von jeher die vereinten Gefühle der Liebe zu meinem Vater und für meinen Bruder darzubringen gewohnt bin?‘ Wer aber wird wohl glauben können, daß ein Vater, ein Bruder es ohne weiteres gutheißen würde, wenn seine Tochter, wenn seine Schwester katholisch wird, das heißt, wenn sie den entscheidendsten Schritt täte, den jemand nur irgend auf der Welt tun kann, ohne sich vorher mit beiden darüber zu beraten? Gewiß niemand! Und dennoch handeln Sie so, und warum? Weil Sie von meiner Seite Einspruch erwarteten gegen den furchtbaren entscheidenden Schritt, den Sie schon den festen Voratz gefaßt hatten auszuführen. Sie haben ihn getan, die ungeheure Kluft überschritten, die beide Religionsparteien von-

einander trennt. Sie haben ihn abgeschworen, den Glauben Ihrer Angehörigen, den Glauben, in dem Sie geboren, erzogen und unterrichtet worden. Gott sei Ihnen gnädig! Was mich betrifft, so kann ich Sie nur aus dem Grunde meines Herzens bedauern und bemitleiden, in solche Irrsinnigkeit, in solche Verblendung geraten zu sein. Gewiß, o gewiß würden Sie diesen gewaltigen Schritt unterlassen haben, hätten Sie, statt protestantische und katholische Schriften zu studieren, fleißig und aufmerksam in der Bibel und insbesondere im Neuen Testamente gelesen. So habe ich es gemacht; denn auch ich habe mich in den Zeiten der Kontroverse, und zwar schon seit mehreren Jahren, mit den Eigentümlichkeiten beider Religionsparteien sehr genau bekannt zu machen getrachtet und dabei recht emsig die Bibel und die Lehre Christi und seiner Apostel zu Rate gezogen. Dieses Forschen hat aber gerade in mir das Gegenteil hervorgebracht. Denn seitdem bin ich beruhigter und mehr als jemals von der Wahrheit durchdrungen, daß der alte evangelische Glaube, so wie er durch die Reformation und durch Luther und durch gleichzeitig oder wenigstens kurze Zeit nachher erschienene symbolische Schriften, die nächst der Heiligen Schrift die Grundlage des evangelischen Glaubens ausmachen, insbesondere die Augsburgerische Konfession, begründet worden, am genauesten mit der ursprünglichen Religion Jesu Christi übereinstimmt, so wie sie uns von den Aposteln selbst und von den Kirchenvätern in den ersten Jahrhunderten des Christentums gelehrt worden ist, ehe noch ein Papsttum bestand. Denn Luther war weit davon entfernt, eine neue Religion stiften zu wollen; nur von den hinzugekommenen Schladen wollte er den Glauben reinigen, die sich während des Papsttums so ungeheuer angesammelt hatten, daß man zuletzt einen größeren Wert auf diese als auf die gediegene Lehre selbst, die sie fast erstickten, legte. Ich habe mich nicht gescheut, katholische Missalien, katholische Katechismen nicht allein zu lesen, sondern auch zu studieren. Ich habe die alten evangelischen Liturgien und Agenden aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (das heißt, aus der Zeit der Reformation) dagegeengehalten, beide miteinander verglichen und dabei wieder aufs neue erkennen müssen, daß diese, die evangelischen, mit der Lehre Christi im vollsten Einklange waren, jene dagegen in vielen, unendlich vielen Hauptgegenständen himmelweit davon abwichen.“ Der Brief enthält gegen Ende noch den Abschluß: „Diese Sprache kann Ihnen leicht und auch ungar erscheint; auch mögen Sie sie nicht erwartet haben, da Ihnen, wie Sie in Ihrem Briefe versichern, zumute wäre, als könne mein Herz keinen Tadel finden, sobald ich wissen würde, daß Ihre Tat die Frucht völliger Überlegung wäre. Allein, dem sei, wie ihm wolle; ich konnte nun einmal nicht anders, ich mußte sprechen, wie es mir ums Herz war, gefalle es wohl oder übel — heraus mußte es. Habe ich unrecht, so helfe mir Gott! Auch mit Ihnen sei der Herr und verzeihe Ihnen, wenn Ihre Überzeugung Sie irreführte. Denn was ist Überzeugung, wenn sie nicht mit Gottes Wort übereinstimmt? Und haben wir ein Größeres als die Heilige Schrift? Nichts als Trug und Bahnl!“

G.

Ein gutes Wort zu Ehren der Lutherschen Bibelübersetzung bringt das Organ der deutschen Baptisten, der „Wahrheitszeuge“ (Nr. 20, S. 156): „Es geht doch nichts über die Luthersche Bibelübersetzung! Sie ist im edelsten Sinne des Wortes volkstümlich und bringt sofort Saiten in unserm Inneren zum Mitschwingen, die schon so oft geklungen haben. Das aber

ist bei einer neuen Überetzung nicht der Fall, kann auch gar nicht der Fall sein. Darum hüte man sich ja, die Luthersche Überetzung aus unsern Andachten oder wohl gar aus der Predigt zu verdrängen! Es wird nie einer andern Überetzung gelingen, das auszurichten, was Luthers Überetzung getan hat! Oft haben wir auch den Eindruck, daß diejenigen, die so schnell mit den Worten bei der Hand sind: „Nach der genauen Überetzung heißt das so oder so“, sich den Luthertext noch gar nicht recht angesehen haben. Ehe man die guten, vertrauten Worte verwirft, sollte man ihnen aber doch jedesmal die Ehre antun, sie vorher noch einmal scharf anzusehen.“

(A. E. L. R.)

Merlei Päpstliches. Als die Landgräfin von Hessen im Jahre 1901 zur katholischen Kirche übertrat, schrieb der Kaiser ihr einen Brief, dessen Inhalt jetzt — aus was für einem Anlaß, ist nicht ersichtlich — in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“ durch einen katholischen Prälaten an die Öffentlichkeit gegeben wurde. Der „Kaiserbrief“ bildete eine Zeilang ein ständiges Thema in der radikalen und liberalen Presse. In dem Brief soll der Satz vorkommen: „Ich hasse die Religion, zu der Sie übergetreten sind.“ — Das „Propaganda Fide“-Komitee des Papstes meldet mit Bedauern, daß der Peterspfennig stark zurückgegangen sei. England brachte nur \$20,000 auf und Österreich, gegenwärtig das allerkatholischste Land, gar nur \$12,000. Aus den Vereinigten Staaten kam die Hauptsumme: \$376,000. — Einen besondern Ärger erlebte der Papst, als die Waldenser zu Anfang dieses Jahres in Rom ihre neue, prächtige Kirche einweiheten. Die Kirche wurde von Frau John E. Kennedy, Witwe des bekannten presbyterianischen Laien, der in seinem Testament der Kirche so großartige Schenkungen gemacht hat, errichtet. Die Kosten beliefen sich auf \$250,000. Aus den Türmen hat man einen Blick direkt auf den Petersdom. Als die Kirche fertig war, bot die Kurie eine halbe Million, um in den Besitz des Gebäudes zu kommen, so anstößig ist dem Papst die Nähe der Waldenser. Vor einigen hundert Jahren konnte der Papst mit den Waldensern noch anders verfahren. Da ließ er die waldensischen Gotteshäuser anzünden, während die Gemeinde darin zum Gottesdienst versammelt war. Das geht heutzutage nicht mehr. — „Der Erzbischof von Köln hat einen Aufruf zu einer allgemeinen Pilgerfahrt nach Rom erlassen, welche dem Papst den **Glaubensmut** und die Treue der deutschen Katholiken zeigen soll.“ So stand neulich im „Glaubensboten“ zu lesen. Wieso „Glaubensmut“? Eine Reise nach Italien ist doch nicht mehr ein Abenteuer, das als Beweis von Glaubensmut gelten kann? Seitdem das Königreich Italien 1870 mit den Papststaaten aufgeräumt hat, ist man seines Lebens im Land des heiligsten Vaters fast so sicher wie sonstwo in Europa. — Der Jesuitenorden umfaßt jetzt (nach einer Notiz in der katholischen Kirchenzeitung) 16,175 Mitglieder in 27 Provinzen. Davon sind 8178 Priester, 4400 Scholastiker, 4180 weltliche Koadjutoren. Die stärkste Provinz ist die kastilische mit 1844 Mitgliedern, der die aragonische mit 1253 Jesuiten folgt. An dritter Stelle aber steht gleich die deutsche Ordensprovinz mit 1222 Mitgliedern, der die belgische mit 1198 Mitgliedern folgt. Die österreichische Ordensprovinz mit ihren 644 Mitgliedern steht erst an zwölfter Stelle. Deutschland hat also genau doppelt so viel Jesuiten als das fast ganz katholische Österreich. — In Regensburg hat der Jesuit Cohausz trotz Jesuitengesetz

unbeanstandet religiöse Vorträge gehalten. Der Leiter der Veranstaltung, Justizrat Keller, erklärte öffentlich: „Wir haben den Pater Cohausz trotz des Reichsverbots nach Regensburg berufen und nehmen die Verantwortung auf uns; mag die Reichsregierung tun, was sie will — wir tun, was wir wollen.“ Auch in Berlin hat Cohausz gesprochen; die Einladung war u. a. von drei Geheimräten aus dem preussischen Kultusministerium und dem Reichsamt des Innern unterzeichnet. Die Römischen fühlen sich sicher! — Einem Artikel der *Revue* über den Prozentsatz des Kirchenbesuches bei Protestanten und Katholiken in Frankreich entnehmen wir folgende Zahlen. Die Gemeinde Ste. Marguerite in Paris zählt 96,200 Glieder; die verschiedenen sonntäglichen Gottesdienste vereinigen 1800 Glieder, weniger als zwei Prozent. Ste. Ambroise umfaßt 89,800 Gemeindeglieder, von denen nur 1800 den Gottesdienst besuchen. St. Pierre du Petit-Montrouge hat 80,000 Glieder und 3000 Besucher; Notre Dame de Clignancourt weist mit 95,000 Katholiken 1200 Besucher auf. Die lebendigsten Gemeinden sind St. Philipp du Roule, St. Francois-Xavier und St. Sulpice, bei denen die Besuchsziffer bis zu 16 Prozent erreicht. Der Durchschnitt der größeren Städte ist 12½ Prozent. — Jetzt gibt selbst die *Zentrums*-Presse mit der „Kölnischen Volkszeitung“ an der Spitze zu, daß die Kirchengaustrittsbewegung, soweit ihr wichtigstes Gebiet Groß-Berlin in Betracht kommt, der katholischen Kirche verhältnismäßig mehr Abbruch tut als der protestantischen. Ein Sechstel der Austretenden gehörte der katholischen Kirche an, während es nach der Bevölkerungsziffer nur ein Neuntel sein durfte. Möchte nun die katholische Presse auch aufhören, die Reformation als die eigentliche Quelle des sich ausbreitenden Unglaubens zu bezeichnen! — Die k. k. Staatsanwaltschaft zu Borsarlberg hat einen Steckbrief gegen Franz Karl Huber, den Kaplan an der Pfarrkirche zu Hatlersdorf, Gemeinde Dornbirn, wegen Verbrechen der Notzucht, Schändung und Verführung zur Unzucht ausgesprochen. Die Verbrechen des Kaplans waren in der Umgebung von Dornbirn allgemein bekannt; sie waren sogar schon gerichtsarztlich festgestellt, während sich der Kaplan immer noch auf freiem Fuße befand. Dann endlich fand es Huber für nötig, zu verschwinden. Als er außer Landes war, erhielt die Gendarmerie den Auftrag, ihn zu verhaften, und als er außerhalb Europas war, erschien pünktlich der Steckbrief. In Borsarlberg haben sich überhaupt in letzter Zeit die Fälle von Unsitlichkeitsvergehen und Verbrechen Geistlicher und Klerikaler Laien auffallenderweise gehäuft. — Von den 29 deutschen Bezirken mit der größten Kindersterblichkeit liegen 28 in Bayern, und zwar durchweg in fast ganz katholischen Gegenden. So hatten im Jahre 1907 die katholischen Bezirke Stadthof 39, Mainburg 40, Ingolstadt 43, Kelheim 44 und Parsberg 45 Prozent Säuglingssterblichkeit zu verzeichnen, während z. B. in dem ganz protestantischen Bezirk Kusel nur 10.6 Prozent Kinder im ersten Lebensjahre gestorben sind. Gegen diese für den Katholizismus doch sehr bedenklichen Ziffern mußte man von ultramontaner Seite nichts zu erwidern. G.

Ein in neuester Zeit entzifferter Zylinder Nebuladnezars enthält eine Bezugnahme auf Reparaturen, die von diesem Herrscher an dem Turm Etemenaki, dem „Turm zu Babel“, von dem das erste Buch Moses berichtet, vorgenommen wurden. Der betreffende Zylinder wurde bei Wana-Sedoum (auf Kiepert's Karte Wannet es Sa'dun) am Euphratufer, nicht weit von

Nippur gefunden. Nebukadnegar berichtet außerdem von seinen Bauten bei Marad und rühmt sich, daß er bei den Bauoperationen auf das Fundament gestoßen sei, das sein Vorgänger, Naram-Sin, Sohn des Sargon und König von Akkad, vor etwa 3200 (?) Jahren gelegt habe. Merkwürdig ist, daß dieser Stein Naram-Sins jetzt auch gefunden worden ist. Er befindet sich in der Yale Babylonian Collection und ist von Prof. Clay entziffert worden. — Die Vorstädte des alten Babylon sind jetzt in einer Länge von drei Meilen erforscht worden. Das Straßensystem der alten Metropole ist bloßgelegt. In Assur hat man Privatwohnungen gefunden, die trotz der frühen Periode, aus der sie stammen, Zeugnis ablegen von der Höhe der Kultur und dem Luxus ihrer einstigen Bewohner. — Seit den epochemachenden Funden bei Tel-el-Amarna hat sich über die Sprache des alten Kanaan immer mehr Licht verbreitet. In der *Revue Biblique* (Juli 1913) redet P. P. Dhorme jetzt zuversichtlich von der „Sprache Kanaans oder dem Alt-hebräisch“. Dhorme hat, nach den Vorarbeiten Ebelings und Böhls, eine (allerdings noch etwas tentative) Grammatik des alten Kanaanitischen verabsfaßt. G.

Neuere Papyrushunde scheinen auf die Herkunft der Philister Licht werfen zu wollen. Prof. MacMister, ein Dubliner Archäolog, hält es jetzt für erwiesen, daß dieses Volk ursprünglich aus Kreta stamme, von dieser Insel nach Palästina gekommen sei und dort die Phönizier das Alphabet gelehrt habe. In der Sagenwelt des Minos will man einen Herrscher des Philistervolks in seiner Heimat auf Kreta erkennen. Die Zeit der philistäischen Besetzung des Uferstriches von Palästina setzt Prof. MacMister etwa in die Zeit des Einzugs der Kinder Israel. Man hofft, genauere Kenntnis der Philister aus den kretensischen Inschriften zu erlangen, die bis jetzt unentziffert geblieben sind. G.

Die Zionisten haben jetzt Ansiedlungen in Jerusalem, Hebron, Ramleh, Jaffa, Libérias, Zummaran, Haifa, Safed und Jebel el Sħalil — alles Orte in Palästina. Die lokalen Angelegenheiten des Landes werden von einem Komitee geleitet, das aus 23 Gliedern besteht und in Zummaran seinen Sitz hat. Der Plan der Zionisten geht dahin, große Landkomplexe käuflich zu erwerben und sie mit Juden zu besiedeln. An Geld fehlt es nicht. Der Bund hat gegenwärtig ein Kapital von \$3,160,000 und könnte noch größere Summen aufbringen; doch weigern sich viele der jetzigen Bewohner Palästinas, dem Bund ihr Land zu verkaufen, denn die Zionisten stellen die Forderung, daß auf ihrem Eigentum weder Christ noch Mohammedaner, sondern nur Juden wohnen dürfen. Wer verkauft, muß fortziehen und einem Juden Platz machen. In allen seinen Dörfern hat der Zionistenbund eine Organisation, die geschlossene Versammlungen hält. Auch ist ein eigener Postdienst eingerichtet worden, der sich gut bewährt. Kommt eine Gruppe von Juden an, so wird ihnen ein Stück Land zuerteilt mit der Weisung, daß sie es jetzt urbar zu machen haben. Man baut ihnen Wohnungen und läßt ihnen von Fachleuten Unterricht erteilen in Ackerbau und Viehzucht, bis sie genügend gefördert sind, so daß sie sich mit dem Ertrag ihrer Felder und Herden ernähren können. Fast überall wird künstliche Bewässerung angewandt, und mancherorts hat man die in alter Zeit erbauten Aquädukte wiederhergestellt und erzielt durch deren Benutzung zwei Ernten das Jahr. Auch dem Reisenden soll die Zunahme in der jüdischen Bevölkerung Palästinas auffallen. Nur einen Ort meiden die Zionisten — Nazareth. G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Juli 1914.

Nr. 7.

Johann Diepold, ein Zeuge des Evangeliums in Ulm 1522.

Unter den Männern, welche zur Zeit der Reformation in Ulm der von Luther verkündigten Wahrheit des Evangeliums zustielen und ihr auf der Kanzel und auch in Schriften Zeugnis gaben, ragen besonders zwei hervor: Heinrich von Kettenbach und der ruhigere Johann Diepold oder Diepolt; der erstere war Franziskanerlesemeister, der letztere Prediger an der Liebfrauenkirche vor dem Tor. Beider Schriften sind selten und wenig bekannt. Wir teilen hier eine der seltensten mit: „Ein Rühliche || Sermon zu allen || Cristenmenschen | von der rechte || Evangelische meß | vnd von der beratung || zu dem Tisch Gottes | von dem trost || der sterbenden Menschen | vnd || Dankagung für dz blut || Jhesu Christi. || Von Johanne Diepold. || Zu Ulm. || Anno domini. || MDXXII.“ 6 Blätter in 4°. Dies Schriftchen zeigt, mit welcher Treue Diepold Luthers Zeugnis beachtet und sich zu eigen gemacht hat. Luthers Übersetzung des Neuen Testaments war damals noch nicht in Diepolds Händen. Wir haben aus dem Schriftchen nur einige Stellen von geringer Wichtigkeit weggelassen. Daß diejenigen Bibliographen unrecht haben, die es unter den liturgischen Werken des 16. Jahrhunderts in erster Linie mit aufführen, kann jeder Leser erkennen.

K.

Unser Herr Jesus Christus hat die Evangelische Meß selbst aufgesetzt und gemacht; welche ist das Testament, Wort, Zusagung und Verheißung Christi, da er uns seine Lieb, Gnad und Barmherzigkeit, die er gegen uns gehabt hat, auch die Verzeihung unserer Sünden und die ewige Seligkeit versprochen und zugesagt hat, da er sagt: „Nehmet hin und esset; das ist mein Leib, der für euch übergeben wird“ (Matth. 26; Mark. 14; Luk. 22); und nachfolgendes spricht er weiter: „Nehmet hin und trinket allesamt; dies ist der Kelch des neuen und ewigen Testaments in meinem Blut, das für euch und viele vergossen wird zu Vergebung der Sünd.“

Ein Testament ist eine Verheißung und Ausmachung [Vermachung] etlicher Güter und Dinge, die das Erbe oder verschaffte Ding sind; und die Einsetzung der Erben.

Also hie merke vier Dinge! Das erste ist Christus der Herr, der aus Lieb und Gnad uns ausgemacht und verschafft hat sein Fleisch und Blut, da er spricht: „Nehmet hin, esset und trinket.“

Das andere ist sein Gnad und Barmherzigkeit, die er uns verheißt, da er spricht: „zur Verzeihung der Sünd“. Die ist unser ausgemachtes und verschafftes Erbe.

Das dritte ist die Einsetzung der Erben, da er spricht: „für euch und viele“. Also sind wir Christenmenschen Söhne oder Kinder und Erben der Seligkeit durch den Glauben, welcher uns zu Kindern Gottes macht. Joh. 1: „Er hat ihnen Gewalt gegeben, Kinder Gottes zu werden, denen, die glauben an seinen Namen.“ Und Paulus zeigt an, daß der Glaub macht Kinder und Erben Gottes. Röm. 4 und 8; Gal. 3 und 4.

Das vierte ist die Verheißung seines Todes. Mein Leib wird übergeben werden, mein Blut wird vergossen werden. Und mit dem Zeichen und Sakrament seines Fleisches und Blutes hat Christus sein Testament bestätigt und befestigt und ist von dem Tisck aufgestanden, ist an sein Leiden gangen, ist gestorben und hat durch seinen Tod sein Testament kräftig gemacht. Und also hat uns der Herr mit dem Sakrament seines Leibes und Blutes gewiß und sicher gemacht seiner Gnade und Barmherzigkeit, Vergebung unserer Sünden und der Seligkeit.

Darum wenn der Priester die Worte Christi (das ist, das Testament) gesprochen hat, hebt er das Sakrament auf [elevatio], als wolt er gegen dem Volk sagen: O ihr lieben Christen, sehet an das Zeichen, die Bestätigung, die Sicherheit, das Pfand, die Briefe und Siegel eures Testaments, das ist der Gnade und Barmherzigkeit Gottes und des ewigen Heils.

Das sei von der rechten Evangelischen Meß, die da ist das Testament und Sakrament, die Christus, unser Meister, eingesetzt und gemacht hat, ein wenig gesagt.

Von dem Glauben dieses Testaments und Sakraments.

Ein guter christlicher Mensch soll den Glauben der Verheißung Christi und des Sakraments haben, durch welchen Glauben er würdig und geschickt wird, zu empfangen das Sakrament; und nicht durch Weicheten, viel Beten und andere Übung. Wenn der Mensch glaubt der Zusagung und dem Wort Christi: „Mein Blut wird vergossen zur Vergebung der Sünd.“ (Matth. 26.) „Kommet her zu mir alle, die ihr arbeitet und beschwert seid, und ich werd euch ergöhen.“ Matth. 11.

Denn der Glaube macht rein, lauter, würdig und geschickt zu dem Tisck Gottes. Petrus spricht (Apost. 15): „Er reinigte ihre Herzen durch den Glauben.“ So der Mensch glaubt dem Wort Gottes, glaubt er an die Barmherzigkeit und Lieb Jesu Christi, dann kommt die Reue und das Mißfallen über die Sünde, daß er gedenkt: hat uns Gott so liebgehabt, daß er seinen Sohn in die Welt geschickt hat, der für uns gelitten hat, ist gestorben, auferstanden, gen Himmel gefahren! Dann schlägt er in sich selbst, erkennt sich einen Sünder, begehrt Gnad

und Barmherzigkeit und spricht mit dem Offensünder (Zöllner): „Gott, bis gnädig mir Sünder!“ Luk. 18. „Selig sind, die durstig sind und hungrig nach der Gerechtigkeit; denn sie werden erfättiget“, Matth. 5; und die Jungfrau Maria: „Er hat die Hungrigen erfüllt mit guten Dingen, und die Reichen hat er eitel (leer) gelassen.“ Lucä 1. Und David am 106. Psalm: „Er hat erfüllet die hungrige Seel mit guten Dingen.“

Welches aber diese Güter seien, sagt Paulus Gal. 5: „Die Früchte des Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Geduldigkeit, Gültigkeit, Milbigkeit, Sanftmütigkeit, der Glaub, Langmütigkeit“ usw. Wenn der Mensch also gedenkt (an) seine Sünd und begehrt Gnade, soll er zu Christo Jesu fliehen, gehen und kommen. Denn er ist unser Seligmacher allein. Ist der Mensch in Sünd gefallen und ist tot, (so) muß er durch Christum von den Sünden aufstehen, gereinigt und lebendig werden; denn Er ist die Urstand (Auferstehung) und das Leben, Joh. 11. Johannes der Täufer sah Jesum zu sich kommen und sprach: „Nehmet wahr, der ist das Lämmlein, das da hinnimmt die Sünd der Welt“, Joh. 1. Denn der Sohn des Menschen ist kommen, zu suchen und selig zu machen den Sünder (Luk. 19), und Christus Jesus hat sein Barmherzigkeit angezeigt in drei Parabeln, als wir lesen Lucä 15.

Darum, wenn er glaubt festiglich an die Zusagung Christi und erkennt sich einen Sünder und begehrt Gnade und erkennt, daß er eitel und leer ist der geistlichen Güter, so gehe er sicher hin zu dem Tisch Gottes; denn im Sakrament findet er die geistlichen Güter alle. Es geschehe, wie du geglaubt hast, sprach Jesus Matth. 8. Es mag auch der Mensch also alle Tage das Sakrament geistlich empfangen durch den Glauben; denn die geistliche Empfangung mit dem Glauben an die Zusagung Christi ist nütze; und die leibliche Empfangung des Sakraments ohne den Glauben ist nicht nütze, ist nun [nur?] ein erdichtet Ding und Gespött.

„Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben“ (Joh. 6). Denn das ewig Leben ist die vollkommene Gnad. Röm. 6. Es ist der Glaub ein Gab Gottes; darum soll der Mensch mit den Aposteln bitten und begehren: „O Herr, mehre uns den Glauben!“ Luk. 17. „O Herr, hilf meinem Unglauben!“ Mark. 9. O Herr Jesu Christe, du hast mir deine Barmherzigkeit verheissen, siehe an meine Dürstigkeit! Ich bin eine armer elender Sünder und kann nichts Gutes tun von mir selbst ohne deine Hilf und Gnad; ich bitte dich, zünd an in mir die Begierde nach deiner Gnad und gib mir den Glauben an deine Zusagung, daß ich dich nicht mehr durch meine Sünde und Unglauben erzürne. Mache du mich würdig und geschickt, zu empfangen dein Sakrament. Denn ich bin krank, ich bin ein Sünder, so bist du mein Arzt und Seligmacher. Ich will dein Sakrament empfangen mit (dem) Glauben und (der) Hoffnung, zu erlangen deine Barmherzigkeit und Vergebung meiner Sünde. — Und jetzt ist der Mensch durch den Glauben

ben würdig zu dem Sakrament und ist fröhlich und ruhig im Gewissen und sicher und gewiß der Gnade Gottes und der Seligkeit und fürchtet weder Sünde noch Tod noch Hölle noch Teufel; denn Christus hat diese Dinge alle überwunden, und durch ihn hat uns Gott die Überwindung geben, wie Paulus sagt 1 Kor. 15.

Nun, so der Glaub, die Reue und Leid der Sünde, die Hoffnung Gaben Gottes sind, und der Mensch wird durch diese Gaben Gottes geschickt und würdig, so folget daraus, daß der Mensch durch Gott und nicht durch sich selbst noch durch seine Reicht noch durch viel Beten oder durch andere Übung noch durch Mönche und Pfaffen geschickt und würdig wird. Darum soll er bitten und sprechen: O Herr, gib mir den Glauben, Erkenntnis, Reu und Leid meiner Sünde, mache du mich würdig und dir angenehm! Denn du bist für uns worden die Gerechtigkeit, die Heiligmachung und Erlösung. Durch dich müssen wir gerecht, heilig und erlöst werden.

Und wie der Glaube ist von Gott, also die Geschicklichkeit (= Geschicktheit zum Sakrament) ist allein von Gott. Christus spricht: Es mag (kann) niemand zu mir kommen, es ziehe ihn denn mein Vater. Joh. 6 — verstehe, durch den Glauben.

Also sollen die Prediger den Glauben lehren, durch den wir gerecht, reuig und fröhlich werden in unserm Gewissen. Paulus (Röm. 5): „So wir gerechtfertigt sind aus dem Glauben, haben wir Frieden zu Gott durch unsern Herrn Jesum Christum, durch den wir einen Zugang haben durch den Glauben zu dieser Gnade, in der wir stehen, und freuen uns in der Hoffnung der Gloria der Kinder Gottes. . . . Es ist auch eine Vermessenheit, wenn einer nicht will zu dem Sakrament gehen, er sei denn vorhin geschickt und würdig. Denn die Art des Sakraments ist, daß es ist ein Arznei der Sünd; und Christus hat es zur Vergebung der Sünd eingesetzt. Wenn nun einer vorhin würdig und gesund ist, so bedarf er das Sakrament nicht. Christus spricht: „Der Arzt ist nicht not den Gesunden, sondern den Kranken.“ . . . Es möchte aber einer sprechen: Ich höre wohl, es mag ein Ungeschickter, Unwürdiger das Sakrament empfangen; das heißt die Leichtfertigkeit gelehrt. Ich antworte also (und merck mich eben!): Ein jeglicher Sünder, er sei heimlich oder öffentlich, so er nicht glaubt der Verheißung Gottes und hat nicht Reu über sein Sünd, will sich auch nicht bessern, soll nicht zum Sakrament gehen. St. Paulus spricht 1 Kor. 11: „Wer unwürdig nimmt das Sakrament, der isset sich das Urteil, daß er tut ein Todsünd, und er nimmt sich das Sakrament zu der Verdammnis.“ . . . Weiter sag ich: ein jeglicher heimlicher Sünder, der sein Sünd erkennt, hat Reue darüber und erkennt sich unwürdig und ungeschickt und glaubt an die Verheißung der Gnade und Barmherzigkeit Christi, der gehe fröhlich zu dem Tisch Gottes; denn er ist schon würdig und geschickt jetzt, nicht durch ihn selbst, sondern durch den Glauben und (er) empfängt Nehrung der Gnade von Gott. . . .

Also tu du auch, glaub an den barmherzigen Iesum, erkenn deine Sünd, laß dir's leid sein, geh, wie Maria Magdalena getan hat, allein zu Christo dem Herrn, so wird dir geholfen. Er spricht selber: „Welcher durstig ist, der komme zu mir und trinke“, Joh. 7.

Von der eigenen Bereitung und Schickung zu dem Sacrament kann mir keiner nur ein Wort in der Heiligen Schrift anzeigen.

Von der Tröstung der sterbenden Menschen.

So der Mensch krank liegt, soll und muß schier sterben, (so) kommt der Teufel mit seiner Ansechtung, sichts ihn an jetzt mit den vergangenen Sünden: er möge (könne) nicht selig werden, er habe nichts Gutes getan und jetzt vermöge er das ewige Leben nicht (zu) verdienen, (so) daß etwa der kranke Mensch mit der Sprache herausfällt und spricht: O, sollt ich noch einen Monat leben, ich wöllt den Himmel verdienen!

Nicht also, lieber Mensch! Wenn dich der Teufel also ansichts, sei nicht Kleinmütig, erschrick nicht, fürchte dich nicht, verzweifle nicht! Sprich nicht: Sollt ich länger leben, ich wöllt die Seligkeit verdienen. Denn so der Mensch lebte bis an den Jüngsten Tag, so könnt er das ewig Leben nicht verdienen. Christus, nicht aus den Werken der Gerechtigkeit, die wir getan haben, sondern nach seiner Barmherzigkeit hat er uns selig gemacht, sagt Paulus zu Tito am dritten, und 1 Tim. 1: „Christus Iesus ist in diese Welt kommen, die Sünder selig zu machen.“ Jetzt hast du (den Beweis,) daß Christus uns hat selig gemacht aus Barmherzigkeit, nicht aus unserm Verdienst, sondern aus lauter Gnad. Darum, lieber Mensch, setz deine Hoffnung allein in die Gnade Gottes und nicht in lang Leben, nicht in deine Werke, sondern allein in Christum Iesum. Der ist der Weg zu der Seligkeit. Joh. 14. „Ich bin die Thür; wer durch mich wird eingehen, der wird selig“, Joh. 10. David im 5. Psalm spricht: „O Herr, alle, die ihre Hoffnung in dich setzen, werden sich freuen, sie werden frohlocken in Ewigkeit.“ Und Paulus Röm. 8: „Wir sind durch die Hoffnung selig worden.“ Und also durch die Hoffnung überwindest du den Teufel und sprich also zu ihm: Ich weiß wohl, daß ich die Seligkeit nicht verdienen kann; Christus, mein Seligmacher, hat mir sie verdient; und wenn ich schon lang lebte und viel Gutes täte, dennoch möchte (könnte) ich durch meine guten Werke nicht selig werden, sondern allein durch die Hoffnung der Barmherzigkeit meines Gottes; in den setz ich meine Hoffnung allein. Also wirst du in deinem Gewissen fröhlich, ruhig und gewiß der Seligkeit und darfst weder Sünde noch Tod noch Hölle noch Teufel fürchten.

Es kommen auch etwa zu den sterbenden Menschen Mönche, Pfaffen und Nonnen und sprechen: Lieber, sei geduldig, gedenk an dein vergangenes Leben, an deine Sünde, an den strengen Richter, an das Urteil Gottes, an die Hölle, an den Tod; und streite ritterlich, du magst jetzt das ewige Leben verdienen. Und so der Mensch an diese

Dinge gedenkt, so erschrickt er, fürchtet sich, wird Kleinmütig und verzweifelt etwan (wohl).

O ihr Mönche, Pfaffen und Nonnen, wie könnt ihr so wohl die sterbenden Menschen trösten! Ihr macht sie fürchtam und zweifelhaftig und ganz unruhig. Ihr solltet die sterbenden Menschen also trösten und zu ihnen sprechen: Lieber Sohn, liebe Tochter, lieber Bruder, liebe Schwester, liebes Kind! mein, unser Herr Jesus Christus hat uns ein Testament gemacht und aufgerichtet, in dem er uns sein Fleisch und Blut und Vergebung der Sünd verheißt, zugesagt und verschafft hat, und hat das Testament durch das Sakrament seines Fleisches und Blutes bestätigt und befestiget als mit Brief und Siegel; und durch seinen Tod hat er sein Testament kräftig gemacht und hat uns versichert und gewiß gemacht seiner Gnad und des ewigen Lebens. Darum glaub festiglich an seine Zusagung, gedenk an seine Liebe, an seine Gnad und Barmherzigkeit, die er uns verheißt hat, und gedenke nicht an deine Sünde, an Tod, Hölle, Teufel, an das harte und schwere Urteil Gottes, sondern glaub allein in Christum Jesum! Und wenn der sterbende Mensch diese tröstliche Zusagung Christi höret, so wird er in seinem Gewissen fröhlich, ruhig, wird willig und geduldig, ohne alle Furcht und überwindet durch den Glauben den Teufel. Wie Petrus sagt (1 Petr. 5): „Ihr sollt eurem Widersacher widerstehen in dem Glauben.“ Es macht Gott uns aus lauter Gnad durch den Glauben selig. Paulus in der Epistel zu den Ephesiern am andern Kapitel: „Ihr seid aus Gnad selig worden durch den Glauben und nicht aus euch selbst.“

Von Dankagung für das Blut Christi.

Wann du bist in der Kirchen oder in deinem Haus und gedenkest: Wohlan, das Blut Jesu Christi ist mir durch menschlich Sägung entzogen worden, so laß dich das nit kümmern und sprich also: O Herr Jesu Christe, du hast uns mit deinem kostbarlichen Blut von unsern Sünden gereinigt und gewaschen, du hast uns deinem himmlischen Vater versöhnt, hast uns geadelt und zum auserwählten Volk gemacht. Darum sage ich dir Lob und Dank und sonderlich um das Blut deiner fünf Wunden. Für das Blut deiner Seiten sag ich dir Lob und Dank und bitte dich, gib mir den rechten Glauben, starke Hoffnung und vollkommene Liebe. Für das Blut der linken Hand sag ich dir desgleichen und begehre, daß du alle meine Sünden hinnehmest; denn du bist das unbefleckte Lämmlein, das hinnimmt die Sünd der Welt. Für das Blut deiner rechten Hand tue ich dir desgleichen und bitte dich, gib mir Gnade, Kraft und Macht, gute Werke zu tun in allem meinem Leben, daß ich halte deine Gebote; denn ohne deine Hilfe kann ich deine Gebote nicht halten, und daß ich leb nach deinem Evangelio. Für das Blut deines linken Fußes sag ich dir Lob und Dank und begehre, daß du von mir nimmest alle böse, ungiemliche, unreine und fleischliche Be-

gierde. Für das Blut deines rechten Fußes danke ich dir und bitte dich, verleihe mir, nach deinem Willen zu leben; gib mir einen guten Willen und eine gute Meinung und mache dir meine Gedanken, Worte und Werke angenehm, daß ich endlich seliglich in dir sterbe. Dir sei Lob und Ehr mit dem Vater und dem Heiligen Geist in Ewigkeit. Amen.

[Daneben die Randglosse: Alle Tag mag einer das Blut Christi geistlich nehmen. Christus hat uns in eine Bruderschaft mit seinem Blut eingeschrieben.]

Sanguis Jesu Christi, Filii ejus, emundat nos ab omni peccato.
1 Johann. 1.

Zum Verständnis der Zeitbestimmungen in der alttestamentlichen Prophetie.

(Fortsetzung statt Schluß.)

II.

1. Es erhalten die Ergebnisse einer solchen Untersuchung ihre Bedeutung schon in der Anwendung auf einige für die christliche Dogmatik wichtige Stellen des Alten Testaments. Wie lassen sich die Worte Evas: „Ich habe den Mann, den Herrn!“ anders erklären, als daß sich Eva die Erfüllung des Protevangeliums in nächster Zukunft denken konnte? Wie bestreblich muß es ferner, wenn diesem Charakterzug hebräischer Prophetie nicht Rechnung getragen wird, scheinen, daß die Worte: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger“ usw., Jes. 7, in einem Zusammenhang stehen, der sonst zeitgeschichtlichen Inhalts ist! Schon die verschiedenen Kapiteleinteilungen, die uns hier (wie auch Joel 3) vorliegen, geben dem Leser eine Ahnung von den Schwierigkeiten, mit denen die Auslegung dieser Stellen verknüpft ist, Schwierigkeiten, die bei eingehenderem Studium nur um so deutlicher und zahlreicher hervortreten, und an deren Lösung man sich vergebens abmüht, wenn der eigentümliche Charakter des prophetischen Stils nicht verstanden ist. — Jes. 9, 1—7 ist so offenbar messianisch, daß nur eine ganz verbohrene negative Kritik der Stelle diese Beziehung absprechen kann; und doch steht auch diese höchwichtige Weissagung mit einem Kontext verbunden, der von dem nahe bevorstehenden Gerichte über Israel und dem Untergang des assyrischen Reiches⁸⁾ handelt. Als einzigartiges Phänomen aufgefaßt, bietet der Charakter dieses Kapitels geradezu unlösbare Schwierigkeiten; vom richtigen Gesichtspunkt aus betrachtet, steht es in vollster Harmonie mit dem Wesen der Prophetie überhaupt,⁹⁾ und

⁸⁾ und sodann, 11, 1, wieder vom Könige Messias!

⁹⁾ Luther sagt in seinen Vorlesungen über den Jesajas zu 9, 8: „Haecenus prophetavit de regno Christi. Jam ad corporale regnum Israel transit.“

die Hauptschwierigkeit — der unvermittelte Wechsel des Themas — ist gehoben. Ganz ähnlich steht das וַיֵּרָא ה' , „*Der, der unsere Gerechtigkeit ist*“, Jer. 23, 6, in einem Zusammenhang der erst (22, 24) die Blendung und Wegführung Chanjas nach Babylon (vgl. 2 Kön. 25, 4 ff.) und dann (23, 3) die Rückkehr aus dem Exil weißsagt. Über Joel 3, 1 spricht sich Luther folgendermaßen aus: „Hier hebt die eigentliche Weissagung an, die ganz offenbar von dem Vorhergehenden zu scheiden ist. Vorerst muß ich aber reden von den Übergängen in der Prophetie, die dem Leser höchst befremdlich scheinen müssen, wenn er dieselben nicht versteht. Es ist nämlich Weise der Propheten, nachdem sie die ihnen aufgetragene Weissagung verkündigt haben, das zu übergehen, was in dem Zwischenraum nach dem Geweissagten geschehen ist, und sogleich mit Christo als dem Gegenstand ihrer Rede fortzufahren. Wie nämlich alle Propheten gesandt waren, zeitliche Strafen zu verkündigen, so fügen sie doch immer etwas von Christo hinzu. So auch an dieser Stelle Joel, der plötzlich vom Volk der Juden übergeht zum Reich Christi und alles übergeht, was geschehen ist nach der im vorhergehenden angedrohten Verwüstung Israels durch den Assyrer. Er fängt hier offenbar mit einer neuen Weissagung an, und das ‚Nach diesem‘ ist nicht auf die assyrische Verheerung zu beziehen, sondern wir haben es hier mit der Weise der Propheten überhaupt zu tun, die allerlei geschehene Ereignisse übergehen und mit solchen, die noch weit in der Zukunft liegen, fortfahren. Denn die Erscheinung des Heiligen Geistes, von der hier die Rede ist, hat sich erst in später Zukunft erfüllt.“¹⁰⁾

2. Die neuere Kritik leugnet entweder die Echtheit der Stellen, die (besonders messianische) Weissagung enthalten, oder sieht in solchen Abschnitten nur Beweise des politischen Scharfblicks der Verfasser, denen

Prophetæ enim ista duo regna, præsens corporale et futurum spirituale, sic solent connectere.“

10) Ad Joel 3, 1: „*Hic incipit recta prophetia, quæ plane a superioribus est separanda. Primum autem est dicendum de transitione prophetarum, quæ non intellecta vehementer offendit lectores prophetarum. Hic enim est consuetudo prophetica, cum prophetiam suam, ad quam erant missi, nunciaverunt, obmittunt hoc quod interim post revelatam prophetiam factum est, et statim de Christo pergunt prophetare. Licet enim omnes prophetæ ad temporalem aliquam poenam enunciandum missi sunt, tamen semper etiam de Christo promissiones addunt. Idem hic egit propheta Joel, qui mox transit a populo Judæorum ad futurum populum Christi, omissis interim omnibus iis quæ gesta sunt post annunciatam prophetiam de devastando populo per Assyrium. Itaque plane incipit novam prophetiam et sic, cum inquit ‚post hæc‘ non est referendum ad Assyriorum devastationem, sed *hic mos est prophetarum*, ut omittant historias aliquas quæ gestæ sunt et pergant alia longe post futura annunciare; longe enim post facta est illa Spiritus Sancti revelatio, de qua hic prophetat.*“ (Ed. Francof. Exeg. Opp. Lat. Vol. XXV, p. 95 sq.)

aber oft Wunsch Vater des Gedankens gewesen sei, und die deshalb beides, Strafe für die Frebler und Heil für die Getreuen, als in ganz naher Zukunft bevorstehend erwartet hätten. Es bringt uns dieses auf einen Punkt zurück, der schon berührt worden ist. Haben wir uns diese Eigenart des prophetischen Fernblicks so vorzustellen, als ob die Propheten damit die Erfüllung, z. B. den Fall Assurs oder Babels oder das messianische Reich, wirklich als unmittelbar bevorstehend betrachteten? Haben sie sich also in diesem Punkt über den Inhalt der ihnen zuteil gewordenen Offenbarung getäuscht und sich selber wie auch dem Volk illusorische Hoffnungen gemacht? Wir finden in den angeführten Stellen nichts, was uns zu einem solchen Schluß zwingt. In keiner derselben läßt sich nachweisen, daß der Prophet durch diese knappe Zusammenstellung von Vorgängen der Fernzeit, die in der Erfüllung durch lange Zeiträume geschieden waren, eine unmittelbare Aufeinanderfolge derselben hat andeuten wollen. Vielmehr scheinen die Propheten, auch bei solch perspektivisch verkürzter Darstellung, gar wohl um das Vorhandensein zwischenliegender Zeitläufte in der Erfüllung gewußt zu haben. Ganz offenbar will die merkwürdige Stelle im ersten Petrusbrief (1, 11: „Und haben geforscht, auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist Christi, der in ihnen war und zuvor bezeugt hat die Leiden, die in Christo sind, und die Herrlichkeit danach“) dieses besagen, daß die Propheten gar wohl um die zwischenliegenden Zeiten, über die ihnen der Geist Gottes nichts offenbart hatte, wußten und diese zu bemessen oder zu berechnen suchten. Man darf aus dem Schweigen der Propheten über die Zeitintervalle durchaus nicht folgern, daß sie darüber irrige Vorstellungen gehabt, dem Volk Falsches verkündigt hätten. Wie es — um Welthufens Vergleich zu gebrauchen — unserm Auge oft scheint, als ob ein fernstehender Turm auf dem (näheren) Dache eines Hauses ruhe, oder als ob die Mondscheibe unmittelbar über dem Blattwerk schwebe, ohne daß uns dadurch solche perspektivische Verkürzung des Schauens wirklich täuschte, so auch mit der Prophetie. Daß es sich nicht um eine Selbsttäuschung oder Irreführung anderer handelt, daß die Propheten sich vielmehr des Früher und Später in ihrer Vorverkündigung wohl bewußt waren, dafür bietet das 23. Kapitel Hesekiels einen merkwürdigen Beleg. Der Prophet stellt in diesem Kapitel die Reiche Juda und Samaria dar unter dem Bilde zweier verworfener Weiber, Ahala (Samaria) und Ahaliba (Juda). Beiden¹¹⁾ wird am Ende des Kapitels die Strafe als noch bevorstehend angekündigt, obwohl der Prophet gar wohl wußte und sich 9. ausdrücklich darauf bezieht („Da übergab ich sie in die Hand ihrer Wuhlen, den Kindern Assur“), daß Samaria schon seit geraumer Zeit dem Verichte verfallen war. So weist auch Jeremia ausdrücklich auf einen Zeitraum hin zwischen dem Ende des

11) B. 46—49 ist das „sie“, „ihre“ durchweg Mehrzahl, עֲלֵיהֶן, אֲחֵיהֶן, בְּנֵיהֶן.

Ezils und der Sammlung Israels zum neutestamentlichen Heil, wenn er 29, 11—13 von einer Zeit des Anrufens, Bittens und Suchens redet, nach den (V. 10 verkündigten) siebenzig Jahren des Ezils. So unterscheidet auch Daniel im 11. und 12. Kapitel seiner Weissagungen sehr präzise (11, 6. 8. 13. 18. 24. 27: „Das Ende ist noch auf eine andere Zeit bestimmt“, 29. 33. 35: „Denn es ist noch eine andere Zeit vorhanden“, 36; 12, 1. 7. 11. 12) die Perioden der Erfüllungszeit, obwohl in Kap. 7 und 8 die Endzeit mit der Unterjochung des Volkes durch Antiochus und 11, 44 das messianische Reich mit den Weltmonarchien in einer Anschauung vereinigt sind. Schon Bileam zeichnet zwar die Gerichte über Israels Feinde und die Demütigung der Ostländer durch das ferne Westland, 4 Mos. 24, 20—24, mit Übergehung der Zeitfernen, weist aber bei der Bezugnahme auf den „Stern aus Jakob“ und das „Zepter aus Israel“, V. 17, ausbrüchlich auf eine lange Wartezeit hin mit den Worten: „Ich werde ihn sehen, aber jetzt nicht, ich werde ihn schauen, aber nicht von nahe. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen“ usw.

Weit entfernt davon, den Theorien der ungläubigen Kritik eine Stütze zu geben, bietet dieses Zusammenstellen näherer und ferner abliegender Ereignisse in der Prophetie vielmehr ein wichtiges Argument für die Echtheit der prophetischen Schriften. Wie reimt sich zum Beispiel die Art und Weise, in der die zweite Hälfte des Buches Jesaja vom messianischen Reich und dem Endheil redet, mit der Auffassung, daß diese Kapitel einen nachexilischen Juden, den „großen Unbekannten“, zum Verfasser haben? Durchgängig wird hier das Auftreten des Ebed Jehovah, des Heilands Israels und der Heiden, mit der Endschaff des Ezils zusammengeschaut. Wie hätte es aber in den kümmerlichen Verhältnissen, die nach der Rückkehr Israels in sein Stammland obwalteten, jemandem einfallen können, diese nachexilische Periode als eine Zeit darzustellen, in der ewige Freude und Bönne die Erlösten ergreifen (51, 11), da Jerusalem Fenster aus Kristallen, Tore von Rubinien besitzen (54, 12), und Israel „der Heiden Güter essen und über ihrer Herrlichkeit sich rühmen“ werde (61, 6)? Ferner: stammten die Reden des Daniel, wie die neuere Kritik so zuberächtlich behauptet, wirklich aus dem Zeitalter Alexanders des Großen oder gar aus der Makkabäerzeit, wie ließe sich dann erklären, daß Kap. 8, 7 (vgl. V. 20 ff.) der Untergang des medischen und des persischen Reichs zusammengefaßt wird mit der Weissagung auf Alexander den Großen? Tatsächlich vollendete Alexander am persischen Weltreich das Strafurteil, das der Meder begonnen hatte. So hätte ein Falschfaktor, der für seine vorgeblichen Weissagungen bei den Zeitgenossen Glauben erhoffte, nimmermehr geredet, wie Daniel hier von den Weltreichen redet. Wäre der Verfasser des Buchs ein Zeitgenosse Alexanders oder der Makkabäer gewesen, so hätte er auf die Unterwerfung der Meder durch die Perser Bezug genommen und nicht, wie das Dan. 8, 7

geschieht, die Vernichtung medischer und persischer Macht unter einemilde angemeldet. Daß aber der Verfasser dieser Weissagung, nämlich Daniel, den Zusammenbruch persischer und medischer Macht als Werk Alexanders schaut, erklärt sich aus der bekannten Art und Weise der prophetischen Darstellung überhaupt — genau so, wie Bileam die Westländer Assyrien vernichten läßt, während doch in der Erfüllungsgeschichte auf Assur erst Babylon, auf Babylon noch der Meder und auf diesen noch das persische Weltreich folgte, das der Westländer Alexander zerstörte. Wenn der Geist Gottes das Jahrtausend, dessen Trümmer uns in den unermesslichen Ruinenfeldern der alten Kontinente vor Augen liegen, in drei Versen, wie 4 Mos. 24, oder auch in drei kurzen Kapiteln, wie Dan. 7—9, abhandelt, so wirkt es nicht befremdlich, wenn der kurzen medischen Glorie gar nicht oder nur andeutungsweise Erwähnung geschieht. Wenigstens scheint uns dieses annehmbarere, als daß ein Falsator eine Geschichte seiner Zeit verabsicht habe, in der ein bedeutendes Ereignis (nämlich der Untergang der medischen Macht) aus jüngster Vergangenheit stillschweigend übergegangen ist, dieses Nachwerk dann als uralte Reden Jehovahs an sein Volk habe ausgeben dürfen, und daß die Schriftgelehrten Israels es alsbald unbedenklich in den heiligen Kanon aufgenommen hätten. Muß doch Jul. Fürst in seiner Abhandlung „über den Kanon des Alten Testaments nach den Überlieferungen im Talmud und Midrasch“ (1868) mit Verwunderung gesehen, daß die jüdische Tradition die Authentie des Daniel nicht nur niemals bezweifelt, sondern gerade in den merkwürdigen Zeitbestimmungen, die dieses Buch enthält, einen Beweis für die Kanonizität desselben gefunden habe!¹²⁾ G.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

Modern-positive Theologie. Wenn wir die wirklichen Schrifttheologen der Gegenwart, die in allen theologischen Fragen der Schrift und nur der Schrift das erste und letzte und alleinige Wort geben, ausnehmen, so zerfallen alle übrigen Positiven, welche noch in irgendeiner Form den Liberalen gegenüber den übernatürlichen Charakter des Christentums vertreten, vornehmlich in zwei Richtungen, von denen die eine, geführt von Theodor Kastan, sich als „Moderne Theologie des alten Glaubens“ bezeichnet und die andere, geführt von H. Seeberg, als „Modern-positive Theologie“. Beide unterscheiden sich nicht sowohl durch ihre Stellung zur Schrift, zur altlutherischen Theologie und zum alten Glauben als vielmehr durch ihre philosophischen (Kantschen und Hegelschen) Grundanschauungen. Was mit Bezug auf die Stellung

12) „über den Kanon“ usw., S. 102.

zur Schrift von der einen Richtung gilt, gilt auch von der andern. Dazu kommt, daß man seit etlichen Jahren von der Raftanschen Richtung seltener hört als von der Seeberg'schen, und somit diese letztere, wie es scheint, die erstere aus dem Felde schlagen wird. „Modern-positiv“, das ist das Schlagwort, mit dem sich gegenwärtig in Deutschland die Theologen vor der Kirche sowohl wie vor der Wissenschaft ausweisen zu müssen glauben und sich rechts und links lossagen, rechts vornehm und stolz von der altlutherischen Schrifttheologie, links scheinbar fromm und orthodox vom Liberalismus. „Modern“ — im Namen der Wissenschaft hält man sich mit diesem Wort die Schriftautorität und ihre Anhänger vom Leibe; „positiv“ — damit sucht man den extremen Neurationalismus von seinen Radschöben abzuschütteln. Da es aber in der Wirklichkeit kein Gebiet gibt, das zwischen der Autorität Gottes in der Schrift und dem Rationalismus liegt, so ist die modern-positiv Theologie eine Königin ohne Land, die darum auch bald auf positivem, bald auf liberalem Gebiet ihr widerspruchsvolles Wesen treibt. In der Wirklichkeit gibt es eine „modern-positiv“ Theologie ebensowenig wie einen edigen Kreis oder ein rundes Dreieck. Das eine Attribut hebt das andere auf. Ist eine Theologie modern, i. e., wissenschaftlich, so ist sie eben nicht positiv; ist sie positiv, der Schrift ergeben, so ist sie nicht modern, der Wissenschaft ergeben.

Definition von „Modern-Positiv“. „Dieser Ausdruck“ — schreibt Dr. A. im „Theologischen Zeitblatt“, dem Organ des Lutherischen Bundes — „für eine bestimmte oder vielmehr unbestimmte Richtung in unserer derzeitigen Theologie hat mir immer ein gewisses Unbehagen eingeflüßt. Ich liebe nun einmal das Wort ‚modern‘ nicht, möchte es am liebsten auf die Schneiderwerkstätte oder das Konfektionsgeschäft beschränkt sehen, am wenigsten aber mit der *sacra theologia* zu einem Begriff verbunden wissen. Ein Artikel des Neuen Sächsischen Kirchenblattes‘ (Nr. 7 d. J.) definiert den Begriff ‚Modern-Positiv‘ folgendermaßen: ‚Es ist eine Richtung, die unbefangen die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung anerkennt, die unter allen ernsthaften, maßvollen und besonnenen Gelehrten heutzutage als allgemein angenommen gelten (die Verfasser der Zwickauer Thesen würden sagen: ‚Die gesicherten Resultate der Wissenschaft‘), und die dabei von den überkommenen Formen und Lehren so viel als möglich (1) zu behaupten strebt. Sie ist also gleichweit entfernt von der Neologie derer, die dem Christentum den absolut höchsten Wert nicht zuerkennen mögen, wie von der reaktionären Gesinnung der um jeden Preis ganz konservativen Kreise.‘ Diese Definition ist ja nun zwar in unsern Augen eine vernichtende, denn die modern-positiv Theologie ist demnach die Theologie der Halbheit, der Vermittlung, welche in erster Linie vor dem Gößen der ‚gesicherten Resultate der Wissenschaft‘ erstickt, daneben aber vom alten Glauben so viel halten möchte, als eben die Verehrung jenes Gößen zuläßt.“ „Modern-positiv“ ist hiernach ein Theolog, wenn er die

Wissenschaft als unfehlbar betrachtet und vom christlichen Glauben nur noch stehen läßt, was mit ihr stimmt. Den Gott der Bibel modelt also der modern-positiv Theolog um nach der heutigen Wissenschaft, und was folgerichtig dabei herauskommt, ist nicht der lebendige Gott, der Wunder tut oben im Himmel und unten auf Erden, sondern ein von der Natur und ihren eisernen Gesetzen in Fesseln geschlagener toter Göze. Und diesen Götzen gibt er aus für den Gott der Bibel, just so wie Israel am Berge Sinai im goldenen Kalbe den Gott der Väter zu verehren wähnte.

Zwischmühlentheologie. Den modernen Vermittlungstheologen leistet die Wendung „modern-positiv“ nach allen Seiten hin gute Dienste. Stehen sie Altgläubigen gegenüber, so betonen sie das Wort „positiv“ und behaupten, daß sie ja festhalten an dem übernatürlichen Charakter des Christentums. Und haben sie es mit Neugläubigen zu tun, so legen sie den Nachdruck auf „modern“ und behaupten, daß auch sie voll und ganz stehen auf dem Boden der modernen Wissenschaft, deren Grunddogma das Axiom von der ausnahmslosen Weltimmanenzen Kausalverfettung ist. So leistet ihnen das „modern-positiv“ die Dienste einer guten Zwischmühle. D. Th. Raftan schreibt in der „A. G. L. R.“, Sp. 470: „Auf dem Rechtsgebiet ist sonderlich klar, was mit ‚positiv‘ im Gegensatz zu dem ‚natürlich‘ gemeint ist. In Anlehnung an diesen Sprachgebrauch reden wir von natürlicher und positiver Moral, von natürlicher und positiver Religion. In diesem Sinn will das Wort positiv verstanden sein auch in dem Gebrauch, der in der Charakterisierung der heutigen Frontstellungen von diesem Worte gemacht wird.“ „Positiv — so würde ich sagen — ist der, welcher 1. an Iesum Christum glaubt (das ist, von ihm bekennt: Gott geoffenbaret im Fleisch, in seinem Kreuz das Heil erfährt, und dem in seiner Auferstehung die Ewigkeit leuchtet); 2. es radikal ablehnt, die Normen für die Erforschung der Offenbarungsgeschichte der sogenannten modernen Weltanschauung zu entnehmen; 3. nicht im Gottesbewußtsein des Menschen oder in der Fülle der Religionsgeschichte den Quell der Religion erblickt, sondern allein in Gottes Wort, das ist, in der Heiligen Schrift, soweit sie Christum treibt.“ Positiv ist also nach Raftan jeder, der noch das Übernatürliche in der Person Christi stehen läßt. Damit schließt Raftan, ohne seinen positiven Lesern zu sagen, was „modern“ heißt. Hätte er dies nicht unterlassen, so würde der Widerspruch klar zutage getreten sein; denn das Wort „modern“ bedeutet in dieser Verbindung nichts anderes als Ablehnung des Übernatürlichen und ausschließliche Anerkennung bloß innerweltlicher, natürlicher Entwicklung. Wer in seinem Glauben noch festhält an dem alten allmächtigen Gott, der Wunder tut oben im Himmel und unten auf Erden, ohne durch das Fatum eines vorgeblich unverbrüchlichen Kausalgesetzes gefesselt zu sein, den wird der Stichel nach Modernisierung der christlichen Theologie wenig anfechten. Raison d' être auch der „modern-positiven“ Theologie ist

nichts anderes als Erschlaffung des alten Glaubens. Sie rüttelt an der alten Theologie, weil ihr der alte Gott ein Ärgernis geworden ist. Es ist ein Mangel an Selbsterkenntnis oder an Offenheit, wenn die Modern-Positiven es nicht offen zugeben, daß ihre Theologie eine moderne ist, weil ihr Glaube nicht mehr der alte ist. Wer Ernst macht mit dem „positiv“, muß das limitierende „modern“ streichen, und wer Ernst macht mit dem „modern“, der muß das „positiv“ ausschneiden. Wer hier auf beiden Achseln tragen will, treibt ein unwürdiges, sophistisches Spiel mit der Theologie sowohl wie mit der Wissenschaft.

Vertreter dieser Richtung. Auch wir geben mit dem „Th. Zbl.“ gerne zu, daß obige Definition nicht auf alle Vertreter der modern-positiven Theologie volle Anwendung findet. Viele „wollen am alten Glauben ohne Abbröckelung festhalten, wenn sie auch den alten Inhalt in neue Formen zu fassen bestrebt sind und der Gefahr, von dem alten, wertvollen Inhalt dabei zu verlieren, nicht immer entgehen“. Gewiß, nicht alle sind auf der abschüssigen Bahn gleich tief herabgesunken. Seinen Grund hat das aber nicht in der relativen Harmlosigkeit der eingeschlagenen Richtung, sondern weil viele vorderhand noch inkonsequent sind, wie z. B. Seeberg das früher auch noch war. Die ersten Schritte haben aber alle getan, die sich mit der modern-positiven Theologie identifizieren. Gibt es doch in ihren Reihen keinen einzigen Theologen mehr, der noch festhielte z. B. an der Verbalinspiration und dem stellvertretenden Straf- und Sühnleiden Christi! „Auf andere Vertreter der modern-positiven Richtung aber“ — erklärt das „Th. Zbl.“ — „paßt die von dem genannten Blatt gegebene Definition nur allzugut, sie trifft wirklich deren Wesen. Jedenfalls sollten alle Vertreter der modern-positiven Theologie darüber erschrecken, daß diese in einem Leitartikel des ausgesprochen liberalen ‚Neuen Sächsischen Kirchenblatts‘ gefeiert und zugleich dargelegt wird, wie zwischen den Liberalen und den Modern-Positiven eigentlich gar kein wesentlicher Unterschied besteht. Namhaft werden von den Modern-Positiven mit besonderer Anerkennung gemacht: D. Günzinger in Hamburg, weil er in kirchlichen Kämpfen lieber die Lösung zur Versöhnung und zu brüderlichem Vertragen ausgab, als daß er das Anathema ausrief (Günzinger imponiert unsern Liberalen als Schöpfer der Hamburger Gleichberechtigungsformel ganz ungeheuer; sie sehen mit Staunen auf seine phänomenale Entwicklungsfähigkeit und hoffen, daß er in andern Landeskirchen Schule machen wird), und D. R. Seeberg in Berlin, der in allen theologischen Farben Schillernde. Und wir müssen zugeben, das ‚Neue Sächsische Kirchenblatt‘ beweist auch die Berechtigung seiner Freude und Befriedigung über Seeberg so schlagend, daß ein Widerspruch dagegen nicht aufkommen kann.“

Seebergs Vorträge zu Helsingfors. Schon vor Jahren wiesen die Liberalen darauf hin, daß R. Seeberg im Grunde ihnen näher stehe als den Altgläubigen. Und seit etlichen Monaten wiederholen nun

mit verstärktem Nachdruck die liberalen Blätter ihre Behauptung: Seeberg sei ein verkappter Liberaler und segle unter falscher Flagge. Ihren Vorwurf gründen sie auf die Vorträge, die Seeberg voriges Jahr in der Universitätsaula zu Helsingfors, Finnland, gehalten hat. Das „Th. Zbl.“ schreibt von diesen Vorträgen: „Als Quellen für die Erforschung des Lebens Jesu kommen nach Seeberg nur die drei ersten Evangelien in Betracht; ‚denn jeder weiß, das letzte Evangelium‘ (das des Johannes, nach Luther ‚das einzige zarte, rechte Hauptevangelium‘) ‚scheidet aus, es ist ein überarbeitetes Leben Jesu‘. ‚Die Geburt Jesu hat, nach der Darstellung des Neuen Testaments, keine Bedeutung. Ins Licht der Geschichte tritt Jesus als reifer Mann.‘ Sehr bezeichnend ist, was der modern-positivie R. Seeberg über Jesu Wunder urteilt: ‚Jesus war ein großer Arzt. Daran muß man bei seinen Wundern denken. Leider ist das Wort Wunder in der Hand der Theologen verunstaltet worden. Beim Wunder darf man nicht etwa sagen: Es geht gegen die Naturgesetze. Dann kann der Gegner mit Recht sagen: Entweder sind Naturgesetze nicht da, oder wenn sie da sind, können sie nicht durchbrochen werden.‘ (Welch ‚erhabene‘ Anschauung vom Verhältnis des allmächtigen Gottes zu der von ihm geschaffenen Welt spricht sich in diesen Redewendungen aus!) ‚Die große Mehrzahl der Wunder sind Dämonenaustreibungen. Es handelt sich um nervöse Erkrankungen. . . Wesentlich sind es Heilungen von Nervösen, die unter dem Eindruck animistischer Zauberglaubens stehen. Mit dem Tode Jesu läßt R. Seeberg, echt modern, die Darstellung dessen schließen, was vom Leben Jesu sicher steht. Die Erscheinungen des Auferstandenen haben nach ihm visionären Charakter. Wir können nur eins erkennen, daß Jesu Jünger nach Gottes Fügung das Bewußtsein empfangen haben, der Mensch Jesus ist wieder lebendig, und aus seinen Anregungen entsteht eine neue Gedankenwelt. Die Anschauungen der Apostel von dem erhöhten Jesus sucht R. Seeberg folgendermaßen zu erklären: ‚Der Geist, der im Menschen Jesus war, ist nicht ins Grab gesunken, sondern nach Gott hingegangen. Aber der Geist blieb mit dem Menschen verbunden, daher wird der Mensch Jesus ins Jenseits projiziert.‘“

Weitere Belastung. Die aus seinen Helsingforscher Vorträgen mitgeteilten Stellen hat Seeberg bisher weder als richtig wiedergegeben anerkannt, noch entschieden als offenbar falsch desabouiert. Eingetreten sind für ihn die „Reformation“, die sich schon lange an Seeberg in einer Weise anklammert, als ob mit seiner „Wissenschaft“ die positivie Theologie stehe und falle, und die „A. C. L. R.“, die in den Beschuldigungen gegen Seeberg nur tendenziöse Quertreibereien der Liberalen erblickt. Seit den Helsingforscher Vorträgen hat aber Seeberg eine Studie, „Ursprung des Christenglaubens“, erscheinen lassen, die für seinen Positivismus nicht minder inkriminierend ist als die berücksichtigten Vorträge. Das „Th. Zbl.“ urteilt: „Selten habe ich eine so arge Enttäuschung erlebt wie in diesem Fall. Anstatt, wie ich gehofft, eine

Antwort ohne Hörner und Zähne auf die liberalerwärts gegen ihn in Form von Anerkennung erhobenen schweren Anschuldigungen zu geben, hat uns Seeberg zwar eine durch Gelehrsamkeit blendende, inhaltlich aber für die neueste Entwicklung der Theologie der Rhetorik geradezu typische ‚Studie‘ beschert. Den positiv klingenden Sätzen, auf welche die ‚A. E. L. R.‘ ihr Urteil gründet („Jesus steht auf Gottes Seite und gibt den Menschen, wessen sie bedürfen; aus einer andern Welt stammt, was er tut und redet; seine Worte sind absolute Autorität, sein Lebenswerk eröffnet die Vollendungsepöche der Geschichte“; die Jünger sehen den Auferstandenen, er erscheint ihnen ‚in irdischer Gestalt‘; und seit er ihnen nicht mehr erscheint, wissen sie ihn bei Gott und beten ihn an als göttliches Wesen usw.), stehen, wie wir sehen werden, andere gegenüber, die es den Liberalen ermöglichen, ihn mit mindestens ebensoviel, ja meines Erachtens mit weit mehr Recht für ihr Lager zu reklamieren.“

Religionsgeschichtliche Entwicklung. Zunächst weist das „Th. Zbl.“ darauf hin, daß in Seebergs Studie der Entwicklungsgebante eine bedeutende Rolle spielt. Ex professo wolle er nachweisen, wie sich der Christglaube aus seinen ersten Anfängen entwickelt habe, und „daß diese Entwicklung sowohl dem geschichtlichen Rahmen, innerhalb dessen sie sich vollzieht, entspricht, als auch den allgemeinen psychologischen und logischen Regeln, die für die Entwicklung religiöser Ideen in Betracht kommen“. Seeberg schreibe: „Diese Untersuchung ist einem der größten Rätsel der menschlichen Geistesgeschichte (1) gewidmet. Es handelt sich — religionsgeschichtlich ausgedrückt — um die Erkenntnis des Ursprungs der messianischen Idee in dem streng monotheistischen Judentum.“ „Es ist die Frage, wie es möglich war, daß in einem fanatisch monotheistischen Volk ein Volksgenosse, der eines schimpflichen Todes gestorben war, in wenigen Jahren göttlicher Ehren hat teilhaftig werden können, und daß dann der Weltkreis und speziell die geistig hervorragendsten Völker in diesem gekreuzigten Juden den Herrn des Himmels und der Erde haben erblicken können.“ Mit Recht urteilt das „Th. Zbl.“, daß Seeberg sich hier nicht bloß religionsgeschichtlicher Ausdrücke bediene, sondern die natürliche Entwicklung des Christenglaubens lehre, diesen für ein rätselhaftes Produkt der menschlichen Geistesgeschichte erkläre und damit den übernatürlichen Ursprung des Christenglaubens durch Offenbarung preisgebe. Aber „wie sagt doch der Herr zu Petrus nach seinem Bekenntnis (Matth. 16, 17)? ‚Selig bist du, Simon, Jonas‘ Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel.‘ Das klingt anders als ‚Entwicklung nach allgemeinen psychologischen und logischen Regeln!‘“

Entwicklungsstufen. Nach Seeberg hat der Christglaube fünf Stufen der Entwicklung durchgemacht. Auf der ersten erscheine Jesus als ein Mensch, mit dem sich Gottes Geist (Weisheit) in der Taufe verbinde. Das Göttliche in Jesus Neben und Wirken hätten sich die Evangelisten dadurch erklärt, daß bei der Taufe Gottes Geist in ihn

eingegangen sei. Alles, was sie von Jesu aussagen, bedeute immer nur, daß Jesus sich vom Geiste Gottes getragen und getrieben fühle. Was die Taufe selbst betreffe, so sei sie allerdings ein Faktum. „Die legendarischen Züge“ — schreibe aber Seeberg —, „an denen man sich stößt, gehören nun einmal zur Eigentümlichkeit orientalischer Geschichtsberichte.“ Auch Petri Bekenntnis Matth. 16, 16 lasse Seeberg nicht gelten als Bekenntnis zur Gottheit Christi. Er schreibe: „Nicht ein dogmatisches Bekenntnis zur ‚Gottheit Christi‘, wie es während Jesu irdischen Lebens undenkbar wäre, sprechen die berühmten Worte des Petrus aus, sondern der Titel Messias umschreibt ja bloß die Tatsache, daß der betreffende Mensch zum Zweck der Vollenbung der Geschichte des Gottesvolkes Träger des göttlichen Geistes ist. Der Messias ist an sich ein Mensch wie andere auch, den Gott mit seiner Kraft und Weisheit ausrüstet zu einer besonderen weltgeschichtlichen Mission.“

Zweite Entwicklungsstufe. Nach Seeberg gelangten die Jünger erst über den Erscheinungen des Auferstandenen zu dem religiösen Glauben an seine Person, daß er nämlich jetzt der oberen Welt angehöre, bei Gott sei, die Welt regiere und ihnen allezeit nahe sei. Die Auferstehung erkläre diesen Glauben zum Teil, sofern sie die Bedeutung habe, daß Gott Jesu recht und seinen Feinden unrecht gegeben. Hinzugenommen werden müßten aber noch zwei andere Momente: der Glaube der Jünger, daß sich der Geist Gottes zu dauernder Einheit mit Jesu verbunden habe, und die damals geläufige jüdische und auch hellenische Hypostasierung der Weisheit, Herrlichkeit und des Geistes Gottes. Allmählich sei man so auf den Gedanken gekommen, daß das Göttliche in Jesu schon vor der Menschwerdung ein persönliches Simelewesen war, das dann als Mensch erschien, Mensch wurde und nach der Auferstehung wieder zu seinem göttlichen Geistsein zurückkehrte. Seeberg schreibt: „Die göttliche Kraft, die Jesus erfüllt hatte, lebt fort bei Gott und ist Gott. Sie ist aber eins mit dem Menschen Jesus, der irgendwie mit ihr verbunden und im Himmel ist. Der ‚Geist‘ in der jüdischen Vorstellung entspricht dem, was wir heute etwa geistige Energie nennen würden. Man macht sich die Sache am klarsten, wenn man für Geist unsern Begriff ‚Wille‘ einsetzt, sowohl als natürliches Vermögen wie auch als persönliche Funktion.“

„Hyperphysikalisch-physischer Prozeß.“ Die „Menschwerdungstheorie“ auf dieser zweiten Entwicklungsstufe schildert Seeberg, wie folgt: „Das Christusbild wird nun naturgemäß allmählich genauer umrissen und weiter ausgemalt. Es handelt sich dabei einmal um die Steigerung des Ausdrucks für das Göttliche in Christus; sie dient vor allem der Popularisierung in dem kultischen Gebrauch. So wird etwa der Herrtitel Züge aus der sonstigen Kultsprache in sich saugen. Sodann aber drängt das Interesse der frommen Anschauung dazu, die paradoxe Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen dadurch zu steigern, daß die Spannung beider Größen zunächst möglich weit gefaßt wird, um dann

durch eine wunderbare Gnadentat aufgehoben zu werden. So wird aus dem einfachen Gedanken, daß über Jesus der Geist kam, das Paradoxon himmlischer Liebe und Demut, daß der in Gottese Gestalt sich befindliche Herr sich in Knechtsgestalt verwandelt habe, um dann wieder zurückzukehren in seine göttliche Herrlichkeit.“ „Es ergibt sich als fast notwendiges Resultat der naiven Spekulation der Gedanke, daß auch der Mensch Jesus durch die Auferstehung göttlicher Geist geworden ist. Und hieran schließt sich wieder die Konsequenz, daß, da alles Göttliche ewig ist, der Geist Christus vor seiner Menschwerdung schon ein solches persönliches Himmelswesen war, das dann als Mensch erschien, um wieder in seinen früheren Zustand zurückzukehren. Diese Fortbildung des ursprünglichen Gedankens ist sehr begreiflich; denn sie entspricht der Art der Entwicklung religiöser Gedanken. Sie ist aber von größter Bedeutung für die Geschichte der Christologie. Ursprünglich hatte man die Nähe und Wirkung des Geistes, der in Jesu gewesen war, kräftig empfunden und hatte, da man die Überzeugung gewann, daß auch Jesus der Mensch fortlebt, geglaubt, daß Christus jetzt als ein Wesen, das Geist wie Mensch ist, existiert. Aus diesem Ausdruck unmittelbarer religiöser Empfindung wird aber dann eine objektive Theorie: er war göttlicher Geist, wurde Mensch und kehrte wieder zu seinem göttlichen Geistsein zurück. Aus der geistigen Vereinigung göttlicher Energie mit dem Menschen Jesus wird ein hyperphysisch=physischer Prozeß. Hiervon weiß die älteste Christologie, wie die synoptischen Evangelien oder doch ihre Quellen sie kennen, noch nichts. Hier findet die Vereinigung des Geistes mit Jesus in der Taufe statt, und darauf wird sie durch die Auferstehung zur Vollendung gebracht. An eine Menschwerdung ist noch in keiner Weise gedacht, eher könnte man von einer naiv gedachten Gottwerdung des Menschen Jesus bei der Auferstehung reden. Bei der neuen Christologie . . . wäre dagegen der entscheidende Moment bei der Verbindung von Gottheit und Menschheit naturgemäß schon bei der Empfängnis anzusetzen. . . . In diesem Zusammenhang wird auch der Gedanke der jungfräulichen Empfängnis eine ganz andere Bedeutung erlangen, als er sie in den synoptischen Erzählungen besitzt. Aber diese Konsequenz ist zunächst noch nicht gezogen worden.“ „Das Resultat der besonders wichtigen zweiten Entwicklungsstufe ist also kurz folgendes: Die göttlichen Prädikate Christi haben sich vermehrt, und das Gewicht in der Anschauung seiner Person ist mehr als bei den Synoptikern auf die göttliche Seite geschoben. Dabei verschwindet der in der Taufe gegebene Einigungspunkt von Göttlichem und Menschlichem, und man beginnt immer mehr, die gegenwärtige himmlische Existenzweise Christi in einen präexistenten Zustand zurückzuerwerfen.“

Weitere Konzeptionen. Daß die Liberalen Seebergs Entwicklungslehren nicht mehr positiv finden, kann man ihnen nicht verargen. Dazu kommt, daß er in dieser Verbindung zugleich auch die Auferstehungs-

tatsache und die Persönlichkeit des Heiligen Geistes als irrelevant behandelt. Das „Th. Zbl.“ führt einen Abschnitt aus Seebergs Studie an und fährt dann also fort: „Da scheint sich ja N. Seeberg klar zur Auferstehung Jesu zu bekennen. Unsere Freude darüber wird aber sofort wieder getrübt, wenn wir in einer zugefügten Anmerkung lesen: ‚Man kann, wie ich glaube, über die Auferstehungsberichte und die Auferstehung selbst sehr verschieden urteilen und sich doch in der Erkenntnis zusammenfinden, die ich oben im Text vertrat.‘ Vgl. dazu die mehr als verschwommenen Worte über die Erscheinungen des Auferstandenen, die wir auf S. 53 lesen: ‚Gewiß lagert der mythische Hauch des Wunderbaren über den knappen Andeutungen, die uns die Evangelien bezüglich der Erlebnisse der Jünger an dem Auferstandenen bieten. Aber gerade solche Andeutungen soll der Historiker psychologisch zu verstehen sich bemühen und sie in Schutz nehmen vor der doppelt rationalistischen Plumpheit, der sie ausgesetzt zu werden pflegen, daß man sie nämlich wie amtliche Protokolle entweder Buchstabe um Buchstabe als äußere Geschichte nimmt oder sie umgekehrt, weil sie solche Geschichte nicht sein können [warum nicht?], als unglaubwürdig beiseiteschiebt. . . . Demgegenüber soll der Historiker, wie wir es versucht haben, den Sinn und die Wahrheit derartiger religiöser Vorgänge mit den Mitteln psychologischer Deutung herausstellen.‘ Nach diesen geschraubten Sätzen können wir es dem liberalen Berichterstatter gar nicht verargen, wenn er, wie oben erwähnt, schreibt: ‚Mit dem Tode Jesu läßt N. Seeberg die Darstellung dessen schließen, was vom Leben Jesu sichersteht. Wir können nur eins erkennen, daß Jesu Jünger nach Gottes Fügung das Bewußtsein empfangen haben, der Mensch Jesus ist wieder lebendig, und aus seinen Anregungen entsteht eine neue Gedankenwelt.‘ Um sich die Seeberg'sche Lehre von der Entwicklung des Christusglaubens anzueignen, braucht man also die Auferstehung Christi als wirkliche Tatsache nicht anzunehmen. Ebenso indifferent redet Seeberg vom Heiligen Geist, wenn er z. B. schreibt: ‚Die Personalität des Heiligen Geistes bleibt schwankend, weil er nicht wie der Christusgeist eine Stütze an der menschlichen Person Jesu und den mit ihr gegebenen Persönlichkeitsmerkmalen hatte.‘ Gerade darin erblickt Seeberg einen Vorzug seiner Lehre, daß sie „den heutigen dogmatischen Formeln gegenüber neutral“ sei und zu „ziemlich differenten christologischen Formeln ausgebeutet werden“ könne. Wer wundert sich da noch, wenn die Liberalen Seeberg vorwerfen, daß er unter falscher Flagge segele?

Dritte, vierte und fünfte Stufe. Die dritte Entwicklungsstufe des Christusglaubens hat nach Seeberg Paulus herbeigeführt. Gegen 26mal bezeichne er Christum als den „Herrn“ und identifiziere ihn mit Jahve. Schwer zu sagen sei es aber, wann nach Paulus die Vereinigung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen zuerst eintrete. „Nach Phil. 2, 7 nimmt der himmlische Herr die Knechtsgestalt dadurch

an, daß er wie die Menschen wird und ihnen an Gestalt gleich erfunden wird. Danach wäre also wohl die Empfängnis als der Moment der Einigung anzusehen. Dabei ist er aber aus Davids Samen geworden, und der Geist steht daneben als ein zweites Prinzip seiner Existenz (Röm. 1, 3 f.). Die Geburt von der Jungfrau bleibt dabei ganz außer Betracht, auch Gal. 4, 4.“ Die vierte Stufe sei die gnostische, die den Menschen Jesus doketisch auffasse. Johannes habe die letzte Entwicklungsstufe angebahnt. Er übersehe die hebräische Gedankenwelt in das Hellenistische. Der Geist sei ihm der „Logos“, und das vieldeutige „Herr“ erkläre er durch „Gott“. „Ist aber Christus Gott wie der Vater, so wird man bald — Johannes selbst tut es noch nicht — anfangen, diesen Gott in seiner gottähnlichen Art als den Gottessohn zu bezeichnen. Damit werden mythologische Spekulationen über die transzendente Sohnschaft und die ‚ewige Zeugung‘ aufkommen, wie andererseits auch der Logosbegriff nach Umdeutung hellenistischer Popularphilosophie ruft.“ „Johannes griff die Vorstellung von einer Menschwerdung auf und goß die populäre Paradoxie um in eiserne hieratische Worte: ‚Das Wort ward Fleisch.‘ Er hat dadurch die bleibende Bedeutung der geschichtlichen Gestalt Jesu gerettet vor der Verflüchtigung, die bei den Gnostikern und selbst bei Paulus ihr drohen kann; aber er hat zugleich das Udenkbare zur Theorie erhoben oder den Ausdruck tiefster religiöser Empfindung zur dogmatischen Formel verfeinert. Jedoch auch hier bedarf es nur eines leichten Druckes der ordnenden und regulierenden Hand, und die alten Grundlinien der synoptischen Anschauungen treten wieder deutlich an das Licht.“ „Der neue christologische Ansatß bei Johannes hat aber noch eine wichtige Konsequenz. Erst seit durch Johannes die Vorstellung der Menschwerdung theoretisch fixiert war, konnte die Idee der jungfräulichen Empfängnis anfangen, in der christlichen Gedankenwelt eine etwas erheblichere Rolle zu spielen, als es bisher der Fall gewesen war, bis man sie dann allmählich geradezu als eine notwendige Voraussetzung der Gottheit Christi ansehen lernte. . . . Aber es ist beachtenswert, daß Johannes, wie er denn überhaupt gern an den alten Formen haften blieb, diese Konsequenz nicht gezogen hat, auch nicht 1, 13, welche Stelle sonderbarerweise bisweilen (S. 59) in der Dogmatik so interpretiert wird.“

Widerspruch in Seebergs Konstruktionen. D. Bachmann von Erlangen, der sich auch zu den wissenschaftlichen Theologen rechnet, rühmt es in der „A. E. R.“, daß Seeberg die „naive Gewißheit, daß der Glaube des apostolischen Zeitalters in sich selbst und zusammen mit dem formulierten kirchlichen Dogma eine identische Größe darstelle, vor den kritischen Richterstuhl gefordert“ habe. Mit Bezug auf Seebergs Darstellung aber erklärt er, daß sie ihm im „Hauptpunkte mehr eine künstlich konstruktive als eine echt historisch-genetische zu sein“ scheine, und weist dabei hin auf folgenden Widerspruch: „Mit möglichster Be-

tonung will Seeberg einerseits sagen, daß am Ende des apostolischen Zeitalters noch immer wie an seinem Anfang im innersten Grunde des christlichen Bewußtseins die Gewißheit ruhte: Jesus ist der vom Geiste Gottes ergriffene und ihm zu dauernder Einheit verbundene Mensch, und daß nach diesem Grundgedanken der religiöse Glaube an Jesus zu erklären sei und erklärt werden könne. Andererseits aber hat sich bis zu eben diesem Ende des apostolischen Zeitalters auch eine andere Auffassung unter Einwirkung verschiedenster Motive herausgearbeitet: Jesus ist das präexistente göttliche Subjekt, das Mensch wird, der Sohn Gottes, Gott von Art, der auf dem Wege wunderbarer Geburt ins Fleisch kommt. Seeberg selbst will, wenngleich er einmal von einem tiefen Riß spricht, der durch die Gedankenwelt des Johannes gehe, diese Zweifachheit der Auffassung freilich durchaus nicht als Widerspruch empfunden wissen. Er betrachtet sie unter dem Gesichtspunkt innerer Zusammengehörigkeit bei formaler Verschiedenheit. Dieser Lösung vermag ich aber meinerseits nicht zuzustimmen. Seebergs Darstellung hinterläßt bei mir vielmehr den Eindruck, daß sich innerhalb des apostolischen Bewußtseins eine wesentliche Umbildung vollzogen habe, wodurch sich das Ergebnis von seinem Anfangspunkte bedeutend entfernt. Mir zerbricht die Klammer, mit der Seeberg Anfang und Ende, so wie er sie versteht, zusammenhalten möchte, unter den Händen.“ Dieser Widerspruch liegt allerdings klar zutage: Hat der Logos, wie die alte Theologie nach der Schrift lehrt, die menschliche Natur in seine Personlichkeit aufgenommen, so ist Christus wahrhaftiger Gott und als Gott anzubeten. Hat sich aber bei der Taufe mit dem Menschen Jesus ein unpersönliches göttliches Pneuma vereinigt, wie Seeberg will, so ist er ein bloßer Mensch wie alle Heiligen, in denen vermöge der unio mystica Gott wohnt, und alle, die diesen Christus Seebergs als Gott anbeten, sind Götzendiener.

D. Schlatters Kritik. Die „A. E. L. R.“ bezeichnet Schlatter in Tübingen als „eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der neutestamentlichen und systematischen Theologie, der ebenso das Vertrauen der Gemeinde besitz, wie er abseits von allen kirchenpolitischen Parteien steht“. Aber auch Schlatter ist nichts weniger als ein Theolog des klaren Schriftwortes. Er ist wissenschaftlicher Apologet und will das Christentum rechtfertigen vor dem Forum der Vernunft, zwar nicht durch veraltete Parallelen zu den Entwicklungslehren der Hegelschen Theologen, wohl aber, wie er sich selber ausdrückt, „dadurch, daß wir den Grundakt der Wissenschaft, der allein Erkenntnis erzeugt, durch die zeitgenössischen Theorien unverwirrt zustande bringen, den Gehalt, der die Tatbestände der neutestamentlichen Geschichte wahrzunehmen vermag“. Hiernach kann man von Schlatter, der in vieler Beziehung mit Seeberg im selben Boote fährt, nicht erwarten, daß seine Posaune einen wirklich deutlichen, klaren Ton anschlagen werde. Doch mögen auch aus seiner Kritik hier etliche zutreffende Urteile Platz finden.

„N. Seeberg“ — schreibt Schlatter — „will uns in seiner letzten Abhandlung den Ursprung des Christusglaubens zeigen. Wir andern meinen, wer uns zeigen wolle, wie der Christusglaube entstanden sei, müsse uns zum Christus führen; er habe uns zu zeigen, daß Gott uns den Christus geschickt habe; denn darin habe der Glaube an ihn seinen Grund. Die Gegner sagen: Einen Christus gibt es nicht; einen Sohn Gottes, dessen Menschheit mit der Gottheit geeinigt ist, gibt es nicht; einen ewigen Sohn der ewigen Liebe gibt es nicht; das sind nur Vorstellungen, und die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, zu erklären, wie sich diese Vorstellungen bilden konnten. N. Seeberg will die Gegner überwinden und tritt deshalb auf ihren eigenen Boden, indem auch er uns den Christusglauben ohne den Christus, die Trinität ohne den ewigen Sohn zu ‚erklären‘ sucht. Seine Abhandlung reiht Vorstellungen aneinander, die sich allmählich zur Lehre von der Gottheit Jesu ‚entwickeln‘. Damit ist der Grundgedanke der Hegelischen Theologie aufgenommen, und der Unterschied zwischen einer Darstellung, wie sie z. B. Wiedermann gab, und derjenigen Seebergs wird unwesentlich.“ „Aus dem Standpunkt Seebergs ergibt sich der seltsame Satz, daß sich der Christusglaube in den ersten Evangelien noch nicht finde. Wir andern meinen, sie seien dazu geschrieben, um den Glauben an den Christus zu begründen, und drückten vollständig deutlich aus, warum Jesus den Glauben seiner Begleiter an sich band, und warum diese als seine Boten die Menschheit zum Glauben an ihn beriefen. Sie tun dies freilich nicht dadurch, daß sie wie die späteren Griechen das ‚Wesen‘ Jesu beschreiben, sondern dadurch, daß sie uns sagen, was er für die Welt tat und aus uns macht. Die Folge davon ist, daß Seebergs Darstellung über dem Neuen Testament schwebt.“ „Die Bewegung in den christlichen Gedanken über die Beziehung Jesu zu Gott faßt Seeberg als Entwicklung; es sollen einander Stufen folgen, von denen die früheren einfacher und ärmlicher, die späteren reicher seien. Das hat zur Folge, daß Jesu eigenes Bewußtsein als die unterste Stufe erscheint, über die die Gedanken der Apostel hinausstreben. So war es schon bei den Hegelianern, und die Folge davon ist, daß sich nach dieser Theorie die Gedanken des Neuen Testaments von der Geschichte Jesu weg bewegen und aus angeblich religiösen Bedürfnissen selbsttätig Christologie produzieren, wodurch sie zur Mythologie wird. Das freilich bleibt unbestritten, daß diese Theorien in der Geschichte Jesu ihren Anlaß hatten; der Anlaß wurde aber durch die fortschreitende Entwicklung überboten. Wir andern halten die Befriedigung, die uns eine solche Konstruktion verschafft, für eine Täuschung, die den wirklichen Verlauf der Geschichte verhüllt, und sind der Meinung, das Größte und Reichste, was uns das Neue Testament zeige, sei Jesu eigener Verkehr mit dem Vater gewesen. Es ist geschichtlich auch ganz unmöglich, die neutestamentlichen Lehrformen hintereinander anzuordnen als auseinander entstehend. Markus und Lukas gehen Paulus

nicht voran, und Johannes ist nicht ein Nachfolger des Paulus, sondern sein Genosse im Apostolat.“ Weiter kritisiert es Schlatter, daß Seeberg gar nicht eingehe auf das, was Jesus von seinem Vater sage, daß er sich Gott vorstelle als Kraft und Wille statt als Person, daß er die Worte „Jesus Christus“ und „Sohn Gottes“ entleere usw. „Die Behauptung, daß der Satz, Jesus sei nicht erst im Verlauf seines Lebens, sondern von seiner Geburt an der Christus gewesen, erst einer späteren Lehrstufe angehöre, hängt ganz in der Luft.“

Seebergs Selbstverurteilung. Von der Entwicklung des Christusglaubens sagt Seeberg, daß sie „wesentlich Selbsterklärung einer an religiösen Erlebnissen erworbenen Idee“ sei. Dazu bemerkt das „Th. Zbl.“: „Das heißt doch wohl in unser geliebtes Deutsch übertragen: Geschichtliche Tatsache ist, daß Gottes Geist durch die Taufe sich bleibend mit Jesus verbunden hat. Alles andere, seine Präexistenz, seine Menschwerdung, seine jungfräuliche Empfängnis, seine wesentliche Gottheit, gehört in den Bereich der an diese Tatsache sich anknüpfenden Theorien und Spekulationen.“ „Der sehr gnostisch angehauchten Auffassung von der neutestamentlichen Entwicklung“ — fährt das „Th. Zbl.“ fort — „entspricht nun auch völlig Seebergs souverän abweisendes Urteil über die gesamte Christologie der alten Kirche. Der ganze Ansat der Trinitätslehre und der Christologie in der alten Kirche ist, so wie er ist, heute nach allen Seiten hin unbrauchbar. Das gilt sowohl im Vergleich zu den ursprünglichen Ansätzen in dem neutestamentlichen Zeitalter als auch im Hinblick auf den geistigen Bedarf und die Denkformen unserer Zeit. Man muß das deutlich aussprechen, weil immer noch das ängstliche Bemühen, doch „etwas“ von dem „Alten“ beizubehalten, die Klarheit und Konsequenz der dogmatischen Arbeit auf unserem Gebiete hemmt.“ Das ist offen, verblüffend offen geredet. Alles also, was die alte Kirche in schweren Kämpfen — bisher dachten wir „Rückständigen“ und wollen uns darin auch nicht durch die moderne Dogmengeschichte irremachen lassen: unter des Geistes Gottes Leitung — auf dem Gebiet der Christologie erfahren, erarbeitet und bekannt, was die Reformatoren von neuem bezeugt, was in den schlichten Worten des Katechismus zusammengefaßt ist: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau geboren, sei mein Herr“, alles, was die gesamte Kirche Gottes auf Erden seit dem Tage von Nizäa einmütig von Christi Person bekannt hat, ist heute „nach allen Seiten unbrauchbar“. D. R. Seeberg mußte erst kommen und den Grund legen zu der Christologie der Zukunft.“ Damit hat sich Seeberg selber das Urteil gesprochen. Er leugnet direkt die Lehre der Kirche und Schrift von der heiligen Dreieinigkeit. Ihn trifft das Wort der Apologie im Artikel „Von Gott“: „Darum schließen wir frei, daß alle diejenigen abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirchen Christi sein, die da anders halten oder lehren.“

Seebergs jüngste Erklärung. In der „Reformation“ vom 26. April hat Seeberg sich des längeren ausgesprochen über die Vorwürfe der Liberalen. In dieser Aussprache versichert Seeberg, daß er durch seine Vorträge in Helsingfors und Niga seine früheren Anschauungen nicht geändert habe. Die Vorträge selber aber könne und werde er nicht veröffentlichen. Einen genügenden Ersatz biete zudem seine Studie „Die Entstehung des Christenglaubens“. „Die Verbalinspiration, die Christologie in der Prägung, die sie im fünften und sechsten [oder auch im 16. und 17.] Jahrhundert erhielt, die Verwerfung jeder Bibelkritik, das sind wirklich Gedanken, die ganz allgemein (auch von Kähler, Schäfer, Stange u. a.) aufgegeben sind.“ Wer daraus folgern wolle, daß er nicht mehr positiv sei, verfare ebenso plump, als wenn jemand argumentieren wollte: Luther war gegen Kopernikus, Seeberg ist für Kopernikus, also ist Seeberg nicht Lutheraner. Er habe über seine theologischen Anschauungen nie einen Schleier gebreitet. Jeder wisse, daß er eine andere Theorie von der Person Christi vertrete als die in den breiten kirchlichen Kreisen übliche. Mit der alten Lehre von der Person Christi könne das wissenschaftliche Denken nicht weiterkommen. Er versuche darum von einem andern Gedankentypus aus zum Ziele zu gelangen. „Der Geist Gottes, das heißt, Gott in der besonderen persönlichen Offenbarungsform als erlösender Herrscher, erschafft den Menschen Jesus zum Offenbarungsorgan, bewahrt ihn vor aller Verunreinigung durch die Sünde, heiligt ihn und vereinigt sich mit ihm in der Taufe zur persönlichen Einheit des Lebens und Wirkens. Dieser Mensch stirbt im Verfolg seines Wirkens, aber der Geist oder der persönliche Gotteswille — Wille ist persönliches Leben und Person — in ihm bleibt eben als Gott lebendig. Gott erweckt nun auch den Menschen Jesus aus dem Tode und vereinigt ihn mit sich, und zwar geschieht dies augensichtlich, damit den Jüngern geschichtlich offenbar werde, daß Jesus wirklich Träger der Gottheit war und daher recht hatte und Gott auf seiner Seite steht. Nicht dazu ist also der Mensch Jesus wieder lebendig geworden, damit Gott wieder zum Leben gelange, sondern dazu, damit das Recht seines Wirkens und Lehrens offenbar werde.“ „Die Auferstehung selbst ist die eigentliche Himmelfahrt. Die Himmelfahrt ist nur die letzte Erscheinung Jesu im Kreise seiner Jünger.“ „Gott hat Jesus wieder lebendig gemacht. Das bezeugt das leere Grab, das bezeugen die Gesichts- und Gehörseindrücke, die Erscheinungen, die den Jüngern nach der Auferstehung zuteil geworden sind.“ „Ich bekenne mich zu der Gottheit Christi sowie zu dem trinitarischen Gott, und ich meine, diesen Glauben gerade fester stabilisiert zu haben als irgend jemand sonst in der Kirche seit Jahrhunderten. Deshalb glaube ich ein Recht zu haben, mich vor andern als positiven Theologen zu bezeichnen, obgleich ich genau weiß, daß meine theologische Theorie und Methode von der der alten Orthodogie wie auch vieler positiven Theologen der Gegenwart deutlich und bewußt abweicht.“ Den

Vorwurf der „Fälschmüngererei“ (Gebrauch alter Formeln für neue Gedanken und neuer Formeln für vorgeblich alte Gedanken) glaubt Seeberg mit dem Hinweis beantwortet zu haben: es sei Rietschl und Frank, Hofmann und Schleiermacher auch so ergangen. Zugleich gibt Seeberg zu, „daß in derartigen Vorwürfen unter Umständen auch ein Wahrheitsmoment stecken kann“. Damit hat aber Seeberg selbst seine Darstellung in der „Ref.“, sofern sie noch orthodox klingt, für unzuverlässig, wenn nicht für illusorisch erklärt. Mit Recht bemerkt auch das „Th. Zbl.“: „Wie aber dieses Bekenntnis [in der „Reformation“] in Einklang zu bringen ist mit den oben skizzierten Resultaten Seebergischer Spekulationen“ (in Seebergs Studie, auf die er sich auch in der „Reformation“ beruft), „das erfahren wir nicht.“

Liberal will Seeberg nicht sein. Er schreibt in der „Reformation“: „Fragt man mich, warum ich mich auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens nach rechts gehalten habe, so kann ich nur sagen, weil ich innerlich dorthin gehöre. Ernst und entscheidende religiöse Eindrücke, mancherlei persönliche Beziehungen, vor allem aber Übereinstimmung in dem Verständnis der Religion und in den großen praktischen Zielen der Kirche sind es, die mir meinen Platz rechts anweisen. Ich habe mich dessen nie geschämt, habe auch nie aus meiner Stellung ein Fehl gemacht. Wenn ich mich frage, wo die geschichtliche Kraft des Christentums ihre Wurzeln am festesten in den Boden unsers Volkes senkt und wo diese Wurzeln am treuesten gepflegt werden, so antworte ich mit vielen, daß das in dem positiven konservativen Christentum der Fall ist. All das Goethechristentum mit seinen idealistischen Stimmungen tut es nicht, da ist nicht Kraft. Das zeigt uns das bekannte Buch Zastrows wieder. Aber die positive Kraft des Christentums braucht unser Volk, wenn es nicht zusammenbrechen soll. Hier und nur hier haben die Grundpfeiler der Landeskirche festen Grund.“ Wenn man dieser schönen Aussprache gegenüber hintweist auf seine Theologie, die „den ganzen Ansatz der Trinitätslehre und der Christologie in der alten Kirche, so, wie er ist, nach allen Seiten hin für unbrauchbar“ erklärt, so antwortet Seeberg, und die „A. E. L. R.“ gibt ihm darin recht: die theologische Formulierung entscheide nie über die Glaubensstellung eines Theologen, wenn anders er im Zentrum feststehe, und das sei bisher das redliche Bemühen seiner „modern-positiven“ Theologie gewesen, solche Formulierungen zu geben, die auf mehr Verständnis in der Gegenwart hoffen dürften. Mit andern Worten: Seeberg hält die Erklärungen der Tatsachen des Christentums, wie sie im Neuen Testament und in den Dogmen der Kirche vorliegen, für menschliche Hypothesen, die heute nicht mehr haltbar seien, und er glaubt sie durch andere ersetzen zu können, die den heutigen Anschauungen besser entsprächen. Sein Interesse ist natürlich dabei, das griechische Ürgernis am Christentum auszuscheiden, um so das Evangelium dem modernen Menschen annehmbarer zu machen. Bisher haben aber alle derartigen wissenschaftlichen Versuche

immer nur zur Zerstörung des Christentums selber geführt. Und daß auch Seeberg bei seinen gnostischen Bemühungen sich gerade auch vom Zentrum des Christentums verirrt hat, geht sonnenklar hervor aus seiner Ablehnung der kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit und der Person Christi. Es ist eitel Dunst, wenn Seeberg dieser Tatsache gegenüber versichert: „Mag immerhin unsere Gedankentwelt sich gewandelt haben, das ändert nichts an der Tatsache, daß der christliche Gottesglaube immer trinitarischer Glaube ist, und daß die christliche Betrachtung Jesu stets den Christusglauben in sich faßt. So wird es bleiben, solange es eine christliche Religion gibt.“ Wer die klaren Schriftlehren von der Dreieinigkeit und Präexistenz des Logos verändert, der verwandelt damit, soviel an ihm ist, den lebendigen Gott selber, den wir ja nur im Wort und in den Lehren der Schrift haben, in ein Götzenbild.

Der ganze Jammer dieser Theologie. „Der ‚Fall Seeberg‘ mit seinen Folgeerscheinungen“ — urteilt das „Th. Zbl.“ — „deckt uns besonders klar den ganzen Jammer unserer modernen, auch der modern-positiven Theologie auf: das Schwelben und Schwanken der einst festen, klaren Begriffe. Es ist doch schon bezeichnend für Seebergs Theologie, daß ihn Positive wie Liberale für ihre Richtung in Anspruch nehmen zu dürfen glauben. Gäbe die Posaune einen deutlichen Ton, so wäre das unmöglich. Seeberg prophezeit a. a. O., daß der modern-positiven Theologie die Zukunft gehören werde, aber nur unter der Bedingung, daß sie die ehrliche Wissenschaftlichkeit unerbittlich einhalte und sich in keiner Weise den kirchlichen Tagesforderungen beuge“. Ich glaube, in Wirklichkeit gehört die Zukunft nur einer demütigen Theologie, die sich willig unter Schrift und Bekenntnis der Kirche beugt, die die Augustinische Parole zu der ihren macht: „In der Kirche gilt nicht: Das sage ich, das sagst du, das sagt er, sondern: Das sagt der Herr.“ „Wie haben sich die Zeiten geändert! Als vor fünfzig Jahren der selige D. Kahnis die erste Auflage seiner Dogmatik veröffentlichte mit ihren den Theologen unter uns bekannten, verhältnismäßig unschuldigen Lehrentgleisungen, da ging eine gewaltige Bewegung durch die Kreise des Luthertums. Kahnis mußte scharfe Worte des Unwillens hinnehmen. Und heute? Über Seeberg, der die ganze Christologie und Trinitätslehre des lutherischen Bekenntnisses umstürzt, um selbst einen Neubau zu unternehmen, breitet die „A. E. L. N.“, das offizielle Organ der Allgemeinen Ev.-Luth. Konferenz, ihre schützenden Hände und reklamiert ihn nachdrücklichst für die theologische Rechte. Auch ein Zeichen der Zeit!“ Geradezu tragisch aber ist der Anblick, wenn Bunte, Phillips u. a. in der „Reformation“ sich krampfhaft an Seeberg als den Retter des positiven Christentums anklammern, da er doch nur ein Mühlstein am Halse der Kirche ist.

„Ev. Kirchenzeitung“ über Seeberg. Zu den Blättern, die nun schon seit Jahren den Liberalismus als eine von der christlichen ver-

schiedene Religion bekämpft haben, gehört die vor 88 Jahren von Hengstenberg gegründete „E. R. Z.“ Auch ihren falschen Freunden von der modern=positiven Richtung sagt sie zuweilen noch, wenngleich etwas verschüchtert, die Wahrheit. Beides zeigt ihr Urteil über Seeberg: „Insbesondere scheint Seeberg die altkirchlichen Anschauungen von der Präexistenz Christi und die damit zusammenhängende Auffassung von der Trinität zu vertwerfen. Es läßt sich ja nun nicht leugnen, daß er in seinen Schriften einen gewissen Erfasß dafür bietet, daß er in seiner Weise wirklich an der Gottheit Christi und an der Trinität festhält. Die zwölfte Vorlesung seiner ‚Grundwahrheiten‘ bestätigt das ebenso wie sein jetzt vorliegendes Bekenntnis. Aber es will uns nicht scheinen, als ob seine Aufstellungen wissenschaftlich leichter zu rechtfertigen wären als die der alten Kirche. Und sie werden dadurch höchst bedenklich, daß sie zu Paulus und Johannes eine zum mindesten schwankende Stellung einnehmen. . . . Doch bewährt sich D. Seeberg dadurch als positiver Theolog, daß er seine Aufstellungen aus der Schrift entnehmen und ihre Wahrheit an der Schrift erweisen will. Daß es ihm damit Ernst ist, beweist sein Festhalten an der Gottheit Christi und an der Realität seiner leibhaftigen Auferstehung. Vielleicht werden die jetzigen Erörterungen ihm zeigen, daß die Lehrentwicklung des Neuen Testaments doch einheitlicher ist, als sie sich seinem Auge bisher dargestellt hat, und daß Paulus und Johannes, vom Geiste Gottes erleuchtet, das Wesen Christi doch tiefer erkannt haben, als es menschlicher Spekulation möglich ist. Unsere positive Theologie wird um so fruchtbarer sein, je mehr sie sich auf das Ganze der Heiligen Schrift stützt und auch da, wo ihr Widersprüche zwischen einzelnen Teilen entgegenzutreten scheinen, in jene Tiefe gräbt, wo diese Widersprüche sich in einer höheren Einheit auflösen.“ Man sieht, wie auch die „E. R. Z.“ nur noch mit gekrümmtem Rückgrat und schwachen Knien vor der „Wissenschaft“ aufzutreten wagt. Seeberg, der rundweg die kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit und der Person Christi ablehnt, soll sich doch „durchweg als positiven Theologen“ bewähren! Und Seeberg, der die Schrift für weiter nichts hält als irrtumsvolle menschliche Darstellung und Erklärung etlicher merkwürdigen Erlebnisse mit Bezug auf die Person Jesu, und der ohne jegliche Scheu alles in der Schrift verwirft, was in seinen Kram nicht hineinpaßt, soll „seine Aufstellungen aus der Schrift entnehmen und ihre Wahrheit an der Schrift erweisen“ wollen! Da ist doch das Salz dumm geworden.

Fundamentalirrtum Seebergs. Dieser besteht darin, daß Seeberg an die Stelle der Schrift die Wissenschaft setzt. Statt die christlichen Glaubenslehren dem klaren, irrtumslosen Wort der Schrift zu entnehmen und ohne Widerspruch mit einfältigem Glauben anzunehmen, will er sie selber aus fremden oder eigenen religiösen Erlebnissen ableiten und so gestalten, daß sie sich harmonisch einreihen in seine übrigen, aus den Wissenschaften gewonnenen modernen Anschauungen

und Überzeugungen. Tatsächlich stellt also Seeberg an die Stelle der göttlichen Offenbarung die eigene Vernunft mit ihren Träumen. Und das ist nun das große Elend in Deutschland, daß auch die positiven Kritiker Seebergs diesen Krebschaden der gesamten modernen Theologie nicht erkennen, ja selber bereits die ersten Schritte getan haben auf der abschüssigen Bahn, die Seeberg dem offenbaren Unglauben in die Arme führt. Schlatter von Tübingen, Bachmann von Erlangen und andere haben gegen Seeberg das Wort ergriffen, um die Unhaltbarkeit seiner Spekulationen darzutun. Aber auch sie haben längst die Verbalinspiration der Schrift preisgegeben und vermögen darum den Seeberg'schen Verirrungen gegenüber einen festen Stand nicht zu gewinnen. Und schwankend ist leider in dieser Frage selbst die Haltung des „Th. Zbl.“, aus dem wir zitieren. Bietet uns aber die Heilige Schrift nicht göttlich verbürgte, sondern nur menschlich bezeugte Tatsachen, und sind die Schriftdeutungen dieser Tatsachen nicht untrügliche Lehren des Heiligen Geistes, sondern nur menschliche Ansichten, Erklärungen und Hypothesen, so hat die Offenbarungstheologie Kompaß, Steuer und Anker verloren und den Klippen des Skeptizismus und Liberalismus vermag sie nicht mehr zu entfliehen. Wer in der Theologie an die Stelle des inspirierten Schriftwortes die Wissenschaft setzt, kann nur auf eitel Irrtümer geraten und muß alle Dogmen der Kirche auflösen in bloße menschliche Meinungen. Ja, das ist das Grundverderben der modernen Theologie, daß sie Wissenschaft sein will — Wissenschaft, „ein Wort“, wie schon Wilmar vor sechzig Jahren klagte, „welches damals (zur Zeit des Rationalismus) fast nur noch in dem einfachen römischen Sinn von scientia, doctrina, ars gebraucht wurde und keine sonderlichen Ansprüche in sich schloß, während es heutzutage das Banntwort auf fast allen Gebieten des menschlichen Lebens, auf vielen, und vorzugsweise auf dem Gebiete der Theologie, ein Fluchwort geworden ist“. Prinzipiell sind alle Vertreter der modern-positiven Theologie, weil sie das Schriftprinzip preisgegeben haben, liberal; sind sie es in ihren Resultaten tatsächlich noch nicht, so ist das die Folge einer glücklichen Inkonsequenz.

Seebergs Optimismus. Vor etlichen Monaten wiesen wir in „L. u. W.“ (S. 67 ff.) hin auf den Optimismus der „A. E. L. R.“ in der gegenwärtigen kirchlichen Lage. Auch Seeberg teilt denselben, knüpft ihn aber an den Erfolg seiner Theologie. In der „Reformation“ sagt er: „Ich weiß ganz genau — und mancherlei Erlebnisse bestätigen es —, daß ohne die Realität wirklicher Wissenschaft und ehrlicher Arbeit die theologische Position der Rechten nicht zu halten ist.“ Seine Hoffnungen setzt Seeberg dabei auf die theologische Jugend. „Der Zug nach rechts“ — schreibt er in der „Ref.“ —, „wenn man es so nennen will, ist bei ihr fraglos stärker als vor etwa zwei Dezennien. Aber man lasse sich dadurch nicht täuschen. Es ist lediglich der Zug nach persönlichem positiven Christentum, nach einer in der Kraft

des alten Glaubens wirksamen Kirche. Für die ältere positive Theologie oder eine vulgäre Orthodogie hat dagegen diese positiv gerichtete Jugend gar keinen Sinn. Sie erscheint ihr fremdartig und sie stößt sie in der Regel ab. Ich habe diese Lage schon vor langen Jahren innerlich durchlebt, und aus ihr ist meine Theologie wie meine kirchliche Stellung hervorgegangen. Ich stehe ja in dieser Stellung nicht isoliert da. So oder anders ist doch beinahe die ganze kirchlich rechts orientierte Theologienwelt heute „modern-positiv“. Ich denke dabei natürlich nicht an eine „Schule“ — Schulen von der Linken wie Rechten sind nicht selten eine schwere Gefahr für die Wissenschaft und bisweilen auch für die Kirche —, sondern an eine verschiedenen Gruppen gemeinsame Richtung und Stimmung. Diese Richtung wird sich, wenn ich recht sehe, durchsetzen. Freilich ist eine Grundbedingung dafür, daß sie die ehrliche Wissenschaftlichkeit unerbittlich einhält und sich in keiner Weise den kirchlichen Tagesforderungen beugt. Aber gerade so wird diese neue theologische Tendenz der Kirche indirekt den größten Nutzen bringen. Daß man ein positiver Christ sein und mit allen Kräften den Zielen der kirchlichen Rechten nachgehen kann und doch auf der andern Seite ohne alle kirchenpolitischen Schranken rechte Wissenschaft treiben kann, das verlangt und braucht ein nicht geringer Teil unserer heutigen akademischen Jugend. Möchten Kirche wie Theologie es an dem Verständnis dieser Lage nicht fehlen lassen!“ Seeberg will der Kirche wieder „zur Kraft des alten Glaubens“ verhelfen dadurch, daß er mit seinen Theorien den alten Glauben selber, die Quelle aller geistlichen Kraft, zerstört: ein seiner widerspruchsbollen Vermittlungstheologie würdiger Wahn! Die irdische Sonne freilich kümmert sich wenig um die Theorien eines Ptolemäus, Kopernikus oder Tycho de Brahe. Sie sendet ihre kräftigen Strahlen aus und macht Tag und Nacht, Sommer und Winter, einerlei was für Gedanken sich die Menschen darüber machen. Christum aber, die Sonne der Gerechtigkeit, haben wir nur in den christlichen Wahrheiten und Lehren, und wer diese, wie Seeberg, zerstört, verstopft der Kirche die Quelle ihrer Kraft. Nur die alte Theologie, die wesentlich nichts anderes ist als der alte Glaube selber, vermag die Kirche von ihrer Ohnmacht zu befreien und auszurüsten mit Kraft aus der Höhe.

Trübe Aussichten für die Kirche. Wenn Seeberg in dem Erfolg seiner Wissenschaft das künftige Heil der Kirche erblickt, so gelangt das „Th. Zbl.“ gerade angesichts der modern-positiven Theologie, die es als „eine neue Theologie der Rhetorik, aber der allertraurigsten“ bezeichnet, zu dem entgegengesetzten Urteil. Es schreibt: „Wir können angesichts solcher geradezu erschreckenden Erscheinungen im Lager der modern-positiven Theologie den rosiggen Optimismus gar mancher Lutheraner der Gegenwart nicht verstehen, die gerade in der neuesten Entwicklung der Theologie ein sicheres Anzeichen dafür erblicken, daß der Tiefpunkt bereits überschritten sei, daß bald eine neue, bessere Zeit für

die Kirche Jesu Christi anbrechen werde. Wenn da nur nicht Novem-bergrünen mit Märzgrünen verwechselt wird! Vor hundert Jahren mußte unser Volk erst tief hinab ins Tal des Leidens, es mußte erst unter dem Stab Wehe innerwerden, daß es die lebendige Quelle ver-lassen und sich selbst löcherichte Brunnen gegraben hatte, ehe es wieder aufwärts ging. Sollte das Geschlecht unserer Tage, nachdem es die großen Erfahrungen der Väter in den Wind geschlagen und in schändem Uhdank noch in ganz anderer Weise als damals seinem Gotte den Rücken gekehrt, die Umkehr so viel leichter und billiger haben als unsere Väter? Wir wollen gewiß nicht in unfruchtbaren, tatenlosen Pessimismus ver-fallen. Der steht einem Christen, der da weiß, daß unser Glaube der Sieg ist, der die Welt überwunden hat, schlecht an. Aber wir wollen uns auch von dem Apostel zurufen lassen: „Werdet doch einmal recht nüchtern!“ (1 Kor. 15, 34) und wollen nicht in gefahrbringendem Optimismus die auf Sturm deutenden Zeichen in der gegenwärtigen Entwicklung der Kirche verkennen. So viel steht uns fest: Eine modern=positive Theologie der gekennzeichneten Art bedeutet für unsere Kirche eine bei weitem größere Gefahr als alle Monisten, Traubs, Massen=austrittsbewegungen usw. zusammen. Blutvergiftung bedroht das Leben in weit höherem Maße als alle Schläge, Wunden, ja Ver=stümmelungen. Vor ihr bewahre der treue Gott unsere arme, von innen und außen bedrängte evangelisch-lutherische Kirche in Gnaden!“ „Blutvergiftung“, das ist der adäquate Ausdruck für das Verderben, welches die modern=positive Theologie in der Kirche der Reformation angerichtet hat, Blutvergiftung, gegen die alle andern Schläge, Wunden und Verstümmelungen nur relativ gefährlich sind. F. B.

„**Simpliciter credere.**“ Das Luthertum beruht vornehmlich auf dem Artikel von der Schrift als dem untrüglichen Worte Gottes und vom Glauben an das rechtfertigende Verdienst Christi, des Gottmenschen. Beide Artikel haben die landeskirchlichen Theologen, auch die Positiven, preisgegeben. Ja, auch von einem Christus, in dem die göttliche und menschliche Natur persönlich vereinigt sind, will schier niemand unter den deutschländischen Professoren mehr etwas wissen. Selbst Ihmels, der zu den positivsten unter den Positiven gerechnet wird, mag sich nicht mehr voll und ganz mit der Zweinaturenlehre identifizieren. Wie kommt das? Weil sie tüfteln, vernünfteln, reimen und kritisieren, statt mit den lieben Aposteln und den Christen aller Zeiten einfältig zu glauben. Statt ihren Verstand in den Gehorsam Christi gefangen=zunehmen, haben seit Schleiermacher die deutschländischen Theologen ihre Vernunft auf den theologischen Lehrstuhl gesetzt und die heiligen Schreiber behandelt wie dumme Jungen und ihre Schriften wie Schüler=aufsätze. Die Theologen haben das simpliciter credere verlernt und vergessen, daß das gottselige Geheimnis der Person Christi sich nicht „mit Vernunft und fünf Sinnen“ begreifen läßt, sondern allein will geglaubt, auf Gottes Wort hin geglaubt sein. Ihren herrlichen, von

A bis 3 aus der Schrift geschöpften Artikel von der Person Christi schließt treffend die Konfordinformel mit den Worten: Wir „bermahnen alle Christen, die weil Christus ein Geheimnis in der Heiligen Schrift genennet wird, darüber alle Ketzer den Kopf zerstoßen, daß sie nicht fürwitzigerweise mit ihrer Vernunft in solchen Geheimnissen grübeln, sondern mit den lieben Aposteln einfältig glauben, die Augen der Vernunft zuschließen und ihren Verstand in den Gehorsam Christi gefangennehmen und sich dessen trösten und also ohne Unterlaß freuen, daß unser Fleisch und Blut in Christo so hoch zur Rechten der Majestät und allmächtigen Kraft Gottes gesetzt“. Der Kirche Deutschlands, die die wissenschaftliche Theologie zu einem dürrn Stoppelfeld gemacht, vermögen einen neuen Gnadenfrühling zu bringen nur Theologen, die, auch wenn sie theologisieren, nicht vernünfteln, sondern wieder glauben, einfältig glauben.

F. B.

Thmels und die Zweinaturenlehre. Welch indifferente und widerspruchsvolle Stellung D. Thmels von Leipzig die Person Christi betreffend einnimmt, geht aus seinen Worten in der „A. E. L. N.“ (Sp. 560) hervor: „Auch heute sind wir nicht der Meinung, daß etwa die kirchlichen Lehrsätze über die zwei Naturen in Christo gepredigt werden sollen. Wir haben auch nichts dagegen einzutenden, wenn gerade auch die sogenannte kirchliche Theologie um andere Formulierungen für das Verständnis der Gottheit Christi sich bemüht hat. Man kann überzeugt sein — und ich bin es —, daß diese Formulierungen nicht zum Ziel kommen, und daß sachlich um die sogenannte Zweinaturenlehre nicht herumzukommen ist. Aber es mag doch so deutlich als möglich gesagt sein: nicht an der Zweinaturenlehre als solcher hängt unser Interesse, sondern an der wesenhaften Gottheit Christi. Auf sie können wir nicht verzichten, so gewiß die Tatsache der vollendeten Selbstdarbietung Gottes mit ihr steht und fällt. Gerade dieses zentrale Beispiel mag noch einmal sagen, wie wenig wir das Bekenntnis als ein äußeres Lehrgeßetz dem einzelnen aufzulegen gewillt sind.“ Ob er selber noch an der Zweinaturenlehre festhält, sagt Thmels nicht direkt, wohl aber, daß er sie nicht für nötig hält. Damit hat aber Thmels den 8. Artikel der Konfordinformel, der ohne die Zweinaturenlehre in sich selber zusammenbricht, preisgegeben und folgerichtig auch den „Gottmenschen“ selber, der ohne die beiden Naturen zur nichtsagenden Phrase wird. Thmels gibt tatsächlich dies auch selber zu, wenn er festgehalten wissen will die „wesenhafte Gottheit Christi“, denn Wesen und Natur sind hier gleichwertige Begriffe. Wer in Christo die göttliche Natur streicht, kann von seiner „wesenhaften Gottheit“ nicht mehr reden.

F. B.

Die Jungfrauengeburt. In einem Artikel über „Die Urgemeinde und das Evangelium“ in der „A. E. L. N.“ schreibt D. Wohlberg von Erlangen: „Wenn Markus keine Silbe von der übernatürlichen Geburt Jesu schreibt, so war es eben seine Absicht, vor allem ein Bild

von der öffentlichen Tätigkeit Jesu zu liefern, die, durch die Wirksamkeit des Täufers eingeleitet, erst nach der durch diesen vollzogenen Taufe Jesu anhub, und zwar zunächst für heidnische Katechumenen und eben Getaufte. Wenn wir aber bei *Matth. 6, 3* die verwunderte Frage der Nazarener in der Form lesen: „Ist dieser nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?“ nicht aber, wie bei *Matthäus*: „Ist er nicht der Zimmermannssohn?“ usw., so blickt ja deutlich die Anschauung des Evangelisten durch, daß *Jesus Christus*, der Sohn Gottes, von dem er berichten will, nicht *Josephs Sohn* war. Völlig irrig ist es auch, anzunehmen, daß *Paulus* die jungfräuliche Geburt nicht kenne oder gar etliche Stellen seiner Briefe sie ausschließen. Eine ganz unbegreifliche Kühnheit aber ist es, zu sagen — man liest es wieder mit seltsamer Sicherheit in dem neuesten Kommentar über das vierte Evangelium von *Walter Bauer* —, daß für den vierten Evangelisten die Jungfrauengeburt kein Glaubenssatz sei, sondern daß er mit der *Vaterschaft Josephs* als einer Tatsache rechne. Selbst wenn *1, 13* nicht, wie *J. B. Zahn* auf Grund alter Zeugen annimmt, zu lesen ist: *ὅς . . . ἐγεννήθη*, keine Stelle, weder *1, 45* noch *6, 42*, rechtfertigt jene Behauptung. Der *Vers 1, 13* würde auch schon in der Gestalt des rezipierten Textes den Schluß nahelegen, es müsse der, welcher bei Gott und selber Gott war, auf anderm Wege *Fleisch* geworden sein, als sonst bei regelmäßig sich vollziehendem Naturlauf ein Mensch zur Welt kommt. *1 Joh. 5, 18* aber lesen wir: „Wir wissen, daß jeder, der aus Gott geboren worden ist (*γεννημένος*), nicht sündigt, sondern der, welcher aus Gott gezeugt wurde, *ὁ γεννηθεὶς ἐκ τοῦ θεοῦ*, bewahrt ihn, und der Böse rührt ihn nicht an.“ Hier wird der *Christ*, der sein höheres Leben einer *Wiedergeburt* aus Gott verdankt, unterschieden von dem, der auf Grund eines geschichtlichen Vorgangs aus Gott erzeugt wurde und der imstande ist, jenen zu schützen und zu bewahren, daß er nicht sündige, zugleich im Gegensatz zu dem *Argen*, dem *Teufel*. Das kann kein anderer als *Jesus* sein. Es ist selbstverständlich, daß die Geburt Jesu aus *Maria* der *Jungfrau* kein Stück der ersten Stufe der *Missionspredigt* gewesen ist, wie die *Apostel* sie geübt haben, und erst recht nicht einen Gegenstand der öffentlichen Verkündigung Jesu gebildet hat. Aber sollte es denn ausgeschlossen sein, daß *Jesus* einmal vor seinen Jüngern „insonderheit“, *κατ' ἰδίαν*, den Schleier von seinem geheimnisvollen Ursprung weggezogen hat? Und ich kann bis zur Stunde nicht einsehen, was eigentlich dagegen spräche, daß *Lukas*, von dem wir wissen, daß er schon um das Jahr 40 als bekehrter *Christ* in *Antiochien* gelebt hat (nach dem historisch glaubwürdigen Text des *Kodex D*, *Apost. 11, 27. 28*: „In diesen Tagen kamen von *Jerusalem* Propheten hinab nach *Antiochien*. Da war die Freude und der Jubel groß. Als wir uns aber versammelten, sprach einer von ihnen mit Namen *Agabus*, indem er durch den Heiligen Geist deutete, es werde eine *Hungerst* über den ganzen *Erdbreis* ausbrechen“ usw.), die herrlichen Geschichten *Kap. 1*

und 2 seines Evangeliums mündlichen Mitteilungen der Mutter Jesu verdankt. Ganz widersinnig ist ja die Annahme, daß Kap. 1, die Vorgeschichte des Täufers, vom Verfasser des dritten Evangeliums oder vielmehr vom Urheber oder von den Urhebern der Kindheitsgeschichten Jesu, Kap. 2, aus dem Anhängerkreise des Täufers übernommen worden und als Vorlage für die Kindheitsgeschichte dessen, dem Johannes den Weg bereiten sollte, zugrunde gelegt worden sei.“ Hiermit vergleiche man die apodiktischen Urteile H. Seebergs über den nachapostolischen Ursprung der Annahme der Jungfrauengeburt. Ein rechter Theolog aber gründet auch in diesem Punkt seinen Glauben nicht auf die sehr wahrscheinliche Annahme einer Information, die Lukas etwa Anno 40 von Maria erhalten hat, sondern auf die inspirierten und darum untrüglichen Ausfagen der Heiligen Schrift. Nur dieser Glaube vermag im theologischen Ringen der Gegenwart das Feld zu behalten. Jede Theologie, die etwas anderes sein will als reine Schrifttheologie, insonderheit auch die moderne Erlebnistheologie, bedeutet prinzipiell und folgerichtig immer nur Kapitulation an den Unglauben. F. W.

Einst und jetzt. Im „Th. Zbl.“, dem Organ des „Lutherischen Bundes“, schreibt Kirchenrat D. Penklin S. 276 f.: „Lange ist ja der Kampf gegen die Union und für die lutherische Bekenntniskirche geführt worden. Lange strebten die lutherischen Gruppen innerhalb der unierten Kirchen Wiederherstellung der lutherischen Kirche selbst, aber jetzt ist es davon ganz still geworden. Höchstens sucht man noch ganz im allgemeinen eine positive Offenbarungstheologie mit mehr oder minder lutherischem Gepräge innerhalb der Landeskirchen festzuhalten, und das, was man früher lutherische Gruppe nannte, ist mit der sogenannten positiven unierten Gruppe so gut wie ganz zusammengeschmolzen. Es gibt da lutherisch gesinnte Leute, aber ein entschiedenes Verlangen nach einer lutherischen Kirche, deren zentrale Aufgabe es ist, die reine Lehre unserer Bekenntnisse weiter in das Volk hineinzutragen, hat aufgehört, sich bemerklich zu machen. Man hat sich mit den einmal gewordenen Verhältnissen abgefunden, man sucht aus den Dingen nur noch so viel zu machen, als sich machen läßt, und an solche Forderungen, wie sie die Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz bei ihrer Gründung 1868 durch Alichter erhoben hat, denkt heute niemand mehr.“ „Wer wie ich auf eine mehr als fünfzigjährige theologische Vergangenheit zurückblicken kann, der weiß, wie unaufhaltsam es abwärts gegangen ist. Als 1855 Philippi seine warnende Stimme gegen Hofmanns Verderbung der kirchlichen Versöhnungslehre erhob, als zehn Jahre später Mahnis der modernen Bibelkritik weitgehende Zugeständnisse machte, immer ging da eine starke Bewegung durch die Reihen der lutherischen Kirche. Aber heute? Wer fragt nach dergleichen noch! Bei den wunderlichen Aufstellungen Seebergs in allerneuester Zeit ist man nur noch bemüht, den Schild vor ihn zu halten, damit ihm doch nicht das Zeichen eines ‚positiven‘ Theologen genommen werde.“ — Würde es heute nicht ganz

anders stehen in den Landeskirchen, wenn sie nach dem Obsta principii vor fünfzig Jahren Ernst gemacht hätten mit Irreligiösen wie v. Hofmann und Rabnis? Mit Duldung der Irreligiösen im eigenen Lager hält der Unionismus seinen Einzug, dann aber schreitet er rasch vorwärts zum Indifferentismus, erst gegen die kirchlichen Unterscheidungslehren, dann gegen die Lehre überhaupt und schließlich gegen alle Religionen, selbst den Atheismus, wie die Entwicklung in Deutschland zeigt. F. W.

„Ist das Kirchenregiment gottgewollt?“ Über diese Frage referierte Kirchenrat D. Schmidt auf dem 8. Delegiertentag deutscher Freikirchen in Hannover. Die Antwort ist der bekannte Romanismus der Breslauer, die immer noch lehren, daß Gott in der Kirche ein Amt gestiftet, welches Dinge gebieten könne, die Gott nicht befohlen habe. Dem „Th. Zbl.“, S. 297, zufolge bringt D. Schmidt den alten breslauischen Irrtum u. a. auch also zum Ausdruck: „Es ist uns dabei freilich auch schon klar und gewiß geworden, daß weder in der Einzelgemeinde noch in dem einzelnen Pastor die ganze Fülle des Kirchenregiments beschlossen liegt. Vielmehr muß es eine außer und in gewissem Sinne über ihnen stehende Instanz geben, an welche sie sich Rat, Schutz, Hilfe suchend wenden können und deren Entscheidungen, wenn sie nicht wider Gottes Wort sind, sie sich zu fügen haben.“ — Wer verlangt, daß man sich seiner Entscheidung „fügt“, auch wo er kein Gotteswort für sich hat, ist ein Tyrann in der Kirche, die nur einen Meister, Christum, kennt. Romanismus ist die richtige Bezeichnung für diese Lehrstellung; sie kommt von Rom und führt nach Rom! F. W.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Eine Unmöglichkeit. Aus dem Revolutionsjahre 1848 wird über gewisse Bürger in Süddeutschland berichtet, daß sie auch wie andere Leute allen Ernstes eine Republik haben wollten, aber eine Republik „mit einem Großherzog an der Spitze“. Eine ähnliche Verbindung von einander aufhebenden Tatsachen versuchen die theologischen Führer der Synoden von Ohio und Iowa sowie des General Council und der Generalsynode. Sie wollen auch eine Lutherische Kirche, aber eine Lutherische Kirche mit dem freien Willen des Menschen in geistlichen Dingen als dem entscheidenden Faktor in der Belehrung und Erlangung der Seligkeit. Einer nach dem andern lobt D. Keffers Buch, in welchem die menschliche „free moral agency“ zur Belehrung als Haupttreffer gegen die „Missourier“ ins Feld geführt wird. Aber eine Lutherische Kirche mit dem freien Willen des Menschen in geistlichen Dingen ist, wie überall in der Welt, so auch in unserm Lande „der unbegrenzten Möglichkeiten“ eine Unmöglichkeit. Es ist überaus traurig, daß wir noch darauf aufmerksam machen müssen. F. W.

Die neueste iowasche Aussprache über die Stellung dieser Synode in der Lehre von der Gnadenwahl und der Bekehrung, die uns jetzt in der Schrift Prof. Fritschels „Zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl“ vorliegt, hat mit den „Zeugnissen“ der obioschen Theologen sowie mit D. Keysers Schrift „Election and Conversion“ und D. Schmidts „Naad og Fred“ dieses gemein, daß sie sowohl in ihrer Darstellung der Lehre von der Bekehrung wie in ihren Ausführungen über die Bekehrung den alten Gegenstand vertritt. Eine eigentliche Lehre von der Gnadenwahl kennt auch Prof. Fritschel nicht. Er kennt nur eine „Prädestination“, die sachlich identisch ist mit dem allgemeinen Heilsratschluß. Die ewige Wahl, die nach Schrift und Bekenntnis „nicht zumal über die Frommen und Bösen, sondern allein über die Kinder Gottes, die zum ewigen Leben erwählt und verordnet sind, ehe der Welt Grund gelegt ward“, ergangen ist, ist ihm ein Akt, der nicht, ehe der Welt Grund gelegt ward, sondern in der Zeit geschehen ist. Ihm ist eklegein (erwählen) schlechtthin identisch mit kalein (berufen, im Sinne der Episteln) und mit sozein (erretten), ist also durchaus ein diesseitlicher, zeitlicher, innerweltlicher Vorgang. Daß eklegein und kalein (berufen = belehren) identische Begriffe sind, ist ihm klar aus 1 Kor. 1, 21—31, einer Stelle, die doch nichts anderes besagt, als daß die Leute, von denen das eklegesthai dort ausgesagt wird, sich eben der Zahl nach deden mit den kletoi (Berufenen), wie das Wort hier gebraucht wird. Eine „völlig unmißverständliche und authentische Erklärung des Apostels selbst über das, was er über die Auserwählten aussagen will“, findet Prof. Fritschel dann in einer bisher (wohl aus guten Gründen) „nicht beachteten“ Stelle im Kolosserbrief, nämlich Kol. 1, 12. 13. Weil da von denselben Leuten, die Eph. 1 das Objekt des ἐκλεκτῶν und des προορισθῆναι sind, ausgesagt wird, daß Gott sie in der Zeit „errettet“ und „in sein Reich versetzt“ habe, folgert nun Prof. Fritschel, daß das Erretten und Versetzen, also das Bekehrtwerden, identisch sei mit dem „Erwählen“ und „Verordnen“ in der Epheserstelle! Allerdings sagt Prof. Fritschel: „Das umstrittene Wort ‚erwählt‘ steht nicht im Kolosserbrief.“ Er hätte hinzufügen sollen: die Worte „vor Grundlegung der Welt“ stehen auch nicht im Kolosserbrief, weil Paulus da eben von der Versetzung aus dem Reich des Teufels in das Reich Gottes, von der Bekehrung, handelt, die allerdings nicht „vor Erschaffung der Welt“ geschehen ist, sondern in der Zeit geschieht. Um seine Parallele zwischen der Kolosser- und der Epheserstelle nicht zu zerstören, läßt Prof. Fritschel in seinem Abdruck der Epheserstelle die Worte πρὸ καταβολῆς κόσμου („vor Grundlegung der Welt“) aus! Auf diese Weise erhält er eine „authentische Erklärung des Apostels selbst“, die zu der iowaschen Lehre von der Wahl einigermaßen stimmt.*) Um

*) Prof. Fritschel beruft sich auf eine Aussprache D. Stöckhardts bei Gelegenheit einer Verhandlung, über die kein Protokoll vorliegt, für seine Behauptung, daß auch D. Stöckhardt seiner (Prof. F.) Gleichstellung von eklegein und kalein beipflichtete. Dazu vergleiche man eine „völlig unmißverständliche und authentische Erklärung“ D. Stöckhardts selbst in seinem Kommentar zum Epheserbrief, S. 37—41, wo D. St. das Fazit zieht: „Recht nachdrücklich bezeichnet der Apostel die Erwählung als einen vorzeitlichen, vorweltlichen Akt Gottes.“

nichts besser steht es mit der Fritschelschen Auffassung von der Bekehrung. Wie er in der Lehre von der Gnadenwahl die Begriffe Prädestination und Erwahlung nicht nur dialektisch unterscheidet, sondern als verschiedene Handlungen, jene vorzeitlich und diese zeitlich, voneinander trennt, zerreißt er auf dieselbe unverantwortliche Weise die Begriffe Erkenntnis, Weisfall, Zuversicht als Elemente des seligmachenden Glaubens. Er schreibt ganz unmißverständlich: „Gott muß in dem Menschen zuerst wirken die Reue durch das Gesetz, danach durch das Evangelium die Erkenntnis, dann die Zustimmung und erst dann die fiducia“ (Zuversicht). Das ist gründlich falsch von der Bekehrung geredet, besonders wenn man hinzunimmt, daß nach Fritschelscher Vorstellung erst mit dem Anzündeln der fiducia im Herzen das Versetzen in den Lebenszustand, also die Bekehrung im engeren Sinn, stattfindet: „Erst mit der creatio fiduciae ist der Mensch bekehrt.“ Nein, die Erkenntnis, von der wir im Artikel vom rechtfertigenden Glauben reden, ist eine gläubige Erkenntnis, eine Erkenntnis, verbunden mit Weisfall und Zuversicht; und der Weisfall ist ein mit der Erkenntnis gegebener und die Zuversicht in sich fassender Weisfall, ein „intelligent and trustful assent“, wie die Erkenntnis eine „assenting and confiding knowledge“ ist. (*Theol. Quarterly* X, p. 67.) Durch diese Alterierung des Begriffs der Bekehrung, wie er sich in der Schrift und im Bekenntnis findet, ist der Einigung der lutherischen Kirche nicht gedient. Wir können uns nicht vorstellen, daß Lutheraner, die jedes Mitwirken des Menschen in der Bekehrung (Bekehrung im Sinne der Schrift) ausgeschaltet wissen wollen, sich zu einem solchen Satz bekennen werden. Solange die Antithese fehlt, solange nicht unumwunden anerkannt wird, daß der Mensch auch nicht mit sogenannten geschenkten Kräften („Gnadenträften“) in seiner Bekehrung (im Sinne der Schrift) mitwirken kann, solange auch nicht zugestanden wird, daß aus der Lehre unsers Bekenntnisses von der Gnadenwahl keine Lehre von einer unwiderstehlichen Gnade hervorgeht, und daß denen, die die Schriftlehre von der Wahl bekennen, nicht der Vorwurf des Calvinismus gemacht werden darf — solange diese Antithese fehlt, hilft alles „Verhorreszieren“ nichts, denn man geht mit alterierten Begriffen um und hat nicht den Beweis geliefert, daß mit einer solchen Ablehnung des Synergismus das tatsächlich abgelehnt ist, was der Einigkeit im Wege steht. Da hilft auch nicht, daß man den Ausdruck „Selbstentscheidung“ fallen läßt, vor allem nicht, wenn das geschieht mit Rücksicht auf das nur Mißverständliche dieses Ausdrucks wie in der vorliegenden Schrift. Der Ausdruck ist ein Splinter. Der Balken ist die Lehre, daß der Mensch durch „geschenkte Kräfte“ irgendwie zu seiner Bekehrung beitragen kann. Wo man sich weigert, diese Redeweise als nicht nur unsinnig, sondern auch als schriftwidrig fallen zu lassen, da würde man eherlich er reden, wenn man wie D. Kehler mit Erasmus von der Freiheit des Willens an einem Punkte vor der Bekehrung redete und in solchen Leuten, wie es D. Stelhorn in seiner Rezension des Kellerschen Buchs getan, „true allies in every essential point“ erkennt. Abgesehen von seiner Stellung zum lutherischen Bekenntnis ist auch die Art der Polemik, die Prof. Fritschel in seinem Buch treibt, nicht derart, daß wir darin eine wirksame Einlage „Zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche“ erkennen können. Durch den Titel seines Buches ist man kaum darauf vorbereitet, daß der Verfasser, wie das S. 36 geschieht, aus einem Beckfessel vom Jahre 1893

schöpft und seinen Gegner der „absichtlichen und bewußten Lüge“, der „nichtswürdigen Perfidie“ und der „Verleumdung“ bezichtigt. Wenn dann zum Schluß gar ein „Abschied“ der Iowa-Synode an die Missouri-Synode aus dem Jahre 1879 in extenso abgedruckt wird, dem Gegner ein „feindseliges Herz“, „nichtswürdige Umtriebe“ und „schauerliche Aufreizungsmittel“ zur Last gelegt werden, und eine Parallele mit der Sache Hamans an Mardachai gezogen wird, so fragt man sich wiederum: Wie soll das „zur Einigung der amerikanisch-lutherischen Kirche“ dienen? Statt den Titel der Schrift D. Piepers auf sein Pamphlet zu übertragen, hätte Prof. Fritschel sich auf eine Überschrift besinnen sollen, die der polemischen Eigenart des Buches mehr Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Von dem Geiste des Friedens, der sich in der Überschrift anmeldet, gilt einmal das so oft geforderte „subalterne se habet“ — er „nimmt eine etwas untergeordnete Stellung ein“.

In seiner Rezension der F. A. Schmidtschen Schrift „Sandhed og Fred“ (Wahrheit und Friede) in den „Theologischen Zeitblättern“ skizziert D. Stellhorn die gegenwärtige Lage in den nordwegisch-lutherischen Synoden unsers Landes, wie folgt: „Die von ihm“, nämlich von D. Schmidt, „vertretene lutherische Lehre ist ja auf dem besten Wege, die nordwegischen Lutheraner unsers Landes zu vereinigen, wie sie die Lehre der lutherischen Kirche Norwegens ebenso wie der lutherischen Kirche überall seit Jahrhunderten gewesen ist; aber durch Missouri irrefeleitet, gibt es in der Nordwegischen Synode eine Anzahl, namentlich von Pastoren, die meinen, das vielgenannte „Opgjör“ deswegen nicht annehmen zu können, weil dies den Standpunkt einnimmt, daß betreffs der Gnadenwahl die Lehrweise der Konfordinformel (die sogenannte erste Lehrform) und die unmittelbar auf das Bekenntnis folgenden, zum Teil zu dessen ersten und vornehmsten Unterscheidern zählenden Dogmatiker unserer Kirche in der Lehre selbst übereinstimmen.“ Damit macht D. Stellhorn sich und den Lesern der „Zeitblätter“ ein falsches Bild von der Sache. Erstens ist das, was in dem Madison „Opgjör“ von der Besehrung gelehrt wird, nicht die Lehre, die D. Schmidt vertritt, auch nicht die Lehre, die in seinem Buch „Sandhed og Fred“ zur Geltung kommt. D. Schmidt lehrt heute noch, wie seit dreißig Jahren und länger, daß die Ursache, weshalb Gott die einen vor den andern erwählt hat, in ihrem andern, besseren Verhalten gegen das Evangelium zu suchen sei (Sandhed og Fred, S. 99). Das lehrt das „Opgjör“ nicht. Da heißt es (5b): „Wir verwerten die Lehre, daß Gott bei der Erwählung bestimmt worden ist oder Rücksicht genommen hat auf oder sich gerichtet hat nach des Menschen gutem Verhalten oder irgend etwas, was der Mensch ist, tut oder läßt von sich selbst oder aus eigenen, natürlichen Kräften“, und (d): „daß dieser Glaube ein Ergebnis sei eines durch den Gnadenturf mitgeteilten und deshalb dem unwiedergeborenen Menschen innewohnenden oder angehörenden Vermögens oder Kraft, sich für die Gnade zu bestimmen.“ Dagegen sagt D. Schmidt in „Sandhed og Fred“: „Ohne eine gewisse passive, freie Mittätigkeit kann ein Verusener nicht die Vollendung der Gnadenwirksamkeit erfahren.“ (S. 80.) Das stimmt nicht mit den Unionsthesen, sondern gerade diese Lehre wird dort verworfen. Als das „Opgjör“ der Iowenede Kirche vorlag auf der Jahresversammlung von 1912 in Fargo, N. Dak., stimmte D. Schmidt nicht für Annahme der Thesen. „Mit zitternder, doch lauter Stimme“, so lautete am darauf-

folgenden Tage in einem norwegischen Fargoeer Lokalblatt der Bericht eines Augenzeugen, „warnte er die Versammlung gegen ein Preisgeben der Wahrheit und gegen ein Handeln wider das Gewissen, um praktische Vorteile zu erreichen. Er verkündigte der Versammlung das göttliche Gericht, falls sie heute gegen ihr eigenes Gewissen handeln werde.“ Besonders gegen Punkt 3 und 5c soll Schmidt Protest erhoben haben. Es nützte ihm nichts. Die Versammlung nahm mit ungeheurem Enthusiasmus die Vereinigungsbasis an. Das Bewußtsein, damit der Lehre ihrer Führer zuwidergehandelt zu haben, störte sie nicht. Der dokumentarische Beweis liegt vor, daß das Volk der Forenede Kirche zu einer Vereinigung über alle Lehrdifferenzen hinweg mit den andern norwegischen Körperschaften im Interesse der Nationalität bereit war, und daß schon seit Jahren eine Unionsbasis, in der alle Ansichten über die umstrittenen Lehren repräsentiert sein sollten, so daß keine Seite „gesiegt“ und keine „verloren“ habe, zur stürmischen Forderung geworden war. Eine große Gleichgültigkeit in Lehrsachen und ein Nationalfanatismus, von dem man sich ohne eigene Anschauung schwer einen Begriff machen kann, trafen in Fargoe zusammen und ritten den Widerspruch des „Vorkämpfers in dem Lehrstreit“, wie ihn D. Stellhorn in seiner Rezension nennt, schonungslos nieder. Somit ist auch das Schmidtsche Buch kein Versuch, wie D. Stellhorn meint, den Leuten in der Forenede Kirche „zur Klarheit“ über die umstrittenen Fragen „zu verhelfen“. Es ist vielmehr eine apologia pro domo sua, zu der ihm die antihynergistischen Paragraphe des „Opgjør“ allerdings Veranlassung genug gegeben haben. Sodann ist es aber auch falsch geurteilt, wenn der ohioische Rezensent meint, daß man nun in den norwegischen Synoden „auf dem besten Wege sei“, sich zu vereinigen. Was die Forenede Kirche anbelangt, so hat sie allerdings auf ihrer diesjährigen Versammlung die Unionsartikel (von den Vereinigungsäthesen, „Opgjør“, die vor zwei Jahren angenommen wurden, zu unterscheiden; s. L. u. W. 1914, S. 230) angenommen, genau wie zu erwarten war; denn die Forenede Kirche zieht aus der projektierten Vereinigung als der stärkste Körper den größten Vorteil. Doch wurde in der Jahresversammlung der Hauge-synode, wie ebenfalls zu erwarten war, die Sache auf den Tisch gelegt. Die Aussprachen, die fielen, lassen auch durchblicken, daß die pietistisch gerichtete und vielen Gebräuchen der andern Synode abholden Hauge-synode wohl schwerlich zu einem organischen Zusammenschluß mit der Forenede Kirche und der Norwegischen Synode zu bewegen sein wird. Was die letztere anbelangt, so wird die diesjährige Synodal-sitzung erst im Oktober stattfinden. Doch stehen auch in dieser Körperschaft die Sachen so, daß man von günstigen Aussichten für die Vereinigungssache nicht reden kann. Die Synode ist tatsächlich gespalten. In dem Volk hat seit 1912 eine teilweise Ernüchterung stattgefunden, so daß sich nicht nur unter den Pastoren, sondern auch in den Gemeinden ein Rückschlag gegen die projektierte Vereinigung entwickelt hat. Dadurch, daß bald nach Annahme des „Opgjør“ leitende Männer in der Forenede Kirche, zwar nicht durch ein Buch, wie D. Schmidt, wohl aber durch gelegentliche Äußerungen in der Presse, die den alten Lehrstandpunkt kundgeben, ein Salvavi animam gesprochen haben, sowie auch dadurch, daß man immer mehr erkennt, daß man in dem „Opgjør“ ein unionistisches Dokument angenommen hat, das in den antihynergistischen Thesen für die Norwegische Synode, in der Gleichstellung der

ersten Lehrform mit der zweiten jedoch für die Forenede Kirche palatabel sein soll, ist in weiten Kreisen die Frage: Sind wir wirklich einig? wieder Gegenstand der Erörterung geworden. Man beginnt auch einzusehen, daß man in der Forenede Kirche schon aus dem Grund die antishnergiftischen Sätze des „Oppjör“ hingenommen hat, weil man, wie das einige Führer der Forenede Kirche rückhaltlos ausgesprochen haben, nun wenigstens die Trennung der Norwegischen Synode von Missouri, eben wegen der Aufnahme des intuitu fidei in ein Bekenntnis, als sicheres Resultat erwarten dürfe. Somit bietet die Norwegische Synode, statt auf „gutem Wege“ zum allseitigen Frieden zu sein, ein Bild jämmerlicher innerer Zerrissenheit, an der nicht zum mindesten die Maßregeln schuld sind, die man angewandt hat, um die einer Vereinigung abholden Minderheit nicht zum gemeinschaftlichen Handeln kommen zu lassen. Es verhält sich also durchaus nicht so, daß, „durch Missouri irregeleitet“, eine „Anzahl“ in der Norwegischen Synode nicht mehr mitmachen will. Daß die Lehre der Konfordinenformel und die Intuitufidei-Hypothese nicht zwei verschiedene Lehrformen im eigentlichen Sinn, sondern zwei verschiedene Lehren von der Gnadenwahl sind, die aber in den Madisoner Sätzen als uneingeschränkt gleichberechtigt anerkannt werden, das wissen unsere Norweger, ohne von Missouri angeleitet zu werden. Man unterschätze nicht den Druck, der auf die Gewissen der Minorität ausgeübt wird, und der zum großen Teil die bestehende Erbitterung gegen das Unionsprojekt erzeugt hat. Vor einigen Monaten meldete sich einer der diesjährigen Predigtamtskandidaten, Laurik Nvisaler, für die Mission in China. Er wurde von dem zuständigen Komitee über seine Stellung zum Unionsprojekt examiniert, und als er keine befriedigende Antwort geben konnte, wurde ihm bedeutet, daß er bis zum 25. August eine zustimmende Antwort geben müsse, wenn er auf Unterstützung von seiten der Kommission rechnen wolle! So steht in einem Schreiben des examinierenden Komitees im *Chicago Church Messenger* für Juni 1914 zu lesen.

Unter der Leitung des größten Bachlenners in Amerika, Dr. Wolle, fand letzten Monat zu Bethlehem, Pa., das siebente Bachfest statt. Zur Vorführung kamen die gewaltige Messe in B-Moll, die Motette „Singet dem Herrn“, ein „Magnificat“ und verschiedene Choräle sowie als Instrumentalnummer das zweite Brandenburger Konzert. Der Chor besteht aus nur 191 Stimmen, doch soll die Wirkung dieses Festes wie die seiner Vorgänger eine durchaus übervältigende gewesen sein. Der Chor ist aus Leuten aller Stände zusammengesetzt; zum Teil sind es Arbeiter aus den Bethlehemer Stahlhütten, zum Teil Universitätsprofessoren, und die Vorübungen erstreckten sich wieder über ein ganzes Jahr. Diese Bachfeste werden seit 1900 alle zwei Jahre in Bethlehem, Pa., gefeiert, und zwar verdanken sie ihren Ursprung dem Interesse der Mährischen Brüder (Moravians) für Bachsche Musik.

Aus reformierten Kreisen. Zu dem üblichen Unfug der Schiffstaufer kam bei dem Stapellauf des neuesten amerikanischen Kriegsschiffes, der „Oklahoma“, am 23. März noch das Ergernis hinzu, daß der episkopalisches Bischoff Heß von Oklahoma das Schiff den „errands of peace and Christianity“ weihte. Abgesehen von dem handgreiflichen Unfug, dem diese Darstellung der Mission eines dreadnaught zugrunde liegt, hat man damit wieder einen Präzedenzfall geschaffen, den die Römischen sicherlich

ausnützen werden. Wenn ein reformiertes Gebet bei einem Stapellauf, warum dann nächstes Mal nicht eine military mass? Auch wird gemeldet, daß der Gouverneur von Oklahoma eine avalanche of letters erhalten habe, die ihn baten, es solle doch bei der Schiffsaufe Wasser gebraucht werden statt des üblichen Champagners, weil Oklahoma ein Prohibitionsstaat sei. Da die Seeleute aber so abergläubisch sind, daß sie auf keinem Schiffe dienen würden, das nicht mit Champagner getauft worden ist, so hat man von der Taufe mit Wasser absehen müssen. Eine merkwürdige Zusammenstellung von verschrobener Temperanz, Aberglauben, Entheiligung eines Sakraments und Vermischung von Kirche und Staat. — Prof. Loofs von Halle-Wittenberg hielt vor einiger Zeit einen Vortrag in Oberlin College. Sein Thema war: „Was ist die Wahrheit über Jesus?“ Prof. Loofs führte aus, daß die jungfräuliche Geburt Jesu geschichtlich nicht genügend beglaubigt sei. „The sentence of the so-called Apostolic Creed, ‘born of the Virgin Mary,’ is based only on Matthew 1 and Luke 1. The other New Testament writings know nothing of a virgin birth. Moreover, there are not a few passages which speak openly of Jesus’ parents or of His descent from the seed of David. Even in the Gospel of John Jesus twice is called the son of Joseph, once by the murmuring Jews, once by one of the first disciples. Add to this that criticism of the sources shows Matthew 1 and Luke 1 to be later strata of the evangelical tradition. Under these circumstances I think it is the duty of truthfulness to state openly that the virgin birth, perhaps or probably, arose out of fabulous tradition.“ Das Argument Prof. Loofs’ beweist zu viel. Markus und Johannes Schweigen über diesen Punkt — also ist nicht anzunehmen, daß Matthäus und Lukas die Wahrheit sagen: wenn das Argument gilt, dann können wir weiter schließen: Markus und Johannes sagen nichts über die Kindheit Jesu, folglich hat er nie eine Kindheit gehabt. Man meint, Oberlin College hätte für solche Gelehrsamkeit nicht nach der Universität Halle-Wittenberg zu schicken brauchen. Prof. Haupt in Johns Hopkins hat bisher den hiesigen Bedarf ziemlich gedeckt. — Das Begehren nach größerer Mannigfaltigkeit im öffentlichen Gottesdienst macht sich bei den Presbyterianern in immer stärkerem Maße geltend. Im *United Presbyterian* wurde kürzlich wieder die Klage laut, daß es so viele schöne Kirchenlieder und Choralmelodien gebe, die man in der strengeren presbyterianischen Gemeinschaft nicht gebrauchen dürfe, weil da noch die Regel gilt, daß nur die Gesänge, die auf Gottes Scheiß im alttestamentlichen Tempelgottesdienst gebraucht wurden, nämlich die Psalmen, in der christlichen Kirche benutzt werden dürfen. Der Einsender im *United Presbyterian* macht nun die Bemerkung, wer gute Kirchenlieder sänge, auch nicht-inspirierte, würde wohl nicht deswegen verloren gehen. Die Regel, nach der man jetzt handle, laufe hierauf hinaus: „*Read any portion of the Scripture in the church service, but you can only sing from one book in the Old Testament.*“ Man solle doch so viel zugestehen, daß die Gemeinde andere Abschnitte der Bibel als den Psalter in ihrem Kirchengesang benutzen dürfe. Wenn dieses nicht anginge, möchte man doch wenigstens den Chordirigenten gestatten, andere Bibeltexte als die Psalmen den Chorgesängen unterzulegen. — Unter den nördlichen Methodisten kommt die Regel, daß ein Pastor nur zwei Jahre in einer Gemeinde stehen kann, immer mehr in Wegfall. Die Amtstermine

sind fast alle jetzt indeterminiert oder "unlimited". Im Süden wartet die Frage noch ihrer Erledigung. Doch ist auch da eine starke Bewegung, die Länge der Pastorate nicht mehr zu limitieren. Doch machen sich auch gerade unter den südlichen Methodisten Bewegungen mehr ungesunder Art geltend. Man arbeitet jetzt zum Beispiel darauf hin, den Predigern ein pledge abzunehmen vor ihrer Ordination, daß sie sich des Rauchens zeit- lebens enthalten wollen. Auch will man jetzt, wie das im Norden schon vielfach Brauch ist, Frauen als Glieder der allgemeinen Konferenz zulassen. — Immer größer wird der Unfug, der auf den Sitzungen reformierter Gemeinschaften sich an die Überreichung des gavel knüpft. Bei der Versammlung der Presbyterianer in Chicago wurde dem Vorsitzenden zuerst ein Hammer überreicht aus einem — Walroßzahnl Dazu bemerkte der Überreichende, es könne kein besseres Bild für einen guten Vorsitzenden gebraucht werden als das Walroß, denn das Walroß habe eine dicke Haut, könne im Dunkeln sehen und die Gefahr von ferne wittern. Ganz schön gesagt, aber es berührt doch eigentümlich bei der Eröffnung einer General Assembly. Der Vorsitzende wurde außerdem noch beglückt mit einem gavel aus dem Holze des alten Fort Dearborn sowie mit einem aus Akazienholz vom Berge Sinai und einem vierten gar aus Stein vom Fundament des alten McCormick-Seminars. — Daß die reformierten Kirchen in der Lehre vom Abendmahl noch immer an dem alten Irrtum, den Luther in seiner Schrift „Daß die Worte . . . noch feste stehen“ bekämpfte, festhalten, geht aus einer Notiz über den Heidelberger Katechismus hervor, den die „Reformierte Kirchenzeitung“ kürzlich enthielt. Wir lesen da: „Wie ausführlich der Heidelberger Katechismus die Lehre vom Abendmahl abhandelt, wissen wir. Aber was sagt er zu der ungeheuerlichen Lehre von der Ubiquität? Diese Lehre, daß auch der Leib Christi nach seiner Verklärung so vergottet worden, daß er überall gegenwärtig ist, wurde erfunden, ja mußte erfunden werden, um die leibliche Gegenwart im Brot und Wein des Abendmahles zu begründen; aber die Bibel weiß nichts davon. Ja nicht einmal die Allgegenwart Gottes wird so gelehrt, als wäre Gott substantiell in allen Dingen gegenwärtig, sondern Gott ist Geist, und seine Allmacht und seine Allwissenheit reicht überall hin, so daß nichts vor ihm verborgen ist. Ist aber der Leib Christi überall gegenwärtig, sogar in jedem Tisch und in jedem Brot, so ist nicht einzusehen, warum wir überhaupt noch Abendmahl feiern sollen, da wir ja seinen Leib bei jeder Mahlzeit genießen.“ Genau so redete einst Kolampad. — Vor zwanzig Jahren kam ein mittelloser Armenier ins Land und ließ sich in Philadelphia nieder. Er schloß sich der armenisch-presbyterianischen Gemeinde an. Vor einigen Monaten kam er zu seinem Pastor, dem Rev. M. G. Papzian, und überreichte ihm einen Wechsel für \$75,000 für Mission in Armenien. — Ein Erweckungsprediger brachte kürzlich in einer Tageszeitung seine Tätigkeiten auf diese Weise zur Kenntnis des verehrlichen Publikums: "I am an interdenominational evangelist; have successfully labored in twenty states among that many different religious denominations during the past twenty years; I am now engaged in a fruitful revival campaign. My evangelistic slate is full up to April 1, 1914: have had more calls from ministers since September than at any previous time; my reputation as a sane, safe, and Scriptural evangelist is established. I say these few things modestly, because there are so many gad-

abouts these days, self-styled 'evangelists,' and 'Bible students,' who claim to be absolutely correct in their interpretations of Bible doctrines." Wer das Evangelium zwanzig verschiedenen Setten predigen kann, ohne seinen Ruhm als „gesunder, vernünftiger, schriftgemäßer Evangelist“ einzubüßen, hat allerdings etwas geleistet. Etwaige Abirrungen hat man ihm gewiß seiner hervorragenden Bescheidenheit wegen zugute gehalten. G.

Wie wenig die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat von den reformierten Gemeinschaften unsers Landes verstanden ist, geht aus folgendem Beschluß hervor, den die Generalsynode der Reformierten Kirche in Amerika letzthin annahm: „Wir bekennen nicht, daß die römisch-katholische Kirche sich politischen Einfluß zu sichern sucht dadurch, daß sie hochstehende Persönlichkeiten zu ihren Gottesdiensten, sonderlich am Dankfesttag, einladet. Mit ernstlicher Besorgnis betrachten wir die Bevorzugung, welche jener Kirche durch die wiederholte Annahme solcher Einladungen zuteil wird, und ersuchen den Vollziehungsausschuß des Föderalkonzils der Kirchen Christi in Amerika, in Washington, D. C., am Dankfesttag 1914 einen Dankgottesdienst unter der Leitung der in jener Stadt das Konzil vertretenden Kirchen abzuhalten und dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten und andern hervorragenden Beamten in der Bundeshauptstadt eine Einladung zugehen zu lassen, an diesem Festgottesdienst teilzunehmen.“ Damit ist die Panamerikanische Messe im Prinzip anerkannt. G.

Erträge der Union Seminary-Theologie. Das Presbyterium von New York hat wieder eine Anzahl Kandidaten der Theologie für die Ordination lizenziert, die in einer Anzahl von Lehren durchaus liberal stehen. Einer der Kandidaten gestand, daß er die Berichte über alttestamentliche Wunder nicht alle annehmen könne; er wisse z. B. nicht, wieviel Wahrheit wohl in dem Bericht über die Offenbarung, die Moses auf dem Berge über den Plan der Stiftshütte empfang, enthalten sei. Ein anderer weigerte sich, die jungfräuliche Geburt Jesu als historisch zu bezeichnen; wenigstens sei er so unsicher in dieser Sache, daß er in seinen Predigten davon nichts werde zu sagen haben. Nur zwei Glieder des Presbyteriums protestierten gegen die Ordination der zwei Kandidaten. Es ist ein Jammer, daß gerade das liberale New Yorker Presbyterium die Approbation der Kandidaten von Union Seminary in Händen hat. Auch die Kandidaten, die ihre Verwerfung der Inspiration der Schrift bei der letzten Sitzung des Presbyteriums wieder zum Ausdruck brachten, haben ihre theologische Ausbildung in Union Seminary erhalten. — Als der Pastor der Fifth Avenue Baptist Church in New York letzthin in einem Vormittagsgottesdienst auf der Kanzel stand, trat ein Trupp Menschen in die Kirche ein, deren Anführer forderte, daß ihm die Kanzel eingeräumt würde, da er die Wahrheit verkündigen wolle. Nach einem etwas stürmischen Auftritt wurde die Polizei gerufen, die den ruhestörenden Haufen verhaftete. Es stellte sich heraus, daß man es mit einer extremen Gattung Sozialisten zu tun hatte von derselben Art, die schon während des Winters in die Kirchen gedrungen waren und Nachtlager forderten. Der Anführer war in diesem Falle ein gewisser Rev. Boud White, der Verfasser mehrerer sozialistischen Schriften. Rev. White ist auf Union Seminary ausgebildet worden und behauptet, daß die Sorte Theologie, die man auf Union Seminary zu hören bekommt, die Graduenten im Sozialismus landen läßt. In der Einleitung zu seinem Buch „The Carpenter and the Rich Man“ (der Carpenter ist Jesus)

schreibt Boud White: "The professors at Union Seminary, and whosoever teaches higher criticism, are doing more than perhaps any other group to advance the social revolution." Daß führt er dann weiter so aus: "Christendom reposes upon a book, the Bible. So long as that Bible was supposed to teach peace and quietness, Christendom had peace and quietness. But now comes Biblical scholarship and shows, by cool masterly science, that the Bible is one long cry for human and popular rights, against the arrogance of the moneyed mighty. Profs. Hall, McGiffert, Fagnani, and Adams Brown, at Union, yes, and President Brown himself, are deserving a place alongside Karl Marx. For in their discoveries as to the real — the social — meaning of the Biblical writings, they are planting mines of dynamite underneath this civilization of massive property rights, to blow up the whole apparatus. . . . They are men who deserve high place in our ranks, and I am making plea with my red-flag comrades to give these men an enthusiastic recognition." Den Leuten auf Union Seminary muß beim Lesen solcher Kritik zumute sein wie den Liberalen Deutschlands, wenn sie ihre Saat in der Verbrecherstatistik, der Selbstmordstatistik, dem Rückgang der Abendmahlziffer und der Austrittsbewegung aufgehen sehen. G.

Merkwürdige Blüten treibt die Kirchenvereinigungsbewegung. Der Campbellit Peter Ainslie hat jetzt ein Buch geschrieben, in dem er nach einer Zusammenfassung im *United Presbyterian* folgende Sätze als Unionsbasiß vorschlägt: "The Sonship of Jesus Christ; the abolition of all systems of theology, and each person become an interpreter of the Scriptures to suit himself; the throwing overboard of the Old Testament as a book without authority; the acceptance of the New Testament as the only book of authority; baptism by immersion; belief in Jesus as the ground of salvation; the weekly observance of the Lord's Supper; the order of worship, church organization, elders, and deacons to be left to conditions as they arise, but maintaining the spirit of Christian democracy. These conclusions, the author assures us, were reached after the most careful research for a basis of union." Dazu bemerkt der *United Presbyterian* recht gemüthlich: "It looks to us as if the good brother had been fishing all the while in the same old swimming-hole." G.

II. Ausland.

Über Wesen und Nutzen der Taufe wurde bei der 38. Jahresversammlung der Deutschen Freikirche, die vom 4. bis zum 10. Juni in Wittingen (Hannover) tagte, gehandelt. P. Stallmann sen. von Allendorf a. d. Lumba hatte Thesen aufgestellt und ausgearbeitet, die den Verhandlungen zugrunde lagen. Ausgehend von den levitischen Waschungen des Alten Testaments, die vorbildlich waren und ins Zeremonialgesetz gehörten, kam er zunächst auf die Johannisstaufe zu sprechen. Klar und schlagend wurde nachgewiesen, daß diese ein wirkliches Gnadenmittel gewesen ist, und daß ihr Unterschied von der vom Herrn gestifteten Taufe vornehmlich darin bestehe, daß sie nur für eine bestimmte Zeit und ein bestimmtes Volk eingesetzt war und das Heil vermittelte, noch ehe es vollendet war, während die vom Herrn eingesetzte Taufe für alle Zeiten und alle Völker bestimmt ist und das vollendete Heil darreicht. Ferner wurde die Frage von der angeblichen Notwendigkeit des Untertauchens

gründlich beleuchtet und der Irrtum der Baptisten widerlegt. Auch wurde im Gegensatz zur Geringschätzung der Taufe in den Kreisen der Schrötmmer und Gemeinschaftsleute gezeigt, welch herrliches und kräftiges Gnadenmittel die Taufe ist. Die Frage nach Verechtigung der Kindertaufe wurde nur kurz besprochen, da sie im nächsten Jahr, wenn über Kraft und Bedeutung der Taufe gehandelt werden wird, ausführlich erörtert werden soll. — Aus den Geschäftsverhandlungen ist hervorzuheben, daß die Synodalkasse der Freikirche für das laufende Jahr ca. 28,000 Mark bedarf, eine Summe, die nur dadurch um etwa 3000 Mark vermindert werden kann, daß in Dänemark eins der beiden bestehenden Pfarrämter und die Schule in Kopenhagen eingeht, was die Synode nach reiflicher Erwägung als unumgänglich erkannte und empfahl. — Der Schriftenverein der Freikirche treibt, namentlich durch seine Kolportage, rechte Missionsarbeit. Im vergangenen Jahre sind durch seine beiden Kolporteurs neben 500 größeren Büchern (Bibeln, Predigtbüchern, Kommentaren) und 3000 Unterhaltungsschriften 5000 Gebetbücher, Vorträge, Traktate und Kalender unter das Volk gebracht worden. M. Billkomm.

In welcher Weise in Bremen Konfirmandenunterricht erteilt wird und anscheinend auch erteilt werden darf, zeigt ein Aufsatz des Pastors Felden in der „Tat“, der sozial-religiösen Monatschrift für deutsche Kultur. Darin spricht der Mann ganz offen aus, daß er seinen 410 Konfirmanden zu Beginn des Konfirmandenunterrichts die Frage vorgelegt hat, ob sie an Gott glaubten, aber nur von 26 eine bejahende Antwort erhalten, durch seinen Konfirmandenunterricht sie aber so weit geführt habe, daß die meisten davon überzeugt waren, daß man von einem Gott sprechen dürfe, während „eine kleine Minderheit beharrlich auf ihrem durchaus ablehnenden Standpunkte stehengeblieben war“. Ob er diese jungen Gottesleugner dennoch konfirmiert hat, sagt der Mann nicht, wohl aber schreibt er ganz offen: „Nachdem die Gottesfrage einmal angechnitten war, interessierten sich die Kinder durchaus dafür. Ich sprach mit ihnen zunächst alle angegebenen Gründe durch, indem ich sie in jeder Weise objektiv in ihrer Beweislosigkeit oder Beweiskraft würdigte. Absichtlich hütete ich mich peinlich, meine persönliche Ansicht irgendwie durchschimmern zu lassen. Und in der Tat wurde mir daraufhin in allen Abteilungen die von mir erwartete Frage gestellt: ‚Glauben Sie denn an einen Gott?‘ Ein Knabe fragte, ob ich es ihnen wohl auch sagen dürfte, wenn ich von seinem Nichtdasein überzeugt wäre, worauf die andern alle mir durcheinander schrien, das sei selbstverständlich, in Bremen seien die Pastoren alle frei und könnten sagen, was sie wollten, und an ‚Martini‘ sagten sie immer, was sie dächten. Ich setzte ihnen nun meinen Standpunkt, wie ich ihn in meinem ‚Grundriß eines modernen Religionsunterrichts‘ niedergelegt habe, auseinander. Die Kinder zeigten sich befriedigt.“ Und in seinem „Grundriß eines modernen Religionsunterrichts“ sagt der christliche Pastor von Gott und dem Herrn Jesu: „Gott und Welt, Gott und Natur sind nicht voneinander verschieden, sondern ein und dasselbe, einmal innerlich, das andere Mal äußerlich betrachtet“ und: „Der in den Evangelien geschilderte Jesus hat niemals gelebt; die ganze Leidensgeschichte z. B. ist eine historische Unmöglichkeit. Seine Geschichte ist die Konstruktion des Lebens und Sterbens eines leidenden Heilands nach den prophetischen Weissagungen und den Idealen jener Zeit.“ Wundern man sich, daß unter solchen Hirten ein Geschlecht von Gottesleug-

nern heranwächst? Nach einer späteren Notiz in der Luthardt'schen „Allg. Ev.-Luth. Kirchenztg.“ kam Felden auf folgende Weise zu seinem Resultat. Er unterrichtete 410 Schüler, Knaben und Mädchen, im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren; alle Stände waren vertreten, höhere Schulen und Volksschulen. Eines Tages fragt ein größerer Schüler, warum man denn immer von Gott rede, obwohl es keinen gebe. F. erkundigte sich nun, wer den Standpunkt des Fragenden teile. Es ergab sich das Resultat, daß von 50 Kindern 49 erklärten: Es gibt keinen Gott. Felden entschloß sich nun, auch in den andern Abteilungen Erkundigungen einzuziehen. Er hält die Resultate jedoch nicht in demselben Maße für einwandfrei wie das in der ersten Abteilung erzielte. Die Kinder hatten sich nämlich, wenigstens teilweise, den Gegenstand der Besprechung mitgeteilt. Doch zeigten die Begründungen der Antworten pro und contra keine gegenseitige Beeinflussung. Das Resultat der Umfrage war folgendes: Von den übrigen 360 Schülern beiderlei Geschlechts erklärten 26, daß sie an Gott glaubten, 13, man könne es nicht wissen; 321 aber bekannten ihren Unglauben. „Von 410 Konfirmanden, bzw. Katechumenen standen also 370 auf dem Standpunkt, daß es keinen Gott gäbe“; 14 waren Skeptiker; nur 26 glaubten an ihn. Die Kinder gaben dazu die Erklärung ab, an deren Wahrheit Felden nicht zweifelt, daß ihre Altersgenossen und Mitschüler ebenso oder ähnlich dächten wie sie selbst. Als Felden bemerkte, die meisten der andern gingen doch zu den „gläubigen“ Pastoren in den Unterricht, erhielt er die Aufklärung: „Sie glauben das doch nicht. Sie tun nur so, als ob sie es glaubten, weil sie sonst hinausgeschmissen werden.“ Und das heißt in Bremen noch Konfirmandenunterricht!

Bezeichnend für den Stand des Religionsunterrichts in den deutschen Volksschulen ist eine Ansprache, die bei der Entlassungsfeier für die Mädchen der zehnstufigen Mädchenschule in Glauchau, Sachsen, gehalten wurde. Nach einer Notiz im „Glauchauer Anzeiger“ wies Herr Direktor Ohwald die Scheidenden in seiner Ansprache hin auf drei dichterische Frauengestalten: Lessings Minna von Barnhelm, Schillers Stauffacherin, Goethes Jphigenie. Ihnen sollen sie nachleben. „Mögen sie Ihnen in Ihrem Sinnen und Suchen nach Wahrheit Leitsterne fürs Leben sein!“ Trotz zehnstufigen Unterrichts, auch in Religion, haben demnach die Glauchauer Schülerinnen die Wahrheit noch nicht gefunden, sondern sind noch Suchende. Hätte der Herr Direktor da nicht Besseres tun können, als sie zu drei heidnischen Dichtern in die Schule zu schicken?

Ein „Kirchliches“ Blatt Hamburgs, der „St. Annenbote“ in Hamburg-Hammerbrook, mutet seinen Lesern einen Osterartikel zu, in dem es u. a. heißt: „Sollte Gottes Allmacht nicht doch auch Wunder tun können? Wir sehen die Größe Gottes nicht darin, daß er die von ihm erlassenen Naturgesetze durchbrechen kann und durchbricht, sondern darin, daß diese Gesetze immer gültig gewesen sind, sind und sein werden und keine Ausnahmen zulassen. Hier ist der Punkt, wo ich sage: Gott sei Dank, daß die Ostergeschichte nicht Wirklichkeit, sondern Dichtung ist. Wäre sie Wirklichkeit, wäre wirklich der tote Leib Jesu wieder lebendig geworden, dann wäre es um unser Vertrauen zu der, um unsern Glauben an die Unveränderlichkeit, an das sich stets gleichbleibende Wesen Gottes gesehen. Was für ein Gott wäre das, der vor etwa 1900 Jahren einmal einen Menschen,

der gestorben, wieder lebendig werden ließ, heute aber auf hundert Mütter nicht hört, die am Krankenbette ihres Kindes stehen: Gott, erhalte mir mein einziges Kind! oder an seinem Sarge: Gott, laß es ins Leben zurückkehren! Was hätten wir auch davon, wenn Jesus leibhaftig auferstanden wäre? Ich kann nicht einsehen, inwiefern das für uns ein Trost, inwiefern diese Ausnahme uns eine Bürgschaft für unsere eigene Auferstehung sein sollte." Der „Alte Glaube“ bezeichnet diese Auslassung mit Recht als einen „unerhörten Frevel“ und sieht die Zeit kommen, da man „vom Sterbelager nicht der lutherischen Landeskirche allein, sondern auch der christlichen Landeskirche Hamburgs mit Fug und Recht reden kann“. G.

Selbstmordstatistik Deutschlands. Im neuen „Statistischen Jahrbuch für den preussischen Staat“ findet sich eine Rubrik über die Selbstmorde im Jahre 1912. Die besagt trocken und sachlich, daß unter 6604 männlichen Selbstmördern sich 96 Knaben im Alter von zehn bis fünfzehn Jahren befanden, von denen sogar zwei noch unter zehn Jahren waren. Und von 2119 weiblichen Lebensmüden gehörten 16 dem Kindesalter an. Also in einem Jahre haben 112 Kinder ihr Leben fortgeworfen, und von diesen zählten zwei Knaben und ein Mädchen noch nicht einmal zehn Jahre. Die Selbstmorde von halbreifen Schülern höherer Lehranstalten und andern Halbwüchsigen rechnen hier nicht einmal mit. In Preußen allein sind in den Jahren 1883 bis 1905 mehr als 1200 Kinder selbstmorde registriert worden. Von diesen Fällen führt Prof. Eulenberg 160 auf erbliche Belastung zurück, 378 auf Furcht vor Strafe, 58 auf Schulprüfungen, und in 300 Fällen waren die Gründe unbekannt. Doch ist das oberflächlich gerurteilt. Daß die meisten Selbstmörder Deutschlands in den Jahren zwischen 20 und 25 ihre verzweiflungsvolle Tat begehen, gibt zu ernstern Gedanken Anlaß. Der „Freimund“ schrieb kürzlich dazu: „Es ist sicherlich nicht eine zufällige Begleitererscheinung unsers Kulturzustandes. Auf der einen Seite die unbeschränkte Macht des Kapitalismus, die die Schätze der Erde in wenigen Händen aufhäuft, während der Kampf um des Lebens schönsten Inhalt, ein eigenes Heim, eine eigene Familie, immer härter und aussichtsloser wird, so daß zum Lebenskampf gerade jetzt mehr als je sittlich hochstehende Menschen mit gefestigter Lebensauffassung gehören. Und auf der andern Seite in der Literatur und auf der Bühne die Proklamation zügellosester und entfittlichender Genußsucht, die wahrlich die jungen Leute nicht fähiger an Leib und Seele machen kann zum harten Kampf ums Dasein. Dazu der Hohn auf den Galt, den das unruhige Herz an seiner Religion hat — das sind Mächte, denen immer mehr junges, hoffnungsvolles Blut jämmerlich erliegt. Die zunehmende Selbstmordmanie ist der blutigste Hohn auf die Iauter als je sich breitmachende „Kulturlosigkeit“ unserer Tage.“ Stabsarzt Dr. Radestock hat in der „Zeitschrift des kgl. Statistischen Landesamtes“ festgestellt, daß die Zahl der jährlichen Selbstmorde in Sachsen im Jahre 1909 auf 1521 gestiegen ist. 27 dieser Selbstmörder waren Kinder unter fünfzehn Jahren. Etwa 760 verheiratete Selbstmörder hinterließen 2800 Kinder. Im sächsischen Heere ist dank der planmäßigen Bekämpfung der Selbstmordneigung unter den Soldaten die Zahl der Selbstmorde erheblich gesunken, von 36 im Jahre 1901 auf 23 im Jahre 1911 = .5 Prozent aufs Tausend. Bezeichnend ist die hohe Selbstmordzahl der Dissidenten, die 20mal so groß ist als bei den Lutheranern und 15mal so

groß als bei den Israeliten. In den Jahren 1907 bis 1912 kamen auf 1000 Zugehörige bei den christlichen Sekten nur .01, bei den Evangelisch-Lutherischen .31, bei den Römisch-Katholischen .37, bei den Juden .40, bei den Reformierten .42, dagegen bei den Dissidenten und Religionslosen 6.05 Selbstmorde. Zu diesen Angaben bemerkt „Der alte Glaube“: „Die höhere Selbstmordziffer der Israeliten führt Dr. Radestock teils auf den zunehmenden Abfall vom Glauben der Väter, teils auf die Häufigkeit nervöser Erkrankungen unter ihnen zurück. Wie erklärt sich aber die Tatsache, daß die Selbstmordzahl der Dissidenten, das heißt, aller derer, welche mit dem Christenglauben gebrochen haben und aus der Kirche ausgetreten sind, fast zwanzigmal so groß ist als die der Glieder der ev.-luth. Landeskirche, von den Angehörigen der Sekten gar nicht zu reden? Luthers Erklärung zur sechsten Bitte des Vaterunsers gibt uns die furchtbare Stufenfolge an: ‚Mißglaube, Verzweiflung und andere große Schande und Laster.‘ Die Propheten des Unglaubens, welche umherziehen und unserm armen Volk den Glauben aus dem Herzen reißen, ihm den einzigen festen Halt im Leben und im Sterben rauben, es zum Austritt aus der Kirche auffordern, mögen sie sich nun Monisten oder sonstwie nennen, sie sind die eigentlichen Mörder unsers Volkes, nicht nur seiner Seele, sondern auch seines Leibes. Wagt ein solcher Mörder, uns wieder die herrliche, glaubenslose Zukunft mit lügnerischen Phrasen auszumalen, dann wollen wir ihn erinnern an die gewaltig prebigen Selbstmordziffern, die all die Phrasen von einem glücklichen, edlen Menschentum ohne Glauben und Hoffen Lügen strafen.“ G.

Daß in Deutschland Trunkenheit künftig kein Milderungsgrund mehr ist, wie nicht für Soldaten, so nun auch nicht mehr für Studenten, zeigt folgender Erlaß der Bonner Universitätsbehörde: „Bei den zu unserer Entscheidung kommenden Disziplinarfällen machen wir wieder und wieder die Erfahrung, daß von den angeschuldigten Studierenden starke oder gar sinnlose Angetrunkenheit als Entschuldigungsgrund geltend gemacht wird. Einzelne Fälle aus neuerer Zeit veranlassen uns, darauf hinzuweisen, daß wir dieser Art der Verteidigung im allgemeinen eine Bedeutung nicht beizumessen und die Trunkenheit als Milderungsgrund nicht anzuerkennen pflegen. Von einem durch langjährigen Bildungsgang im Charakter gefestigten Angehörigen der Universität muß ein solches Maß von Selbstbewußtsein und Willenskraft erwartet werden, daß er sich nicht durch übermäßigen Alkoholgenuß um die Beherrschung seiner Sinne und Handlungen bringt. Handelt er gegen diese Pflicht, so hat er auch die Folgen zu tragen.“ (E. R. 3.)

Das Einkommen der in London befindlichen Wohlthätigkeitsanstalten belief sich während des letzten Rechnungsjahres auf über 160 Millionen Mark. Davon entfielen auf Bibel- und Traktatgesellschaften 7 ½ Millionen, Äußere Mission 36 Millionen, Innere Mission 29 Millionen, Kirchenbauten eine Million, Blinden-, Taubstummen-, Krüppel- und Idiotenanstalten 6 Millionen, Krankenhäuser und verwandte Institute 25 Millionen, Altenheime 14 Millionen, Armenpflege, Suppenverteilung usw. 10 Millionen, Waisenhäuser 4 ½ Millionen, Besserungsanstalten, Erziehungshäuser usw. 22 Millionen. Wie gesagt, bezieht sich diese Statistik nur auf diejenigen Anstalten, die ihren Sitz in London haben. Um einen Überblick über die im ganzen

Lande für Wohltätigkeit gesammelten Summen zu haben, wird man die obigen Summen vielleicht um 50 Prozent erhöhen müssen. (Wbl.)

Archäologisches. In einer Sitzung der Londoner Society of Biblical Archaeology am 10. Juni berichtete Prof. Sahce aus Oxford über einen interessanten keilschriftlichen Fund. Unter den keilschriftlichen Tafeln, welche die amerikanische Expedition (Universität von Pennsylvania) in Nipur ausgegraben hat, befindet sich eine große Anzahl, die aus einem Gebäude stammt, das schon in vorabrahamitischer Zeit zerstört wurde; sie datieren also sicher aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend. Unter diesen wurde nun kürzlich eine Tafel mit einem sumerischen Sintflutbericht gefunden, der dem biblischen Berichte sehr nahe verwandt ist, weit mehr als alle bisher bekannten babylonischen Berichte. Der Name des Helden ist hier mit sumerischen Ideogrammen geschrieben, die semitisch als „na-hu“ oder „nu-hu“ erklärt werden, also genau dem biblischen Noah entsprechend. Während der Sintflutbericht im Gilgameschepos die Flut sieben Tage dauern läßt, bestimmt der neue Bericht die Dauer der Flut genau so lange wie die Genesis. Der neue keilschriftliche Bericht stimmt ferner auch in vielen sprachlichen Einzelheiten mit dem biblischen Bericht überein. Auf derselben Tafel befinden sich ferner nach Prof. Sahce auch Andeutungen über einen Sündenfall infolge des Essens einer verbotenen Speise, wobei wahrscheinlich auch eine Schlange erwähnt wird. Dieser Bericht scheint auf Nordbabylonien, speziell die Stadt Opis, als seine Heimat hinzuweisen. Die Mitteilungen Prof. Sahces sind nur das Ergebnis einer vorläufigen Übersetzung der Tafel; es wird noch einige Zeit dauern, bis der glückliche Finder derselben, Dr. Langdon, eine endgültige Ausgabe und Übersetzung derselben veröffentlichen kann. Sollten sich, wie man wohl annehmen darf, die Mitteilungen Prof. Sahces bestätigen, dann wird man diesen Fund als einen der wichtigsten bezeichnen müssen, die bisher auf dem Boden des alten Babyloniens gemacht worden sind. — Ein neuentdeckter altägyptischer Papyrus wirkt interessante neue Streiflichter auf den Auszug der Israeliten aus Ägypten. Der Papyrus enthält eine Zusammenstellung der Hauptortschaften des Nildeltas, und zwar erwähnt er die im zweiten Buch Mose aufgezählten Ortschaften in nahezu derselben Reihenfolge. Gosen trägt hier den Namen „Gemsen“, Suchoth, wo die Israeliten zuerst haltmachten, wird identifiziert mit dem bekannten Pitom usw. Während noch bis vor kurzem eine Reihe kritisch gerichteter Gelehrter die Ortsangaben des zweiten Buches Mose stark in Zweifel zogen, bestätigen die neueren Papyrus- und Inschriftenfunde in Ägypten, so auch der eben erwähnte, immer mehr die Richtigkeit der dort gemachten geographischen Angaben. — Prof. Eduard Naville von der Universität Genf berichtet die Auffindung eines Grabes zwischen Kairo und Assuan, acht Meilen westlich vom Nil, das er für das echte Grab des Osiris hält. Er ließ durch 600 Männer und Knaben an dieser Stelle Ausgrabungen vornehmen und stieß dreißig Fuß unter der Oberfläche auf einen gewaltigen Bau aus Granit und rotem Sandstein. Vor dem Hauptgebäude fand Naville ein Bassin, das er für identisch mit dem Brunnen des Osiris, den Strabo beschreibt, hält. Die gefundenen Bauten sind in einem Zustand argen Verfalls, da sie schon zur Zeit Rameses' II. als Steinbruch benutzt wurden.

G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

August 1914.

Nr. 8.

Zu Luthers Übersetzung von 1 Mos. 4, 1.

In unserer deutschen Lutherbibel wird 1 Mos. 4, 1 ja bekanntlich so wiedergegeben: „Ich habe den Mann, den Herrn.“ Die Meinung ist dann die, daß Eva mit diesem Freudenruf bei der Geburt ihres Erstgeborenen den Gedanken ausspreche, das sei schon gleich der verheißene Weibessame, der Schlangentreter, der sie erlösen und den Jammer des Sündenfalls wieder gutmachen solle. Eva habe damit gezeigt, daß sie die Verheißung 1 Mos. 3, 15 richtig verstanden habe, daß nämlich der verheißene Helfer wirklich ein Weibessame, ein wahrer Mensch, sein solle. Deswegen nenne sie ihn *אָדָם*, einen Mann; er ist Mensch, von ihrem Fleisch und Blut. Und zugleich habe sie aus dem großen Werk, das der Verheißene vollbringen sollte, das abgenommen, daß er auch mehr als Mensch, daß er eine göttliche Person sein müsse; darum habe sie ihn *אֱלֹהִים* genannt. So bekenne sie die eine Person als Gott und Mensch zugleich, als den *θεοάνθρωπος*. Und weil es ihre Erlösung galt, die gegebene Verheißung ihr einziger Trost und Halt war in ihrem Sündenjammer, weil ihr ganzes Denken und Sehnen nach der Erfüllung der Verheißung stand, so habe sie den für den Messias Gewählten mit dem Freudenruf begrüßt: *אֶחָד*, ich habe ihn erlangt, zuwege gebracht, ich habe ihn jetzt und bin glücklich in seinem Besitz; und deswegen habe sie seinen Namen Kain genannt. Ihr Glaube und Verständnis sei recht gewesen, nur in der Person und Zeit habe sie sich geirrt. Die Person war die verkehrte, wie sie bald zu ihrem großen Herzeleid erfahren sollte. Und die Zeit war noch lange nicht erfüllt, da Gott seinen Sohn sandte, geboren von einem Weibe. Da galt es noch eine lange, lange Wartezeit und ein vielstimmiges sehnliches Schreien, daß doch komme, der da kommen sollte, daß die Hilfe aus Zion über Israel käme.

So spricht sich Luther aus in seiner Genesis, wo er allerdings die Übersetzung zugrunde legt: „Ich habe den Mann des Herrn“: „Sie nennt ihn nicht einfach einen Mann, sondern einen ‚Mann des Herrn‘, als welchen der Herr gemeint hätte, da er ihr zugesagt: ‚Dein Same

soll der Schlange den Kopf zertreten.' . . . Und weil sie glaubt, freut sie sich so sehr ihres Sohnes und redet also prächtig von ihm: 'Ich habe den Mann des HErrn überkommen', der sich besser halten wird, denn ich und mein Mann Adam uns im Paradiese gehalten haben; darum will ich ihn nicht meinen Sohn nennen, sondern er ist der Mann Gottes, von Gott verheißen und gegeben. . . . Daß nun Eva so hängt und klebt an göttlicher Verheißung und am Glauben der Erlösung, so durch ihren Samen geschehen sollte, daran tut sie recht. Denn durch diesen Glauben an den zukünftigen Samen sind gerecht und selig geworden alle Heiligen. Aber in der Person irrt sie und glaubt, Kain werde es sein, der dem Jammer, darein sie der Teufel durch die Sünde gestürzt hatte, ein Ende machen werde. . . . Als wollte sie sagen: Ich weiß mich wohl zu erinnern, was wir durch die Sünde verloren haben; nun aber hoffe und rede ich nichts anderes, denn daß ich zu dem allem wieder gekommen bin; denn ich habe überkommen den Mann Gottes, der uns zu aller Ehre und Herrlichkeit, die wir verloren haben, wieder helfen wird. Weil also Eva der Zusage allzugetreulich ist, so eilet sie und meint, daß dieser erste Sohn der sein wird, von dem der HErr die Verheißung getan habe. Aber die arme Frau täuscht sich und sieht ihren Jammer noch nicht recht, nämlich, daß vom Fleische nichts anderes denn Fleisch kann geboren werden, daß auch durch Fleisch und Blut die Sünde und der Tod nicht können überwunden werden. Dazu weiß sie auch nicht die Zeit und Stunde, zu welcher dieser gebenedeite Same, vom Heiligen Geist empfangen, von einer Jungfrau in die Welt würde geboren werden; wie auch diese Zeit und Stunde die Patriarchen nicht gewußt haben, obwohl die Verheißung immerzu durch Offenbarung des Heiligen Geistes klarer geworden ist." (St. L. I, 296 f.) In seiner Kirchenpostille sagt Luther in einer Predigt: „Darum, da Eva gebar ihren ersten Sohn Kain, 1 Mos. 4, 1, ward sie froh und dachte, das wäre der Same, da Gott von gesagt hatte, und sprach fröhlich: 'Ich habe überkommen den Mann Gottes'; als sollte sie sagen: Das wird freilich der Mann sein, der Same, der wider die Schlange fechten soll. Sie hätte Christum gern gesehen, aber es war noch nicht Zeit. Danach sah sie wohl, daß er's nicht war, und mußte ihren Glauben weiter strecken auf ein ander Weib." (St. L. XI, 261 f.)

Luthers Übersetzung in seiner Bibel und seine Erklärung ist dann die unter Lutheranern rezipierte geworden. Calov kann in seinem Kommentar zur Genesis sagen: das sei die Meinung nostratum plerorumque omnium. So übersetzen und erklären Brenz, Chyträus, Weller, Ostander, Agidius Hunnius, Gerhard, Calov, Dannhauer; und am ausführlichsten behandelt die Frage Seb. Schmidt in seiner von den zeitgenössischen und den folgenden Exegeten viel angezogenen Disputatio de fide Matris Evae. Die ältesten lutherischen Theologen gehen noch ganz mit Luther, auch in der Anwendung der Worte, daß Eva sie auf Kain bezogen, den selbst für den verheißenen Erlöser gehalten habe. So Brenz: „Sie nannte ihn Kain, was einen guten Besitz bedeutet, einen

guten Erwerb oder Reichthum oder Schatz, weil sie sagt: Kanithi, das heißt, ich besitze, habe erlangt, den Mann, den HERRN. Denn so lautet es dem Buchstaben nach: Ich habe erlangt den Mann, den HERRN. Das arme Weib hielt nämlich dafür, sie habe schon den Mann geboren, den Jungfrauensohn, der oben verheißten war, und von dem sie durch den Heiligen Geist erkannt hatte, daß er nicht nur Mensch sei, sondern auch der wahre HERR, unser Gott.“ So auch noch Selnecker. Desgleichen bemerkt Hier. Weller zur Stelle: „Darinnen ist zu merken erstlich unferer ersten Eltern überaus große Freude und Jubilieren, so sie gehabt, als ihnen Kain, ihr erster Sohn, geboren ist. Denn Eva, die Mutter, dachte nicht anders, denn sie hätte denselben Samen, so der Schlange den Kopf zertreten sollte, überkommen und geboren. Darum sagt sie auch: ‚Ich habe den Mann, den HERRN.‘ Ist derowegen kein Zweifel, unsere ersten Eltern werden gar viel von diesem ihrem erstgeborenen Sohn Kain gehalten, sich sein getröstet und alles Gutes sich zu ihm versehen haben. Darum er ihnen viel lieber denn sein Bruder Habel, so nach ihm geboren worden.“

An dem grammatischen Verständniß der Worte, und daß sie vom Messias geredet seien und dessen Gottheit und Menschheit aussprechen, daran halten sie alle fest. Nur haben die Ezegeten dann sich den Einwurf der Calvinisten imponieren lassen: dann hätte ja Eva mit Kain Abgötterei getrieben, wenn sie ihn für Gott gehalten hätte. Sie haben dann gesagt, Eva habe die Worte nicht auf Kain bezogen, sondern bei der Geburt ihres ersten Kindes habe sie sich an jenen großen Weibessamen erinnert; die Geburt eines Kindes sei ihr Garantie gewesen, daß Gott das Menschengeschlecht nicht dem Tode und Verderben anheimgebe, und so werde auch seinerzeit der Verheißene geboren werden; an den halte sie sich in ihren Schmerzen, in Sündennot und im Elend des Jammerthals. So auch Seb. Schmidt in seiner Disputatio. Er entnimmt den Worten diesen Sinn: Sie sagt: Ich habe den Mann Jehovah. Wenn sie Jehovah sagt, dann ist das unmißverständlich. In dem Namen kann kein Tropus sein. Den Namen gibt Gott keinem andern, der bezeichnet nur den einen wahren Gott. Sie hält also den Messias, des sie sich tröstet, für wahren Gott. Sie nennt ihn Mensch; und was das ist, das weiß sie. Und das sagt sie beides in einem Satz von derselben Person aus. Sie spricht damit die Einheit der gottmenschlichen Person aus. „Sie sagt: Ich habe den Mann, den HERRN, nicht einen Mann und den HERRN, als ob sie von zwei verschiedenen Dingen rede; auch nicht: mit Jehovah oder durch Jehovah oder ihm ähnlich, daß es zwei Personen bezeichnen könnte, sondern nur: den Mann Jehovah, den Mann, der Jehovah ist. Da ist es unmöglich, mehr als eine Person zu denken. Was die Naturen anbetrifft, so ist klar, daß durch ‚Mann‘ und ‚Jehovah‘ zwei Naturen benannt werden. . . . Noch auch können diese zwei Naturen andere sein als die göttliche und die menschliche. Was mehr glauben wir im Neuen Testament oder können wir glauben von

der Person und den Naturen des Messias? Der Unterschied ist nur der: Wir sagen mit dem Apostel: Ründlich groß ist das gottfelige Geheimnis: Gott ist geoffenbart im Fleisch; und Eva sagt: Gott wird geoffenbart werden im Fleisch.“ Er führt dann sogar noch aus, wie auch die propositiones personales, auch das erste genus der communicatio idiomatum, in den Worten ihren Ausdruck finden. „Von Anfang der Welt nach dem Falle war dieses Geheimnis bekannt, und zwar nicht unklar, sondern deutlich, wie ja die Worte und das Beispiel (verba et exemplum) Evas die Einheit der Person, den Unterschied der Naturen, ja auch sein Amt und Werk als Erlöser zum Ausdruck bringen.“ Also da ist durchaus Luthers Übersetzung und Erklärung festgehalten, nur mit der Abweichung: das bezog sie nicht auf den Kain, hielt den nicht für diesen Gottmenschen, sondern bekennt bei dieser Gelegenheit ihren Glauben an den Heiland, den sie noch erwartet.

Ausführlich legt diese Anschauung, daß Eva das allerdings vom Messias rede, aber es nicht auf den Kain beziehe, Romanus Keller dar und begründet sie. In der „Heiligen Schrift mit Anmerkungen engländischer Theologen“ sagt er zu dem Satz, den er vorfand: „Man könnte übersetzen: einen Mann, einen Herrn, oder besser: einen Mann, welcher der Herr ist. Die Eva glaubte also, sie hätte den Messias zur Welt geboren“, folgendes: „Nach den Regeln der hebräischen Sprache sowohl als einer gründlichen Auslegung ist die Übersetzung allerdings jener vorzuziehen. Es folgt aber daher keineswegs, daß Eva ihren erstgeborenen Sohn für den Herrn und Messias selbst gehalten habe. Wie hätte sie das gedenken mögen, da 1. derselbige als des Weibes Same ist verkündigt worden, der ohne Zutun eines Mannes geboren werden sollte; 2. die Opfer als Vorbilder und Schatten von dem, das zukünftig war, deutlich genug zu erkennen gaben, daß die Zukunft des verheißenen Heilandes noch nicht so nahe sein könne; 3. auch nicht zu zweifeln ist, Gott werde durch außerordentliche Offenbarung das erste Evangelium zur Genüge erklärt und so viel bekannt gemacht haben, als damals nötig war, daß in der Person kein Irrtum vorgehen könnte? Unterdessen war dieses ihr Wort: ‚Ich habe den Mann, den Herrn‘ ein Bekenntnis ihres Glaubens an den zukünftigen Messias. . . . Indem das erste Menschenkind das Licht dieser Welt erblickte, so erinnerte sich dessen Mutter der evangelischen Verheißung Gottes und bekannte zugleich, daß sie sich mit festem Vertrauen an jenen auserwählten Menschensohn halten wollte, den sie zugleich als ihren Herrn und Gott verehrte.“ Die Weimarsche Bibel zitiert erst Luther: „Ei, Gott sei gelobet, da habe ich erlangt den Herrn, den Mann, den Samen, der dem Satan, der höllischen Schlange, den Kopf zertreten soll; der wird's tun.“ Dann bemerkt sie: „Sie wird aber schwerlich (es wäre denn aus Übereilung, wie unten von Lamech geschehen) den Kain selbst gemeint haben, weil sie ja wußte, der Messias sollte nur des Weibes Same sein, sondern Christum, den sie im Glauben hatte und als ihr Eigentum besaß, auch sich dessen in den Ge-

burtschmerzen tröstete. Man könnte es auch geben aus dem Wort *Qina*, welches einen Eifer bedeutet, wenn man noch ein Verbum nach der hebräischen Mundart dazunimmt: Ich trage ein liebeftiges Verlangen nach oder gegen den Mann, den HERRN, daß er nämlich bald möge geboren werden.“

Unter den Neueren tritt Philippi für Luthers Übersetzung und auch für Luthers Verständnis und Anwendung der Stelle ein. Im Exkurs zum vierten Kapitel sagt er in seinem Kommentar zum Römerbrief vom Protevangelium: „Dieses Trostwort nahmen sie aus dem Paradiese mit in ihr Elend, der HERR hatte es ihnen mitgegeben als Steden und Stab, als Brot und Wasser des Lebens, daß sie nicht umlämen auf dem Wege. Das war für sie des HERRN Geseß, über welches sie sannten Tag und Nacht, und wer will die Grenze bestimmen, bis zu welcher hin sie in den geheimnisreichen Sinn dieses wunderbaren Rätselvortes eindringen?“ und fährt dann fort: „Sollten wir nicht vielleicht Gen. 4, 1 darüber einen Aufschluß haben, sollte es nun noch so fern liegen, das עֵקֶב אִינָא מִן־חַיָּה mit Luther zu übersetzen: Ich habe den Mann, den HERRN? Daß im Protevangelium der Mann der HERR, der Gottmensch, gemeint ist, haben wir gesehen. Der Eva war gesagt, daß ihr Same der Schlange den Kopf zertreten sollte; so lag es nahe genug, daß sie dies im unmittelbaren und nicht nur im mittelbaren Sinne auf sich bezog. Das Wunder der ersten Geburt eines Menschen mußte für sie etwas übermächtigendes haben. So konnte sie leicht in ihrem Entzücken über die Grenze hinausschreiten. Möchte sie immerhin irren, dennoch war ihr Magnifikat eine Weissagung auf das Magnifikat der Maria, welches nicht trügerisch war wie das der Eva, sondern wahrhaftig in Erfüllung ging. Das sollte eben die Eva erst noch lernen, daß der Schlangentreter nicht aus sündlichem Samen gezeugt werden würde, daß der natürliche Weibessame nur Schlangensame sei.“ (S. 176 f.)

Dagegen bemerkt Calvin zur Stelle in seiner Auslegung des ersten Buches Mose: „Manche erklären: mit Gott, das heißt, mit Gottes Hilfe oder durch Gottes Gnade, als ob Eva den empfangenen Kindersegen auf Gott zurückführe, wie ja Ps. 127, 3 Leibesfrucht für ein Geschenk Gottes erklärt wird. Auf daselbe kommt hinaus die andere Übersetzung: Ich habe v o n Gott. Daselbe besagt, wie Hieronymus übersetzt, d u r c h Gott. Diese drei Redeweisen laufen darauf hinaus, daß Eva Gott danke, daß er angefangen habe, aus ihr Nachkommen zu erwecken, da sie ewiger Unfruchtbarkeit nicht weniger als des Todes würdig gewesen wäre. Andere übersetzen zu spikfindig (subtilius): Ich habe den Mann Gottes, als ob Eva dafürgehalten habe, sie habe schon jenen gottverheißenen Schlangentreter. So loben sie dann den Glauben Evas, daß sie die Verheißung im Glauben festgehalten habe von dem Samen, der des Teufels Kopf zertreten sollte. Sie meinen aber, in der Person habe sie sich geirrt, weil sie auf den Rain bezogen habe, was von Christo verheißten war. Mir scheint aber dies der wahre Sinn zu sein, daß Eva,

während sie sich beglückwünscht zur Geburt ihres Sohnes, ihn gleichsam Gotte als Erstling ihres Geschlechts darstellt. Demgemäß halte ich, daß zu übersetzen wäre: Ich habe Gotte einen Mann erlangt, was der hebräischen Ausdrucksweise näher kommt.“

Nun wurde die Übersetzung „den Herrn“ fast ein Schibboleth des Luthertums. Das war nun κατ' ἐξοχήν die lutherische Übersetzung, und das Gegenteil galt als calvinische, ja judaisierende Exegese. Da ist auf lutherischer Seite eine geschlossene Phalanx, die calvinischen Ausleger verteilen sich auf die andern Übersetzungsweisen. Nur einer von den reformierten Theologen, Konrad Pelikan, schließt sich der lutherischen Auffassung an.

Die lutherischen Theologen nahmen die Sache sehr ernst. Sie waren der Richtigkeit ihrer Übersetzung und ihres Verständnisses sehr gewiß. Seb. Schmidt geht an seine Disputatio mit dem Gebet: „Gib, o Mann-Jehovah, daß wir dich suchen, daß wir dich finden, daß wir dich behalten, durch den Heiligen Geist, den du mit deinem Vater von Ewigkeit gehaucht hast (spirasti).“ Und er schließt sie mit Dank gegen den Gott, der uns nicht nur nach dem Fleisch, sondern auch nach Geist und Glauben zu Kindern unserer heiligen Mutter Eva gemacht und uns des heilsamen Besizes des Mann-Jehovah durch seine Gnade teilhaftig gemacht hat. Sie bedenken es einem christlichen Ausleger, wenn er nicht auch diese Stelle messianisch deutet. Sie reden dann von Verrat an dem Evangelium des Alten Testaments und von Buhlen um die Gunst der Christusfeinde. Man solle den Juden und den Soginianern nicht den Rücken steifen und ihnen Handhaben geben gegen seine christlichen Brüder. Der Thesaurus Theologico-Philologicus hält dafür, ein christlicher Ausleger solle schon aus Prinzip a priori der lutherischen Übersetzung beipflichten: „Es ist eines Christen unwürdig, lieber sich dem Verstand der Juden anzuschließen als dem, der Christi Ehre verherrlicht.“ Auch unsere Stelle befindet sich unter den Stellen — ist selbstverständlich nicht die einzige, auch nicht die wichtigste —, um deren entleerender Deutung willen, den Juden zur Freude, den Christen zur Betrübnis, Agidius Hunnius den Calvin straft in seinem Calvinus judaizans. Und welch ein Ernst ihm das war, zeigt der erweiterte Titel des Traktats: „Calvinus judaizans, das ist, jüdische Glossen und Textverdrehungen, in denen Johannes Calvinus sich nicht gescheut hat, herrliche Stellen und Zeugnisse der Heiligen Schrift von der hochheiligen Dreieinigkeit, von der Gottheit Christi und des Heiligen Geistes, vor allem aber Weissagungen der Propheten von der Ankunft des Messias, seiner Geburt, Leiden, Auferstehung, Himmelfahrt und Sitzen zur Rechten Gottes auf eine ganz greuliche Weise zu verdrehen.“ Calov widerlegt die Glosse des Grotius und führt sie so ein: „Grotius will lieber den blinden Juden und den Soginianern Beifall klatschen und die lateinische Vulgata und die griechische Übersetzung dem klaren Text und den Quellen selbst vorziehen.“ Pareus jagt dem Hunnius einen großen Schrecken

ein mit seiner Behauptung: Luther habe 1545 übersetzt: vom Herrn. Darauf entgegnet Gunningus mit großem Eifer: 1. Pareus hat Luthers Bibel so traktiert, daß ich ihm nicht glaube; er müßte mir erst ein solches Exemplar, wo das drin steht, vor die Nase halten. 2. Wenn ich es mit eigenen Augen dastehen sähe, dann würde ich sagen, es ist ein Druckfehler. 3. Wenn es wirklich sich als Luthers Übersetzung auswiese, dann würde ich sagen: Das hat er nachher, nachdem er sich den hebräischen Urtext genauer angesehen hat, verbessert, wie es jetzt in unserer Bibel steht. Und 4. möge Pareus auch bedenken, daß es etwas anderes ist, einfach seine Meinung sagen und dabei anderer Leute Ansicht in Ehren belassen, etwas anderes, wie Calvin es tut, eine Meinung, die der Wahrheit der hebräischen Sprache nicht gemäß ist, in der Weise hinstellen, daß man dabei Leute, die dem hebräischen Urtext näher getreten sind, durchzieht und verhöhnt.

Wie steht es nun mit der Begründung der lutherischen Übersetzung? Da ist zu sagen: sie hat die Grammatik für sich. Das ist eigentlich allgemein zugestanden, daß dies die einzige Übersetzung ist, die sich vor der Grammatik sehen lassen darf. Keil sagt in seinem Kommentar: „Das הוֹרֵאֵנִי mit Luther: ‚einen Mann den Herrn‘ als näher bestimmende Apposition zu אֶת־אֱלֹהִים zu fassen, wäre wohl grammatisch zulässig, ist aber dem Sinne nach untunlich.“ Aber das „dem Sinne nach untunlich“ werden wir hernach mehr hören. Hier registrieren wir nur das Zugeständnis: „grammatisch zulässig“. Ähnlich Delitzsch: „Ist אֶת hier das Akkusativzeichen oder die Präposition? Die Worte scheinen bedeuten zu sollen: Ich habe erlangt oder hergebracht einen Mann, den Jahve; denn häufig findet sich nach einem ersten Akkusativ ein zweiter, näher bestimmender mit אֶת : 6, 10; 26, 34; Jes. 7, 17, während הוֹרֵאֵנִי als adverbialer Satzteil in der Bedeutung ‚mit Jahve‘ sonst nicht vorkommt, sondern statt dessen (denn אֶת־אֱלֹהִים , 49, 25, ist fraglich) עִמִּי אֱלֹהִים , 1 Sam. 14, 45.“ Und nun kommen die gewöhnlichen dogmatischen und „offenbarungsgeschichtlichen“ Bedenken. In seinen „Messianischen Weissagungen“ sagt er sogar: „Der Eindruck, daß אֶת־אֱלֹהִים , 4, 1 b, nähere Bestimmung des Objekts sei (wie 6, 10; 26, 34), ist so stark, daß das jerusalemische Targum übersetzt: Ich habe erlangt einen Mann, den Engel Jahves. Aber diese Deutung wird schon dadurch hinfällig, daß der Engel Jahves erst seit der Patriarchenzeit in Geschichte und Bewußtsein eintritt.“ (S. 30.) Im Disput wurde den Lutheranern die Grammatik so ziemlich unbeanstandet zugestanden. Man sagte wohl spottend: sie seien Buchstabenleute, sie hätten nichts als grammatische Gründe für sich. Darauf sagt Seb. Schmidt gegen Rivetus: „Wir wundern uns wahrhaftig, daß ein so gelehrter Mann so töricht argumentieren kann. Sind denn nicht beim Auslegen der Schrift die grammatischen Gründe unter den stärksten und ersten? Muß man denn nicht die Bedeutung und den Sprachgebrauch der einzelnen Worte nach

ihrer Eigenart beobachten? Kann denn nicht schon ein Argument aus der Grammatik genügen?“ „Dies sind nicht nur leichtfertige Einfälle der Unseren, sondern wir haben Grund in der Grammatik, den auch die Juden fassen könnten, wenn sie nicht boshafterweise einfach nicht wollten; denn auch die Juden argumentieren mit der Grammatik.“ Nun, ein stärkeres Argument gibt es in der Exegese freilich nicht als die Grammatik, das heißt, die Wortbedeutung und den usus loquendi. Der so gewonnene Sinn muß als der richtige stehen bleiben, solange die Schrift selbst nicht dagegen protestiert, oder, wie Luther das ausdrückt, es gegen einen Artikel des Glaubens ist. Mit Ernst haben Luther und andere Theologen solche Aussprüche getan: Die Grammatik ist Kaiserin. Die Kirche ist grammatisch. Da Gott seinen Willen uns in menschlicher Sprache geoffenbart hat, und es sich um das Verständnis des Wortes handelt, so ist unsere Theologie zum größten Teil Philologie. Gottes Wort wird nicht theologisch verstanden, wenn es nicht zuvor grammatisch verstanden worden ist. Wer die Grammatik in ihrem Vollsinne für sich hat und keine andere klare Schrift gegen sich, der hat das rechte Verständnis einer Stelle auf seiner Seite.

Die einzelnen Argumente zur Stützung der lutherischen Übersetzung faßt Gerhard in sieben Punkte, die dann von folgenden Exegeten oft zitiert und gebilligt werden. Wir führen sie kurz der Reihe nach an und machen gleich einige kurze Bemerkungen dazu. Gerhard sagt: „Ihre Richtigkeit erhellt 1. aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes נָשָׂא . Die Partikel נָשָׂא ist in ihrer eigentlichen und gewöhnlichen Bedeutung das Zeichen des Akkusativs, wenn sie mit aktiven oder transitiven Verben konstruiert wird. Von dieser Bedeutung ist also nicht abzugehen, wenn nicht eine offenbare Nötigung vorliegt.“ Pfeiffer gibt die Regel ganz allgemein und positiv so an: „ נָשָׂא ist, wenn ein aktives Verbum vorhergeht, von dem es regiert wird, immer nota accusativi. Davon gibt es keine Ausnahme (non datur dissimile exemplum).“ Calov gibt dieselbe Regel so an: „Überall, wo die Partikel נָשָׂא sich findet vor einem Nomen, welches von einem aktiven und transitiven Verbum regiert wird, dann ist es in der Regel (ordinarie) das Zeichen des Akkusativs.“ Wenn man bei diesen Formulierungen der Regel die Näherbestimmung: „wenn נָשָׂא mit einem transitiven Verbum konstruiert wird“, „wenn es von einem transitiven Verbum regiert wird“ pressen wollte, dann würde eine ziemlich wertlose, selbstverständliche Wahrheit herauskommen, die beinahe gleichbedeutend damit wäre: Wenn es Akkusativ ist, dann ist es Akkusativ; denn wenn es etwas anderes angibt als den Objektsakus, ist es nicht „regiert von“ und „konstruiert mit“ dem transitiven Verbum als solchem. Sagt man dagegen allgemein: wenn נָשָׂא nach einem transitiven Verbum steht, dann wird man nur sagen können, und das kann man sagen: dann ist es in der Regel nota accusativi. Bei den so weit überwiegenden Fällen, in denen נָשָׂא Zeichen des Akkusativs ist, gar bei einem transitiven Verbum, wo man naturgemäß zuerst

an das Objekt denken muß, hat diese Annahme jedesmal eine gewaltige Präsumtion für sich. — „2. Aus der Häufung des Gebrauches in diesem selben Sinn. In diesem, dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Verse kommt אָן neunmal vor und ist allemal nota accusativi. So ist es nicht wahrscheinlich, daß es hier mit einem Male etwas anderes ist. 3. Aus der Vergleichung der Beschreibung der Geburt Kains und Abels. Bei Abel heißt es parallel: „Und sie gebar seinen Bruder Abel“, וְיָלְדָה אֶת אָבֶל אָדָם. 4. Aus der Eigenart der hebräischen Sprache. Das ist hebräische Eigenart, eine Apposition im Akkusativ anzugeben durch ein zwischen zwei nomina gesetztes אָן, 1 Mos. 4, 2; 17, 8; 22, 2; 26, 34; 48, 1 usw. 5. Aus der Benennung „Mann“. Sie [Eva] nennt ihren Sohn אָדָם, Mann, welches ein Beiname Christi ist, der vor andern (per excellentiam) so heißt. Ex. 15, 4. Act. 2, 22.“ Und nun kommt eine tabbalistische Spielerei mit dem Wort אָדָם, die durch Neuchlin in die christliche Theologie hineingekommen ist: „Christus ist der Mann, heißt אָדָם, der auf seinen Schultern אָרָם, Erde, יָם, Meer, שָׁמַיִם, den Himmel, das ist, alles trägt mit seinem kräftigen Wort, Hebr. 1, 3. Er ist אָדָם, Mensch, יֵשׁוּעַ, Jesus, שְׁלֹמֹה, Salomo, der da ist der אָדָם, Erhalter (sustentator), הָיָה, Herr, und אֱלֹהִים, der Allmächtige, ohne welchen Jesus uns nichts übrigbleibt als אָדָם, Feuer und Verdammnis. Man nehme nämlich das אָ aus dem Nomen אָדָם heraus, dann haben wir weder Jehobah noch Jesus, sondern nur אָדָם, nichts als Feuer.“ Das hätten sie lieber ausschalten sollen, wenn es auch bestechend war um der Quelle willen, aus der es kam, nämlich von den Juden. Da hatten Pareus und Ribetus recht, wenn sie sagten, das sei eines christlichen Exegeten unwürdig. Und da war das eine schwache Verteidigung, wenn Seb. Schmidt in seiner Disputatio sagt, man müsse bei der Rabbala unterscheiden, nicht alles verwerfen, das Gute müsse man behalten. Da ist dann aber aller Willkür Tor und Tür aufgetan. Man darf auch exegetisch nicht Böses tun, damit Gutes herauskomme. Die Worte des Textes müssen das mit ihrer eigentlichen, gewöhnlichen Wortbedeutung sagen, sonst sagen sie es überhaupt nicht. Die lutherischen Theologen hätten sich mit den Argumenten der Grammatik begnügen sollen; die hatten sie zugestandenermaßen für sich. — „6. Aus der Erwartung des Messias. Wie Adam aus Sehnsucht nach dem Messias sein Weib Eva, Leben, nennt, so nennt Eva aus Sehnsucht nach dem verheißenen Weibesamen ihren Sohn אָדָם und Cain.“ Analog ist ja der Ausruf Lamechs bei der Geburt Nochs, 1 Mos. 5, 29: „Der wird uns trösten in unserer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat.“ Dieser Ausruf Lamechs ist einfach unverständlich und sinnlos, wenn er nicht auch als ein verfrühtes Weihnachtsfeiern aufgefaßt wird wie der Ruf Evas auch. Im Briefe Judä heißt es B. 14: „Es hat aber auch von solchen geweissagt Enoch, der siebente von Adam, und gesprochen: Siehe, der Herr kommt mit viel tausend Heiligen, Gericht zu halten über alle und zu

strafen alle ihre Gottlosen.“ Delitzsch sagt davon: „Enoch verkündigte nach Jud. 14 f. die Parusie des Herrn zum Gericht. . . . Daß sie auf die Zukunft des Herrn zum Gericht lautet, obschon die Geschichte der Menschheit nicht so gar lange erst begonnen, ist an sich nicht befremdend. Auch nachdem die Kirche nicht lange erst ihren Anfang genommen, wurde die Parusie Christi als Richters und Retters herbeigewünscht und erhofft. So groß war allezeit das Sündenverderben, daß die Gläubigen sich danach sehnten, daß Gott durch richterliches Eingreifen dem Siege des Weibessamens über den Schlangensamen zum Siege ver helfe.“ (Mess. Weisf., S. 30.) Bonar bemerkt: „Wenn Enoch in der siebenten Generation Jehobah als den, der da kommen sollte, erkannte, warum sollte nicht Eva dasselbe tun können in der ersten?“ Ja, es ist noch mehr zu sagen: Wenn Enoch von Christi Zukunft zum Gericht redet, dann ist es natürlicher, daß Eva von seiner Ankunft als Erlöser zu sagen hat, die erst stattfinden mußte. Und wenn die Schar der Gläubigen so früh schon sich nach der Ankunft des Richters sehnte, weil sie das überhandnehmende Sündenverderben in der Welt sah, dann ist es viel natürlicher, daß Adam und Eva sich nach dem Erlöser sehnten, da ihnen auf den Kopf gesagt worden war und sie es an ihrem Leben und Leiden erfuhren, was für ein fürchterliches Elend sie über sich selbst gebracht hatten. — „7. Aus der Übereinstimmung der Übersetzer.“ Da führt er an: das Targum Jonathans übersetzt: Ich habe erlangt den Mann, den Engel Jehobahs, das ist, den verheißenen Messias. Cf. Jes. 63, 9; Mal. 3, 1. Von den Alten Isidorus Clarius und von Calvinisten Konrad Pelicanus. Er hätte noch als achten Grund angeben können: Aus dem so gewaltigen Nichtübereinstimmen der Ausleger, die anders übersetzen.

Auf Grund der Grammatik wurden nicht viele Einwürfe gemacht. Da räumte man allgemein der lutherischen Übersetzung das ein: „sprachlich möglich“. Nur diese Einwände wurden gemacht: In der Apposition müßte dann gesetzt werden: $\text{וְיָהוִה אֱלֹהֵינוּ}$, oder es müßte wenigstens אֱלֹהֵינוּ durch den Artikel determiniert sein, also heißen אֱלֹהֵינוּ הַזֶּה . Darauf antwortet Pfeiffer: „Das hat schon Amara gegen Drußius verneint. Die Determination durch ה ist nicht nötig; אֱלֹהֵינוּ wird determiniert durch seine Apposition וְיָהוִה .“ Seb. Schmidt führt als ganz paralleles Beispiel an Ges. 4, 1. „Da wird dem Propheten von Gott befohlen: Nimm einen Biegel, den lege vor dich und entwirf darauf עִיר , eine Stadt, $\text{אֶרֶץ יְרוּשָׁלַיִם}$. Hier steht עִיר , Stadt, ohne jeglichen Artikel, ganz unbestimmt, womit dem Propheten befohlen wird, eine Stadt zu entwerfen; aber welche, das wird noch nicht ausgedrückt. Es wird aber ausgedrückt durch den Namen Jerusalem mit dem Artikel, $\text{אֶרֶץ יְרוּשָׁלַיִם}$, das heißt, eine Stadt, nämlich Jerusalem. Diese Redeweise ist der unsern durchaus konform.“ Pfeiffer führt noch als analoge Beispiele an: 1 Mos. 17, 8; 22, 2; 26, 34; 48, 1; Jer. 18, 13; 1 Kön. 11, 14. Auch Delitzsch sagt: „Häufig findet sich nach einem ersten Affusativ ein zweiter, näher bestimmender mit אֶת .“

Noch ein Einwand: das Wort *est* werde durch den Agent *Christus* vom folgenden Wort getrennt, folglich könne das dann nicht Apposition dazu sein. Pfeiffer sagt dazu: solche emphatische Agentuation sei nicht ungewöhnlich und führt 1 Mos. 26, 34 als Beispiel an. Gerhard fügt noch Jona 2, 2 hinzu.

„Sprachlich möglich“ heißt das allgemeine Verdikt bei der lutherischen Übersetzung. Das kann man von keiner andern sagen. Und es gibt deren viele. Die lutherischen Exegeten konnten sagen, man habe es gegnerischerseits mit allen casibus versucht außer dem Nominativ, und die Präpositionen sei man auch so ziemlich durch. E. P.

(Schluß folgt.)

Zum Verständnis der Zeitbestimmungen in der alttestamentlichen Prophetie.

(Schluß.)

3. Wenden wir uns nun zu den Versuchen, die von gläubigen Theologen zur Erklärung dieser Erscheinung gemacht worden sind. In seinen hermeneutischen „Institutiones“ sagt Hofmann (S. 161 der St. Louiser Ausgabe): „Die Propheten schreiten zuweilen vom Irdischen zum Geistlichen und Himmlischen, von ihren Zeiten zu den zukünftigen des Neuen Bundes, nicht sprungweise (per saltum), sondern gemäß dem sachlichen Zusammenhange (per rerum inter se connexionem).“ Hierzu dann die Anmerkung: „Es hat die Ausleger befremdet, zu bemerken, daß die Propheten von Personen und Begebenheiten ihrer Zeit auf neutestamentliche Sachen übergehen und umgekehrt. . . . So beweist der vorausgehende und nachfolgende Kontext klar, daß Joel, Kap. 3, 4—9, von der letzten Zeit, nämlich von der des Neuen Testaments, redet; plötzlich wendet er sich aber an das Volk seiner Tage und verkündigt ihm allerhand Übles — nicht per confusionem, sondern als eine auf Ideenassoziation beruhende Abschweifung (per digressionem, quae ex idearum consociatione oriebatur).“ So richtig auch die Schwierigkeit hier bestimmt wird, die Lösung derselben befriedigt nicht ganz. Nihil probat, qui nimis probat. Mag das Element der Ideenassoziation auch hineingespield haben — wir denken hier an Stellen etwa wie Hesek. 34, wo von den untreuen Hirten (Herrschern) Israels auf den guten Hirten übergeleitet wird —, als eine Erklärung des Phänomens reicht es nicht aus. Wie kann z. B. Sach. 9 der Übergang von dem Gericht über Damaskus, Tyrus und Philistia auf den Einzug Christi in Jerusalem auf Grund einer Ideenverwandtschaft erklärt werden? Scheint es nicht vielmehr dem Wesen und Geist der Prophetie entsprechender, den *Kausalnegus* als das Prinzip anzuerkennen, das oftmals Dinge, die dem unerleuchteten Geiste

niemals als zusammengehörig vorgekommen wären, in engstem Rahmen zusammenschloß? Anstatt die Zukunftsgeschichte annalistisch zu referieren, gab der Geist Gottes den heiligen Schreibern ein, dieselbe, oft mit Übergehung des zeitlichen Elements, in ihrem sachlichen, realen, pragmatischen Verhältnis zur Gegenwart (das heißt, zur Zeit der Verabfassung) darzustellen. Mit andern Worten: Was sachlich zusammengehörte, schauten die Propheten, von zeitlichen Intervallen abstrahierend, zusammen.

Im Licht der Erfüllung lassen sich auch die Grundzüge dieses Pragmatismus unschwer feststellen. In vielen Fällen erklärt sich das Zusammenstehen zeitlich auseinanderliegender Begebenheiten aus der Stellung, die das Exil in der Geschichte Israels wie auch in der Geschichte der Völker überhaupt einnimmt. Das Exil Israels in Assur und das Exil Judas in Babylon bezeichnen nicht nur in der politischen Geschichte der jüdischen Nation einen wichtigen Abschnitt; es erhält die Gefangenschaft des Bundesvolks, besonders das Exil des Südreichs (Juda) seine eigentliche und höchste Bedeutung erst durch ihre Relation zum Heilsplan. Durchgehend wird im Alten Testament das Exil als Anbruch des Gerichts über das Judenvolk geschildert. Der schon von Mose (5 Mos. 28) angedrohte Fluch ging hier anfangsweise in Erfüllung. Unzähligemal tritt uns späterhin in der Weissagung dieselbe Erscheinung entgegen. Jesaja unterscheidet in den ersten Reden (Kap. 1—5) noch nicht zwischen den Strafgerichtszeiten; Kap. 5, 10—30 wird von dem syrisch=ephraimitischen Krieg unter Iotham im Zusammenhang mit den (späteren) assyrischen, chaldäischen, persischen, griechischen und römischen Strafgerichten geredet. Erst unter Ahas folgen Verkündigungen spezieller und konkreter Art, wobei aber noch zu beachten ist, daß auch von Kap. 7 an „Assur“ oft als Typus der heidnischen Weltmächte (in ihrer Gesamtheit) zu verstehen ist. Was die einzelnen Völkerschaften im Laufe der Jahrhunderte an dem bundesbrüchigen und verstockten Judenvolk zum Austrag gebracht haben, waren eigentlich nur verschiedene Strafhandlungen eines Gerichtes. Immer wieder mahnt die Weissagung, daß die Strafsatte der Vorzeit — des Tiglath=pileser, des Nebukadnezar — sich bis an das Ende der Tage wiederholen und erst mit dem Weltgericht ihren Abschluß finden sollen. Mit dem Exil begann die Verwerfung Israels. Was danach noch an Strafgerichten folgte, waren verschiedene Stufen eines Ereignisses.

Gleich bedeutsam erscheint das Exil als Wendepunkt in der Heilsgeschichte, wenn wir die alttestamentlichen Trostreten an den treugebliebenen Rest (תִּרְשָׁו) in Erwägung ziehen. Dieser Rest ist es, an dem sich alle Heilswissagungen erfüllen sollen, und dem sie fort und fort von den Propheten wiederholt werden. Schließlich läuft die Verkündigung immer wieder hinaus auf das: „Ihr sollt mein Volk sein, und ich will euer Gott sein.“ Von dem Exil an tritt das Israel nach dem Fleisch in den Hintergrund. Nicht nur seine politische Macht war

dahin, es war auch in geistlicher Beziehung So Ammi, „nicht mein Volk“ (Hos. 1), geworden. Wie oft wird nicht gerade das Gericht, das mit dem Exil seinen Anfang nahm, als eine Sichtung dargestellt, als ein Schütteln im Sieb, Amos 9, 9: „Ich will das Haus Israel unter allen Heiden sichten lassen, gleichwie man mit einem Siebe sichtet, und die Körnlein sollen nicht auf die Erde fallen.“ B. 11: „Zur selbigen Zeit will ich die zerfallene Hütte Davids wieder aufrichten.“ An die übrigen, die in diesen Zeiten der Heimsuchung treu bleiben werden, ist die gesamte Prophetie gerichtet, soweit sie dem Gottesvolle Heil predigt. Höchst bedeutsam sind hier auch die Theophanien, die Hiesekiel in der Zeit des Exils zuteil wurden. Kap. 10, 9—22 schildert er den Aufbruch der Gnadengegenwart Gottes und sein Verlassen des durch Götzendienst entheiligten Jerusalem.¹³⁾ Zwar wird den Würge- engeln geboten, derer zu schonen, die mit dem Kreuz (✠) gezeichnet sind, aber die große Masse des Volkes wird dem Gericht der Verstückung preisgegeben, Jehovah ist von ihnen ausgezogen. Erst gegen Ende seiner Weissagungen, wo er von der Zeit des Neuen Bundes redet, schaut Hiesekiel (43, 1 ff.) die Rückkehr der Herrlichkeit des HErrn, der nun (43, 7; 48, 35) ewiglich bei seinem Volke wohnen wird. Merkwürdig ist ferner, daß Jesaia in der zweiten, fast durchweg mes- sianischen Hälfte seines Buches seinen Standpunkt unter dem in der Gefangenschaft weilenden Volke wählt. Nicht an seine Zeitgenossen in erster Linie, sondern an Jakob und Israel im Exil (vgl. Kap. 45 und 47) sind diese Reden vom Knecht des HErrn und seinem Reich gerichtet. So ist uns auch schließlich in dem Umstand, daß die Prophetie bald gänzlich versagte und auch sonst das alttestamentliche Schrifttum nur wenige Ergänzungen erhielt, an die Hand gegeben, daß mit der Gefangenschaft in Babylon sowohl für die götzdienerische und ver- stückte Mehrzahl des Volkes als auch für das gläubige Israel der große Wendepunkt in der Geschichte eingetreten war.

Daselbe gilt auch von den heidnischen Völkerschaften. Für sie waren die furchtbaren Katastrophen, die in den vier vorchristlichen Jahrhunderten über sie hereinbrachen, einerseits Strafe für die an Israel verübten Greuel, andererseits aber wurde gerade durch diese Strafgerichte das neutestamentliche Heil für die Heidentwelt angebahnt. Die Weltmächte mußten gebrochen werden, ehe die Völkerschaften jener Zeit der Predigt des Evangeliums zugänglich werden konnten. Die Gerichtsverkündigungen Jes. 13. 15. 18. 19. 23; Jer. 48. 49; Joel 3, 5; Zeph. 2, 11; Sach. 9 lauten aus in Verkündigungen von der Befehung der Heiden.

Es war also mit dem Zeitalter des Exils und der Völkergerichte der große Tag des HErrn angebrochen. Alles, was an diesem „Tage“

13) Seit der Zerstörung des salomonischen Tempels war die Schekinah von der Bundeslade gewichen; auch antwortete der HErr nicht mehr aus Urim und Thummim (Esra 2, 63; Neh. 7, 65).

bisher geschehen ist und noch geschehen wird, das stellt die Prophetie als verschiedene Stadien eines Ereignisses dar. Daher weiß man oft auf den ersten Blick nicht, ob diese oder jene Stelle von dem Feldzug Nebukadnezars oder der Belagerung des Titus oder dem Weltgericht handelt; ob von dem Jubel der zurückkehrenden Exulanten, von dem Lobgesang der Kirche des Neuen Testaments oder von dem Preislied der Verkürten im neuen Jerusalem; ob von dem Kommen Christi in der Heilspredigt an die Exulanten, ob von seinem Kommen in der Menschwerdung oder von seinem Erscheinen am Jüngsten Tage. Frei von allen Schranken des Raumes und der Zeit, bewegt sich die Darstellung hier zwischen Nahem und Fernem, zwischen Diesseits und Jenseits, Zeitlichem und Ewigem. Manchmal gibt uns die Prophetie selber die näheren Beziehungen zu verstehen, manchmal auch nicht. Ersteres ist im Daniel und Jeremia der Fall, letzteres in Sacharja. Nachdem die „letzte Zeit“ mit dem Exil angebrochen war, fällt die ganze Zukunft dem erleuchteten Auge des Propheten in der Anschauung als ein großes Ereignis zusammen: das Kommen Jehovahs zu seinem Volk. Alles Zeitliche, auch die Zeit selbst, ist danach für die Weissagung nur noch insoweit von Belang, als sich in ihr die Entfaltung des Heilsplans im Leben der Völker abspielt.

Es fehlt auch nicht an Fällen, die uns den konkreten Nachweis liefern für das reale Verhältnis, das zwischen der Eigenart der Zeitbestimmungen in der Prophetie und dem inneren Zusammenhang der Ereignisse besteht. Ein Kausalnexus zwischen weit auseinanderliegenden Begebenheiten ist klar ausgesprochen Jer. 15, 4: „Und ich will sie (Israel) in allen Königreichen auf Erden hin und her treiben lassen um Manasses willen, des Sohns Jehiskias, des Königs Judas, des halben, das er zu Jerusalem begangen hat.“ (Vgl. 2 Kön. 21.) Jehiskia starb ums Jahr 640; Israel treibt heutigentags „hin und her in allen Königreichen auf Erden“. Ferner: 1 Kön. 14 wird die Gefangenschaft des Rehnstammereichs als Strafe für Jerobeams Sünde angekündigt; der innere Konnex besteht auch hier, denn nicht nur der Tod seines Sohnes (V. 12) und der Untergang seiner Dynastie (V. 14), sondern auch der Zusammenbruch des Nordreichs stand in realem Zusammenhang mit dem Götzendienst Jerobeams. Israel hat nie innegehalten auf der Wahn, auf die es durch Jerobeams Vorbild geraten war. Ein anderes Beispiel: Wenn Jeremia Kap. 50 und 51 den Untergang Babels durch die Perser darstellt, so lag allerdings der Keim völliger Zerstörung — obwohl diese erst nach über tausend Jahren erfolgte — in der Eroberung durch die Perser. Die spurlose Vernichtung Babels war hiernach nur noch eine Frage der Zeit, und von der Zeit sieht jene Prophetie ab. Wird der Jungfrauensohn dem gottlosen Ahas als Zeichen verkündigt (Jes. 7), so erinnert man sich wohl der Tatsache, daß zur Zeit der Geburt Christi das Heilige Land sich „in einem Zustand befand, der eben auf Ahas' Unglauben als letzte Ursache

zurückging“ (Delitzsch). Zieht Jesaja Kap. 50 die neutestamentliche Zeit mit dem Ende des Exils in eine Anschauung zusammen, so ist dieses wiederum nicht per consociationem idearum zu erklären, nein, die Zeitverhältnisse, unter denen Jesus auftrat, waren tatsächlich denen des babylonischen Exils in vieler Hinsicht ähnlich, die Sinnesart des Volkes sich völlig gleich geblieben (Apost. 7, 52; vgl. Hesek. 2, 7), und der kausale Zusammenhang — das römische Weltreich war eine späte Fortsetzung des babylonischen — läßt sich leicht erkennen. Daß endlich das Gericht, das Alexander am persischen Weltreich vollzog, wirklich den Völkern Westasiens zum Heile wurde — nämlich durch die Ausbreitung der Sprache, in der die Predigt des Evangeliums erschallen sollte —, ist eine bekannte Tatsache; aus seiner politischen Vernichtung erblühte auch dem großen Perserreich geistliches Leben, „als die Zeit erfüllet war“.

4. Ist es nach alle diesem klar, daß die Erscheinung in der Prophetie, die uns hier beschäftigt, im letzten Grunde auf dem Pragmatismus, dem ursächlichen Zusammenhang der Begebenheiten in der Heils- und Völkergeschichte, beruht, so bleibt uns noch kurz die Frage nach dem Grund dieser Erscheinung zu erörtern. Gibt uns die Schrift den Grund zu erkennen, weshalb die Prophetie bei der Vorherverkündigung sachlich (ursächlich) zusammengehörender Ereignisse so oft von dem zeitlichen Element abzieht? Läßt sich nach schriftgemäßen Voraussetzungen nachweisen, warum mit der Weissagung nicht auch genaue Angaben die Erfüllungszeit betreffend verbunden worden sind?

Zur Zeit des Nationalismus hielt man es für eine gerechte Forderung an die Weissagung, daß sie in dürren Worten referiere, wie, wo und auch wann zukünftige Begebenheiten sich zutragen würden. So sagt z. B. Ammon in seiner „Christologie“: „Die ganz einfachen, in kalter historischer Prosa aufgezeichneten Sätze: Israel hat keinen König, sondern einen Lehrer zu erwarten; dieser wird unter Herodes zu Bethlehäm geboren; er wird für die Wahrheit seiner Religion unter Tiberius sein Leben aufopfern — diese wenigen Sätze würden nicht nur den Charakter wahrer Vorhersagung an sich tragen, sondern würden uns auch ungleich schätzbarer sein als alle Orakel des Alten Testaments zusammengenommen.“¹⁴⁾ Diese Fassung des Problems verrät ja den rationalistischen Standpunkt Ammons; die Frage jedoch: Warum hat der Heilige Geist den Propheten keine einfach historisch referierenden, speziellen Offenbarungen zuteil werden lassen, sondern vieles so unbestimmt und zeitlich unbegrenzt gelassen? steigt wohl jedem Bibel-leser auf.

Da ist zunächst festzuhalten, daß die Schrift uns ein ganz anderes Prinzip und Kennzeichen wahrer, gotteingegebener Weissagung offenbart hat. 5 Mos. 18 wird auf die Frage (V. 21): „Wie kann ich

14) Bei Hengstenberg, Christologie d. A. T. III, 2, S. 213.

merken, welches Wort der Herr nicht geredet hat?“ mit dem Bescheid geantwortet: „Wenn der Prophet redet in dem Namen des Herrn, und wird nichts daraus und kommt nicht — das ist das Wort, das der Herr nicht geredet hat; der Prophet hat es aus Vermessenheit geredet, darum scheue dich nicht vor ihm.“¹⁵⁾ Zufolge dieser authentischen Aussage der Prophetie über sich selbst wird, sowie an der endlichen Erfüllung, der Prophet, ebenso an der nachgewiesenen Nichterfüllung der Pseudopropheie erkannt. Das ist das Grundgesetz prophetischer Kritik, und mit demselben ist allen Einwürfen gegen die Wahrhaftigkeit der Weissagung, die auf etwas anderem außer der Nichterfüllung fußen, die Berechtigung genommen. Mag die Anordnung und Zusammenstellung von Weissagungsworten der Zeitfolge der Erfüllungstatsachen parallel und kongruent sein oder nicht — ist die Weissagung in Erfüllung gegangen, so ist es genuine Weissagung.

Demnächst muß urgiert werden, daß eine Anschauung, die es der Prophetie zur Pflicht machen will, Zukünftiges nach der Methode der Geschichtsschreibung darzustellen, also auch die Zeitintervalle der Erfüllungsgeschichte genau nach Anzahl der Jahre und Tage zu bestimmen, zu unlöslichen Widersprüchen führt, ja, im Grunde genommen, undenkbar und unsinnig ist. Nehmen wir an, Daniel habe dem Darius seinen Tod im Jahre 330 vorhergesagt, und zwar in einer Weise, die keinen Menschen — auch nicht Darius und seinen Mörder — betreffs irgendeines Punktes (Zeit, Ort) in Ungewißheit gelassen hätte. Das Ereignis wäre ganz gewiß nicht erfolgt. Die Weissagung hätte sich selber vernichtet — ein Vorgang, der ganz undenkbar ist. Wenn die Weissagung einfach Zukunftsgeschichte wäre, so wäre ihre Erfüllung unmöglich gemacht. Wir reden hier nicht von Jügen spezieller Art — solche finden sich allerdings in der Prophetie —, sondern von Prädiktionen, die sich dadurch von den Prophetien der Schrift unterscheiden, daß sie durchgängig speziellen Charakters wären, von nichts Wesentlichem, also auch nicht von den Erfüllungszeiten, in ihren Angaben abstrahierten. Solche gibt es nicht. Die Weissagung konnte in diesem Stück nicht anders sein, als sie uns vorliegt, ohne aufzuhören, Weissagung zu sein.

Endlich läßt sich auch der pädagogische Zweck vermerken, den Gott bei solch teilweiser Dunkelheit der Weissagung verfolgte. Es findet sich in der Weissagung so viel Klarheit, daß die Auserwählten aus Israel, wie wir an den Beispielen eines Zacharias, Simeon, Johannes des Täufers, der Maria, der Hanna usw. sehen, in Christo den verheißenen Messias erkennen konnten. Dagegen belehren uns Stellen wie Jes. 6, 9, 10; 29, 10—12; Jer. 23, 20; 30, 24, daß die Weissagungen dem fleischlichgesinnten, abgefallenen und verstockten Teil des Volkes unverständlich sein sollten und erst bei ihrem Eintreffen zu

15) Vgl. Sach. 13, 4; Jer. 23; Hesek. 13, 8, 9.

seinem Verderben von ihm verstanden werden würden. Aber noch von einer andern Seite tritt die heilige Teleologie jenes Nichtwissens der Zeit hervor, nämlich aus den Worten Christi Mark. 13, 32: „Von dem Tag aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern nur der Vater. Sehet zu, wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist“; und B. 35: „So wachet nun; denn ihr wisset nicht, wann der Herr des Hauses kommt. . . . Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet!“ Und nochmals unmittelbar vor seiner Himmelfahrt auf die Frage der Jünger: „Herr, wirst du auf diese Zeit aufrichten das Haus Israel?“ sprach er zu ihnen: „Es gebühret euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde (χρόνος ἢ καιρός, Zeiten oder Zeitpunkte), welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.“ Vgl. 1 Theß. 5, 1: „Von den Zeiten aber und Stunden ist nicht not, euch zu schreiben. Denn ihr selbst wißt gewiß, daß der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht“; und B. 6: „So laßet uns nun nicht schlafen wie die andern, sondern laßet uns wachen und nüchtern sein!“ Dies alles läßt sich nun auf das alttestamentliche Gottesvolk anwenden. Auch ihm war der Tag und die Stunde dessen, der da kommen sollte (ὁ ἐρχόμενος, Matth. 11, 3), verborgen, und zwar zu demselben Zwecke: daß es wachen sollte und nüchtern sein. Hätten die Gläubigen des Alten Bundes gewußt, daß das Kommen Jehovahs zu seinem Volk sich noch so lange verzögern werde, wie sehr hätte da ihre Liebe erkaltet und ihre Hoffnung gelähmt sein müssen! Im letzten Grunde ist es also die Liebe Gottes zu seinem Volk gewesen, die diesem eine Bemessung der Zeitfernen nicht gestatten durfte. G.

Vermischtes.

Verderbliche Früchte der Religionswissenschaft. D. Warned schreibt in der „A. M. Z.“: „Namhafte Vertreter der Religionswissenschaft belieben heute, den Buddhismus, Brahmanismus, Mohammedanismus so hoch einzuschätzen, daß der christlichen Mission keine Berechtigung bleibt, an jenen zu arbeiten. Wahren wir uns solchen Urteilen der Wissenschaft gegenüber unsere Selbständigkeit! Missionare erfahren die Todesmächte, die in den nichtchristlichen Religionen am Werke sind, trotz mancher besseren Elemente in ihnen. Warum unsere lebensvollen Erfahrungen, die oft genug mit Blut besiegelt sind, blaffen Studierstuentheorien unterordnen? Ist das wissenschaftliche Selbständigkeit? Wir haben ein gutes Recht, den ganzen Ernst der Gottlosigkeit, das ganze Elend der Verlorenheit der nichtchristlichen Welt aufzudecken, weil wir ihr helfen und unser Leben für ihre Rettung einsetzen. Heute können wir sogar in Missionszeitschriften von den 'vital forces' des Islam lesen, wo doch der Tod am Werke ist. Ob man uns, wenn wir tapfer

unsere mit der herrschenden Theorie des Tages nicht immer übereinstimmenden Beobachtungen und Erfahrungen ins Feld führen, darüber als unwissenschaftlich verurteilt, ob man uns Fanatismus, Rückständigkeit, Dogmatismus u. dgl. vortwirft, das darf ehrliche Männer nicht anfechten. Wir sind Freunde wahrer Wissenschaft und werden auch Tatsachen, die sich mit unserer Ideentwelt nicht reimen wollen, nicht verschweigen. Auch darf uns der Respekt vor den Koryphäen der Wissenschaft nie abhalten, Zeugnis unsers Glaubens abzulegen, wo der Ort dafür ist.“ „Die größte Gefahr aber für die Heidenmission liegt in der Versuchung, das Evangelium Augenblicksbedürfnissen durch Abstriche oder Zusätze anpassen zu wollen. Gott hat es die Christenheit erfahren lassen, daß in der schlichten biblischen Predigt von Christus, dem Sünderheiland, der sich hingab, um die Sünden der Welt zu tragen und zu sühnen, die Kraft der Welterneuerung liegt. Wir begehen ein Verbrechen, wenn wir über dieses Gut mit uns handeln lassen, wenn wir etwa, um den Anstoß des Kreuzes den Japanern oder Hindu zu mindern, Abstriche machen von der klaren Lehre der Schrift, wenn wir dem Mohammedaner das Bekenntnis zu Christus, dem Sohne Gottes, erlassen, wenn wir, um daheim Freunde zu erwerben, schweigen von dem, was als Zentrum unserer Botschaft die Welt allein erobern kann. Kooperation ist heute ein vielberufenes Schlagwort. . . . Aber die Kooperation wird zum Grabe der Welteroberung, wenn sie dahin führt, daß wir mit Christusleugnern, solchen, die Kreuz und Auferstehung, Sündenschuld und Sündenfühne beseitigen, uns an einen Wagen spannen in der Meinung, damit unsere Kräfte zu verstärken. Das Verbergen oder Unterdrücken der eigenen Glaubensüberzeugung wirkt tödlich auf das christliche Handeln, es würde den Lebensnerv unserer Mission durchschneiden. Hier wäre Koalition Selbstpreisgabe. Das unter solchen Bedingungen ausmarschierende Heer wäre geschlagen, ehe der Feind in Sicht kommt. Nur das volle, ganze Evangelium, das seit den Tagen Pauli dem natürlichen Menschen in Europa wie in Asien und Afrika Torheit und Irrgeheimnis ist, ist die Gotteskraft, die rettet. Mission treiben heißt Christus treiben. Alle Schätze, die wir zur Ausrichtung des Dienstes an den Völkern brauchen, liegen in Christus Christo, sonst nirgends.“ Warned spricht aber seine Genugtuung aus über die zunehmende Kooperation zwischen den protestantischen Denominationen auf dem Gebiete der Mission. Das ist inkonsequent. Jeder, auch der feinste, Indifferentismus wirkt immer nur entnervend und verflachend, arbeitet der auch von Warned bekämpften Kooperation mit Christusleugnern in die Hände und landet folgerichtig im Hafen religiöser Dogmenlosigkeit. F. W.

Die Kopten in Ägypten. D. Hoppe schreibt in einem Artikel über „Ägyptens Stellung in der Geschichte“: „Es gibt zurzeit etwa 700,000 Kopten in Ägypten; sie bilden also noch nicht einmal den zehnten Teil der Bevölkerung. Ihr Name ist schwer zu erklären. Möglicherweise hängt er mit dem Namen der Stadt Koptos in Oberägypten zusammen;

wahrscheinlicher ist es mir, daß er eine Umwandlung des griechischen Namens der Ägypter im Munde der Araber ist. Aus *Αιγυπτοί* machten sie *Κύβη*, und daraus wurde *Κοπτ*. Jedenfalls lebt in ihnen das alt-ägyptische, früher schon zum Christentum bekehrte Volk fort. Politisch war dies Volk, das auf eine glänzende und uralte Kulturentwicklung zurückblicken konnte, den Araberhorden im 7. Säkulum erlegen. Daß es trotzdem mit einem starken Rassenstolz und Hochmut auf die Eroberer herabsah, kann man begreiflich finden, wenn es auch töricht war. Denn es zog ihm diese Stellungnahme die schlimmsten Bedrückungen zu. Sie aber hatten wieder nicht bloß eine starke Dezimierung, sondern auch eine ungünstige Beeinflussung ihres Charakters zur Folge. Man kann an der koptischen Kirche beobachten, wohin es führt, wenn eine Kirche durch Jahrhunderte hindurch von dem Strom der kirchlichen und religiösen Entwicklung völlig abgeschnitten war, wenn sie keine theologische Wissenschaft, ja überhaupt keine Wissenschaft besitzt, weil ihr alle Bildungsstätten fehlen und die gesamte Literatur des Volkes nur kirchlichen Charakter hat, Liturgien, Homilien, Märtyrerakten, Legenden usw. Nicht einmal ein Priesterseminar steht der koptischen Kirche zur Verfügung. Es läßt sich danach denken, auf welcher Bildungsstufe ihre Geistlichen stehen, zumal wenn der Patriarch der Kirche stets aus dem Mönchsstande genommen wird. Ein Zustand völliger Erstarrung ist über diese Kirche seit vielen Jahrhunderten hereingebrochen, wobei sie den ursprünglichen Besitz, das überkommene Erbe, noch nicht einmal bewahren konnte, weil sie gar nicht den Versuch machte, es zu erwerben. So macht hier alles den Kläglichsten, einen geradezu beschämenden Eindruck. Absolute Greisenhaftigkeit! Nachdem die koptische Sprache seit 900 Jahren — im äußersten Oberägypten seit 400 Jahren — ausgestorben ist, ist es ein Unfug, daß diese Sprache noch immer beim Gottesdienst gebraucht wird, daß die liturgischen Stücke in ihr vorgebetet und gesungen werden, obwohl selbst die Priester dies Idiom meist nur lesen, nicht aber verstehen können. Glücklicherweise wird wenigstens die Perikope nicht bloß in koptischer, sondern auch in arabischer Sprache gelesen. Ich ging mit dem höchsten Interesse trotz des ungünstigsten Eindrucks, den ich von den kirchlichen Verhältnissen und der Bildungsstufe der Geistlichen beim Besuch der alten Koptenkirche in *Alt-Kairo* *Abu Serge*, das heißt, St. Sergiuskirche, empfangen hatte, Sonntags in die Patriarchalkirche zum Gottesdienst, fand hier auch eine zahlreich versammelte Gemeinde und ein sehr aufmerksames, freundliches Entgegenkommen derselben; aber einen wie wenig günstigen Eindruck machte doch dieser Gottesdienst! Ich sehe davon ab, daß Ordnung und Sauberkeit zu wünschen übrig liegen; das ist ja durchaus orientalisches; es fehlte auch vielfach an Andacht. Während der langen Rezitationen des Geistlichen in koptischer Sprache wurde eine ziemlich kräftige Unterhaltung von den Zuhörern gepflogen, die jungen Diakonen (vierzehn- bis sechzehnährige Knaben, die zu Priestern erzogen werden) gingen

in ihrem unpassenden Verhalten sogar noch weiter. Das eigentliche priesterliche Tun spielt sich hinter der sogenannten Bilderwand ab, in deren Mitte sich eine Tür befindet, durch welche wenigstens ein Teil der Gemeindeglieder den am Altar amtierenden Geistlichen sehen kann. Was soll bei diesen Gottesdiensten herauskommen, zumal wenn sie bis zu drei, ja wohl einmal auch bis zu acht Stunden währen können mit ihrem stumpfsinnigen Einerlei der liturgischen Formeln! Ein Salz unter den Mohammedanern ist also die koptische Kirche, die einem schier erforderlichen Glied am Leibe der Kirche gleicht, nicht. Um dies zu werden, bedürfte sie einer gründlichen Reformation. Hoppe glaubt dafür auch einige schwache Anzeichen in der jüngeren Generation beobachtet zu haben, die auf Anschluß an die evangelischen Kirchen Europas hinweisen. Der Regierung gegenüber hat die koptische Kirche vor einigen Jahren den Erfolg errungen, daß an den Regierungsschulen ein besonderer koptischer Religionsunterricht erteilt werden muß, sobald fünfzehn Kinder desselben Bekenntnisses vorhanden sind. Schwierigkeiten macht es aber, daß der Sonntag in der islamischen Welt Arbeitstag ist. Zuweilen wird dies, wie andere äußere Vorteile, ein Anlaß zum Übertritt zum Islam. Segensreich wirkt unter den Kopten die Britische Bibelgesellschaft mit ihrer Verbreitung von arabischen Bibeln. Die amerikanischen Presbyterianer haben 14.000 Kopten für den Protestantismus gewonnen. Neben der protestantischen Missionsarbeit in Ägypten steht eine weitverbreitete katholische. „Franziskaner und Kapuziner, Lazaristen und Jesuiten und viele Frauenorden arbeiten seit langem in Ägypten; indes, ausgesprochenermaßen verfolgen diese katholischen Missionare das eine Ziel, die Mitglieder der morgenländischen Kirchen für Rom zu gewinnen, während sie sich um die islamische Bevölkerung nicht kümmern. Es schien auch eine Zeitlang, als ob sie einen großen Einfluß auf die koptischen Gemeinden gewinnen würden, so daß der Papst in Alexandrien bereits ein katholisch-koptisches Patriarchat und im Lande zahllose Distrikte (in Oberägypten allein 60) errichtete; indes zählen dieselben weder Menschen, noch haben sie Geld.“

Lutherbeschimpfungen. Die „Lothringer Volksstimme“, Bischof Benzlers geweihtes Zentrumsblatt, hatte vor einiger Zeit Luthers Ehe mit Katharina v. Bora ein „ganz unchristliches Verhältnis“ genannt. Von der „Meßer Zeitung“ deshalb zur Rede gestellt, wiederholt nun das Merisale Blatt in seiner Nummer vom 4. April diese Beschimpfung in noch viel größerer Art. Es schreibt u. a.: „Na, war denn die Heirat des abgefallenen Mönches mit der ausgesprungenen Nonne etwas anderes als eine nicht zu Recht bestehende Ehe und, weil zwischen zwei gottgeweihten Personen, ein doppeltes Sakrilegium? Wer hat denn je dieses Verhältnis gerechtfertigt, ihm den Stempel einer richtigen, vollgültigen Ehe aufgedrückt? Nicht die Kirche. Ihre Gesetze standen mit aller Klarheit und Entschiedenheit der Gültigkeit einer Ehe von durch feierliche Klostergeübde Gebundenen entgegen. Nicht der Staat. Das

kaiserliche Recht erkannte die Ehen der Priester und Mönche nicht an, und die Juristen entschieden nach diesem Rechte. *Nicht Luther und Rätke Vora. Ihr Wille genügte nicht, ihr Verhältnis zu legitimieren, es zu einer rechtmäßigen Verbindung zu machen. Auf dieser Grundlage wäre jede wilde Ehe ipso facto legitimiert, und uneingeschränkter Sittenlosigkeit ständen Tür und Tor offen. . . . Wir hatten also recht, die Ehe Luthers gelegentlich als das zu bezeichnen, was sie in Wirklichkeit war, was sie nicht anders sein konnte, als ‚ein ganz unchristliches Verhältnis‘, das, in sich betrachtet, im höchsten Grade verwerflich, auf andere in skandalösester Weise eingewirkt hat.“ — Diese papistischen Verleumdungen gehen von der falschen Voraussetzung aus, daß die Kirche oder der Staat Priestern, Mönchen und Nonnen die Ehe verbieten könne, was doch dem klaren Urteil der Schrift und der Vernunft zuwider ist. Luthers Ehe war nichts weniger als eine wahrhaft christliche Heldentat den papistischen Eheschändlern und unreinen Zölibatoren gegenüber. Auch hier hat Luther, unbekümmert um den Zorn der Römlinge, gehandelt nach dem Satz: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.“

J. B.

Römische Marienverehrung. In der Septembernummer 1913 des römisch-katholischen „Pfarrboten von Niedisheim“ werden die Feiertage des Monats September kurz besprochen. Da heißt es beim 8. September, den die römische Kirche als den Tag der Geburt Mariä bezeichnet, von „unserer himmlischen Mutter“, daß sie „für uns der Anfang des Heils und die Morgenröte der Erlösung geworden“ sei. Vom heiligen Apostel Matthäus, dessen Gedenktag auf den 21. September fällt, weiß der „Pfarrbote“ seinen Lesern nichts zu berichten — er konnte sie doch nicht gut auffordern, das Evangelium dieses Apostels fleißig zu lesen —; dagegen schreibt er zum 22. September: „Der Mahnung des weisen Sirach eingedenk: ‚Vergiß die Schmerzen deiner Mutter nicht‘ (7, 29), lenkt die heilige Kirche unsern Geistesblick noch einmal im Laufe des Kirchenjahres auf unser aller Schmerzensmutter. Soll uns doch stets Liebe und Dankbarkeit gegen die unschuldig leidende Mutter des HERRN beseelen, um ihr einigermaßen jene Sühnung zu vergelten, welche sie durch ihre standhaft ertragenen Schmerzen Gott für unsere Sünden dargebracht hat. Aber auch in unsern Leiden sollen wir zur Schmerzensmutter immer wieder aufblicken, um durch ihren Starkmut zu Geduld und Standhaftigkeit aufgemuntert zu werden.“ Die von uns unterstrichenen Worte sind nichts anderes als eine Lästerung Christi, dessen in Wahrheit unschuldig Leiden und Sterben die einige und vollgültige Sühnung für unsere Sünde ist.

(E. L. F.)

Rom und der Umsturz. An eine alte Bundesgenossenschaft erinnert anläßlich der Revolution in Brasilien die Chemnitzer „Allgemeine Zeitung“: „Es sollte uns zu denken geben, daß gerade die Länder die

Herde der Revolutionen geblieben sind, in denen der römische Katholizismus uneingeschränkt herrscht. Es ist das kein Zufall. Das mangelnde Staatsbewußtsein der lateinischen Völker Amerikas erklärt sich vielmehr mit aus der geringschätzigen Auffassung, die die römische Kirche vom Staate hat. Sie sieht in dem Staate eigentlich nur ein notwendiges Übel, das geduldet werden muß, etwas Sekundäres. Die Betonung der staatlichen Autorität geht doch nur so weit, als dadurch das Interesse der Kirche gefördert wird, die staatliche Autorität wird nur als bedingt anerkannt; gerät sie in einen Gegensatz zu den kirchlichen Herrschaftsansprüchen, so wird sie bitter bekämpft. Aus dieser geflüsterten Herabsetzung des Staates als Macht kann sich naturgemäß ein wirkliches Staatsbewußtsein nicht entwickeln; die durch kirchliche Interessen bedingte Geringschätzung des Staates muß sich auch auf die Gesinnung eines bigott katholischen Volkes übertragen. „Ultramontane und Jakobiner“ [Papstnechte und Männer des Umsturzes], meint Treitschke, „gehen beide von dem Standpunkt aus, daß die Gesetzgebung des modernen Staates ein Werk des sündigen Fleisches sei. Es zeigt sich darin nur der völlige Mangel an Ehrfurcht vor dem nach außen gerichteten Gotteswillen, der sich im Staatsleben offenbart.“ (E. L. F.)

Literatur.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, ist erschienen:

1. Synodalbericht des Canada-Distrikts mit Verhandlungen von Prof. Sohn über das Thema: „Der Staat, die Bibel und das Papsttum.“ (15 Cts.)
2. Synodalbericht der Allgemeinen Deutschen Ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. 192 Seiten. 45 Cts. — Wer sich mit dem gegenwärtigen Stand, der theologischen Stellung und umfangreichen Arbeit unserer Synode vertraut machen will, findet hier die zuverlässigste Auskunft.
3. „Berea Bible Class Lessons 1914/15.“ Published in the interest of the Lutheran Berea Bible Class Association. Edited by Pastor W. F. Wilk. Pastors L. Sieck and A. Doerfler, Associates. (10 cts.)
4. „Unsere Negermission in Wort und Bild.“ (50 Cts.) — Dies von P. A. J. Bakke, dem Direktor unserer Negermission, verfaßte Buch (92 Seiten mit mehr als 150 Illustrationen) ist ein ganz vorzügliches Mittel, um unsere Christen mit unserer Arbeit in der Negermission gründlich bekannt zu machen und das Interesse für dies edle Werk zu wecken und zu nähren. J. B.

Ev.-Luth. Dogmatik von D. A. Höndel. Band IV. 17. Lieferung. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. 40 Cts.

Mit dieser Lieferung kommt die eigentliche Dogmatik zum Abschluß und wird der Anfang gemacht mit den Prolegomenen. Sie behandelt den Artikel von der Verdammnis (Schluß) und vom ewigen Leben sowie die Fragen vom Ursprung, Recht, Brauch und Entwicklung der Prolegomena. J. B.

Griechisches Neues Testament. Text mit kurzem Apparat (Handausgabe) von Hermann Freiherr von Soden. Göttingen. Vandenhöck und Ruprecht. 1913. 436 Seiten 6x9, in Leinwand mit Rücken- und Deckeltitel gebunden. Preis: M. 5.

Seit mehr als zehn Jahren hat das v. Sodensche Unternehmen die interessierten Kreise in Spannung gehalten. D. v. Soden, Prediger und Professor der

Theologie in Berlin, neutestamentlicher Exeget seinem Fache nach, liberal seiner Richtung nach, plante eine neue, große kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments. Ein ganzer Stab jüngerer Gelehrter wurde herbeigezogen, Forschungszweigen wurden unternommen, die Kosten wurden vom Staate, von gelehrten Gesellschaften und von Privatpersonen bestritten. Von Soden gestand selbst, daß ihn die ganze lange Zeit die bange Sorge nicht verlassen habe, daß er das von ihm gesammelte Material halb verarbeitet und für andere kaum verwertbar hinterlassen müsse, und diese Sorge ihn zu immer größerer Eile angetrieben habe. Endlich, im vorigen Jahr, war die große mehrbändige und naturgemäß kostspielige Ausgabe vollendet: die Schriften des Neuen Testaments in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte. Bald danach verunglückte v. Soden auf der Eisenbahn in Berlin und kam zu Tode. Der vorliegende Band enthält nun die für den Handgebrauch bestimmte, bequeme Textausgabe mit einem längeren „Überblick über die Geschichte des griechischen Textes“ und einem ziemlich ausführlichen Variantenapparat, der selten weniger als ein Drittel, oft die Hälfte der Seite füllt. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die textkritischen Ansichten v. Sodens einzugehen, die in Fachzeitschriften viel erörtert werden und ebenso eifrige Anhänger wie unterschiedene Gegner gefunden haben; es sei nur kurz erwähnt, daß er drei Rezensionen des Textes annimmt: die ägyptische, ums Jahr 300 in Alexandrien (mit H bezeichnet nach dem alexandrinischen Textgelehrten Hesychius), die palästinensische, um 300 von Pamphilus hergestellt (I = Jerusalem), und die antiochenische, um 300 in Antiochien von dem Textkritiker Lucian besorgt (K = *κοινή*). Aber wichtig für alle ist, daß nun auf Grund jahrelanger, eingehender und minutiöser Arbeit das Resultat ist: Im großen und ganzen und in allen Hauptsachen bleibt es, wie es war. Der Text, den irgendeine gute neuere Ausgabe des griechischen Testaments bietet, ist wesentlich derselbe, der hier dargeboten wird. Gegenüber der Übereinstimmung verschwinden die Verschiedenheiten. Das ist besonders apologetisch wertvoll für uns bei unserer festen, ungebrochenen Stellung zum Schriftwort. Für jeden aber, der sich nun eingehender mit dem Text des Neuen Testaments beschäftigt, ist und bleibt es auch lehrreich und interessant, diese neueste Ausgabe zum Vergleich heranzuziehen. Die äußere Ausstattung ist mustergerätig. Der Text ist mit scharfen, schönen Settern und in vorzüglicher Schwärze gedruckt, die Varianten heben sich schön durch einen andern Schriftcharakter ab, Papier und Einband ist gut, der Preis billig. Viel weniger will uns gefallen, daß v. Soden ganz neue Abkürzungen, sigla, eingeführt hat; diejenigen, die sich an die bisherigen gewöhnt haben und sofort wußten, welcher Textzeuge diese oder jene Art hat, werden sich nur schwer oder gar nicht damit befreunden. Und dann hat diese Ausgabe noch einen ganz abshenlichen Flecken. Von Soden hat die Kühnheit, Matth. 1, 16 diesen Text zu geben: *Ἰακώβ δὲ ἐγέννησεν τὸν Ἰωσήφ, Ἰωσήφ δέ, ὃ ἐμνηστεύθη παρθένος* (soll heißen *παρθένος*) *Μαριάμ, ἐγέννησεν Ἰησοῦν τὸν λεγόμενον Χριστόν*, also kurz: Joseph zeugte Jesum. Das soll der „älteste erreichbare“ Text sein. Den gewöhnlichen griechischen Text bringt nur der Variantenapparat. Wir brauchen kein Wort über die Tragweite dieser Art zu führen; die in der Gegenwart so hart bestrittene Jungfrauengeburt wird dadurch aus dieser Stelle beseitigt, und es wird genug ungläubige Theologen geben, die sich nun mit um so größerem Eifer auf diese Art berufen. Aber das muß gesagt werden, daß dieses Verfahren ein kritischer Gewaltstreich ist, eine „Unwissenschaftlichkeit“, die ihresgleichen sucht. Denn keine einzige unter den mehr als 1700 griechischen Evangelienhandschriften, an die wir doch zu allererst gewiesen sind, enthält diesen Text. Dieser Wortlaut findet sich nur in dem sogenannten Syrus Sinaiticus, einer syrischen Evangelienhandschrift, die 1892 die Engländerinnen A. S. Lewis und M. D. Gibson im Katharinenkloster auf dem Sinai entdeckten, deren Entdeckung und Geschichte noch ganz in Dunkel gehüllt ist, und aus der v. Soden dann durch Übersetzung seinen Text angefertigt hat. Und jeder, der sich nur ein wenig mit der Entdeckung verschiedener Arten beschäftigt hat, sieht auf den ersten Blick, daß dieser Wortlaut, selbst wenn man einmal einen einzigen Zeugen gegen eine ganze Wolke von Zeugen ins Feld führen wollte, nicht richtig sein kann, nicht bloß aus dogmatischen Gründen, von denen wir hier absehen, sondern aus rein „wissenschaftlichen“ Gründen. Es zeigt sich darin die Gedankenlosigkeit des Abschreibers, der vorher immer eine Generation mit der folgenden

durch das Wort „geuete“ verband und es so auch bei der letzten tat. Dabei merkte er nicht, daß er nicht bloß in unausgleichbaren Widerspruch trat mit den gleich folgenden Versen 18—25, wo ja die übernatürliche Geburt Christi erzählt wird, sondern mit seinem eigenen 16. Vers, der Maria ausdrücklich als Jungfrau bezeichnet, die dem Joseph verlobt war. Wir sind absichtlich etwas genauer auf diesen Punkt eingegangen, weil auch in amerikanischen Zeitschriften und Blättern wiederholt zu lesen stand, daß die älteste Handschrift des Neuen Testaments Jesus zum Sohne Josephs mache, und weil dieser Fall wieder eklatant zeigt, daß man auch in solchen äußerlichen textgeschichtlichen Fragen bei modernen Theologen die Augen offen halten muß.

Evangelisch-theologische Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Lic. H. V. Bez. Die Apostelgeschichte, erklärt von D. Dr. G. Hönnike, o. Professor an der Univerſität Breslau. — Der Brief an die Hebräer, erklärt von D. A. Seeberg, o. Professor an der Univerſität Rostock. Verlag von Quelle und Meier in Leipzig. 140 und 163 Seiten 5 1/2 x 8 1/2, in Leinwand mit Rücken- und Deckeltitel gebunden. Preis: Je M. 3.60.

Dies sind zwei weitere Bände aus der von positiv gerichteten Univerſitätsdozenten Deutschlands herausgegebenen Sammlung, von der wir die alt- und neutestamentliche Einleitung im Januarheft, S. 24, besprochen haben. Die Anlage dieses kurzgefaßten Kommentars ist folgende. Zuerst steht eine Einleitung, die die üblichenagogischen Fragen behandelt; dann folgt die Auslegung, die zuerst in größerem Druck eine Zusammenfassung des Gedankenganges und des Inhalts eines Abschnittes und hierauf in kleinerem, aber sehr deutlichem Druck von Vers zu Vers die nötigen sprachlichen und sachlichen Erörterungen und Erklärungen darbietet. Am Schluß eines Abschnittes der Apostelgeschichte werden dann immer kritische Fragen besprochen, während Seebergs Werk am Ende einen Abschnitt bietet über die Einteilung, den Inhalt und die geschichtliche Bedingtheit der religiösen Gedanken des Hebräerbriefs. Nachdem so das betreffende Buch ausgelegt ist, folgt ein doppeltes Register, eins über die erörterten Worte und sprachlichen Erscheinungen und eins über die behandelten Namen und Sachen. Es liegt auf der Hand, daß diese Methode viel für sich hat, namentlich wenn man das biblische Buch kurzforſich durchnehmen will, wofür ja dieser Kommentar zunächst geschrieben zu sein scheint. Besonders Hönnikes Zusammenfassung und Anmerkungen können da sehr gute Dienste leisten; andererseits ist bei dieser „reproduzierenden“ Methode immer die Gefahr, daß der Verfasser seinen eigenen Gedanken und Auffassungen Ausdruck gibt, und dieser Gefahr ist Seeberg durchaus nicht immer entgangen. Überhaupt schätzen wir Hönnikes Werk höher ein als Seebergs. Die Einleitung orientiert gut über die kritischen Fragen, und der Verfasser zeigt sich als konservativ, hält Lukas für den Verfasser des Wertes wie schon des dritten Evangeliums, verteidigt den geschichtlichen Wert der Apostelgeschichte, weiß auch ihre literarische Eigentümlichkeit gut herauszuheben. „Der Verfasser war in hohem Maße ein Meister des Worts, ein Künstler in der Darstellung von Situationen, in der Verwendung der Reden, in der Ausgestaltung der Einzelszenen für die Erzählung, in der Detailmalerei, in der Plastik der Bilder. Er hat es in großartiger Weise verstanden, mit wenigen Worten geschichtliche Verhältnisse zu zeichnen, durch leichte Nuancen des Ausdrucks gewisse Nebenumstände anzudeuten, höchst individualistisch darzustellen.“ (S. 9.) In der Exegetik ist Hönnike darauf bedacht, die Apostelgeschichte aus sich selbst zu verstehen, und legt besonderes Gewicht auf die sprachliche Erläuterung, bei der er durchweg die Grammatik von Blak zitiert. Leider nimmt auch er keine Inspiration im biblischen Sinne des Wortes an, findet allerlei Differenzen und Verschiedenheiten in dem Buche und spricht unhaltbare Ansichten in den kritischen Abschnitten aus. — Seebergs Einleitung zu dem Hebräerbrief ist viel kürzer gehalten als Hönnikes zu der Apostelgeschichte, obwohl gerade der Hebräerbrief so viele Fragen über seine Entstehung und Adresse aufwirft. Über den Verfasser will Seeberg keine bestimmte Ansicht aussprechen, außer „daß Paulus den Brief nicht geschrieben hat“ (S. 1). „Möglich, aber auch nur möglich ist, daß Barnabas oder Apollon den Brief geschrieben hat“ (S. 2). Mit Recht verwirft Seeberg die Ansicht, daß der Brief erst nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben sei; aber

mit seiner auch sonst in neuerer Zeit vielfach vertretenen Meinung, daß er an römische Christen gerichtet sei, können wir uns nicht befreunden. Wer die jüdenchristliche Adresse in Abrede stellt, wirft den Schlüssel zum Verständnis des Briefes fort. In der Exegese findet sich manche gute Bemerkung, aber ebenso häufig wird man auch zum Widerspruch herausgefordert. Gerade die christologischen und soteriologischen Aussagen, die den Hebräerbrief so bedeutsam und wichtig machen, werden oft verkümmert und abgeschwächt. Der Kommentar fordert wohlprüfende Leser.

Der Brief des Paulus an die Römer, ausgelegt von D. Dr. Ernst Kühn. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig. 511 Seiten 5 1/2 x 9 1/2. Preis: M. 12; in Originalleinenband M. 14.

Professor D. Kühn in Göttingen hat diesen Band seinem „hochgeschätzten Lehrer und väterlichen Freund Professor D. Dr. Bernhard Weiss“ gewidmet, dem bekannten Berliner neutestamentlichen Exegeten und Hauptbearbeiter der späteren Auflagen des Meyer'schen Kommentars. Kühn hat selbst in dem genannten Kommentarwerk die Petribriefe bearbeitet und ist in mancher Beziehung der Erbe Weiss', obwohl er eine andere exegetische Methode hat als dieser. Ursprünglich sollte dieser Kommentar der evangelisch-theologischen Bibliothek von Weß eingereicht werden. Aber trotzdem Kühn, wie er sagt, erhebliche Kürzungen am ersten Entwurf des Manuskripts vorgenommen hat, konnte der für diese Sammlung vorgeschriebene Umfang nicht innegehalten werden, und so ist der Kommentar als selbständiges Werk erschienen, gewiß nicht zum Nachteil der Sache. Ein Brief wie der Römerbrief läßt sich nicht ordentlich abhandeln in beschränktem Umfang, wie auch das opus magnum unferz unvergessenlich D. Stöckhardt über diesen wichtigsten Brief St. Pauli zeigt. Kühn's Werk ist trefflich ausgestattet, was Druck, Papier und Einband anlangt, ist frisch, klar und durchsichtig geschrieben, gewiß ein nicht zu unterschätzender Vorteil, auch übersichtlich angeordnet. In der Art und Weise der Behandlung unterscheidet er sich ganz und gar namentlich von der Weise der älteren Auflagen des Meyer'schen Kommentars. Die glossatorische Methode ist hier ausgegeben; das hat seine Vorteile, aber auch seine Nachteile. Die Einleitungsfragen sind kurz gefaßt und erst am Schluß behandelt; auch das hat seine Vorzüge und Nachteile. Biblisch-theologische Fragen, auf die die einzelnen Abschnitte führen, sind am Schluß derselben in besonderen Exkursen behandelt; Fußnoten, an denen namentlich der neue Kommentar Th. Zahn's so reich ist, und die viel gelehrtes Material enthalten, fehlen hier gänzlich, und das Werk liest sich leicht. Überall merkt man den wohlunterrichteten Exegeten von Fach, den guten Diktator. Zusammenfassende Darstellung wie philologische Einzelexegete ist gleichermaßen sorgfältig vollzogen. Wer neben dem Stöckhardt'schen Werk, das wir jedesmal primo loco empfehlen, noch einen neueren Kommentar wünscht, den machen wir gerade auch auf Kühn aufmerksam. In der Einzelexegete freilich fordert er oft Widerspruch heraus. Kühn hält fest an der forensischen Bedeutung von *δικαιοσύνη* und verteidigt sie gegen alte und neue Umdeutung; aber er versteht *δικαιοσύνη θεού* (c. 1, 17) nicht von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt (vgl. dazu Stöckhardt's gründliche Auseinandersetzung), sondern von der wesentlichen Eigenschaft Gottes, nach der er mit den Menschen handelt. In der bekannten *crux interpretum* c. 5, 12 faßt Kühn *ἐπ' ὃ* richtig = *ἐπὶ τοῦτο οὖν*, auf Grund dessen, daß, „dies weil“; aber irrig bezieht er diese Aussage nicht darauf, daß die Menschen alle in und mit Adam gesündigt haben, sondern darauf, daß „alle einzelnen Menschen um ihrer eigenen Todsünden willen ausnahmslos dem Tode verfallen sind“. Und so könnten wir noch manches namhaft machen, dem wir, als richtig zustimmen, aber auch vieles, was wir als dem Wortverstand zuwider abweisen müssen. Auch dieser Kommentar fordert prüfende Leser. Gute Register erleichtern den Gebrauch des Werkes.

Proden vom Sonntagstisch. Ein Jahrgang Predigten über einzelne Verse der sonn- und festtäglichen altkirchlichen Evangelien von D. A. Matthes. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 5.50; geb. M. 6.50.

D. Matthes gehört zu den konservativeren unter den modern-positiven Theologen, die zwar mit dem Liberalismus nichts zu schaffen haben wollen,

aber seit von Hofmann auch keinen Mut mehr haben, für die alten lutherischen Lehren von der Verbalinspiration, der Stellvertretung, dem fühnenden Straf-leiden, von der allgemeinen Rechtfertigung ufm. einzutreten. Das zeigt sich auch in den vorliegenden Predigten, soweit wir dieselben gelesen haben. Selbst zu Karfreitag und Oftern kommen die genannten Lehrstücke nicht zur Geltung. Überhaupt vermißt man gründliche, zuberfichtliche Vordarstellung. Um die Dis-tion und Art D. Matthes' zu charakterisieren, lassen wir etliche Proben folgen.

S. 11: „Möchtest du nicht auch zu solcher Erlösung kommen? Möchtest du nicht frei werden von allem Druck und Leid, Sündennot und Todesdunkel? Ist dir's Ernst um das Gebet in der Gemeinde, das machtvollst tönt und das Gröste er-bittet: Herr, mach' uns frei!? Wer des Jüngsten Tages nicht begehrt, mit Luß und Liebe nicht wartet, der ist nicht in einem göttlichen Leben, wenn er gleich Tote aufwecke", sagt Luther. Und ein anderer Wittenberger, Heinrich Seignhard Heubner, der Direktor des Predigersseminars dort, der Mann, von dem gesagt ist, er sei nie aus der Taufgnade gefallen, steht einst tief in sein Studium verjenkt an seinem Pult und hört nicht, daß ein entziefliches Gewitter über die Stadt zieht, so daß allen angst und bange wird. Da wird die Thür aufgeriffen, und die Seinen stürzen herein: „Water, siehst und hörst du denn nichts — das ist der Jüngste Tag!" Da dreht sich der Greis um und sagt mit fröhlichem Munde: „O so freut euch doch; dann kommt ja der Herr Iesus!" Das ist frohe Abventsbottschaft: Eure Erlösung naht, nach dem ersten Advent der letzte. Nicht wahr, das soll auch unsere Abventsbitte sein, und war sie's bisher noch nicht, soll sie's von heut' an werden, erhobenen Hauptes, beseligten Herzens, die letzte Bitte der ganzen Heiligen Schrift auch unsere Abventsbitte: Amen, ja komm, Herr Iesu! Amen." S. 14: „Ist die Welt weiter fortgeschrit-ten in seiner Erkenntnis, in der Achtung vor seiner Hoheit? Ach, das Argernis ward nur größer! Denn nun kam ja erst das, was den Juden ein Argernis und den Griechen eine Torheit war, nun ward das Kreuz auf Golgatha auf-gerichtet, nun trat er vor die Weltgeschichte hin und vor die Völker, und er hatte doch keine Gestalt noch Schöne; da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verberg, darum für nichts geachtet. Da ward erst das Argernis groß. Und der unermeßliche Gegensatz zwischen seiner Erscheinung und seinen Ansprüchen reizt ja den natürlichen Menschen, sich an ihm zu ärgern. Als vor 700 Jahren einst ein spanischer Mönch zu unsern heidnischen Vorfahren nach Rommern kam, um ihnen das Evangelium zu pre-digen, arm und unscheinbar, und doch erklärte, er sei ein Bote des höchsten Herrn und Königs, da setzten sie gutmütig und grob ihn in einen Rahn: Fahre hin und predige den Fischen! Wärest du wirklich ein Bote des reichen Herrn, für den du dich ausgibst, so würde er dich nicht in einem so armseligen Aufzuge geschickt haben." S. 15: „Der natürliche Mensch — sagen wir's ruhig heraus: wir, wir kommen mit unsern Vorurteilen an Iesu heran. Wir haben uns ein Bild von ihm zurechtgemacht. Unsere Christuskentfremdete Zeit, die gott-feindliche Welt um uns her sucht uns ihre Gedanken und Vorstellungen über ihn einzupflanzen; wir messen mit unserm Maßstab, rechnen mit der Größe dieser Welt, zählen nach Menschenweise. Und das gibt den Anstoß. Was, wie die Wissenschaft es nennt, inkommensurabel ist, unvergleichbar, das trotzdem zu-sammenstellen, heißt notwendig in Irrtum verfallen, Anstoß nehmen müßen. Das gibt den Anstoß: Der Arme soll andere, soll eine Welt mit Wohlleben überschütten können? Andern hat er geholfen und kann ihm selber nicht helfen? Der soll zur Himmels Herrlichkeit führen können, der doch von allen verachtet, unter alle erniedrigt war? der alle Völker sammeln, den sein Volk ausgestoßen hat, den die Geschichte der Menschheit immer wieder von sich stoßen möchte?" „Iesu Art ist der Weltart genau entgegengesetzt, ob die natürliche Art nun gottfeindlich ist oder meint, Gott in eigener Kraft finden zu können. „Das Maß deiner Argernisse an dem Herrn", sagt ein tiefsinziger Schriftforscher, „ist genau das Maß deiner Sünde." Solange und soweit dich noch manches an Iesu befremdet, verletzt, dir Anstoß gibt, so viel fehlt dir noch an voller Gesundheit deines geistlichen Lebens, so weit bist du noch nach diesem untrüglichen Kenn-zeichen ein natürlicher Mensch. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, nichts von der Art des Geistes Gottes, die sich in Iesu offenbart; es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen; denn es muß

geistlich gerichtet sein.“ S. 57: „Es ist ein schöner Brauch von der Vorzeit her, weithin noch heute verbreitet und unter den Alten und Bejahrten insonderheit noch anzutreffen, daß man sich beugt und verneigt, wenn der Name Jesu genannt wird. Als einst in London König Georg III. von England der Auf- führung des gewaltigen Musikwerks Händels, des ‚Messias‘, beiwohnte, und nun der Schlußchor brausend zum Himmel emporstieg, das große Halleluja als das Halleluja aller himmlischen Heerschaaren: ‚Er regiert von nun an und ewig, der Könige König, der Herren Herr!‘ da war er so ergriffen, daß er unwillkürlich auf die Knie niedersank und mit ihm die nach Tausenden zählenden Zuhörer, die gebeugt in dieser Huldigung vor dem Herrn verharrten, bis der letzte Ton des ergreifenden Werkes durchs Gotteshaus geklungen war. Seitdem erhebt sich, sooft in London der ‚Messias‘ aufgeführt wird, bei diesem Schlußchor voll Ery- furcht die ganze Zuhörerfchaft und zollt dem Herrn aller Herren Ehre und An- betung in ihrer Andacht.“ S. 108 f.: „Die allgemeine Wehrpflicht in Gottes Reich kennt gar keine Ausnahmen, da gibt's keine Unbrauchbaren, da heißt's: Hie ist nicht Jude noch Grieche. Hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal e i n e r in Christo Jesu, allesamt verbunden zur Arbeit für den Hausvater und Meister. In der Lutherhalle in Wittenberg stand ich oft vor einem Bilde, das alle Beschauer stets gewaltig an- zog — der Weinberg des Herrn. Auf der einen Seite der Papst und seine Helfershelfer, die den Weinberg Gottes zerstören und verheeren, auf der andern Luther und die Seinen, die ihn bauen, graben, roden, pflanzen, wässern, schüt- men, schützen, pflegen. Da stehen nicht nur Luther, der Prophet Deutschlands, und der Doktor Pommer, Johannes Bugenhagen, der Stadtpfarrer von Witten- berg. Da gehören sie auch hinein, Melancthon, der praecceptor Germaniae, der für unser Schulwesen den Grund legte, Hieronymus Schurf, der Rechts- gelehrte, der bei allen Rechtshändeln Luther treu zur Seite stand, Hans Luft, sein Buchdrucker in Wittenberg, Wolff Sieberger, sein einfältiger, aber treuer Diener, Lucas Kranach, der Maler, der auch für unsern Dom das Bild unsers Vaters in Christo gefertigt hat, und Ruhme Vene, die treue Helferin in den Kleinen und doch so bedeutsamen Räten des Hausstandes.“ S. 117: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt! Schönes, stolzes Wort! Ach, daß wir nicht oft genug eingesehen müßten: Wir Christen fürchten das Ahseljuden eines Kameraden oder Standesgenossen, den Vorwurf, Spielverberber zu sein, den Hohn eines Wortführers und Tonangebers, die Nachrede, ein Sonderling zu sein, das Gerücht der öffentlichen Meinung oft mehr als die Verleugnung der Wahrheit und unserer innersten Überzeugung. Um dem Ruf eines Heuchlers zu entgehen, verbergen viele, was ihren Seelen hoch und heilig ist, unter dem Ded- mantel äußerlich zur Schau getragener Gleichgültigkeit und verfallen, ihr gutes Gewissen verschmerzend, doppelt dem Vorwurf, den sie meiden wollten. Wird es doch weithin als selbstverständlich angesehen, daß ein Mensch von Bildung mit Religion, vollends mit der Kirche, gar mit Gottes Wort nichts zu tun hat. Und wenn noch dazu ernste Anfechtungen und Versuchungen, Drohungen und Vor- haltungen kommen, bei wie vielen ist dann doch das Christentum abgetan! Mit der Stunde der Versuchung hat ihnen auch die Stunde der Verführung ge- schlagen, die Anfechtung brachte auch den Abfall mit sich. Weil ihr Christentum Gefühlskristentum war, darum kann es auch nicht standhalten, keinen Schmerz ertragen, darum bricht es zusammen, sobald es nicht mehr heißt: genießen, hoch geführt werden, sondern: streiten, ringen, dulden, Widerstand leisten und also das Feld gewinnen. Wer siegen will, muß kämpfen; wer kämpfen will, muß Kraft haben zum Kampf; wer Kraft begehrt, muß sie sich schenken lassen von dem, der allein mächtig ist, sie zu spenden.“

Hannoversche Missionsgeschichte. Dritter Teil, erste Hälfte. Von Georg Haccius, D. Verlag der Missionshandlung, Her- mannshurg. M. 3.60; geb. M. 4.40.

Dieser Band bietet „Die Geschichte der Hermannshurger Mission von 1865 bis zur Gegenwart“ in folgenden Kapiteln: 1. Theodor Harms und die Her- mannshurger Mission; 2. Die Missionsanstalt; 3. Separation und Mission, Kämpfe und Heimgang; 4. Die Mission in Natal; 5. Die Mission im Sulu- land; 6. Die Betschuanenmission; 7. Die Telugumission in Indien; 8. Die Mission in Australien und Neuseeland; 9. Kirchenarbeit in Asien und Amerika; 10. Die neue Missionsleitung; 11. Die Missionsanstalt unter der neuen Mis-

fonsleitung. Beigegeben ist ein Verzeichnis der Einnahmen und Ausgaben der Hermannsbürger Mission seit 1865 und der Hermannsbürger Missionare von 1866 bis 1912. Theologisch interessant sind die Kapitel über die „Separation“ und die „Kirchenarbeit in Amerika“, obwohl wir hier dem Urteil und der Stellung des Verfassers nicht beitreten können. Daß die bloße Trauungsfrage nicht zur Trennung genügt, liegt auf der Hand, aber daraus folgt doch nicht, daß keine andern wirklichen Gewissensgründe zur Trennung von der hannoverschen Landeskirche vorhanden waren und im Laufe der Zeit immer zahlreicher geworden sind. Das Kapitel über die Beziehungen Theodor Harms' zu Missouri bietet ebenfalls verschiedene Angriffspunkte, und daß insonderheit die Behauptung: die Besprechung zwischen Harms und den Missouriern in Deutschland 1884 habe zu keinem Frieden geführt, weil die Missourisynode an „ihrer falschen Lehre“ festgehalten, dogmatisch und historisch unhaltbar ist, darauf hat bereits die „Sächsische Freikirche“ hingewiesen. F. B.

Sieben Briefe an die deutsche Jugend von Fritz Blachny, Pastor in Bernburg. Verlag von F. Engelmann, Leipzig, M. 1.

Zweck dieser populären und hübsch ausgestatteten Schrift von 130 Seiten ist, der deutschen Jugend den alten Glauben zu bewahren und sie zu schützen vor den trübten, breiten Fluten des traffen modernen Unglaubens, des wissenschaftlich maskierten Materialismus, Monismus und Atheismus. Der kirchliche Standpunkt des Verfassers ist nicht der streng lutherische, sondern der uniert-evangelische, wie z. B. folgende Aussprüche zeigt: „Das Eiterleigefinntheit, von dem Paulus einmal redet, ist das Ziel, das am Ende aller Tage erreicht werden wird, wenn eine Herde unter einem Hirten sein wird.“ Stil und Weise des Buches möge folgende Stelle exemplifizieren: „In der Gesellschaft Schleiermachers besand sich einmal ein junger Mensch, der mit seiner Glaubenslosigkeit prahlte und sich schließlich zu dem Sage verstieg: ‚Ich glaube so lange nicht an Gott, bis ich ihn nicht gesehen habe.‘ Darauf klopfte Schleiermacher ihm auf die Schulter und sagte: ‚Dann dürfen Sie aber auch von uns nicht erwarten, daß wir an Ihren Verstand glauben, solange wir ihn nicht sehen.‘ Ein ganz köstliches Selbsterlebnis erzählt Emil Frommel in seiner Sammlung ‚Aus Genz und Herbst‘, das ein Schlaglicht auf das Glaubensleben mancher Menschen fallen läßt. Also Frommel befindet sich auf einem Rheindampfer und betrachtet finnend die herrliche Gegend mit den Bergen und Burgen, die panoramartig an seinem Auge vorüberziehen. Da drängt sich ein Herr an ihn heran und knüpft mit ihm ein Gespräch an, und zwar in recht ungeschickter und aufdringlicher Weise. Auf manche Menschen wirkt ja ein Pastor wie ein rotes Tuch auf — na, lassen wir lieber den Vergleich. Nachdem er sich mit Frommel auch über die Tätigkeit eines Pastors unterhalten hatte, erklärte er ostentativ: ‚Sehen Sie, Sie mühen sich mit Ihrem Predigen vergeblich ab; ich zum Beispiel glaube an gar nichts!‘ Frommel erwiderte ihm mit großer Selbsterlebung: ‚Gestatten Sie mir, daß ich nicht glaube, daß Sie an gar nichts glauben.‘ ‚Wie meinen Sie das?‘ ‚Nun‘, fuhr Frommel fort, ‚Sie glauben doch, daß Sie der Sohn Ihrer Eltern sind?‘ ‚Das brauche ich nicht zu glauben, das weiß ich!‘ ‚Woher wissen Sie das?‘ ‚Nun, dafür habe ich ja meinen Tauffchein.‘ ‚Ja, Tauffchein! Der kann doch gefälscht sein, wie es bei allen Urkunden möglich ist. Nein, man hat es Ihnen gesagt, und Sie haben es geglaubt. Als Kind hätten Sie ebensogut Ihre Amme oder Ihre Wärterin für Ihre Mutter gehalten.‘ Und dann erzählte ihm Frommel ein Erlebnis mit einem Konfirmanden, dem er sagen mußte, daß diejenigen, die er fünfzehn Jahre Vater und Mutter genannt habe, nicht seine Eltern seien, daß er vielmehr ein in frühesten Jugend angenommenes Kind sei. Darob großes Staunen auf der andern Seite. Frommel heizte aber dem glaubenslosen Manne noch mehr ein. Er wies auf die leere Flasche hin, die vor ihnen auf dem Tische stand, an deren köstlichem Rauch sich der Mann eben gelabt hatte. ‚Wer sagt Ihnen denn, daß der Wein, den Sie eben getrunken haben, nicht vergiftet ist; daß der Kellner nicht bestochen ist von jemandem, dem Sie zu lange leben, so daß Sie heute abend schon ein Kind des Todes sind?‘ ‚Na, hören Sie mal, da habe ich doch einen bessern Glauben an die Menschheit! Sehen Sie doch den Kellner an; was für ein gutmütiges Gesicht!‘ ‚Nun, dann glauben Sie nur an den Oberkellner und lassen Sie mir meinen Glauben; jetzt will ich mir aber den Rhein mit seinen herrlichen Ufern weiter ansehen!‘ Damit wandte Frommel ihm den Rücken.“ F. B.

Antikatramontanes Handbuch, in Verbindung mit Fachgelehrten herausgegeben von einem deutschen Politiker. Callmann-Verlag, Berlin. Geb. M. 11.50.

Auf 733 Seiten bietet dies Buch in alphabetischer Ordnung ein protestantisches Arsenal gegen die Römlinge und ihre Umtriebe in Deutschland. Wer sich davon überzeugen will, wie die jesuitische Papstkirche in Deutschland arbeitet, mit welchem Hochdruck und mit welchen Mitteln; wie sie unentwegt das Ziel verfolgt, den Protestantismus zu vernichten und auf den Trümmern desselben ein mittelalterliches Papsttum aufzurichten; wie sie jede Not des Staats ausbeutet, um für sich Vorteile zu erringen; wie sie überall der Regierung Knüttel zwischen die Beine wirft, um sie ihren Wünschen gefügig zu machen; wie sie den Haß zwischen den Konfessionen und die bürgerliche Absonderung der Katholiken nährt; wie sie nicht bloß die Individuen, sondern auch Haus, Schule und Staat in Fesseln zu schlagen sucht; wie sie dabei vorangeht mit Haß und Fanatismus, mit Lügen, Vögen und schamlosen Verleumdungen usw.: der lasse sich dies Buch kommen. Auch in Amerika kann es gute Dienste leisten, denn auch hier verfolgen die Jesuiten dieselben Ziele wie im protestantischen Deutschland und bedienen sich dabei auch derselben Mittel. Der Unterschied besteht nur darin, daß in Amerika die Protestanten viel mehr mit Blindheit über die römische Gefahr geschlagen sind, und daß unsere Beamten, von den Präbidenten herab bis zu den ordinärsten Lokalpolitikern, den Römlingen viel mehr zu Willen sind und der Vist eines Gibbons viel leichter erliegen, als das in Deutschland der Fall ist. Bezogen werden kann das Buch durchs Concordia Publishing House.

F. B.

Modern buddhistische Propaganda und indische Wiedergeburtstheorie in Deutschland. Von Paul Genrich. A. Deichert's Verlag, Leipzig. M. 1.50.

Die einzig wahre und wirkliche Religion, die christliche, ist die Lehre von der Seligkeit allein aus Gnaden und vom heiligen, göttlichen Leben allein aus Dankbarkeit für das umsonst empfangene Heil in Christo, und diese Religion allein macht glücklich und fromm, wie die Erfahrung zeigt. Alle andern Religionen, auch manche vorgeblich christliche, lehren, daß der Mensch gute Werke tun muß, um sich die Seligkeit selber zu erwerben, und bei diesen falschen Religionen gelangt der Mensch weder zum Frieden noch zu guten Werken, wie das Heidentum und Papsttum zeigen. Zu diesen werterischen Religionen gehört auch der Buddhismus, der folgende fünf Sätze oder Gebote aufstellt: „kein Leben zu zerstören, nichts zu nehmen, was einem nicht gehört und nicht freiwillig gegeben wird, sich aller Ausschweifungen sowie des Vögens und Betrögens zu enthalten, keine berausenden und betäubenden Stoffe zu genießen und zu verabreichen“. Die christliche Gnadenreligion verspotten die deutschen Neubuddhisten als „tiefsten Abgrund religiöser Unwissenheit versunkener Barbaren und Heiden des Westens“, die „ja vorwiegend mit Zöllnern und Sündern zu tun haben wollen“, und ihre Heidenmission als „internationale Lumpensammlerarbeit“. Das ist das alte Argerniß des natürlichen Menschen an der Religion der Gnade. Ein armer Sünder und Zöllner will er nicht sein. Der Buddhist will sein eigenes Karma, nicht Gottes Gnade. Der Verfasser bespricht 1. die buddhistische Propaganda in Deutschland, 2. die Theosophie, 3. Schopenhauers und Wagners Stellung, 4. die Wiedergeburtstheorie, 5. ihre Begründung durch die Neubuddhisten, 6. ihre Verbindung mit der Entwicklungslehre, 7. ihre Beurteilung. Im letzten Abschnitt lesen wir: „Mir ist es unzweifelhaft, daß die evangelische Theologie den eschatologischen Teil der christlichen Glaubenslehre sorgfältiger wird ausgestalten und ihm ein Lehrstück wird einfügen müssen, das der katholischen Lehre vom Fegefeuer entspricht, gereinigt von allen abergläubischen, sinnlichen und gefehlich-verdienstlichen Gedanken!“ Als ob das die Theologen und nicht die Schrift zu entscheiden hätte! Und als ob Gott nicht in der Auferwedung alle Überbleibsel der Sünde im Nu in uns austilgen könnte!

F. P.

Grundlinien einer neuen Lebensanschauung. Von Rudolf Cuden. Verlag von Zeit & Ko., Leipzig. M. 4; geb. M. 5.

In seinem Vorwort schreibt Cuden: „Daß das Leben der Gegenwart ein arges Mißverhältnis zwischen einer unermeßlich reichen und fruchtbaren Be-

tätigung nach außen und einer völligen Unsicherheit und Leere im Innern zeigt, das läßt sich kaum bestreiten.“ Diese „innere Leere“ nun will Euden ausfüllen mit einem reichen, dem eigenen tiefsten Innern entquollenen, das Naturleben durchdringenden und es verklärenden selbständigen Geistesleben, das ihm aber nicht christlich, sondern mythisch-pantheistisch orientiert ist und zum Besitz des Menschen wird nicht durch Gnade, sondern durch eigene Tätigkeit, resp. Kampf. Seine Lebensanschauung bezeichnet Euden dementsprechend auch als Aktivismus. Christum, der von sich sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ und: „Ohne mich könnt ihr nichts tun“, kennt Euden nicht. An seine Stelle setzt er das eigene Urinnere des Menschen. Verborgener geblieben ist ihm darum auch das wirklich neue Leben des Christentums, die nova spiritualis vita, das wahrhaft göttliche Leben, welches dem himmlischen Quell der Rechtfertigung allein durch den Glauben an den Versöhner Christum entquillt und seine befruchtenden Gewässer in alle Lebensgefilde fließen läßt, das Leben des Glaubens, das der Seele ihren Gott wiedergegeben und sie so unendlich reich und glücklich gemacht hat und damit zugleich auch fähig, fröhlich und lustig zu neuem Leben nach außen in tätiger, hilfreicher Liebe. Euden will die arme, leere Seele füllen aus ihrer eigenen Armut und Leere! Einer trockenen Zisterne will er Wasser zuführen aus ihrem eigenen Wassermangel! Euden will uns haltlosen Menschen zeigen, wie wir „wieder zu einem festen Halt in uns selbst gelangen“. Als ob der schwankende Mensch sich an sich selber festhalten, und die versinkende Seele sich an ihren eigenen Haaren aus dem Sumpfe ziehen könnte! Euden rechnet nicht mit der Tatsache, daß durch die Sünde die Nabelschnur, die den Menschen mit dem göttlichen Lebensquell verbindet, durchschnitten ist, und daß hier nicht ein Versenken des Menschen in sein eigenes Innere, sondern nur der von Gott gewirkte Glaube an Christum die Verbindung wiederherzustellen vermag. Aus dem eigenen menschlichen Ich, auch aus den tiefsten Tiefen seines Unterbewußtseins, ist nichts zu holen als eitel Sünde, Schuld und Ohnmacht. J. B.

A. Deichert's Verlagssbuchhandlung, Leipzig, hat uns zugehen lassen:

1. „Metaphysik der Geschichte.“ Eine Studie zur Religionsphilosophie von D. R. Duntmann, Professor der Theologie in Greifswald. 74 Seiten. M. 1.80.
2. „Materialien zur Volksreligion Israels.“ Von Lic. theol. Dr. Phil. Anton Jiren, Privatdozent an der Universität Kiel. 160 Seiten. M. 3.60.
3. „Die moderne Pentateuchkritik und ihre neueste Bekämpfung“, beurteilt von D. Dr. Eduard König, Professor und Geh. Konfistorialrat in Bonn. 111 Seiten. M. 2.80.
4. „Die Sakramente und Gottes Wort.“ Von Martin Schreiner, Pfarrer in Rassenholz bei Hermannstadt. XII und 220 Seiten. M. 5.
5. „Aus der Kirche, ihrem Lehren und Leben.“ Von D. Ludwig Ihmels, Professor der Theologie in Leipzig. 208 Seiten. M. 4.
6. „Der Schriftbeweis in der evangelischen Dogmatik einst und jetzt.“ Von D. Karl Girgensohn, Professor in Dorpat. 78 Seiten. M. 2.
7. „Moderne buddhistische Propaganda und indische Wiedergeburtstheorie in Deutschland.“ Von Paul Gennrich. 52 Seiten. M. 1.20.
8. „Die Prinzipien der deutschen reformierten Dogmatik im Zeitalter der aristotelischen Scholastik.“ Von Lic. Paul Althaus. 283 Seiten. M. 7.50.
9. „Formale Methoden in der Theologie.“ Kritische Studie zur Religionspsychologie, Religionsgeschichte und Soziologie von Lic. Dr. Wilhelm Bollrath. 61 Seiten. M. 1.80.
10. „Lehrbuch der kirchlichen Jugendziehung“ (Katechetik) von D. Jos. Steinbed, Professor der Theologie und Konfistorialrat in Breslau. XI und 318 Seiten. M. 6.80; geb. M. 8.30.
11. „Kommentar zum Alten Testament“, herausgegeben von Prof. D. Ernst Sellin. Band XIII: Die Psalmen, übersetzt und erklärt von D. Rudolf Kittel, Professor der Theologie in Leipzig. M. 12; geb. M. 14.
12. „Luthers Komfahrt.“ Von Heinrich Böhmer, Professor in Marburg. 187 Seiten. M. 4.80. — Charakterisierung und Beurteilung obiger Erscheinungen behalten wir uns vor für folgende Nummern dieser Zeitschrift.
13. „Die Theologie der Gegenwart“, Heft 4: Alte und Mittelalterliche Kirchengeschichte von Prof. D. Dr. G. Grünmacher. Preis pro Jahr: M. 3.50.

14. „Neue Kirchl. Zeitschrift“, Heft 7, mit folgenden Artikeln: 1. „Eine neugefundene lateinische Predigt aus dem 3. Jahrh.“ Von Dr. E. Seeberg. 2. „Die Erbaulichkeit der Siturgie.“ Von D. W. Caspari. 3. „Leistungen und Aufgaben der ev. Kirche Deutschlands in Afrika.“ Von D. R. Mirbt. 4. „Feldzeichnungen eines deutschen Theologen von einer italienischen Reise im Herbst 1913.“ Von D. Th. v. Zahn.

C. Bertelsmanns Verlag, Gütersloh, hat uns zugehen lassen:

1. „Jesus Gottheit und das Kreuz.“ Von D. A. Schlatter, Professor in Tübingen. Zweite Auflage. M. 1.20.

2. „Die Irrlehrer des Judentums und 2. Petrusbriefes.“ Von Lic. theol. Hermann Werdermann, Studieninspektor am Predigerseminar Soest. M. 3.

3. „Handbuchsordnang zum griechischen Neuen Testament.“ Von Stefan Otto Schmoller. Vierte Auflage, neu bearbeitet von Dr. Alfred Schmoller, Stadtpfarrer in Weilheim a. d. Teck. M. 5; geb. M. 6.50.

4. „Zukunft und Hoffnung.“ Grundzüge einer Lehre von der christlichen Hoffnung. Von D. W. Hadorn, Professor und Pfarrer in Bern. M. 3.

5. „Paul Gerhardt.“ Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Auf Grund neuer Forschungen und Funde von Hermann Petrich, Dr. theol. h. c. M. 6; geb. M. 7.

6. „Der Begriff der Gottesfurcht in Luthers Katechismen.“ Erwidern auf die Erörterung dieser Streitfrage durch Herrn Dr. theol. Johannes Meyer in Göttingen in der „Neuen Kirchl. Zeitschrift“, Jahrgang 1913, von August Hardeland, Superintendent. 80 Pf.

7. „Das tut zu meinem Gedächtnis.“ Eine Sammlung Beichtreden von Dr. J. E. Bring, † Vorstand der Diakonissenanstalt in Stockholm. Ins Deutsche übertragen von F. E. Zweite Auflage. M. 1.80; geb. M. 2.50. — Die Beurteilung der obigen Schriften gedenken wir in folgenden Nummern von „Lehre und Wehre“ zu bringen.

Edwin Kunges Verlag in Berlin-Lichterfelde hat uns zugesandt:

1. „Die Belehrung des Paulus.“ Von Lic. Johannes Behm, Privatdozent der Theologie in Breslau. 50 Pf.

2. „Jesus und die Rabbinen.“ Von Lic. theol. Gerhard Mittel, Privatdozent der Theologie in Kiel. Drittes Tausend. 50 Pf.

3. „Das Rätsel des Leidens.“ Von † D. theol. Justus Köberle, weiland o. ö. Professor der Theologie in Kostad. Zweite, unveränderte Auflage. 50 Pf.

4. „Jakob Böhmes Deutsches Christentum.“ Von Lic. Dr. W. Clerf, Pastor in Seefeld bei Kolberg. 50 Pf.

Schriftenverein, Zwickau in Sachsen, hat uns zugesandt:

1. „Zeitströmungen. Monismus, Sozialismus, Liberalismus, Enthusiasmus, Positivismus im Lichte der Heiligen Schrift.“ Von J. Kunstmann. 15 Pf., 50 Gg. M. 5, 100 Gg. M. 9.

2. „Ist der Jesuitenorden staatsgefährlich?“ Beantwortet von Karl Fr. E. Hempling, Pfarrer. 15 Pf., 50 Gg. M. 5, 100 Gg. M. 9. — Es sind dies Sonderabdrude zweier wirklich zeitgemäßer, vortrefflicher Artikel aus der „Ev.-Luth. Freikirche“.

Oswald Nuges Verlag, Leipzig, hat uns zugesandt:

1. „Das höhere Leben.“ Von Martha und Adolf Wedel. M. 3.50.

2. „Das neue preukische Irreligionsgesetz als Anstoß zu einer esoterischen Religionsfortbildung im Protestantismus.“ Von P. em. A. Schall. M. 4. — Beide Schriften sind durchdrungen von der wüsten okkultistischen Weltanschauung und verfaßt zur Propaganda derselben.

DAILY DEVOTIONS. Material for the Family Altar. Prepared by Rev. J. E. Kieffer. Lutheran Book Concern, Columbus, O. \$1.25.

Dies Buch bietet auf 552 Seiten Andachten für jeden Tag im Jahre. Sie bestehen aus einem kurzen Bibelabschnitt ohne Erklärung und Anwendung und einem beigefügten kurzen Gebet. Wir sind, soweit wir uns das Buch angesehen

haben, auf kein Gebet gestoßen, welches den Synergismus, daß Bekehrung und Seligkeit nicht allein von Gottes Gnade, sondern mit vom Verhalten des Menschen abhängig sei, zum Ausdruck brächte. Den Synergismus kann man eben nicht beten. In seinem theoretischen System mag wohl ein Christ sich in feineren Synergismus verwickeln; tritt er aber im Gebete vor Gott hin, so wird er schwerlich den Synergismus auf seine Lippen bringen. F. B.

THE OTHER SIDE OF SOCIALISM. By T. O. Tolo, Belgrade, Minn. 50 cts.

In dieser brauchbaren kleinen Schrift liefert P. Tolo den schlagenden Beweis dafür, daß der moderne Sozialismus, wie er von seinen Begründern und Hauptvorkämpfern vertreten wird, in direktem Widerspruch steht mit allen Lehren der Heiligen Schrift sowie auch mit dem Zeugnis der Erfahrung und des gemeinen Menschenverstandes. Die zahlreichen Zitate aus Marx, Engels, Lassalle, Bebel, Lafargue, Liebknecht, Hilquitt und andern sozialistischen Korrupturen verleihen der Schrift das Gepräge der Zuverlässigkeit. Mit Recht betont Tolo, daß man unterscheiden müsse zwischen Public Ownership und dem eigentlichen Sozialismus, der wesentlich nichts anderes ist als Anwendung der atheistisch-materialistischen Entwicklungslehre auf unsere sozialen Zustände, um die Menschen zu bessern und zu beseligen, nicht von innen heraus, durch die Wiedergeburt des sündlichen Herzens, sondern von außen, durch Veränderung der materiellen Verhältnisse. Ein solcher Sozialismus aber verträgt sich mit dem Christentum allerdings ebensowenig wie Wasser mit Feuer. Ein solcher echter Sozialist und wahrer Christ kann niemand zugleich sein. "You might as well try to walk eastward with one foot and westward with the other at the same time." "Like Christian Science, which is neither Christian nor Science, and like guinea-pigs, which are neither from Guinea, nor pigs — 'Christian Socialism' is neither Christian nor Socialism." Die Darstellung ist lebendig und mit etlichen lustigen Zeichnungen illustriert. Zu beziehen ist die Schrift vom Verfasser. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Iowa Synode heraus ist (von Herrn Prof. G. Fritschel) in unserer Synode ein Schriftstück verbreitet worden, das sich vornehmlich mit D. Hönedes Lehre von der Gnadenwahl beschäftigt, aber in einem Abschnitt auch eine „Antwort“ auf des Unterzeichneten Schrift „Zur Einigung“ sein soll. Der Schreiber findet den ganzen Fehler unserer Schrift darin, daß wir unsere Darlegung nicht auf die Lehre von der Gnadenwahl beschränkt haben, sondern auch auf die Lehre von der Bekehrung eingegangen sind und in dieser Lehre die Grunddifferenz finden. Herr Prof. Fritschel weigert sich daher „ein für allemal, D. Pieper auf das Gebiet der Lehre von der Bekehrung zu folgen“. Dieser Aussprache gegenüber ist auf die Tatsache zu verweisen, daß Iowa selbst von allem Anfang an die Differenz in die Lehre von der Bekehrung verlegt hat. Iowa erklärte, man könne die Lehre von einer Erwählung „in Ansehung des Glaubens“ schlechterdings nicht entbehren. Den Begriff „in Ansehung des Glaubens“ erklärte aber Iowa näher durch den Begriff in Ansehung des „verschiedenen Verhaltens des Menschen gegen die angebotene Gnade“. Mit dem „verschiedenen Verhalten gegen die angebotene Gnade“ ist natürlich das verschiedene Verhalten des Menschen in der Bekehrung gemeint. So verbindet Iowa selbst mit seiner Lehre von der Gnadenwahl die Lehre von der Bekehrung. Was Gott nach iowascher Lehre bei der ewigen Erwählung

lung eines Menschen angesehen hat, ist nichts anderes als dieses Menschen „verschiedenes Verhalten“ in der Belehrung. Es ist also geschichtlich unrichtig, daß Missouri den Differenzpunkt in die Lehre von der Belehrung verlegt habe. Iowa selbst hat ihn dahin verlegt, und daß er dort wirklich liege, ist auch von gegnerischer Seite wiederholt ausgesprochen worden. Daß Herr Prof. Fritschel nun sich „ein für allemal“ weigert, „D. Pieper auf das Gebiet der Lehre von der Belehrung zu folgen“, können wir verstehen. Aber die Behauptung, daß Missouri den Streitpunkt in die Lehre von der Belehrung verlegt habe, ist historisch und sachlich unrichtig. So ist die Entrüstung gegen die Schrift „Zur Einigung“ ganz unmotiviert. — Historisch unrichtig ist auch die wiederholte Behauptung Herrn Prof. Fritschels, Missouri habe sich nur an den einen Ausdruck „Selbstentscheidung“ gehängt. D. Walther erklärte zu Anfang des Streites (Lehre und Behre 1872, S. 257) ganz ausdrücklich: „Sollte mit der ‚freien, eigenen Entscheidung‘ nur das gesagt werden, daß der Mensch nicht zur Belehrung gezwungen werde, daß in der Belehrung auch des Menschen Wille zum Wollen bewegt werde, und daß es der Mensch selbst sei, der da glaube, so ließe sich das wohl hören.“ D. Walthers Einwand richtet sich gegen den Sinn, in dem der Ausdruck „Selbstentscheidung“ oder „freie Entscheidung“ von Prof. Fritschel gebraucht wurde. Walther schrieb (a. a. O., S. 258—261): „Daß aber Prof. Fritschel mit seiner ‚freien Entscheidung‘ nicht nur eine mit Ungezwungenheit identische Freiheit behaupten wolle, ist leider nur zu offenbar, da er ausdrücklich schreibt: ‚Er‘, der natürliche Mensch, ‚bekommt in Folge der Wirkung der Gnade arbitrium liberatum. Sein durch die Sünde geknechteter Wille wird durch die berufende Gnade so weit entbunden, daß er nun mit seinem eigenen Willen sich frei für oder wider Gott entscheiden kann.‘ (Monatshefte, S. 89.) Ja, damit man ihn recht verstehe, macht er D. Philippi's Worte zu den seinigen: ‚Wie demnach ein gewisser Synergismus des Menschen im Gebrauch der Gnadenmittel schon vor dem Beginn der innerlichen göttlichen Gnadenwirksamkeit nicht auszuschließen ist, so findet auch ein Synergismus des menschlichen Willens zur göttlichen Gnade nicht nur nach vollendeter Belehrung, sondern auch während des Altes der Belehrung selber statt, nur freilich kein Synergismus des natürlichen freien, sondern nur ein Synergismus des durch die Gnade befreiten Willens.‘ (S. 91.) Es ist hiernach klar, daß Prof. Fritschel eine Mitwirkung des menschlichen Willens (synergia, cooperatio) noch vor der Belehrung, und zwar zur Zustandebringung dieser Belehrung, lehrt. Diese Lehre steht aber im direktesten Widerspruch mit dem, was das Bekenntnis unserer teuren evangelisch-lutherischen Kirche als Glaube und Lehre derselben bezeugt. . . . Nach unserm Bekenntnis folgt das Mitwirken (die cooperatio, die synergia) des menschlichen Willens der Belehrung, nach Prof. Fritschels Lehre begleitet das Mitwirken des menschlichen Willens dieselbe und geht ihrem Zustandekommen voraus. Nach unserm Bekenntnis ist das Mitwirken des menschlichen Willens nur Sache des bereits wiedergeborenen, erneuerten und belehrten Menschen, nach Prof. Fritschels Lehre ist es Sache des erst wiederzugebärenden, zu belehren und zu erneuern. Nach unserm Bekenntnis hat nur der wahrhaft wiedergeborene Getaufte, der Christum bereits angezogen hat und sich nicht erst wiederbelehren muß, ein arbitrium liberatum, einen freigemachten Willen; nach Prof. Fritschels Lehre empfängt der Mensch das arbitrium liberatum schon vorher, damit er sich vermitteltst desselben erst belehren könne.

Nach unserm Bekenntnis ist das arbitrium liberatum und die Fähigkeit der Mitwirkung des menschlichen Willens erst eine Wirkung der Bekehrung, nach Prof. Fritschels Lehre ist jenes vielmehr die Ursache derselben.“
 F. P.

über die „Zeugnisse“ der drei ohioschen Theologen stellte bald nach deren Erscheinen der *Lutheran Observer* einige Betrachtungen an. Seiner Besprechung der Lehre von der Gnadenwahl sendet er folgende Darstellung des Differenzpunktes voraus: „Missouri teaches that God elects to life from the mass of mankind a certain number of persons, and that this election is the cause of their salvation. The election is solely according to God's will and pleasure, without reference to foreseen faith or anything else in those who are chosen. Ohio also teaches that God elects to life, but that He does it not arbitrarily, but in view of foreseen faith in the elect.“ An dieser Darstellung ist manches mißrathen. Statt „elects“ sagen wir, wenn wir genau reden, „has elected“, statt „the“ cause „a cause“. Nach „solely according to God's will and pleasure“ würden wir ein beigefügtes „gracious“ näher bestimmen. Auch das „without reference to foreseen faith“ würden wir nicht so ohne weiteres gelten lassen. Eine Ursache der Wahl ist der Glaube allerdings nicht, aber daß Gott den Glauben der Erwählten vorausgesehen hat, leugnet niemand, und insofern als Gott durch die ewige Wahl, um mit dem Bekenntnis zu reden, „unsere Seligkeit, und was zu derselben gehört, schafft, wirkt, hilft und befördert“, der Glaube also zu den Dingen gehört, die „nach der Schrift in der Lehre von der Wahl nimmer ausgeschloffen noch unterlassen werden“ dürfen, so ist es nicht ganz richtig geredet, wenn man uns die Lehre von einer Wahl, die ohne jede Beziehung („without reference“) zum rechtfertigenden Glauben geschehen sei, zuschreibt. So ist auch der Gegensatz falsch dargestellt, wenn es heißt: „Ohio teaches that God elects to life, but that He does it not arbitrarily“ usw. Daß Gott „arbitrarily“ gehandelt haben soll in der Wahl, läuft auf eine absolute Wahl hinaus, die wir je und je verwerfen haben. Nach dieser etwas unbefriedigenden Darstellung der Differenz führt der *Lutheran Observer* dann das Verhältnis der ohioschen und missourischen Lehre von der Gnadenwahl und Bekehrung zur Lehre der Konfordinenformel also aus: „While we entirely reject the teaching of Missouri on the subject, we are constrained to say that in our judgment, in the present instance as heretofore, the representatives of Ohio fail to make out their case. It is not because they are lacking in dialectical skill, but because they have essayed an impossible task. So long as they agree with Missouri in accepting the teaching of the Second Article of the Formula on conversion, they cannot logically escape the predestinarian conclusion which Missouri finds in the Eleventh Article. To justify their contention that salvation 'depends not only on the grace of God, but also on the conduct of man,' their divergence from Missouri will have to begin with the Second Article, which teaches the absolute passivity of man in conversion — that he is acted upon. but does not act, but is like a statue without mouth or ears, a dead stone, a block, a clod. So long as they accept this article and make it a common premise with Missouri, they are routed in the argument from the outset, for that article adopts Luther's teaching in his

early book on the Bondage of the Will, where it formed for him, as it does for Missouri, the premise for the predestinarian conclusion. The conclusion is so inexorable that Missouri insists on finding it in the Eleventh Article, though other Lutherans do not discover it there, but recognize an antagonism between the two articles. These articles contain, as Dr. Schaff says, 'not simply opposite truths to be reconciled by theological science, but contradictory assertions, which ought never to be put into a creed. The Formula adopts one part of Luther's book, *De Servo Arbitrio* (1525), and rejects the other, which follows with logical necessity. It is Augustinian — yea, hyper-Augustinian and hyper-Calvinistic in the doctrine of human depravity, and anti-Augustinian in the doctrine of divine predestination. It endorses the anthropological premise and denies the theological conclusion. If a man is by nature like a stone and block, and unable even to accept the grace of God (as Art. II teaches), he can only be converted by an act of almighty power and *irresistible* grace (which Art. XI denies). If some men are saved without any co-operation on their part, while others, with the same inability and the same opportunities, are lost, the difference points to a particular predestination and the inscrutable decree of God. On the other hand, if God sincerely wills the salvation of all men (as Art. XI teaches), and yet only a part are actually saved, there must be some difference in the attitude of the saved and lost toward converting grace (which is denied in Art. II). . . . In the controversy on Election and Conversion, Missouri develops from Art. II, and consistently reaches and maintains the foregoing predestinarian conclusion. The weakness of Ohio's position is that it adopts the same premise, but balks at the conclusion, and consequently is hopelessly involved in logical tangles and snarls." Allerdings findet der *Observer* auch in den „Zeugnissen“ Andeutungen, daß Ohio bereit sei, "to develop in the direction of frankly recognizing an activity of the human will in conversion". Zu den angeführten Stellen macht der *Observer* die Anmerkung: "If these statements have any intelligible meaning, it is that the human will, under the operation of prevenient grace, is active in either accepting or rejecting salvation, and if allowed to have their full doctrinal significance, would deliver Ohio from the dilemma in which it finds itself in the controversy with Missouri. They would require it to modify its view on the absolute passivity of the will in conversion, but they would enable it logically to combat Missouri's predestination, and at the same time answer the question why some are saved and others lost." In dem Bekenntnis D. Stelhorns zu der Stehjeschen Schrift, die ja genau den Standpunkt vertritt, den der *Observer* hier fordert, wäre demnach ein weiterer Fortschritt der Ohiosynode in der Richtung auf die Beseitigung des Dilemmas hin zu erkennen. Doch ist uns diese Aussprache des *Observer* noch in anderer Hinsicht als Einlage in die Diskussion über die Gnadenwahl und Befehrung wertvoll. Erstens tritt hier klar zutage, wie die Richtung in der Generalsynode, die durch den *Observer* vertreten wird, zur Konkordienformel steht. Es wird hier sowohl die Lehre von der Wahl wie auch die Lehre von der Befehrung, wie wir sie in der Konkordienformel finden, verworfen. Sodann wird der Missourisynode das Zeugnis erteilt, daß sie in beiden Punkten die Lehrstellung der Konkordienformel vertritt, sich auch, genau wie die Konkordien-

formel, mit keinen Lösungsversuchen abgibt, um das Geheimnis, das für die Vernunft hier besteht, zu erklären. Der *Observer* erwartet wohl auch kaum, daß wir auf seinen Vorschlag, diesen „Widerspruch“ durch Fortentwicklung der Lehre des Bekenntnisses auf diese oder jene Weise zu lösen, eingehen werden. Der *Observer* urteilt nämlich, daß man das „lutherische System“ nur halten könne, wenn man entweder, vom zweiten Artikel der Konkordienformel ausgehend, sich zum Augustinianismus oder Calvinismus fortentwickle, oder, vom ersten Artikel ausgehend, die Entwicklung zum Synergismus oder Arminianismus vollende. Aber wer hat uns die Aufgabe gestellt, in dem geforderten Sinne „oonsistent“ zu werden? Es ist der Ruhm unsers Bekenntnisses, daß seine Verabfasser ihre Vernunft vollständig in Gottes Wort gefangen gaben und beide Lehren, weil klar in der Schrift geoffenbart, nebeneinander stehen ließen, ohne einen Versuch zu machen, das Geheimnis zu lösen, daß bei einem Vergleich dieser Lehren untereinander, wie er auch in den vom *Observer* angeführten Worten aus D. Schaff angestellt wird, herauskommt. Endlich ist uns diese editorielle Aussprache des *Observer* wertvoll als ein Beweis dafür, daß man auch in der Generalsynode gar wohl erkennt, in welchem Artikel der Lehre die eigentliche Differenz zwischen Missouri und seinen Gegnern besteht, nämlich in dem Artikel von der *Bekehrung* und nicht, wie von Iowa und Ohio stets behauptet wird, in der Lehre von der ewigen Wahl. Ganz scharf wird hier die Differenz, um die es sich, im Grunde genommen, handelt, bestimmt durch eine Bezugnahme auf den ohioschen Satz: „that salvation depends not only on the grace of God, but also on the conduct of man“.

Es findet sich in dem „*Observer*“ noch eine Aussage über das Verhältnis der Gnadenwahllehre der Konkordienformel zu Luthers Schrift „*De servo arbitrio*“, an der wir nicht vorübergehen können. Nach dieser Darstellung hat Luther aus seiner Lehre von dem geknechteten Willen die „predestinarian conclusion“ gezogen, die von der Konkordienformel im ersten Artikel zurückgewiesen wird. So enthalte das Bekenntnis im zweiten Artikel die Lehre Luthers von der Unfähigkeit des menschlichen Willens, verwerfe aber im ersten die augustinische Wahllehre, die sich in Luthers Schrift wider Erasmus finde und die als eine „logical necessity“ aus seiner Lehre vom geknechteten Willen gefolgert werden müsse. Auch Missouri finde in der Konkordienformel die „foregone predestinarian conclusion“. Mit andern Worten, die Missourisynode gehe über die Lehre der Konkordienformel hinaus, wenn sie eine ewige Wahl einer gewissen Anzahl bestimmter Personen zur Seligkeit, eine „particular predestination“ und ein „inscrutable decree of God“, lehre; dadurch stelle sie sich auf den Standpunkt der lutherischen Schrift wider Erasmus, soweit diese von der Erwählung handelt. Der Irrtum ist ein zwiefacher. Weder das Bekenntnis noch Missouri lehrt eine absolute Wahl, wie sie der *Observer* mit dem Ausdruck „predestinarian conclusion“ uns zur Last legt; wohl aber lehrt die Konkordienformel auf Grund der Schrift, und wir mit ihr, eine „particular predestination“ (die „allein über die Kinder Gottes geht“) und ein „inscrutable decree of God“. (§ 57—64.) Ein Irrtum ist aber auch die Annahme eines Widerspruchs zwischen der Wahllehre Luthers in seiner Schrift „*De servo arbitrio*“ und dem ersten Artikel der Konkordienformel. Neu ist dieser Einwurf allerdings nicht. Vor dreißig Jahren stellte Prof. D. Dieckhoff von Rostock die

Behauptung auf, daß die Konkordienformel im Gegensatz zu Luther zwei widerprechende Willen in Gott abweise; Luther habe „prädestinativisch“ den verborgenen und offenbaren Willen Gottes in Gegensatz gegenübergestellt“, und gerade dies werde von der Konkordienformel abgelesen. Tatsächlich redet aber Luther nicht anders von dem geheimen Willen Gottes als unser Bekenntnis. Auch die Konkordienformel redet von „heimlichen Gerichten Gottes“ und gibt zu bedenken, daß „mit besonderem Fleiß Unterscheid gehalten werden müsse zwischen dem, was in Gottes Willen ausdrücklich hiervon offenbaret und nicht offenbaret ist“, daß nämlich Gott „von diesem Geheimnis noch viel verschwiegen und verborgen und allein seiner Weisheit vorbehalten habe“, wie es nämlich komme, daß „einer wird verstoßt, verblendet, in verkehrten Sinn gegeben, ein anderer, so wohl in gleicher Schuld, wird wiederum bekehret“. Wenn das Bekenntnis nun warnt, Gott nicht „*contradictoriae voluntates*“ zuzuschreiben, so scharft auch Luther in „*De servo arbitrio*“ ein, daß Gottes Verus, der durchs Wort geschieht, es mit allen so ernstlich meine, daß Gott dadurch Sünde und Tod von allen fortnehmen wolle. Luther lehrt einen verborgenen Gerichts-, einen geheimen Willen Gottes. Aber das tut auch die Konkordienformel § 57 ff. So wenig aber die Konkordienformel dadurch die Zuverlässigkeit des geoffenbarten Willens aufhebt, so wenig stellt auch Luther den geheimen Willen in einen solchen Gegensatz zu dem geoffenbarten, daß letzterer dadurch aufgehoben wird. Der Gegensatz, scharft Luther ein, ist nur ein scheinbarer und für die beschränkte Erkenntnis in diesem Leben vorhanden; in *lumine gloriae* wird sich die vollkommenste Harmonie ergeben. Man vergleiche zu dieser Sache einen Aufsatz D. Piepers: „Luther und die Konkordienformel“, in „*Lehre und Bekehrung*“ 1886, S. 193—205, der den ausführlichen Nachweis liefert, daß ein Gegensatz zwischen Luther und der Konkordienformel nur zustande kommt, wenn man ganze Partien des Bekenntnisses und wichtige Abschnitte in „*De servo arbitrio*“ außer acht läßt.

In katholischen Kreisen ist man entrüstet darüber, daß die italienische Regierung als ihren Vertreter auf der Ausstellung in San Francisco den Juden Nathan, der eine Reihe von Jahren Bürgermeister der Stadt Rom war, gesandt hat. Ernst Nathan war durch die antiklerikale Partei Mayor der Stadt Rom geworden und hat aus seiner Abneigung gegen den Papst und die Hierarchie nie ein Geßl gemacht. Als die Meldung kam, daß Nathan der Repräsentant Italiens auf der Ausstellung sein wird, kochten die katholischen Zeitungen gleich über. Die *New World* erklärte es für eine Beleidigung der 18,000,000 (wirklich?) Katholiken in den Vereinigten Staaten und gegen die 300,000,000 (?) Katholiken in der Welt, wenn ein ungläubiger Jude wie Nathan ein katholisches Land repräsentiere. Die katholische Presse rechnet natürlich damit, daß die Leser nicht wissen, wie sehr der Papst in Italien abgewirtschaftet hat, und daß die Italiener mit der Wahl Nathans als Kommissär ganz zufrieden sind. Zuerst nahmen die katholischen Zeitungen das Maul sehr voll, drohten, daß kein Katholik die Fair in San Francisco besuchen werde, wenn Nathan als Gesandter anerkannt werde. Die katholischen Vereine haben die Sache aufgenommen und bei den Behörden der Ausstellung Protest eingelegt. Das hat aber, scheint's, nichts genützt, denn Nathan kommt. Er wird auch eine Anzahl Vorträge über Italien halten. Die Römischen wollen jetzt ihre

Mißbilligung der Wahl Nathans als Ausstellungskommissärs dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie sich von der Ausstellung fernhalten an den Tagen, an denen Nathan auf dem Ausstellungsplatze ist. Also wieder der Boykott, wenn auch in etwas modifizierter Form. — Der polnische Bischof Rhode von Chicago hat einen Hirtenbrief an die polnischen, kroatischen, böhmischen und sonstigen slawischen Weiber seiner Diözese ausgehen lassen, worin er ihnen die Beteiligung an den öffentlichen Wahlen zur Pflicht macht. Allerdings, sagt er, sie müssen ihre Stimme "in agreement with the dictates of conscience" abgeben. Der Priester sorgt dann dafür, daß die Gewissen richtig normiert sind, wenn's an den Stimmkästen geht. Auch sind Versammlungen für die katholischen Frauen in den Parochialschulen abgehalten worden, in denen ihnen die Pflicht, ihr Stimmrecht zu benutzen, nahegelegt wurde. Die *New World* schreibt: "The value of such meetings cannot be too highly estimated. Upon the arousing of enthusiasm among foreign-born women depends the making of good citizens, for the city needs not only the ballots of these good women, but it ought to have the second generation trained by enfranchised voters." Ein "good citizen" ist aber bekanntlich einer, der seine Stimme der römischen Kirche zur Verfügung stellt; man hofft, daß durch die Mütter, Schwestern usw. der Einfluß der Kirche auf die nächste Generation von Stimmgebern bedeutende Unterstützung erfährt. Von der Verleihung des Weiberstimmrechts haben die Katholiken den größten Vorteil. — Ungefähr den Gipfelpunkt der Anmaßung erreicht das Schreiben, das Kardinal O'Connell vor seiner Abreise nach Rom an Präsident Wilson absandte. Es hatte folgenden Wortlaut: "Mr. President: To-day I am sailing for Rome by arrangements made long before the present national crisis could be foreseen. I am ready at a moment's notice to return should there be any need, and I am always at the service of my beloved country and its honored head. Your humble servant, W. Cardinal O'Connell." Man mutet dem amerikanischen Volk also zu, zu glauben, daß Wilson wohl in die Lage kommen könnte, daß er an Kardinal O'Connell in Rom klabern muß: „Wir sitzen hier fest, weder Kabinett noch Generalstab noch Kongreß weiß, wo aus noch ein in diesem mexikanischen Handel; unsere ganze Nation hofft jetzt darauf, daß Sie recht bald in Washington erscheinen, um uns den Weg aus dem Dilemma zu weisen!“ Selbst O'Connell wird nicht glauben, daß Wilson seinen Abschiedsgruß ernst genommen hat, doch will man dem katholischen Volk einmal wieder zeigen, was für ein schlechterdings unentbehrliches Möbel so ein Kardinal im Nationalhaushalt ist. — Im Jahre 1901 starb ein früheres Glied des Benediktinerordens namens Augustine Worth und hinterließ ein Vermögen im Werte von \$10,000. Er starb ohne Testament, und seine Verwandten erhoben Anspruch auf die Erbschaft. Doch forderte der Benediktinerorden Anerkennung als der einzige rechtmäßige Erbe, weil Worth im Jahre 1852 bei seinem Eintritt in den Orden das Gelübde der Armut abgelegt habe, von dem er durch seinen Austritt aus dem Orden nicht entbunden sei, da nur ein besonderer Dispens, den Worth aber nicht eingeholt hatte, ihm das Anrecht an sein dem Kloster verschriebenes Eigentum zurückerstatten könne. Im Federal Circuit Court in Minnesota haben die Benediktiner wirklich gewonnen, doch ist die Klage an das Bundesobergericht appelliert worden, und die Sache harret jetzt dort der Erledigung. Die Entscheidung des Obergerichts wird begrifflichweise

von seiten der Römischen mit Spannung erwartet. — *Harper's Weekly* widmete seinerzeit dem Empfang des Kardinal Farley in New York drei Seiten voll Illustrationen. Ob das Blatt es wohl wagen würde, eine Zeichnung zu veröffentlichen, wie sie seine Spalten vor etwa zwanzig Jahren aus der Feder des cartoonist Thomas Nast enthielten? Nast brachte in diesem berühmten cartoon den Gedanken zum Ausdruck, wie die römische Kirche ihre Macht in unserm Land auszubreiten drohe. Er stellte die katholischen Bischöfe als Krokodile dar, die mit ihren den Bischofsmützen ähnlichen aufgesperrten Mägen aus dem Meere steigen und in großen Scharen auf unsern Ufern landen. Der *Independent* machte sich neulich lustig über jenes antirömische Bild des berühmten Künstlers, aber Thomas Nast, der aus dem katholischen Bayern stammte, kannte Rom, und in dem betreffenden Bild war mehr Wahrheit als Phantasie. — „Die Schwarzen“, sagte Dr. Wooster L. Washington kürzlich, „brauchen nicht bemitleidet zu werden. Vor kurzer Zeit war ich in Italien und beobachtete ein Volk, das sich jahrhundertelanger Freiheit erfreut, und doch können 30 Prozent desselben weder lesen noch schreiben. In Spanien können 60 und in Portugal gar 76 Prozent, weder lesen noch schreiben. Als Herr Lincoln mein Volk befreite, waren es nur 3 Prozent, die lesen und schreiben konnten, jetzt aber sind es 63 Prozent!“ Dr. Washington hat in Italien, Spanien und Portugal gesehen, wie es mit der Volksbildung steht, wenn die römische Klerisei das Heft in Händen hat. Er hätte auch auf Cuba hinweisen können, wo vor dem spanisch-amerikanischen Kriege aus 400,000 schulpflichtigen Kindern nur 8000 die Schulen besuchten. G.

Die romanisierende hochkirchliche Partei innerhalb der Episkopalkirche regiert in 166 Episkopalgemeinden unsers Landes. In 79 dieser Kirchen wird Weihrauch gebraucht, in 78 wird die geweihte Hostie fortwährend, in 67 zu gewissen Zeiten ausgestellt. In allen 166 wird Messe gelesen, Ohrenbeichte gehört und Messgewänder getragen. In den Kathedralen zu Michigan City, Salina (Kansas), Fond du Lac und Milwaukee wird Messe gelesen, die Ohrenbeichte geübt und römische Gewänder getragen. Überhaupt sind die Episkopale hierzulande auf dem Wege romwärts weiter vorangeschritten als die Kirche in England. In dem Book of Common Prayer sind für die amerikanischen Kirchen jetzt zwei Gebete vorgesehen für die Lung der Kranken, allerdings im Sinne eines Heilsakraments. In der Verwaltung durch hochkirchliche Geistliche wird daraus natürlich das römische Sterbesakrament, die letzte Lung. Im *Churchman* wurde kürzlich auch auf die Einbürgerung des Brauchs, die Kirchen mit dem Hauptaltar ostwärts zu orientieren, als eines Zeichens „of the drift toward Rome“ aufmerksam gemacht. Die Low Church-Partei, die sich neuerdings die „evangelische“ nennt, ist jetzt mit der Broad Church ein Ruden. Die moderne Kritik ist dort zur Herrschaft gelangt wie wohl in keiner christlichen Gemeinschaft. Die Beschreibung, die Dr. Krauth in seiner „Conservative Reformation“ von der Episkopalkirche gab, ist immer noch zutreffend: „It harbors a skepticism which takes infidelity by the hand, and a revised mediaevalism, which longs to throw itself, with tears, on the neck of the pope and the patriarch“ (der russischen Kirche) „to beseech them to be gentle, and not to make the terms of restored fellowship too difficult.“ G.

Ein System von ununterbrochenen Färbitten unterhält das Pittsburg Bible Institute. Das Institut versendet Zirkulare, in denen es auf diese

Spezialität aufmerksam macht. Man wird gebeten, ein Formular auszufüllen und dem Institut die Anliegen, für die man Fürbitte wünscht, zu melden. Das Institut verspricht, jeden Tag stundenlang für solche Bittsteller Fürbitte tun zu lassen. Wie die Leute versprechen können, daß ihre Gebete der Erhörung sicherer sind als die Gebete derer, die ihre blanks ausgefüllt haben, ist nicht ersichtlich. Die Gesuche um Fürbitten werden numeriert, und die Einsender werden angehalten, über die Erfüllung der Gebete Bericht abzustatten. Ein Wechselblatt führt folgende Beispiele von Berichterstattung an das Institut an: "22,259. Baby in Michigan, who had digestive trouble and also had its arm broken, was prayed for. God helped and healed. 22,421. 'I am truly thankful that I can say the Lord has heard and answered prayer. The rheumatism is gone and the foot is healed.' From Ohio. 12,141. Money which was due a certain person and had not been paid. A request was sent that the payment might be made, and within a few days praise came for the answer." Wir haben es offenbar mit einem ungesunden Auswuchs der Lehre von der christlichen Fürbitte zu tun. Man mißt der Fürbitte eine größere Erhörbarkeit zu als dem Gebet, worin der Gläubige Gott selber seine Not klagt. Damit geht man über die Verheißungen der Schrift hinaus. G.

Was Staatssekretär Bryan von seinem Prediger erwartet. Herr Wm. J. Bryan sprach sich neulich sehr bestimmt darüber aus, was er von seinem Prediger erwartet. „Ich begehre“, sagte er, „daß mein Prediger jeden Sonntag das einfache Evangelium predigt. Die ‚alte, alte Erzählung‘ langweilt nie die durchschnittliche Gemeinde, wenn sie einem frommen Gemüt entspringt und die Volkschaft gehörige Vorbereitung bekundet. Meine ideale Predigt ist die, welche einen Appell an den Unbekehrten und geistliche Stärkung für den Christen enthält. . . . Ich habe durch das sorgfältige Lesen des Buches aller Bücher und des kürzeren Katechismus gewisse Ansichten über Christus, sein Leben und die Inspiration der Bibel gewonnen, und es wird aus mir kaum einen besseren Christen machen oder meinem geistlichen Leben Vorteil bringen, wenn diese meine Ansichten durch Diskussionen neuer Theorien über Christus und die Heilige Schrift ins Schwanken gebracht werden. . . . Kurz, ich möchte haben, daß mein Prediger durch seine Lebensarbeit die Erklärung des erfolgreichsten aller Prediger, des Apostels Pauli, bestätige: ‚Es gefiel Gott wohl, durch törichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.‘“ (Wbl.)

Der Social Service beruht nach seiner wissenschaftlichen Seite auf der Theorie der Erblichkeit (heredity). Durch die sogenannte eugenische Wissenschaft will man die Rasse der Menschen veredeln, indem nämlich die Fortpflanzung des Lasters und Verbrechens durch vererbte Anlage immer mehr gehemmt wird. Prof. Moore von der Crane Technical School in Chicago schrieb in seinem Buch "Ethics and Education" vor einiger Zeit: "Give me the power to determine who shall take part in the production of new generations of men, and in a few hundred years I will produce a race of gods." Die ganze eugenische Wissenschaft scheidet allerdings an der Tatsache, daß die Möglichkeit der Vererbung von Merkmalen (körperlichen oder seelischen), die der Mensch während seines Lebens sich erworben hat, noch nicht in einem einzigen Falle bewiesen worden ist. Prof. Downing von der Universität von Chicago behauptet, daß die Ansicht, es könnten "acquired characteristics" vererbt werden, zu den unbewiesenen Theorien

gehöre; "no case of such inheritance is yet known". Prof. A. L. Kröber von der Universität von California erklärte vor einigen Monaten, die ganze eugenische Wissenschaft sei ein "joke", und "ninety-nine per cent. of what is commonly attributed to heredity has nothing whatever to do with it. Alfred Russell Wallace was entirely right when he said that, in spite of the enormous advances of civilization, human intelligence and capacity have not increased in thousands of years. [Vgl. L. u. W. 60, 47.] The men of the ice age possessed the same mental capacities as the Anglo-Saxon to-day, and until this fact is recognized, all history will continue to be misunderstood", das heißt, von solchen, die aus der Entwicklungstheorie im Sinne Darwins, dessen Hypothese ja auf dem jetzt gefallenem Fundament der Vererblichkeit ruhte, die Weltgeschichte verstehen wollen. Da die Zahl hervorragender Naturforscher, die sich gegen die eugenische „Wissenschaft“ ablehnend verhalten, stetig im Zunehmen ist, sollten die Eugeniker die Kirche nicht veranlassen wollen, einer Hypothese zuliebe, die gerade einmal Mode geworden ist, ihren Kurs zu ändern. Die Menschen werden das Evangelium von Christo noch nötig haben, lange nachdem dieser neueste sad den Weg aller seiner Vorgänger gegangen ist.

G.

II. Ausland.

Frucht der modernen Theologie. Nach einer Mitteilung in dem liberalen Gemeindeblatt „Kirchliche Gegenwart“ haben im Laufe eines Jahres nicht weniger als sechs jüngere braunschweigische Theologen, „die sich, durch ihre Studien veranlaßt, der sogenannten modernen Theologie angeschlossen haben“, auf den Pfarrerberuf verzichtet, „obgleich in der braunschweigischen Landeskirche eine Zurücksetzung liberaler Pfarrer nicht vorlam oder wenigstens nicht nachweisbar war“. Die Luthardt'sche „Kirchenzeitung“ schreibt dazu: „Was für ein Zeugnis stellt die sogenannte moderne Theologie sich aus, wenn sie in einem Jahre aus einer so kleinen Landeskirche wie der braunschweigischen nicht weniger als sechs junge Theologen unfähig macht zu dem von ihnen erwählten Beruf, der Kirche zu dienen! Nicht leicht kann der kirchenverwüsthende Charakter der modernen Theologie heller ins Licht gestellt werden als durch dies von liberaler Seite konstatierte Vorkommnis in einer unserer kleineren Landeskirchen.“ Man nehme noch hinzu, was im „Wahrheitszeugen“, dem Organ der deutschen Baptisten, von einem Studenten der Medizin über den Einfluß der Theologiestudierenden auf die übrige Studentenschaft auf einer deutschen Universität ausgesagt wird: „Gelegentlich der letzten Studenten-Missionskonferenz in Halle trat ein junger Mediziner auf und erzählte von den vielen Segnungen, die sein Kreis in den Bibelstunden empfangen hatte. Selbst katholische Studenten hätten daran teilgenommen, und es sei eine Lust gewesen, zu sehen, wie sie sich unter das Wort beugten. „Nur eins“, fügte er dann hinzu, „muß ich hier beklagen, und das ist die Teilnahme der Studenten der Theologie. Wie oft haben sie uns den Segen geraubt! Wenn wir betend über unsere Bibel gebeugt waren, haben sie durch ihre Zweifel und ungläubigen Probleme den Geist gedämpft. Wir sehnen uns darum gar nicht nach den theologischen Kommilitonen, sondern sind immer dankbar, wenn sie uns allein lassen.“ So“, fährt der „Wahrheitszeuge“ fort, „lagte ein Ausländer; viele deutsche Studenten stimmten zu. Sie hatten genau dieselbe Erfahrung gemacht. Wenn es nötig wäre, könnten auch wir ein Beispiel an-

führen, daß ein junger Staatswissenschaftler im Wibelkränzchen durch einen Studenten der Theologie so verwirrt wurde, daß er das Gebet aufgab, die Bibel mit Staub bedeckt werden ließ und der ganzen Religion den Rücken lehrte.“

G.
 Ein früherer sozialdemokratischer Wanderredner, namens Stern, der vor mehreren Jahren durch seine Gotteslästerungen viel Argernis gegeben und Verwirrung angerichtet, hat kürzlich einem sächsischen Geistlichen auf die Frage, ob er, nachdem er wieder ein Pfarramt übernommen habe, also offenbar andern Sinnes geworden sei, nicht öffentlich diese Sinnesänderung kundgeben wolle, um dadurch das schwere Argernis wenigstens etwas wieder zu heben, geantwortet: „Bitte, sagen Sie jedem, der nach mir fragt, daß in den Schlussworten meiner Schrift: ‚Die religiöse Stellung der vornehmsten Denker der Menschheit‘ die Aufgabe gezeichnet ist, an deren Lösung ich im Geiste frohen Vertrauens würdiger Menschenliebe in stiller wissenschaftlicher Forschung arbeite, soweit es in meinen Kräften steht.“ Die betreffenden Schlussworte lauten: „Die Religion der Wahrheit und der Liebe, für die ich kämpfe, ist keine neue Religion. Wir finden sie schon bei Jesaja, Buddha, Sophokles. Ihren vollendetsten Ausdruck aber fand sie in der Bergpredigt des schlichten Zimmermanns von Nazareth, und in seinem Tode am Kreuze feierte sie ihren herrlichsten Sieg: ‚Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.‘ Die Wissenschaft vermag auf die Frage: ‚Was ist Wahrheit?‘ keine befriedigende Antwort zu geben. Darum ist es unsere wichtigste Aufgabe, daß wir in das Wesen und die göttliche Kraft der Religion der Liebe immer tiefer eindringen. Das Gesetz der Wahrheit macht es uns zur Pflicht, aus der gegenwärtigen dogmatischen Religion, in der die reine Innerlichkeit getrübt, das Geistige mit dem Außerlichen und Sinnlichen noch sehr verschmolzen ist, eine Religion des Geistes und der Kraft herauszuarbeiten, in der die reichen Lebensströme der Bergpredigt zu ihrer vollen Auswirkung gelangen. Wir führen nur das Werk weiter, das schon Leibniz, Lessing, Kant, Schiller, Goethe, Hegel und ganz besonders Ibsen begonnen haben. Wir alle haben die Aufgabe, in gemeinsamer Verantwortung ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens auf Erden aufzubauen, in dem jeder Mensch seinen Persönlichkeitswert besitzt und den Sinn seines Lebens in froher Arbeit erfüllt. Die Aufgabe ist groß und schwer; aber nur im Ringen um ein großes Ziel erstarbt unsere Kraft.“ Das ist allerdings ein merkwürdiges Glaubensbekenntnis. Man lehrt eine Religion, die man sich aus Jesaja, Buddha, Sophokles und Jesu zurechtgemacht hat, mengt noch etwas Lessing, Goethe, Hegel und „ganz besonders“ Ibsen bei und bleibt dann „im frohen Vertrauen würdiger Menschenliebe“, wobei wir an ein liberales Konsistorium zu denken haben, wohlbestallter Pfarrer in der deutschen Landeskirche.

G.
 Dürfen wir die Wunder glauben? Die Frage scheint überflüssig und ist für naturwissenschaftlich denkende Menschen wie für die „wissenschaftliche Theologie“ längst im verneinenden Sinne erledigt. So sagt man wenigstens. „Schon jetzt können wir behaupten, daß der Wunderglaube in nichts zerfällt, daß niemals ein Wunder geschehen ist, noch je ein solches geschehen kann“ (Professor der Chemie Ladenburg auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte). „ Rettung des Wunders ist eine freche Verhöhnung aller Wissenschaft und Vernunft“ (Prof. Soltau). „Versunken ist die ganze alte

Wunderwelt mit ihrem menschenähnlichen, sinnlich bestimmten und beschränkten Gott. Tot ist die ganze Vergangenheit, wie sehr auch die kirchliche Philosophie sich bemüht, sie wieder zu beleben“ (Pfarrer Jatho). Aber demgegenüber erklärt der Philosophieprofessor der Tübinger Universität Adides: „Auch mir geht das Wunder gegen meine Natur. Aber ich bin nicht der Ansicht, daß es Beweise gibt, durch welche man die Gegner von der Unrichtigkeit ihres Glaubens zu überführen vermag. An sich ist es nicht undenkbar oder unmöglich. Es steht vielmehr Glaube gegen Glaube.“ Der Professor der theologischen Physik Gruner an der Universität Bern bezeugt als Naturwissenschaftler: „Einen Gott, der nicht Wunder tun kann und tut, können wir nicht brauchen. An diesem einen Punkt wird sich der wahre, lebendige Gottesglaube scheiden von einem verwässerten, rationalistischen Glauben, der keine reale, weltüberwindende Kraft besitzen kann.“ Und wenn in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart oft genug behauptet wird, an Wunder könnten nur verbohnte Orthodoxe glauben, so steht dagegen das Bekenntnis des für Schlagwortfanatiker „liberalen“ Basler Theologieprofessors Wendland: „Der Wunderglaube besagt im tiefsten Grunde nichts anderes als: Es gibt einen lebendigen Gott. Wunder sind Gottes Taten. Beides ist identisch: an einen lebendigen Gott glauben und an Wunder glauben. Es ist inkonsequent, das erste zu bejahen und das zweite zu verneinen. Der Begriff des Wunders ist notwendig. Jede religiöse Weltdeutung muß ihn in den Mittelpunkt rücken.“ Dazu kommt endlich das Zeugnis eines so durchaus freien modernreligiösen Menschen wie Dr. Höpky, der auch auf dem Berliner Kongreß für freies Christentum geredet hat. Er hält für geschichtliche Wahrheit, daß Jesus den Fischen im Meer und dem Brüllen des Sturmes gebot und in Lazarus einen schon hoffnungslos Begrabenen auferweckte. Das letztere war, so schreibt er, „bis dahin der größte Tag der Weltgeschichte, deshalb so groß, weil in ihm die Keime liegen für das sichtbare Eingreifen des Reiches Gottes auf Erden trotz aller seiner Feinde und Freunde, die Anfänge für den Sieg des Lebens über den Tod. Ehrerbietiges Mitleiden jedem, für dessen Verstehen die Geschichte und ihr Inhalt zu groß ist, um das Erzählte zu glauben. Auch dieser Geschichte wird dereinst die Stunde des Erlebens schlagen, dann werden alle sie glauben. Es kann nicht anders sein, als daß die Geschichte einfach — wahr ist“.

Alkoholverbrauch in Berlin. Im Osten der Stadt Berlin wurden kürzlich von den Vertretern der Berliner Stadtmision an einem Sonnabendnachmittag von 6 bis 9 Uhr die Kneipenbesucher gezählt, und diese Zählung ergab, daß in 24 Wirtschaften 4943 Männer, 538 Frauen und 183 Kinder, in 98 Wirtschaften zusammen 16,628 Menschen ihr Elend im Alkohol zu vergessen suchten. In dem ärmsten Arbeiterviertel wurden in einer Straße mit 66 Häusern 34 Schankwirtschaften und 1 Hotel, in einer zweiten mit 85 Häusern 38 Wirtschaften und 1 Hotel, in einer dritten mit 84 Häusern 40 Wirtschaften und eine Herberge, in einer vierten mit 15 Häusern sogar 17 Schankwirtschaften und 3 Hotels, also mehr Schankstätten als Hausnummern, gezählt, und dabei sind die zahlreichen Handlungen mit Flaschenbier und Alkoholausschank sowie die Nachtlokale, Cafés usw. noch nicht einmal mitgezählt. In 11 kurzen, schmalen, alten Straßen des Zentrums zählte man nicht weniger als 139 sogenannte Damentneipen, die alle ziemlich dicht beieinander liegen. In der kurzen, Mulack-, Neuen, Dragoner- und Hirtenstraße befinden sich nicht weniger als 31 Kaskemmen, die ab und zu von der Polizei ausgehoben werden. Die Trinkerrettungs-

arbeit, die von den Blautreuzvereinen der Stadtmission und dem Berliner Kreisverbande der Blautreuzverbände getrieben wird, ist unsagbar schwierig. Die Trinkerfürsorge hat an diese Organisationen Hunderte von Adressen fast hoffnungsloser Trinker gegeben, aber kaum 5 Prozent sind überhaupt noch einer Beeinflussung zugänglich. Über die meisten lauten die Berichte des betreffenden Stadtmissionars: Ausichtslos, wenn der Betreffende in den jetzigen Verhältnissen bleibt! Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Die Stadt sieht diesem Sterben und Verderben so gut wie tatenlos zu. Aus sozialdemokratischen Kreisen wird die Rettungsarbeit verhöhnt; das Heer der Parteibüchler fördert ja den Alkoholverbrauch noch.“ „Wann wird endlich“, so schreibt man dem „Reichsboten“, „der Reichstag die langersehnte Einschränkung der Schankkonzessionsmikrowirtschaft bringen?“ Eine mehr als eine Million Unterschriften tragende Petition an den Reichstag bittet um Einschränkung des Getränkehandels. G.

Gegen die Einbürgerung des amerikanischen Saloons in den Großstädten Deutschlands wird in kirchlichen Zeitschriften als gegen eine soziale Gefahr Protest erhoben. Lesthin wandte sich auch im preussischen Abgeordnetenhaus der christlich-soziale Abgeordnete Heins gegen „das unsittliche Treiben in den Bars“, und forderte den Minister auf, die Bars wegen Wöllerei zu schließen und ihnen die Konzession zu entziehen oder, falls dies nicht sofort geschehen könne, sie wenigstens schärfer beobachten zu lassen. Zur Begründung dieser seiner Forderung führte er unter Heranziehung zahlreicher erschütternder Vorkommnisse etwa folgendes aus: Diese amerikanischen Gewächse schießen bei uns aus dem Sumpfe der Millionenstädte empor; jetzt aber sucht sie die Lebewelt auch in die Mittelstädte, in die Residenzen zweiten Ranges, hineinzutragen. So sind in Kassel, wo bislang deutsche Bucht und gute Sitten im allgemeinen herrschend waren, plötzlich drei neue Bars entstanden und das vierte ist im Anzuge, und sonderbarerweise hat der Stadtausschuß die Bedürfnisfrage bejaht und die Polizei die Genehmigung erteilt. „Und doch sind die Bars nichts weiter als Animierkneipen großen Stils, die dem leichtfertigen Besucher sein Geld aus der Tasche locken, unbekümmert darum, ob sie ihn an Leib und Seele ruinieren. Der ganze Betrieb ist darauf zugeschnitten, daß möglichst viele und überaus teure Schnäpse und Sektmarken verzapft werden. Es ist die reine Giftmischerei. Die anständigen Kreise in Kassel sind über jene Krebsgeschwürre geradezu empört, aber ihre Witten, ihre Gesuche bei der Polizeibehörde sind ohne Erfolg gewesen.“ G.

Das Interdikt im 20. Jahrhundert. An der Republik Portugal erlebt die römische Kurie viel Ungemach. Zuerst vergaßen sich im lusitanischen Lande über eintausend katholische Weltgeistliche, vom Staat ihr ordentliches Gehalt anzunehmen, anstatt zu Ehren der unermesslich reichen Inassen des Vatikans das Martyrium des Hungertodes zu erleiden, und neuerdings bildete sich sogar eine den staatsgesetzlichen Anforderungen entsprechende „romfreie“ katholische Gemeinde in Lissabon, welche auf zwei Kirchen, die der „Göttlichen Gnade“ und die des „Heiligen Vinzenz von Paola“, Anspruch erhob und in ihrem Besitz auch richtig vom Staate bestätigt worden ist. Gegen diesen „Affront“ griff Rom zu seinen stärksten Waffen. Auf Weisung des Kardinals R. Merry del Val und des Sekretärs für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten Msgr. E. Pacelli hat jetzt der Patriarch Mendes Vello von Lissabon nicht nur über die Häupter jener Kultusgemeinde

den Bannfluch ausgesprochen, sondern auch über beide Kirchen das Interdikt verhängt. Dadurch werden die bisherigen Kultstätten in „Besthöhlen“ verwandelt, worin kein katholischer Geistlicher Gottesdienst abhalten kann und wo einzutreten jedem gläubigen Laien verboten ist. (*Osservatore Romano* 11. 7. 13.) — Auch aus der Schweiz kommt die Nachricht, daß über eine Gemeinde in Thur das Interdikt verhängt worden ist. Nach einem römischen Bericht vom 3. April bildeten bis vor wenigen Jahren die beiden Ortschaften Tinsen und Roffna in Thur eine einzige Pfarodie. Als nun Roffna als selbständige Gemeinde abgetrennt wurde, weigerten sich die Gemeindeangehörigen von Tinsen, den Teil ihres Parochialbesizes abzutreten, der nach Ansicht der bischöflichen Behörde der Pfarodie Roffna zustand. Sie strengten deswegen einen Prozeß vor den bürgerlichen Gerichten an und gewannen ihn. Daraufhin entsandte der Bischof nach Tinsen zwei Priester, um den Versuch zu machen, die „Rebellen von der Ungerechtigkeit ihrer Weigerung zu überzeugen“. Vergebliche Liebesmüh! Da verkündigt am vierten Fastensonntag der Kuratus von Tinsen der über-raschten Gemeinde das bischöfliche Interdikt und verläßt alsbald seinen Pfarrort. So setzt sich ein Bischof der römischen Kirche über Gesetz und Recht des Staates hinweg, und Katholiken werden dafür, daß sie sich gegen kirchliche Übergriffe bei der Staatsgewalt ihr gutes Recht holten, bestraft, indem sie kurz vor dem OSTERFEST von der Teilnahme am Gottesdienst, vom Empfang der Sakramente kurzerhand ausgesperrt werden. G.

Aberglaube in Frankreich. Kein einziger Franzose zweifelt daran, daß sein Volk das aufgeklärteste der Welt ist. Dabei gibt es wenige Länder, in denen der Aberglaube noch so tiefe Wurzeln hat wie gerade in Frankreich. In einer einzigen Nummer einer Pariser Zeitung, deren Leser nicht etwa den niederen Ständen, sondern durchweg den gebildeten Kreisen angehören, haben wir nicht weniger als 31 Angebote von Wahrsagern und Wahrsagerinnen gefunden. Da liest man z. B.: „Andrea, die wahre Seherin, die berühmteste aller Kartenlegerinnen und wunderbare Sonnambule, stellt die Zukunft durch Horoskop fest. Ist wegen ihrer großen Sehraft mit dem Diplom der geheimen Wissenschaften ausgezeichnet. Beweise stehen zur Verfügung. Kein Betrug und kein Schwindel! Allgemein bekannt wegen ihrer Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Man bezahlt erst, nachdem die Prophezeiung eingetroffen ist. Preis: 3, 5 und 10 Frank. Täglich, auch an Sonn- und Festtagen, zu sprechen.“ Ein anderes Inserat ist kürzer und noch verlockender: „Madame Germaine Bonheur, die wahre Seherin und Kartenlegerin, hält für jedermann den Schlüssel des Glückes bereit.“ Auch die Sterndeuterei, die man für längst überbunden hielt, hat offenbar in Paris noch zahlreiche Anhänger, wie folgende Ankündigung, die nur eine von vielen ist, beweist: „Enthüllung der Zukunft aus den Sternen durch den berühmtesten Astrologen unserer Zeit. Voraussage des ganzen Lebens. Vollständiges, ausführliches Horoskop.“ Dann folgt ein Satz, dessen Sinn sich dem schlichten Verstande des nicht in die Geheimnisse dieser künste Eingeweihten entzieht: „Vom Stern bis zum Tage, Blume, Stein, Farbe, Wohlgerüche.“ Ganz verständlich klingen dagegen die Schlussworte: „Für Frank 1.50 kann man fünf Fragen stellen.“ Diese beneidenswerten Helfer der Menschheit beschränken sich indessen nicht darauf, den Schleier, in den die Vorsehung unser Schicksal gehüllt hat, zu zerreißen, sie sind auch er-bötig, einem jeden, der sich an sie wendet, Rat in den Nöten dieses Daseins zu erteilen. So „Mademoiselle Olga“, die sich folgendermaßen empfiehlt:

„Sehr leistungsfähige Somnambule, magnetische Seherin, großartiges Medium. Erteilt Ratsschläge, nimmt Nachforschungen vor, trifft immer das Richtige.“ Man braucht sich indessen nicht einmal zu diesen Herrschaften hinzubemühen. Sie verfahren nach dem bewährten Rezept: Auswärts auch brieflich. „Madame Maloba“ z. B. kündigt an, daß sie für 25 Centimes in Briefmarken jedem Einsender sein ganzes Leben voraussagen und ihm außerdem ein sicheres Mittel, in allen Dingen Erfolg zu haben, anzugeben imstande ist. Bequemer kann man es den Leuten doch wirklich nicht machen. — Also Paris, die Stadt der modernen Bildung und des kräftigsten Unglaubens, zugleich die Stadt des blödesten Aberglaubens! Und zwar sind es, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, die sogenannten gebildeten Kreise, die unter der Herrschaft des Aberglaubens stehen.

(Ev.-Luth. Kirchenbl. f. S.-A.)

Zu welsch abenteuerlichen und verzweifeltsten Mitteln das moderne Gottesleugnertum greift, um sich über das Elend des Daseins hinwegzutäuschen, zeigt sich u. a. auch in einem „Jugendbeglückungsplane“, den der italienische Dichter und „Philosoph“ Aldo Palazzeschi in Vorschlag gebracht hat und den wir hier nach der „Nölnischen Zeitung“ wiedergeben: „Wir müssen unsere Kinder zum Lachen erziehen, zum maßlosen, ausgelassensten Lachen, zum Mut, immer zu lachen, sobald sie nur die leiseste Regung hierzu spüren, zur Gewohnheit, alle die traurigen Erscheinungen ihrer Jugend durch helles Lachen zu bannen. Um diesen Geist der Überwindung des menschlichen Leides zu üben, werden wir die Jugend leichten Proben unterwerfen. Wir werden ihr z. B. eine Lehrerin geben, die entweder fettleibig und mit Klumpfüßen behaftet ist, oder eine spindeldünne Hopfenstange mit einem Giraffenhals. Die beiden Mißgestalten hätten einander abzulösen und sich bei dieser Gelegenheit an den Haaren zu ziehen, in die Arme zu kneifen und dabei lächerliche Schreie auszustößen. Die Schulzimmer müssen mit Bildern der Meister des Lachens ausgestattet werden, aus deren Erzählungen die Lehrer Stoff für heitere Verkleidungen zu schöpfen haben. So könnte einmal der Lehrer mit einem eingebundenen Kopf und einer künstlich geschwollenen Wange erscheinen und Zahnschmerzen spielen. Ein anderes Mal müßte er, sobald er den Hut abnimmt, einen glatt geschorenen Schädel mit einem ungeheuren, rötlich leuchtenden Auswuchs sehen lassen und dann ernst, zornig oder melancholisch auf und ab gehen und das wiedernde Gelächter der Schüler erregen. Je lomischer der Schulmeister seine Rolle gibt, um so höher sollte seine Bezahlung sein. An ausgiebigem Unterricht im Schneiden von Gesichtern, in der Nachahmung der verschiedenen Arten zu weinen wird es nicht fehlen dürfen. Im Schulhof werden Parodien von Leichenbegängnissen stattzufinden haben. Man wird etwa eine Gestalt aus mürbem Teig in einen Sarg legen und diesen mit Süßigkeiten füllen. Unter Absingen lustiger Lieder wird dann der Sarg geöffnet und sein gesamter Inhalt von der glücklichen Jugend mit gutem Appetit verspeist werden. So wird das künftige Geschlecht daran gewöhnt werden, über den Tod aufs herzlichste zu lachen. So wird das romantische Trugbild des Lebensernstes zerstückt werden. So werden alle möglichen Schmerzen ihre Schrecken verlieren und nur Heiterkeit bei den andern erwecken. Sehr nützlich wird es auch sein, die Krankenhäuser in Unterhaltungssorte zu verwandeln, in denen lustige Gelage mit Varietés-Nummern abzuhalten sind. Die Leichenbegängnisse aber werden Masken-

zügen gleichen und von einem tüchtigen Komiker geführt werden, der das Grotteske des Leibes zur Geltung zu bringen hat. Die Kirchhöfe müssen modernisiert werden, indem sie Schenkstuben, Ringelspiele, türkische Wäder und andere Vergnügungsstätten zu enthalten hätten. Auch könnten nächtliche Ballfeste auf den Kirchhöfen veranstaltet werden.“ Hören wir da noch einen vernünftigen Menschen, gar einen „Philosophen“ reden, oder ist es das tolle Gefasel eines Irren? Wahrlich, „sie sind zu Narren worden!“
G.

In Südamerika ist die römische Kirche außerordentlich im Vorteil, da sie schon seit Jahrhunderten im Besitze und auch im Rechte ist. Dies kann schon ein kurzer Einblick auf die kirchliche Gesetzgebung Mittel- und Südamerikas auf Grund der gewiß unverdächtigen Angaben in der dritten Auflage des „Staatslexikons“ der Görresgesellschaft zeigen. Ein Musterstaat nach dem Herzen des Papstes und der Jesuiten war der Staat Ecuador unter dem Präsidenten Garcia Moreno: nicht nur, daß den Jesuiten das gesamte Unterrichtswesen ausgeliefert wurde; die Republik wurde dem heiligsten Herzen Jesu geweiht und „10% der Staatseinnahmen wurden zur Unterstützung des bedrängten Papstes bestimmt“. Wohl ist hierin später ein Umschwung eingetreten, aber noch immer „ist Staatsreligion die römisch-katholische; doch herrscht im Volke große Toleranz gegen Andersgläubige“. Ob auch bei den Behörden, wird nicht gesagt. In verschiedenen Staaten Mittelamerikas, Costa Rica, Honduras und Panama, besteht die eigentümliche und behnbare Bestimmung: „Die katholische Kirche ist Staatskirche; doch ist die freie Ausübung anderer Kulte, soweit sie der allgemeinen Moral oder den guten Sitten nicht widersprechen, nicht gehindert.“ Mit dem Maßstab eines Leo's XIII. oder Pius' X. und ihrer Vorgänger gemessen, kann die evangelische Kirche als „der allgemeinen Moral oder den guten Sitten widersprechend gehindert“ werden.
(Wartburg.)

Glaube, Liebe und Hoffnung bei der russischen Polizei. Der neuer-nannte Polizeimeister von Taganrog, v. Eshse, hat beim Antritt seines Amtes einen mehr als eigenartigen Erlaß an die ihm unterstellten Polizeior-gane gerichtet. Wir entnehmen der denkwürdigen Kundgebung die folgenden Stellen: „Das Vieh frißt, trinkt und sucht ein warmes Plätzchen zum Schlafen, kurz, es sucht physische Genüsse, und darin findet es sein Glück. Das Glück des Menschen ist ein seelisches: Glaube, Liebe, Hoffnung. In unserm Dienst ist es der Glaube an den Vorgesetzten, das heißt, wenn du deinen Dienst gut verrichtest, so glaube daran, daß der Zar es dir lohnen wird, das verspricht euch euer Chef. In unserm Dienst ist es ferner die Hoffnung, daß, falls du deinen Dienst richtig verrichtest, jedermann sich dir gern unterordnen und in dir gern die Obrigkeit anerkennen wird. Nicht verachten wird man dich, sondern stolz sein auf die Bekanntschaft mit dir und gern den Hut vor dir abnehmen. In unserm Dienste ist es endlich die Liebe zu unserer Sache, einer heiligen und wundervollen Sache. Darin liegt eben der Unterschied zwischen Vieh und Mensch. Wer nur materielle Genüsse sucht, das heißt, nach Reichtum und einer besseren materiellen Sicherstellung trachtet, als ihn der Polizeidienst gibt, der ist ein Vieh, ohne Glaube, Liebe und Hoffnung! Solche Menschen kann ich nicht gebrauchen, also bitte: 'raus! Aber solche Leute werde ich auch wie das liebe Vieh behandeln, falls sie zu diesem Dienst zurückkehren wollten, und werde sie lieber Hungers sterben lassen, als sie wieder auf-

nehmen. Solch ein Hooligan-Kandidat wird noch vor der Entlassung von meiner Geheimpolizei abphotographiert und in ganz Rußland mit Schmach bedeckt werden. Und sein Gefäß wird dann bis nach Archangelsk hinauf bekannt werden, und nirgends wird er einen Dienst finden. Ihr aber, meine lieben, ehrlichen Märtyrer, die ihr um geringen Lohn eifrig arbeiten werdet, ihr, meine heißgeliebten, teuren Untergebenen, die ihr mir nicht untreu werden und für die Strenge der Disziplin Verständnis zeigen werdet, ihr werdet nicht ohne Lohn ausgehen. Ich verspreche euch eine fröhliche Zukunft, so fröhlich wie das herrliche Osterfest nach den Fasten.“ Wie uns im Anschluß an diesen merkwürdigen Erlaß berichtet wird, ist der Polizeimeister v. Esche deswegen vor den Kosakenhetman in Nowotscherlask berufen worden. Da der Polizeimeister sofort nach seiner Rückkehr strenge Maßnahmen getroffen hat, daß die Bekanntgabe seiner weiteren Verfügungen an die Öffentlichkeit verhütet werden soll, so hat man wohl daraus zu schließen, daß der fulminante Erlaß nicht den sonderlichen Beifall seines direkten Vorgesetzten, des Kosakenhetmans, gefunden haben wird.

(Tägliche Mundschau.)

Wie es die orthodoxen Juden Nordafrikas mit ihren Thorarollen halten, erzählt D. L. Schneller in seinem Buche „Wis zur Sahara“ gelegentlich eines Besuchs in einer Synagoge in Tunis. Er schreibt unter anderem: „So ist auch heute noch das Heiligtum in der Synagoge die ehrwürdige Pentateuchrolle mit den fünf Büchern Mosis. Die heiligen Bücher sind auf Pergament geschrieben, in kostbar gestickte Seidenbeden eingehüllt und ruhen in geschnitzten hölzernen Läden. Am Sabbat wird die Thora herausgenommen. Das ist immer ein besonders feierlicher Augenblick. Das heilige Buch wandert dann von Arm zu Arm. Jeder küßt die teuren Blätter ehrerbietig und gibt sie dann weiter. Diese Thorarollen sind wertvolle Stiftungen von Gemeindegliedern. Bei glücklichen Lebensereignissen oder auch zum Andenken Verstorbener werden sie der Synagoge zum Geschenk gemacht. Sie werden aber für diesen heiligen Dienst nur dann angenommen, wenn alle hierauf bezüglichen Vorschriften peinlich erfüllt sind. Zunächst muß die ganze Thora mit der Hand geschrieben sein. Während der ganzen Dauer der Schreibarbeit muß der Schreiber lebittisch rein sein. Es sind ihm daher notarielle Beobachter beigegeben, die peinlich darauf achten, ob in seinem Leben nichts vorkommt, was ihn nach dem mosaischen Gesetze verunreinigt, ob er kein Lokal betritt, in dem sonst getrunken wird u. dgl. Kommt irgend etwas Derartiges vor, so ist die ganze bisherige Arbeit vergeblich. Keine Synagoge würde jemals ein solches Buch annehmen. Sodann darf im ganzen Buche nicht ein einziger Schreibfehler, auch keine Korrektur vorhanden sein. Ein einziger falscher Buchstabe würde seine ganze Arbeit wertlos machen, und wenn er schon ein ganzes Jahr daran geschrieben hätte. Darum muß er außerordentlich langsam schreiben und sich jeden Strich vorher genau überlegen. Ist die Schreibarbeit, die aus diesen Gründen etwa ein Jahr lang dauert, beendet, so wird sie von mehreren Notaren Wort für Wort und Buchstabe für Buchstabe mit der Urschrift verglichen. Erst wenn auch dies Urteil befriedigend ist, ist die Thorahandschrift würdig, in der Synagoge angenommen zu werden. Wenn, wie uns der Rabbi erzählt, der Preis einer solchen Rolle auf mindestens tausend Franken zu stehen kommt, so ist das in Anbetracht der angewandten Zeit und Arbeit noch ein mäßiger Preis zu nennen.“

(286l.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

September 1914.

Ar. 9.

Neumalthusianismus.

Nicht bloß in Frankreich, Amerika und England, sondern auch in Deutschland und andern europäischen Nationen nehmen Besorgnis und Klage über den rasch zunehmenden, absichtlich herbeigeführten Rückgang der Geburten mit jedem Jahre zu. „Dezimierungen hat unser Volk oft sehen müssen, wenn blutige Kriege kamen oder verheerende Krankheiten. Im Dreißigjährigen Kriege standen ganze Dörfer leer, und Städte waren voll von vereinsamten Straßen. Das waren Zuchtruten in der Hand Gottes; aber dann nahm Gott die Rute weg, und das Volk blühte wieder auf bis zu solcher Fülle, daß ihm der Raum zu eng wurde. Jetzt aber hat das Volk selbst seine Verminderung in die Hand genommen. Es macht sich selbst zu einem sterbenden Volk, will nicht mehr leben, will keine Nachkommenschaft mehr haben. Wir gehen den Ursachen im einzelnen nicht nach; es genügt an der Hauptsache: man will nicht mehr. Durch zahllose Schriften, Vorträge, Zeitungsartikel ist der Geist des Volkes vergiftet, daß es das erste, auch den wilden Völkern, selbst den Tieren innewohnende Prinzip, den Willen zum Leben, aus dem Herzen getan hat. Unerhörte Frevel gegen die Natur treten an die Stelle der Ordnungen Gottes, und man rühmt sich der Frevel, nennt sie Errungenschaft der höheren Kultur. Wer denkt hier nicht an das 2. Kapitel im Römerbrief, wo Paulus die Greuel der untergehenden antiken Welt schildert, die uns lange wie ein fast unfaßbares Bild aus der Vergangenheit anstarrten. Aber heute drohen sie wieder zur Wahrheit zu werden, zur Wahrheit im eigenen Volk. Und wir hören aufs neue die Worte des Apostels: „Gott hat sie dahingegeben.“ So schrieb zu Anfang dieses Jahres die „Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung“.

Ähnlich lautet die Klage im „Reichsboten“: „Der rapid steigende Geburtenrückgang deutet auf eine entsetzliche Verwüstung des ehelichen Lebens hin. Die Totengräber sind an der Arbeit. In öffentlichen Versammlungen werden die schändlichsten Schriften, die den Geburtenrückgang beschleunigen, ohne Scheu feilgeboten. Niemand wagt es, das

zu hindern. Erst haben die oberen Zehntausend mit ihrem Zwei- und Einkinderhstem begonnen. Heute fangen die großen Massen an, denselben Weg zu gehen. Schamlos preisen die Vertreterinnen des Bundes für Mutterchutz' den Studenten die wilde Ehe mit Töchtern des Volkes an und verwerfen die Enthaltfamkeit. Schamlos sammeln Bürger einer Kleinstadt, erfreut über ihre neue Garnison, am Viertisch Gelder als Prämien für das erste uneheliche Soldatenkind. Können wir noch tiefer sinken?"

Als im Jahre 1910 zum erstenmal seit 1897 die Zahl der Geburten hinter zwei Millionen zurückblieb, stand den Sachkundigen die Tatsache fest, daß auch in Deutschland die Volksvermehrung im Rückschritt begriffen sei. Hat sich doch seitdem auch schon ein „Deutscher Bund für Volkserhaltung“ gebildet. Und schon länger hat eine ganze Anzahl von Nationalökonomien, Mediziniern und auch Theologen dem unheimlichen, unsauberen Problem eingehende Untersuchungen gewidmet. Zu den letzteren gehört auch D. R. Seeberg von Berlin. In seiner Schrift „Der Geburtenrückgang in Deutschland“ legt er zuerst die statistischen Tatsachen vor, spürt sodann ihren Ursachen nach und bietet schließlich einige Vorschläge zur Bekämpfung des Übels.

Was zunächst den Tatbestand betrifft, so lesen wir bei Seeberg: „Im Jahre 1800 zählte Deutschland 24.5 Millionen Einwohner, 1850 waren es 35.4 Millionen, 1900 stieg die Zahl auf 56.4 Millionen, und 1910 hatten wir fast 65 Millionen Einwohner. Es hat sich also die Bevölkerung in Deutschland seit 1800 beinahe verdreifacht. Stellen wir daneben das europäische Rußland, so haben wir für die bezeichneten Jahre folgende Ziffern: 39 Millionen, 60 Millionen, 110 Millionen, 133.9 Millionen. Also auch hier ein Wachstum, das ebenso konsequent fortschreitet wie das deutsche. Und Ähnliches gilt von fast allen europäischen Staaten, hat sich doch die Bevölkerung Europas seit 1800 bis heute von ca. 175 Millionen auf ca. 450 Millionen gesteigert. Nur Frankreich, das um 1800 mit ca. 33 Millionen Einwohnern das am dichtesten bevölkerte Land Europas war, hat es im Lauf von über hundert Jahren zu nur ca. 39 Millionen Einwohnern gebracht.“ Dieser gewaltigen Vermehrung im Deutschen Reich ist aber seit etlichen Dezennien eine ebenso rasche retrograde Bewegung in der Zahl der Geburten gefolgt, wie Seeberg mit ausführlichen statistischen Tabellen dargetut. „Jedermann hört“ — so faßt er das Resultat zusammen — „die beredete Sprache dieser Ziffern. Sie zeigen, 1. daß der Rückgang ein unaufhaltbar fortgehender ist, 2. daß sich das Tempo dieser Bewegung zu beschleunigen scheint, 3. daß zugleich ihre Stetigkeit zunimmt. Zum Teil nicht unerhebliche Steigerungen dem Vorjahr gegenüber, wie sie etwa in den Jahren 1876, 1891, 1893 und noch 1904 eintraten, scheinen nicht mehr zu erwarten zu sein. Seit den achtziger Jahren setzt der Rückgang kräftiger ein und schreitet zunächst langsam fort, um dann in dem ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts sich rapid

zu steigern. Von 1880 bis 1900 betrug der allgemeine Rückgang in Deutschland 2.3 vom Tausend, von 1900 bis 1911 dagegen 7.3. Die Schnelligkeit der Bewegung ist also mehr als dreimal so groß als früher. Der Durchschnitt der Lebendgeborenen betrug in Deutschland in dem Zeitraum von 1880 bis 1900 36.4, in dem Zeitraum von 1900 bis 1911 dagegen nur 32.8. Der Durchschnitt der letzten fünf Jahre beträgt aber nur noch 30.7." (S. 5.) In ganz Europa ist nach Seeberg die Volksvermehrung zurückgegangen, wenngleich nicht überall in demselben Grade. Das stärkste Minus hat Ungarn aufzuweisen (6.0), dann folgt Deutschland (5.3), Serbien (4.8), Norwegen (4.3), Italien (3.9), Osterreich und England (3.7), die Niederlande (3.5), Belgien (3.4), Frankreich (3.3). Nur Rumänien und Bulgarien haben ein Plus aufzuweisen. Von 11 Millionen Ehen in Frankreich sind 2 Millionen kinderlos, und 3 Millionen haben nur ein Kind. In Berlin kamen 1875 auf 1000 Ehefrauen 238 Geburten, 1912 aber nur noch ca. 90. Auf 100 ehelich Erstgeborene fallen gegenwärtig nur 74 Zweitgeborene und 44 Drittgeborene. Daraus ergibt sich, daß ein Viertel der Ehen Einkinderehen und über die Hälfte Zweikinderehen sind. Zwar hat Deutschland infolge der relativ geringen Sterblichkeit immer noch die höchste jährliche Zunahme von rund 880,000, eine Quote, die aber 1911 wegen stärkerer Sterblichkeit auf 740,000 herabging. „Die [deutsche] Bevölkerung vermehrt sich also jährlich um 1.40, bzw. 1.21 Prozent, während das europäische Rußland bei einem jährlichen Zuwachs von $1\frac{1}{4}$ Millionen nur um 1.15 Prozent zunimmt, Japan aber mit 550,000 jährlichen Geburten eine Steigerung von 1.10 Prozent erfährt. Dem steht Frankreich gegenüber, das 1911 ein Minus der Bevölkerung erlebt hat, indem die Todesfälle einen Überschuß von 34,000 vor den Geburten beanspruchten, das heißt, auf 1000 Einwohner kommen 18.7 Lebendgeborene, aber 19.6 Sterbefälle (ohne Totgeborene). Es ist das siebente Mal in den letzten Dezennien, daß Frankreich dies verhängnisvolle Minus des Lebens dem Tode gegenüber erfährt.“ (S. 9.) Auf diesem französischen Standpunkt wird nach Seeberg Deutschland in vierzig Jahren ebenfalls angelangt sein, wenn kein Wandel eintritt in dem Rückgang der Geburten von 1870 bis 1910, der in dieser Periode fast 10 vom Tausend der Bevölkerung betrug.

Den ganzen Ernst dieser Sachlage für Deutschland als Volk beschreibt Seeberg also: „Es ist nicht lange her, daß man Deutschland die Kleinkinderstube für die ganze Welt genannt hat. Das scheint sich jetzt ändern zu sollen. Es liegt in unserm Volk eine Tendenz der Entwicklung vor, die uns in absehbarer Zeit mit den traurigen Zuständen bedroht, die in Frankreich das bittere Herzleid aller Patrioten ausmachen und mit allerhand Mitteln, freilich bisher erfolglos, bekämpft werden. Es droht uns eine Lage, da wir als Volk nicht mehr fortschreiten, sondern zurückgehen. Aber jedes Volk, über das dieses Geschick

hereinbricht, ist schließlich hinsichtlich seiner politischen Stellung in der Welt zum Verfall verurteilt, oder es ist genötigt, in immer größerem Umfang fremdes Blut in sich aufzunehmen. Der große französische Nationalökonom Leroy-Beaulieu glaubt vorausagen zu können, daß binnen 6 bis 8 Generationen die rein französische Bevölkerung aufgehört haben wird zu existieren, und daß an ihre Stelle ein Gemisch von flämischen Belgiern, Deutschen, Spaniern, Italienern und Polen getreten sein wird. Auch wir in Deutschland werden uns dann allmählich auf ein ähnliches Konglomerat aus fremden Völkerschaften, wie vor allem Slaven und wohl auch östlichen Juden, gefaßt machen müssen. Wird aber hierdurch der Fortbestand unserer gesunden Eigenart bedroht, so drängt der Rückgang ohne entsprechenden Ersatz das Volk mit zwingender Notwendigkeit aus seiner Stellung als Weltmacht ersten Ranges hinaus. Das Bedenkliche dieser Lage steigert sich noch, wenn man erwägt, daß unsere östlichen Nachbarn sich trotz großer Kriege, innerer Unruhen und materialistischer Propaganda im ganzen hinsichtlich der Volksvermehrung auf der Höhe halten, die sie seit einem Menschenalter einnehmen. Ich brauche nicht auszuführen, was für Folgen sich aus diesen Tatsachen für die Geschichte unsers Volkes ergeben können. Es liegt auf der Hand, wenn anders nicht eine starke Bewegung zurück auch bei uns einsetzt. Aber wer, der die Stetigkeit des Niederganges beobachtet, wird dies mit Zuberficht zu behaupten wagen?"

Den eigentlichen Grund für die rasche Abnahme der Geburten im Deutschen Reich findet Seeberg nicht in der Auswanderung, die in 1911 auf 22,690 Personen gesunken sei, auch nicht in etwaiger physischer Degeneration, nicht in der andauernden Kultur und Inzucht alter, insonderheit adeliger und fürstlicher Geschlechter, nicht in geringerer Ehefrequenz, die ziemlich stabil geblieben sei, nicht in der Abnahme von unehelichen Geburten, die sich ebenfalls wesentlich gleich geblieben seien, nicht im Alkoholismus oder in Geschlechtskrankheiten, die kaum erheblich zugenommen hätten. Der wirkliche letzte Grund für die rasche Geburtabnahme sei vielmehr nirgends sonst zu suchen als in dem Mangel am Willen zum Kind bei den Verheirateten. Weniger Kinder würden geboren, weil schier allgemein Eheleute entweder kinderlos oder doch nicht kinderreiche Ehen wollen. Absichtliche, willentliche Einschränkung sei die nächste Ursache des Geburtenrückgangs. So urteile auch die Mehrzahl der Forscher auf diesem Gebiet: Levasseur mit Bezug auf Frankreich und fast alle deutschen Forscher mit Bezug auf Deutschland. Gottes klarer Wille an alle Eheleute lautet: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ und diesem Willen entspricht die göttliche Ordnung in der Natur und die Stimme des Gewissens. Dem ausdrücklichen Willen Gottes aber setzen viele Eheleute entgegen einen ebenso entschiedenen Willen zur gänzlichen oder relativen Unfruchtbarkeit.

Diesem gottlosen Willen zur Sterilität kommt zu Hilfe der Neumalthusianismus. Er liefert ihm die von der Wissenschaft erfundenen

technischen Mittel, um Gottes Willen zur Fruchtbarkeit erfolgreich zu bereiten. Seeberg schreibt: „Der egoistische Wille zur Beschränkung der Kinderzahl hat nun aber einen mächtigen Bundesgenossen erhalten in der Propaganda des Malthusianismus. Malthus hatte seinerzeit, in seinem berühmten 'Essay on the Principles of Population' (1798), auf Grund des von ihm entdeckten vermeintlichen Gesetzes, daß die Nahrungsmittel in arithmetischer Progression (2, 4, 6, 8) zunehmen, dagegen die Menschheit die Neigung hat, sich in geometrischer Progression (2, 4, 8, 16, 32) zu vermehren, oder sich in 25 Jahren zu verdoppeln, geraten, die Eheschließungen hinauszuschieben, um einer allgemeinen starken Vermehrung vorzubeugen. John Stuart Mill fügte dem die Forderung der Enthaltfamkeit in der Ehe hinzu. Aber erst der Neumalthusianismus gab der Sache die Wendung, daß die Empfängnis durch künstliche Mittel zu verhindern sei. Im großen Stil macht die Malthusian League seit 1877 für diesen Gedanken Propaganda. 1900 wurde in Paris eine internationale Organisation gegründet (Fédération universelle de la régénération humaine), in der die französische Ligue de la régénération humaine hervortragt. Vom Geist dieser Vereinigung gab bei uns in Deutschland der vierte internationale Kongreß der Neumalthusianer 1911 in Dresden Kunde. Hier wurde die Unmöglichkeit, die sexuellen Triebe zu unterdrücken, konstatiert und die ‚vernünftige‘ Beschränkung der Kinderzahl als Mittel zur Förderung des Eheglüdes, zur Mehrung der Ehen und zur Beschränkung der Prostitution anempfohlen. Auch sollten die Regierungen ersucht werden, vor allem bei den unteren Klassen der Bevölkerung die Geburtenziffern verringern zu helfen. Auf einer öffentlichen Versammlung wurde die Beschränkung der Geburten anempfohlen; auch sollte es in Zukunft nur eine ‚willkommene Mutterchaft‘ geben. Der Neumalthusianismus ist aber nicht Theorie geblieben. Dem Gedanken folgte dann auf dem Fuß die Verbreitung von allerlei antikonzeptionellen Mitteln, wie sie in den Warenhäusern, Drogenhandlungen, Friseurläden oder auch bei Hausierern zu haben sind. In welchem Umfang diese Mittel, zumal in den Großstädten, allmählich verbreitet werden, ist bekannt. Und der Verhinderung der Konzeption schließt sich dann naturgemäß immer leichter die Neigung an, auch bereits geschehene Konzeptionen durch künstliche Mittel wieder rückgängig zu machen. Also, werden wir sagen können, der Rückgang der Geburten erklärt sich aus dem Willen, nicht mehr als eine bestimmte Zahl oder gar keine Kinder zu haben. Man hat lange in Frankreich dem Zweikindersystem gehuldigt. Dieses System ist auch nach England und dann an die Westgrenze Deutschlands und nach gewissen Gegenden Mitteldeutschlands übertragen worden. Es ist allmählich zu dem Einkindersystem umgebildet worden, dem sich das Reinkindersystem hier und da anschließt. Alles das sind bekannte Tatsachen, die natürlich sehr verschieden beurteilt werden können, aber als Tatsachen anzuerkennen sind.“ (S. 18 ff.)

Für diesen Willen zum Rein-, Ein- oder Zweifindersystem werden nach Seeberg von verschiedenen Fachleuten verschiedene Ursachen geltend gemacht. Die zunehmende Kultur, meinen einige, biete andere Genüsse des Lebens, die Eheleute auf den Kindersegen verzichten lassen. Andere urteilen, man verzichte auf Vermehrung der Kinderzahl, um die Frau vor Siechtum zu bewahren oder um nicht schwächliche Kinder in die Welt zu setzen oder um dem Kinde eine bessere Ausrüstung für den Kampf ums Dasein zu verschaffen oder um wohlhabend zu werden und dem Kinde ein reicheres Erbe zu sichern. Eine wichtige Ursache des Willens zum Reinkindersystem sei auch die Teuerung der Hauptbedarfsartikel, die sich im letzten Dezennium herausgebildet habe und die sich insonderheit in Großstädten empfindlich geltend mache, vornehmlich bei Staatsbeamten. Übersehen dürfe man auch nicht die mit dieser Teuerung in Verbindung stehende, beständig steigende Beteiligung der Frau am Gewerbsleben. Der Hauptgrund des Willens zur Unfruchtbarkeit ist aber nach Seeberg mit obigem noch nicht genannt.¹⁾

Aus der Tatsache, daß der Rückgang der Geburten am stärksten ist in den großen Städten Deutschlands, wo man stellenweise schon unter das Niveau der französischen Großstädte gesunken sei, folgert Seeberg, daß hier auch die Hauptgründe für den rasch um sich greifenden Willen zur Unfruchtbarkeit am deutlichsten zutage treten müßten. Und neben bereits genannten Gründen weist nun Seeberg nachdrücklich hin auf die in den Großstädten von allen Dächern, in Vereinen, Zeitungen, Theatern usw. offen gepredigte und rasch um sich greifende, auch die Volksmassen durchsäuernde Gottlosigkeit, insonderheit mit Bezug auf das Geschlechts- und Eheleben. Die „öffentliche Meinung“ sei wie die Königin im Bienenschwarm: wer sie habe, der habe den ganzen Schwarm. Zu einer solchen „öffentlichen Meinung“ aber werde in den Großstädten

1) Die „Ref.“ erblickt einen Hauptgrund für die Abnahme der Geburten in dem Wohnungselend. Sie schreibt: „Eine furchtbare, überall anzutreffende Tatsache ist es fernerhin, daß kinderreiche Familien (und dazu werden schon solche mit mehr als zwei Kindern gerechnet) überhaupt kein oder doch kein menschenwürdiges Quartier mehr bekommen. Es ist geradezu erschütternd, wenn z. B. ein sonst ordentlicher, fleißiger und gutgestellter Arbeiter, wie wir's erlebt haben, aus diesem Grunde sich mit dem Jüngsten auf dem Arm in den Fluß stürzt und ertränkt, oder eine ehrenwerte Witwe ihrer Kinder wegen mit diesen acht Tage lang im Oktober auf der Straße unter Gottes freiem Himmel liegen muß, bis endlich im April für sie ein Plätzchen frei wird. Wir haben noch kein Asyl gefunden, in dem, nicht etwa nur die Liederlichen, nein, fast immer die kinderreichen Familien eine letzte Zufluchtsstätte hätten finden müssen! Mögen Luxus, unterhättnismäßige hohe Lebenshaltungsansprüche einer Hyperkultur mit-sprechen, ein Hauptgrund ist im Wohnungselend zu suchen, daß die Zunahme unserer Bevölkerung schon jetzt nur eine relative (dank längerer Lebensdauer usw.) ist, die Geburtsziffer aber von Jahr zu Jahr fällt, und — schaffen wir nicht mit ganzer Kraft bessere Vorbedingungen — auch wir, wie Frankreich, ein aussterbendes Volk werden!“

je länger, je mehr die abscheuliche „neue Moral“, die die Ehe ver-spottete und die Lehre vertrete: die Frau müsse Herrin ihres Körpers bleiben; auch gegen den Willen ihres Ehemannes stehe ihr das Recht zu, sich wider Geburten zu schützen und die Frucht ihres Leibes ebenso von sich zu tun wie ihre Haare, Nägel usw. Propaganda für diese Lehren mache, insonderheit in den Unterschichten der Bevölkerung, die Sozialdemokratie, die Konzeptionsverhütung geradezu anrät. Sozialistische Wanderrednerinnen machten es sich zur Aufgabe, Frauen und Mädchen der arbeitenden Klasse aufzuklären über Verhütung des Kindersegenes. Der sogenannte „Mutterschutz“ und die radikale Frauenbewegung suche die Selbstsucht des Weibes zu nähren und verbreite jetzt als allgemeingültige Theorie, daß das Weib Recht und Pflicht habe, sich wider die Ordnung der Natur aufzulehnen. Diese in den Großstädten rasch um sich greifende Irreligiosität und Gottlosigkeit, die der Selbstsucht und Genußsucht in allen Formen, insonderheit mit Bezug auf die Fleisch- und Geschlechtslust, die Zügel schießen läßt und alle Furcht vor Gott und seinem Gesetz verloren hat, sei der eigentliche Grund des Willens zur ehelichen Sterilität. An die Stelle der Gottesfurcht trete in den Großstädten „die Religion des Vergnügens“, deren Gesetz die Selbstsucht ist und deren Maxime lautet: Genieße das Leben, befriedige die Naturtriebe, lebe dich aus, erfreue dich auch ausgiebig des Geschlechtstriebes und suche dich dabei von den Folgen freizuhalten. Leben, Ausleben — wer danach handle, ohne sich viel um Gott, Moral und Gewissen zu kümmern, stehe auf der Höhe der Kultur und könne mit Verachtung herabbliden auf alle, die sich noch gebunden halten an veraltete Ideale und göttliche Normen und Gesetze.²⁾

Seeberg schreibt: „Nicht also die Teurung an und für sich, ebensowenig die ungesunden Verhältnisse oder die nervöse Überreizung sind als die letzten Ursachen des Geburtenrückganges anzusprechen, denn die

2) An die Volksschullehrer Sachsens sandte vor einiger Zeit die monistische Propaganda eine Schrift über „Glaube, Vernunft, Naturalismus und Naturwissenschaft“ von Dr. W. Hellmut, in der nicht bloß die Persönlichkeit Gottes und die Gottheit Christi, sondern auch alle Moral verspottet wird, wie folgende Probe zeigt: „Wohl dem jungen Menschen, der rechtzeitig die Entdeckung macht, daß diese pfäffischen Kinderlehren (die zehn Gebote von Moses), die kein Theolog selbst ernst nimmt oder gar befolgt, leere, nichtsagende, ja unfittige Worte sind, gut für die Volksverdummung, aber verderblich für das praktische Leben im Existenzkampf!“ Hierbei denken die Monisten vornehmlich an das sechste Gebot. Das „Berliner Tageblatt“ vom 10. Mai 1914 läßt seinen Roman „Der Tänzer“ also über die Ehe urteilen: „Die Ehe ist ein Grundirrtum, auf dem das ganze Elend unserer Entwürfungen beruht; eine Kräftevergeudung ohnegleichen, hat sie unsagbar viel Mannestalent aufgetrieben, die bösen Anlagen der Frau ausgeläßt, die Kinder verdorben, alles freie Denken und Fühlen erstikt. Ich behaupte, daß keine Fessel tiefer in den menschlichen Organismus eingeschnitten, tragischere Konsequenzen zur Folge gehabt hat.“

Mehrzahl der Bewohner der Großstadt ist nicht in ihr geboren, sie rekrutiert sich vielmehr aus ländlichem Zuwachs, sondern die egoistische und berechnende Sinnesweise der Stadtbewohner. Diese Sinnesweise steht aber im Zusammenhang mit dem Anspruch auf Unterhaltung und Vergnügungen, der durch die mannigfachen Gelegenheiten erweckt wird. Aber hierzu kommt noch zweierlei: einmal, daß der Großstädter den Respekt vor der Autorität von Sitte und Gewohnheit bedenklich schnell verliert und dabei auch in der Regel eine indifferente oder skeptische Stellung zu den religiösen und ethischen Fragen einnimmt; dann aber, daß er trotz dieses kritischen Sinnes überaus zugänglich ist der Massensuggestion. Der ‚Herr Omnes‘, wie Luther sagt, ist der Tyrann der Großstädter, so laut immer sie ihre ‚Freiheit‘ preisen. Was ‚alle‘ tun, was die ‚öffentliche Meinung‘, wie sie in der Zeitung steht, oder die tonangebenden Kreise fordern, das setzt sich mit erstaunlicher Gewalt durch. Die Großstädte machen bekanntlich die öffentliche Meinung. Alle Regungen und Tendenzen der Zeit werden in den Großstädten auf Formeln gebracht und sie werden in ihnen auch zuerst, und in der Regel erstaunlich schnell, in das konkrete Leben umgesetzt. Hier übt daher ‚das Moderne‘ seine Gewalt in fast epidemischer Weise aus. Dabei treten die trennenden Schranken der Stände hier mehr zurück. Was oben gilt, wird bald auch unten nachgeahmt. Man lese, um hiervon eine lebendige Anschauung zu gewinnen, etwa die Schilderung, die ein Meister der Massenpsychologie wie Zola in dem Roman ‚Fécondité‘ von dem fanatischen und verzweiferten Kampf wider das Kind in Paris entworfen hat: ‚Alles vereinigte sich in dem Schrei des Egoismus: Kein Kind mehr! . . . Tod dem Leben von morgen, wenn nur der Genuß von heute erreicht wird!‘ Bei dieser Art der Großstädte ist es nur natürlich, daß die sittlichen Schäden eines Zeitalters in ihnen zuerst sich zu realen Gebilden verbichten und in das soziale Leben eingreifen.“ (S. 35 f.) „Dieser Geist“ (der Irreligiosität, Selbst- und Genußsucht und der neuen Moral) „wird schließlich natürlich auch auf das platte Land hinübergreifen, wenn wir uns nicht aufraffen und ihn zurücktreiben. Aber sein eigentlicher Nährboden ist das großstädtische Leben mit seiner Massensuggestion und seinem Kult der Schlagwörter, mit dem Glanz des Reichums und mit den Chancen, die es dem Individuum zum Leben und zum ‚Ausleben‘ bietet. Es ist nur naturgemäß, daß der Landbewohner, der plötzlich von diesem Großstadtgeist ergriffen wird, seinem Taumel schnell erliegt. Man kann das etwa an unsern Fabrikarbeitern und -arbeiterinnen studieren, die bald, nachdem sie ihr stilles Dorf mit der großstädtischen Fabrik vertauscht haben, von den Schlagwörtern und der scheinbaren Überlegenheit dieser Großstadtkultur angesteckt und dann fortgerissen werden. So aber ver- steht es sich, daß in dem Maß, als der Industrialismus rapid gewachsen ist und große Massen von dem Lande in die Großstadt zieht, die ‚neue Moral‘ auch in den unteren Schichten der Bevölkerung Wurzel ge-

geschlagen hat. Die Großstadt nivelliert eben immer, denn rasch bringen die Gedanken der einen zu den andern vor. Was die ‚Gebildeten‘ einander zuerst in das Ohr raunen, wird bald von den Dächern gepredigt. Wir wissen alle, wie jede Warnung vor diesem Taumel in den Wind geschlagen und bespöttelt wird als neidische Mißgunst oder als die egoistische Absicht, dem Volk die Aufklärung und den Lebensgenuß vorzuenthalten. Nicht in dem wirtschaftlichen Programm liegt zuhöchst die verheerende Wirkung der Sozialdemokratie, sondern in der Propaganda für diese neue, auf die materialistische Geschichtsanschauung und einen vulgären Naturalismus gegründete Moral, die sie planmäßig betreibt.“ (S. 38.) „Die letzte Ursache ist in dem Geist unserer Großstadt zu erblicken oder in jenem egoistischen Subjektivismus, der im Bunde mit dem Naturalismus die Moral der modernen Bildung oder richtiger Halbbildung kennzeichnet. Diese Bildung gedeiht in der Luft der Großstadt mit ihren Sensationen und Suggestionen. Da gedeiht sie und von dort greift sie um sich. Die äußeren Elemente des großstädtischen Lebens kommen also nur als Anlässe und Verlockungen bei unserer Frage in Betracht. Daß diese Lockungen befolgt werden, das hängt von dem Willen der Menschen ab. Dieser Wille läßt sich aber leiten von der sogenannten neuen Moral. Hier liegt somit der tiefste Grund zum Verständnis des uns beschäftigenden sozial-ethischen Problems. Es ist eine Frage, die mit allerhand wirtschaftlichen und hygienischen Verhältnissen verknüpft ist, aber es ist schließlich eine ethische Frage. Das ist, wie ich glaube, ein ebenso wichtiges als sicheres Resultat unserer Untersuchung.“ (S. 43.)

Wie der egoistische Naturalismus rechnet, schildert Seeberg also: „Der Egoismus mit seiner Kleinlichen, glaubenlosen Art stellt ganz naturgemäß die Erwägung an, daß man mit weniger Kindern bequemer leben kann als mit einer großen Kinderzahl. Er leitet daher zur Beschränkung der Kinderzahl an. Und da man schließlich ohne Kinder sich sein Leben am bequemsten einrichten kann, auch für die Frau und den Mann alle Unbequemlichkeiten und Entfagungen der Zeit der Schwangerschaft fortlassen, so kann es nicht wundernehmen, wenn man schließlich überhaupt auf die Kinder verzichtet wie auf eine lästige Bürde. Aber an solchen Gedanken hat es natürlich niemals in der Menschheit gefehlt. Jedoch früher blieb es wohl bei unfrommen Wünschen oder rohen Verwünschungen, wenn das Unerwünschte doch eintrat. Oder man meinte durch unschuldige einfache Mittel, wie Abpassung der Zeit des geschlechtlichen Verkehrs oder langes Stillen der Kinder durch die Mütter — in dieser Zeit sind Konzeptionen selten — oder auch durch geschlechtliche Enthaltung die Kinderzahl beschränken zu können. Der moderne Naturalismus hat dem eine neue Wendung gegeben. Es gilt wie ein Dogma, daß der erwachsene Mensch auf die Befriedigung der geschlechtlichen Begierde schlechterdings nicht verzichten kann. Dem hält der egoistische Rationalismus das andere Dogma entgegen, daß Kinder die Eltern am

sorgenlosen Lebensgenuß hindern. So dient dann diese Auffassung des Sexuallebens sowie so manche Erscheinung unsers literarischen oder sozialen Lebens immer fast ebenmäßig der Aufreizung der Geschlechtlichkeit und der Unterdrückung der Fortpflanzung. Man betrachte nur unter diesem Gesichtspunkt unsere Literatur und achte darauf, wie der außereheliche Geschlechtsverkehr in den Romanen immer häufiger „ohne Folgen“ abläuft. Das entspricht eben der Wirklichkeit. Es ist so, wie Theilhaber es ausdrückt: „Heute wird der folgenlose freie geschlechtliche Verkehr nicht tragisch genommen, wohl aber der folgenreiche.“ Soll nun aber einerseits die Geschlechtslust schlechterdings unüberwindlich sein und andererseits die Erzeugung von Kindern vermieden werden, so bleibt gar keine andere Auskunft übrig als die, daß die Zeugung bei dem Geschlechtsverkehr verhindert wird, oder aber ihre Früchte zerstört werden.“ (S. 39.) Die dabei angewandten Mittel seien Prävention durch antikonzeptionelle Mittel, künstliche Sterilisierung der Frauen durch Apparate oder durch operative Eingriffe, Fruchtabtreibung und das grausige Gewerbe der „Engelmacherinnen“.

Auch fehlt es in den Großstädten nicht an ungläubigen Nationalökonomern und Ärzten, die mit dazu beitragen, dem abgestumpften Gewissen den Todesstoß zu geben. Die Kultur, sagen sie, fordere Lebenshebung, diese aber Verminderung der Kinderzahl. Der quantitative Ausfall werde ersetzt durch die Qualität. Nur Fanatiker seien Gegner der Geburtenbeschränkung. Geburtenrückgang sei eine Naturnotwendigkeit und nicht ein Phänomen sinkender, sondern steigender Sittlichkeit und Zivilisation. Hätten doch auch die höher organisierten Tiere weniger Nachkommen als die niederen! Große Familien bedeuteten Rückschlag in die Barbarei. Der Kulturmensch lege seinen sexuellen Trieben Zügel an, wenn auch nur mit Bezug auf die Folgen. Mit solchen gottlosen Argumenten ersticken atheïstische Ärzte die etwaigen Gewissensregungen der „nationalen Selbstmörder“. Und Nationalökonomern kommen ihnen zu Hilfe mit dem Schreckbilde allgemeiner künftiger Verelendung durch Überbevölkerung.

Diesen Argumenten gegenüber weist Seeberg darauf hin, daß die künstliche Sterilität nicht in der Natur begründet sei, sondern auf willentlichen Taten, die der Natur widersprechen, beruhe und nach allen Richtungen hin Verderben im Gefolge habe. Verderblich sei der Malthusianismus für die Nation, die dabei schließlich unterliegen und zugrunde gehen müsse, für die Moral des Volkes, das der Sinnlichkeit, Selbstsucht und Schmutzerei verfallt, für die Gesundheit, da der unnatürliche, unbeherrschte und unbeschränkte Geschlechtsgenuß zur Nervenzerrüttung führen müsse, für die Ehe und die gegenseitige Achtung der Eheleute durch die etelhafte Markierung des Geschlechtsaktes als rein physischen Luftborgangs, für die Erziehung der Kinder, die sich im Einkindersystem nicht aneinander abschleifen können und von den Eltern verhätschelt werden, für das religiöse und sittliche Erbe des Volkes,

das der Selbstsucht und Wollust zum Opfer falle, kein Interesse für das kommende Geschlecht habe und an die Stelle Gottes den „Übermenschen“ setze.

Was kann nun aber geschehen, um des Malthusianismus Herr zu werden? Seeberg antwortet: Äußere Maßregeln blieben erfolglos, wie Frankreich lehre. Verschärfung und strenge Durchführung der Gesetze gegen Fruchtabtreibung, gegen Verlockung zur widernatürlichen Beschränkung der Kinderzahl, gegen Handel mit antikonzeptionellen Mitteln, Steuerprivilegien für kinderreiche Familien, höhere Besteuerung der Junggesellen und kinderloser Eheleute, Bevorzugung der Söhne kinderreicher Familien bei Anstellungen, Stipendienverteilungen usw. könnten das Übel höchstens eindämmen, nicht heilen. „Wo der gute Wille fehlt, da werden alle sozialen Erleichterungen oder auch die Androhungen von Strafen kaum besonders in das Gewicht fallen. Man wird schließlich die Menschen nie dazu bringen, aus patriotischen Erwägungen Kinder in die Welt zu setzen. Wirklich helfen kann nur ein innerer Umschwung von einer ähnlichen suggestiven Kraft, wie sie der Neumalthusianismus unzweifelhaft ausübt.“ (S. 54.)

Aber wie soll dieser Umschwung erfolgen? Ja, wie anders als durch die uralte Predigt: Tut Buße und glaubt dem Evangelium! Hier versagt jedoch auch Seeberg. Er schwächt das Gesetz ab, wenn er von Fällen zu reden weiß, in welchen ein Präventivverkehr erlaubt sei. Und die alte lutherische Theologie tadelt er, weil sie überall im klaren Wort der Bibel das unfehlbare Wort des majestätischen Gottes selber vor sich zu haben glaubt. Damit sticht er aber der unfraglichen Zuverlässigkeit und dem göttlichen Ernst der Predigt des Gesetzes sowohl wie des Evangeliums die Wurzel ab. Kraft hat diese Predigt eben nur deshalb, weil sie Gottes Stimme ist und als solche dem Menschen entgegentritt. Sinkt die Predigt von Sünde und Gnade herab zur bloßen menschlichen Meinung, so hat sie ihre durchschlagende, überzeugende, das Gewissen bindende, weckende, tröstende und stärkende Kraft eingebüßt. Dies kann nicht ausbleiben, wo man, wie das in den Landeskirchen allgemein der Fall ist, die wörtliche Eingebung und völlige Untrüglichkeit der Schrift leugnet. Nicht Gott redet dann in der Schrift zu uns mit göttlich gewissen Worten, sondern irrtumsfähige Menschen. Fällt aber die Schrift, so verliert auch die Predigt von Sünde und Gnade ihre göttliche Autorität. Der Prediger kann dann nicht mehr vor die Leute hintreten mit dem majestätischen „So spricht der Herr!“ Der Unterton der Predigt lautet dann vielmehr: So urteilt Petrus, Paulus, Jakobus usw., beschränkte, irrtumsfähige, vorurteilsvolle Menschen; wer weiß, ob's wahr ist? Nur solange die Kirche festhält an der Wahrheit, daß sie in der Schrift das untrügliche Wort Gottes hat, vermag sie mit Erfolg den Kampf aufzunehmen wider Unglauben und Unsitlichkeit. Auch wider den Malthusianismus kämpfen Seeberg und seine Genossen mit gebrochener Lanze.

D. Seeberg muß wissen und sollte es offen zugeben, daß mit der Leugnung der wörtlichen Eingebung der Schrift und der Zerstörung der christlichen Theologie durch Schleiermacher auch der sittliche Lagismus, insonderheit mit Bezug aufs sechste Gebot, seinen Einzug ins deutsche Volk gehalten hat. Ja, die moderne schriftlose Theologie hat nicht bloß die theologischen und religiösen, sondern auch die sittlichen Mauern niedergerissen. Dadurch, daß sie das Ansehen der Bibel untergraben und den Glauben an die Untrüglichkeit der Schrift zerstört hat, ist sie nicht bloß geistlich und ewig, sondern auch zeitlich und leiblich ein Feind und Bürger der Christenheit geworden. Sie hat damit nicht bloß die Religion, sondern auch die Moral und vielfach selbst die äußerliche, bürgerliche Ehrbarkeit zerstört, insonderheit mit Bezug auf das sechste Gebot. Hat doch dafür die liberale Theologie wiederholt gerade auch den direkten Beweis geliefert, indem sie z. B. sogar Schmutzereien wie Schlegels „Lucinde“ und Frenssens „Hylligenlei“ beschönigen und rechtfertigen konnte. Wahre Sittlichkeit ist immer nur Frucht des christlichen Glaubens und ohne diesen nirgends vorhanden. Wer darum den christlichen Glauben untergräbt, wie das durch Leugnung der Untrüglichkeit der Heiligen Schrift wenigstens indirekt geschieht, der rüttelt auch an der christlichen Sittlichkeit. Dazu kommt, daß es auch für die christliche Morallehre kein anderes zureichendes und sicheres Fundament gibt als das klare Wort der Schrift. Sämtliche Gebote, insonderheit das sechste, verlieren von ihrer Bestimmtheit und göttlichen Verpflichtungskraft, wenn das Schriftwort keine untrügliche Geltung mehr hat. Wir möchten den Moraltheologen sehen, der z. B. die Forderungen der christlichen Ethik die Ehe betreffend anders als mit klaren Schriftworten bestimmt und sicher zu fundamentieren vermöchte. Nein, auch gegen den Greuel des Malthusianismus kann uns retten nicht halbe, sondern nur ganze Buße, nicht teilweise, sondern nur volle Rückkehr zur alten Theologie mit ihrer auf die untrügliche, göttliche Schrift gegründeten Predigt des Gesetzes zur Reue und des Glaubens an die sündenvergebende Gnade, die allein Kraft gibt, der Sünde Herr zu werden, Kraft, die besonderen Versuchungen, die die moderne Kultur und Lebensverfeinerung mit sich bringt, zu überwinden, und Kraft auch, dem greulichen Neumalthusianismus samt seinen entsetzlichen Folgen siegreich Widerstand zu leisten.

In der Nummer vom 9. November vorigen Jahres veröffentlichte die „Reformation“ einen Artikel von dem Mediziner Oskar Lezius über „Das Unwesen der Neumalthusianer“, den wir mit etlichen Abstrichen hier folgen lassen, denn das angeschnittene Thema „Neumalthusianismus“ ist jedenfalls in Amerika ebenso zeitgemäß wie in Europa. In einer Fußnote bemerkt die „Reformation“: „Der Nothstand ist so groß und die Sünde, die geißelt wird, so schändlich, daß einem Kenner der Verhältnisse auch die schärfsten Wendungen als Ausfluß eines gerechten Unwillens kaum zu scharf erscheinen dürften.“ Doktor Lezius schreibt:

Der Rückgang der Geburten in Europa und Amerika muß auch die schläfrigiten Optimisten zum Aufwachen bringen. Es ist nicht wahr, daß die Kultur oder der Reichtum die Völker kinderarm macht. Das tut allein die Sünde. Der Egoismus und die selbstkückige Trägheit der Eltern, welche die Lasten und Mühen der Kindererziehung nicht auf sich nehmen wollen und sich dem Laster der künstlichen Unfruchtbarkeit ergeben, ist allein daran schuld. Das Verbrechen der Fruchtabtreibung, das heute in der Kulturwelt in so reichem Maße begangen wird, sei es aus Angst vor dem Kinde, sei es auch nur, weil viele Frauen eine schlanke Taille so hoch schätzen, daß sie zu ihrer Erhaltung jede Mittelstet zu verüben bereit sind, hat von jeher unter den primitiven Völkern gewütet und viel zu ihrem Aussterben beigetragen. Neben der Frucht- abtreibung haben entartete Naturvölker auch dem Kindermord reichlich gehuldigt und sich dadurch das Grab gegraben. Völker, die ihre Kinder im Keim töten und ihre Neugeborenen erwürgen und aussetzen, haben kein Recht, auf Gottes Erdboden zu existieren, und sind zur Ausrottung reif.

Das Altertum kannte auch schon das Laster der Onanie. Onan, der verworfene Sohn des Erzbaters Juda, verschüttete seinen Samen, da er die Wittve seines Bruders nicht zur Mutter machen wollte. Er fand dafür den verdienten Tod. . . . Unendlich viel abscheulicher und verderblicher ist der Präventivverkehr, wie er heute von reifen Männern und Frauen mit kühler Überlegung ausgeübt wird. Er zerrüttet den Männern unserer Zeit in unheimlichem Umfang die Nerven, macht die Frauen hysterisch und oft genug kurzlebig und droht den germanischen Völkern den Untergang an. Die antiken Völker sind weniger an ihrer Unzucht als an ihrer Furcht vor dem Kinde zugrunde gegangen. Die christliche Kirche des Mittelalters hat durch ihren Kampf gegen den antiken Völkerselbstmord die indogermanische Menschheit gerettet. Was die katholische Kirche auf diesem Gebiete geleistet hat, kann nicht genug gerühmt werden. . . . In Frankreich freilich scheint die katholische Kirche schon vor hundert und mehr Jahren die Waffen vor der gallischen Unsittlichkeit gestreckt zu haben. Sie hat es zugelassen, daß die Franzosen sich zuerst dem Dreikindersystem ergaben, dann die Zweizahl begünstigten, und tut auch nichts Ernstes gegen das Umsichgreifen der Ein- und Reinkinderesehen. Daß die katholische Kirche dafür gestraft worden ist, kann man mit Händen greifen. Wie können die Laien eine Kirche achten, welche sich christlich nennt und solche Frevel durch ihr Stillschweigen gutheißt? Die katholische Kirche ist in Frankreich zum Untergang reif und wird untergehen. Dasselbe Schicksal haben die französischen Hugenotten verdient, denn ihre Schuld ist wohl noch größer als die ihrer katholischen Volksgenossen. Die calvinischen Prediger sind noch stummere Hunde gewesen als ihre papistischen Stiefamtsbrüder. Darum hat auch die französische Hugenottenkirche vor Gott und Menschen den Tod verdient.

Das Unheil, das sich in Frankreich eingefressen, hat auch die andern europäischen Völker ergriffen, aber die Germanen in viel höherem Grade als die außereuropäischen Romanen und die Slaven; am wenigsten noch die Russen, obgleich es in Petersburg und Moskau schlimm genug steht. Die Schriften solcher Männer wie Bornträger und Seeberg haben den ungeheuren Geburtenrückgang klargestellt, so daß er auch den ärgsten Optimisten sich aufdrängt. Die Schuld an dieser moralischen Epidemie ist der Gottlosigkeit, dem Egoismus und der Faulheit der einzelnen, dann aber auch der neumalthusianischen Propaganda und der Massenfälschung absolut wirksamer antikonzeptioneller Mittel zuzuschreiben. Gewisse Kniffe und Mittel zur Verhütung der Empfängnis waren von alters her bekannt und werden niemals auszurotten sein. Ihre Wirkung ist aber unsicher und oft genug unzulänglich. Erst die Technik der Neuzeit hat die Menschheit mit der Industrie wirksamer antikonzeptioneller Mittel „beglückt“, und die Presse samt einem schwunghaften Hausierhandel haben diese Artikel allgemein bekannt und zugänglich, ja, man kann sagen, fast allgemein gebräuchlich gemacht. Die Folgen sind nicht ausgeblieben, wie klar am Tage liegt. Gelegenheit macht ja oft genug Diebe. Die Gottlosigkeit und der Egoismus im ehelichen Geschlechtsverkehr können sich jetzt mit Hilfe der antikonzeptionellen Mittel reichlich und mit Erfolg betätigen. Im ganzen ist dabei die Schuld der Frauen größer als die Schuld der Männer. Mancher Mann sorgt gewiß aus Faulheit, Genußsucht und Habgier dafür, daß er wenig Kinder hat, wie jener reiche Bauer, der nur ein Kind, aber dafür um so mehr Geld auf der Bank hatte. Wenn aber so viele Männer sich durch den coitus interruptus ihre Nerven zerrütten und zu einem unsittlichen Geschlechtsverkehr mit ihren Ehehälften sich bestimmen lassen, so sind daran doch meist ihre Frauen schuld. Die moderne Frau will ja natürlich heiraten, das wollen sie ja im Grunde allesamt; aber Kinder wollen sie nicht zur Welt bringen. Manche Ehefrau will kinderlos bleiben und freut sich ihrer Sterilität, obgleich sie oft genug durch eine ganz unbedeutende Operation beseitigt werden kann. Andere, die sich für fruchtbar halten, beugen der Konzeption mit allen Mitteln vor, zuweilen ohne Wissen des Mannes. Andere bekommen das erste Kind aus reiner Neugier, das zweite aus Ungewandtheit im Gebrauch gewisser Artikel und nach vielen Jahren das dritte aus Unvorsichtigkeit. . . . Eine Frau mit drei Kindern kommt sich heute als eine Heldin vor.

Die modernen Frauen, die sich im Interesse der Kinderarmut gewisser Mittel bedienen wollen und ihre Männer auch dazu zwingen, zerstören dadurch freilich ihre und ihrer Gatten Nervenkraft, werden hysterisch und verkürzen ihre Lebenszeit. Frauen, die nach alter Art bereit sind, fünf bis zehn Kinder zur Welt zu bringen, auf alle „Pariser Artikel“ verzichten und von ihren Gatten keinen coitus interruptus verlangen, haben alle Aussicht, länger zu leben und sich einer besseren Gesundheit zu erfreuen als ihre modernen Zeitgenossinnen, deren be-

rühmter Schrei nach dem Kinde oft genug mit einer Geburt gestillt ist, die mit der Gefinnung von Dirnen antikonzepzionale Mittel gebrauchen, die Ehe zur Unzucht degradieren, ihre Tage in Hysterie und Nervosität zubringen und in Nervenheilstalten oder Irrenhäusern sich häuslich niederlassen. Frauen mit vielen Kindern sind in reiferem Alter viel schöner als jene Kinderarmen, die ihr Los nicht einer schweren Schickung (z. B. einer Fehlgeburt), sondern allein einem unsittlichen Gang zu antikonzepcionellen Mitteln verdanken.

Am Rückgang der Geburten sind auch die Mediziner schuld; nicht die Medizin ist daran schuld, sondern die Mediziner. Die medizinische Wissenschaft lehrt, daß alle Menschen, Männer so gut wie Frauen, sich enthalten können. Tiere haben Brunstzeiten, Menschen aber nicht. Eine Jungweibernot, von der ein falscher Prophet wie Freussen so beweglich redet, ist der Medizin ebenso unbekannt wie die Jungmännernot, welche zur Hurerei berechtigen soll. Gewiß machen sich viele Männer und auch manche Frauen des coitus illegitimus schuldig, aber das ist der Sünde und nicht etwa der Unbesieglichkeit des Geschlechtstriebes zuzuschreiben. Wohl mag der Trieb beim einen stärker sein als beim andern, wohl mag die Selbstbeherrschung des einen geringer sein als die seines willenskräftigeren Nächsten: allen ohne Ausnahme (?) ist es gegeben, über den Geschlechtstrieb und den Gang zur Sünde zu herrschen. Die Medizin kennt keinen Geschlechtstrieb, der zur Sünde zwingt und berechtigt, aber verblendete Mediziner, die nichts als das Unsittliche lieben, tragen die falsche Lehre vor, daß der Unverheiratete huren muß, da er sich nicht enthalten kann, und daß Eheleute keine von der Vernunft und Hygiene gebotene Enthaltung ausüben dürfen, und unwissende Laien halten dann ihr Lasterleben in der Ehe oder vor der Ehe für wissenschaftlich berechtigt.

Ebenso verwerflich ist es, wenn viele Ärzte den Gebrauch antikonzepcioneller Mittel empfehlen. Sie raten Bordellläufern dazu, um sie vor der Syphilis zu schützen. Ich kann das durchaus nicht billigen. Der Gebrauch der antikonzepcionellen Mittel ist in ethischer, hygienischer und ethnischer Hinsicht so verderblich, daß ihre Fabrikation, ihre Anpreisung und ihr Verkauf mit zehn Jahren Zuchthaus zu bestrafen ist. Diese Mittel sind von der Erde zu vertilgen. Mögen daher alle Bordellläufer sich der Ansteckung durch Syphilis aussetzen und ein Procentsatz von ihnen an der Luas eingehen. Das ist besser, als daß Millionen von Eheleuten es erleichtert wird, sich dem Präventivverkehr zu ergeben. Ich kann es auch nicht billigen, wenn Ärzte, um herzleidenden und tuberkulösen Ehefrauen vielleicht zu einem längeren Leben zu verhelfen, ihnen den Gebrauch antikonzepcioneller Mittel empfehlen. Ist eine Frau an einem unheilbaren Leiden erkrankt, das es ihr erschwert, eine Niederkunft zu überstehen, so hat sie mit ihrem Gatten auf den geschlechtlichen Umgang zu verzichten, oder . . . sie muß eine Schwangerschaft riskieren und vielleicht die Geburt eines gesunden Kindes mit dem Tode büßen. . . . Das mag hart klingen in den Ohren moderner

Sentimentalisten, die ein Leben in naturwidriger ehelicher Gemeinschaft einem ehrenvollen Tode vorziehen, ist aber medizinisch und moralisch der allein mögliche Standpunkt. . . .

Aber auch an den unzähligen artifiziellen Aborten sind zum Teil die Ärzte schuld. Frauen, die sich zur Fruchtabtreibung leichten Herzens entschließen wie zum Schneiden der Haare oder zum Kürzen der Nägel, sind Verbrecherinnen, die an den Pranger oder vor den Strafrichter gehören. Zu bedauern ist es, daß nicht die meisten bei diesen Prozeduren eingehen. Erfreulicherweise kommt ja ein erheblicher Prozentsatz moderner Berlinerinnen zur Strafe für ihre Fruchtabtreiberien und künstlichen Fehlgeburten in diesen sogenannten Wochenbetten um. Es ist zu bedauern, daß immer noch viel zu viele dieser unnützen Weiber am Leben bleiben, um ihr fluchwürdiges Wesen weiter zu treiben. Zahllose Hebammen helfen den modernen Frauen bei der Fruchtabtreibung. Zahllose Frauen vornehmen und niederen Standes benutzen diese Personen bei ihrem Verbrechen gegen die Kinder, die sie unter dem Herzen tragen, und die Staaten tun nichts Ernstliches dawider. Wertverfälscht ist die Haltung vieler Ärzte diesem Unwesen gegenüber. Selbstverständlich kann ein gewissenhafter Arzt in die Lage kommen, einen artifiziellen Abort herbeiführen zu müssen, um der Patientin das Leben zu retten. Das ist aber nur statthaft, wenn es sich um eine Kranke handelt, die heilbar ist. Unheilbar Kranke, die sich haben schwängern lassen, mögen im Wochenbett sterben. Der Arzt darf sie nicht durch einen artifiziellen Abort retten wollen, sondern muß sie der Natur und ihrem Schicksal überlassen.³⁾ Anders liegt der Fall, wenn die Kranke heilbar ist, wenn es sich also darum handelt, ob sie und das Kind den Tod finden, oder ob sie durch artifiziellen Abort von ihrem Leiden völlig befreit werden soll. Der Arzt muß sich dann dazu entschließen, die ungeborne Frucht dem Leben der Mutter zu opfern. Niemals aber darf er einen künstlichen Abort für indiziert halten, wenn ein modernes Unweib ihre Frucht loswerden will, um ihre Saison in der Residenz behaglich durchzutanzanzen oder ungestört ins Bad oder in die Alpen reisen zu können. Beliebte Frauenärzte gehen nur zu oft auf diese abscheulichen Wünsche ihrer Patientinnen ein. Sie riskieren dabei ja immer etwas, können es aber wagen, da sie viel Geld dabei verdienen, und der Satz non olet gilt auch von den Summen, die sich gewissenlose Ärzte durch Verbrechen gegen keimendes Leben verdienen.

An nichtigen Vorwänden und faulen Ausreden fehlt es natürlich solchen Leuten nicht im geringsten. Der Staat aber sollte die Strafen

3) In solchen Tagen haben christliche Frauen den herrlichen Trost, daß sie auf Gottes Wegen gehen, und daß der Allmächtige ihnen in der Stunde der Not beistehen und, wenn es sein Wille ist, sie auch retten und ihr Vertrauen nicht wird zuschanden werden lassen. Dies hätte Regius hier und sonst hervorheben dürfen, obgleich er vom Standpunkt nicht des Seelsorgers, sondern des Arztes redet.

für solche Methoden bedeutend verschärfen und nicht auf die schlechten Ratgeber hören, welche ihn mahnen, diese Verbrechen straflos weiterwuchern zu lassen, da sie ja doch nicht völlig auszurotten seien. Wollte der Staat auf solche Jurufe hören, dann müßte er auch sein ganzes Strafrecht à la Leo Tolstoi aufheben und den Anarchismus auf seine Fahne schreiben, denn es liegt doch auf der Hand, daß alle Strafen der Menschheit den Gang zu Verbrechen nicht ausgetrieben haben. Freilich würden Mord und Diebstahl ungeheuer überhandnehmen, wenn ihnen Straflosigkeit zugesichert würde. Nur der Repression des Staates ist es zuzuschreiben, wenn diese Verbrechen sich in gewissen Grenzen halten. Nur von der Verschärfung des Strafrechts und nachdrücklicher Verfolgung der Verbrecher gegen keimendes Leben würde ein Rückgang der zu unheimlicher Zahl angeschwollenen Fruchtabtreibungen und frivolen Aborte zu erwarten sein. Hebammen und Ärzte, die den modernen Frauen die Hand zu solchen erwünschten Untaten bieten, müßten exemplarisch bestraft werden, was wohl Liberalismus, Sozialismus und Sentimentalismus, die drei ärgsten Krebschäden unserer Zeit, nicht so bald zulassen werden.

Alle diese Faktoren zusammen haben zum rapiden Rückgang der Geburten geführt. In Frankreich hat der Neumalthusianismus dem gallischen Volkstum im letzten Menschenalter den Rest gegeben. Zolas Mahnung zur *lécondité* hat kein Gehör gefunden. Er hat ja selbst für seine Person dem illegitimen Zweikindersystem gehuldigt. Ebenso schlimm steht es mit den Angelsachsen in Amerika. Roosevelt, mit seinen sieben Kindern ein weißer Nabe in jenem Lande des Mammonismus, des Feminismus und der Fruchtabtreibung, klagt über den Rassen-selbstmord seiner Landsleute. In England und Deutschland steht es ja etwas besser. In Deutschland fand nach dem Kriege 1870/71 eine Steigerung der Geburtenzahl statt und hielt eine Weile an, um dann ins Stoden zu geraten und jetzt einem entschiedenen, immer rapider werdenden Geburtenrückgang Platz zu machen. Wahrscheinlich werden die Reichsdeutschen in sieben bis zehn Jahren ebenso tief gesunken sein wie Frankreich und statt der 29 bis 30, die heute auf 1000 Menschen geboren werden, nur 20 Geburten haben und von ihren fruchtbaren Nachbarn im Osten unfehlbar erdrückt werden.

Die Fabrikation und der schamlose Vertrieb antikonzeptioneller Mittel wurde jahrelang von dem sonst so moralischen preußischen Staate in unglaublicher Verblendung tatsächlich geduldet. Vor Jahren machte ich in Berlin einen medizinischen Kursus mit. Ich muß gestehen, daß ich damals mit Entsetzen es ansah, wie der preußische Staat es duldete, daß in allen Straßen in Schaufenstern antikonzeptionelle Mittel ausboten wurden. Daß sie aber genug Käufer und Benutzer fanden, davon konnte ich mich überzeugen. . . . Damals war Berlin noch ziemlich kinderreich. Jedem, der aus dem kinderarmen Paris kam, fiel es auf, wieviel Kinder auf den Straßen Berlins herumspielten. Heute

steht es in Berlin sehr schlecht. Arbeiter und Geheimräte halten sich die Kinder vom Leibe und zerrütten sich ihre Gesundheit durch den coitus interruptus und andere Naturwidrigkeiten. Berlin will aussterben und verbreitet die Tendenz zum Aussterben in den Provinzen. Optimisten weisen dabei darauf hin, daß die Reichsdeutschen mit ihrem Dreikindersystem immer noch den Franzosen überlegen seien. Sie vergessen, daß das Zweikindersystem (NB. wenn es durchgeführt wird) zum schnellen Aussterben eines jeden Volkes führen muß. Es scheiden ja die Unverheirateten für die Fortpflanzung aus. Von den Ehen bleiben zehn Prozent kinderlos; wenn also alle Ehen nur zwei Kinder haben, so finden die Eltern wohl Ersatz in der nächsten Generation, aber nicht die Unverheirateten und Kinderlosen. Aber auch drei Kinder genügen nicht. Es müssen mindestens vier Kinder auf jedes Ehepaar, das Kinder in die Welt zu setzen vermag, geboren werden, wenn die Nation nicht abnehmen soll. Erst wenn durchschnittlich fünf Kinder auf eine Ehe kommen, findet eine beachtenswerte Vermehrung statt. Die Franzosen wären längst ausgestorben, wenn nicht die Bretonen, Flamen und andere Nordprovinzen durch ihre Vielkinderehen für den Überschuß sorgten.

Erfreulicherweise scheint ja eine Gegenbewegung gegen den Geburtenrückgang einzusetzen. Als ich 1912 durch Deutschland reiste, habe ich mit Freuden konstatiert, daß nirgends an den Schaufenstern antikonzeptionelle Mittel zu sehen waren, auch habe ich in den Zeitungen nicht die bekannten Anzeigen gefunden. Aber dabei darf es nicht bleiben. Es muß auf dem Wege der Gesetzgebung, des Strafrechts und der persönlichen Einwirkung (wozu jedermann verpflichtet ist) dem Unwesen der Geburtenbeschränkung ein Damm entgegengekehrt werden. Die Optimisten, wie Geheimrat Elster, meinen nun, daß die Nation an Qualität durch das Zweikindersystem gewinne, was es an Quantität verliere. Daß das ein Irrtum ist, hat Vornträger an der französischen Nation erwiesen. Frankreich ist zweifellos physisch und moralisch degeneriert, seit es sich zur feigen und egoistischen Einschränkung der Volksvermehrung entschlossen hat. Auch ist es Tatsache, daß die ältesten Kinder oft schwächer sind als die jüngeren. Weiblich die letzteren ungeboren, und setzen allein die ältesten Kinder den Stamm fort, so ist die Entartung nicht zu vermeiden. Benjamin Franklin war das vierzehnte Kind seines Vaters und das einzige Genie seiner Familie. Heute wäre er gar nicht zur Welt gekommen. Friedrich der Große war das vierte Kind und der dritte Sohn seiner Eltern. Blücher war das siebente Kind eines armen Berufsoffiziers und würde heute gar nicht existieren. Der Freiherr vom Stein hatte zwei Brüder, die älter waren als er und nichts bedeutet haben. Bismarck hatte vier Geschwister, die älter waren als er, von denen allein Bernhard erwachsen ist. Diese Beispiele wären unschwer zu vermehren. Wenn die Eltern dieser Genies dem ehrlosen Zweikindersystem gehuldigt hätten, so würde die Welt anders aussehen und viel ärmer sein.

Daß keine Zeit vertrödelst werden darf, lehrt der geradezu fürchterliche Zustand der baltischen Provinzen Rußlands. Das russische Reich steht ja noch recht günstig da. Die russische Nation zeugt vorläufig etwa 42 Kinder pro Wille. Vor wenigen Jahren waren es aber 46. Vorbildlich sind die deutschen Kolonien an der Wolga und im russischen Süden. Da bei ihnen 60 bis 70 Kinder auf 1000 Menschen geboren werden, da (die Mütter stillen die Kinder selbst) wenige Kinder sterben, so vermehren sie sich mit erfreulicher Mächtigkeit.

Sehr viel schlimmer steht es mit dem Deutschtum in den baltischen Provinzen. Die deutsche Stolaigemeinde in Reval ist 3500 Seelen stark, hat aber im Jahre nur 20 Kinder. Es werden also zirka sieben Kinder auf 1000 Menschen geboren. Mag man noch so sehr in Anschlag bringen, daß viele Gemeindeglieder in heiratsfähigem Alter abwandern und sich in der Ferne verheiraten, die Kinderzahl dieser berühmten Gemeinde ist dennoch unheimlich gering. Die Patrizierfamilien Rigas scheinen entschlossen zu sein auszustarben, denn die Todesfälle überwiegen in diesen Kreisen schon die jährliche Geburtenzahl. Mit dem baltischen Adel steht es ebenso schlimm. Hält er an seinen bisherigen Gepflogenheiten fest, so wird er gleichfalls rettungslos zusammensterben. Die Kinderzahl der abligen Familien ist sehr gering. Ehen mit drei Kindern, die vor fünfzig Jahren selten waren, sind heute sehr häufig und machen angeichts der immer zahlreicher werdenden Zweikinderehen schon den Eindruck erstaunlicher Fruchtbarkeit. Noch schlimmer steht es mit dem estnischen und lettischen Landvolk. Die Kindersterblichkeit ist gering, da die Kinder von den Müttern gestillt werden und bei dem allgemein durchgeführten Einzelhoffsystem die Epidemien selten überhandnehmen können. Dafür ist die Scheu vor dem Kinde in unsern Dörfern ebenso weit verbreitet wie in Berlin oder Paris. In allen Dörfern sind die antikonzeptionellen Mittel wohlbekannt und werden reichlich angewendet. Unbequeme Schwangerschaften weiß man zu beseitigen, und erweist sich der Arzt unerbittlich, so sind gefällige und billige Hebammen reichlich vorhanden, die gern die gewünschte Fruchtabtreibung besorgen. Die Zahl der solcherart erzielten artifiziellen Aborte übertrifft wahrscheinlich im Jahre die Zahl der Geburten, wie von vielen kundigen Ärzten versichert wird. In reichen Landgemeinden überwiegt die Sterbeziffer deutlich die Geburtenziffer. Der Prozeß des Aussterbens hat also schon begonnen. Petersburg liefert im Durchschnitt mehr Kinder als Berlin, wird aber wohl der deutschen Reichshauptstadt bald den traurigen Ruhm der Kinderarmut streitig machen können. Die Fruchtabtreibung nimmt in Petersburg in entsetzlicher Weise zu. Die Frauenabteilung im Peter-Pauls-Hospital hatte im Jahre 1900 nur 98 Aborte, im Jahre 1911 aber 899 Aborte. Die gynäkologische Abteilung des Obuchow-Hospitals hatte im Jahre 1902 nur 339 Aborte, im Jahre 1911 aber 1891 Aborte! Diese Zahlen sprechen Bände.

Um die Lage in Livland klarzustellen, gebe ich folgende Zahlen:

1873—1877 betrug die Geburtschaft 35.30 auf 1000 und sank in den folgenden fünf Jahren auf 33.29 herab, um 1887 bei der Ziffer 29.50 anzulangen. In den darauffolgenden Jahren ist das Übel mächtig fortgeschritten, wie aus Tabellen erhellt, die auf Grund der lutherischen Kirchenbücher aufgestellt worden sind und sich auf die lutherische Bevölkerung Livlands beziehen. Unter den eingewanderten katholischen Litauern und orthodoxen Russen, welche als Arbeiter sich in Riga und anderswo aufhalten, mögen die Dinge anders liegen. . . . Am schlimmsten steht es im rein agrarischen wendischen Kreise, der an Kinderarmut sogar Schöneberg bei Berlin übertrifft. In Berro und Esel steht es recht schlecht, aber immerhin besser als in Wenden. In der Stadt Riga wurden 1906/07 doch noch 22.1 geboren, aber 1909/10 nur noch 18.6. Die neuesten Ziffern, die mir noch nicht zugänglich sind, werden ein noch betrüblicheres Bild geben. . . . Der russische Staat tut nichts dawider. Der Handel mit antikonzptionellen Mitteln floriert. Bestrafung der gewerbsmäßigen Fruchtabtreiber, die allgemein bekannt sind, findet höchst selten statt. Wir leben bei abnehmender Bevölkerung, da das winzige Plus durch Abwanderung der Provinz verloren geht. Der Landbau fängt an zu stocken, da es immer schwerer wird, die nötigsten Arbeiter zu beschaffen. Bald wird es ganz unmöglich sein. Die Arbeiten werden von Jahr zu Jahr flüchtiger und schlechter gemacht. Dringend nötige Meliorationen unterbleiben, weil die notwendigen Hände nicht zu beschaffen sind. So weit sind wir in Livland gekommen. In Deutschland geht es denselben Weg. Also: videant consules!

Den scharfen Ausführungen D. Lezius' fügen wir hinzu das Urteil eines andern Mediziners. Geh. Medizinalrat Dr. Bornträger sagt in einem Artikel in „Kreuz und Kraft“, Nr. 8: „Es ist einfach nicht wahr, daß die Kinderbeschränkung den Familien Vorteile brächte, weder wirtschaftliche noch soziale noch sanitäre oder andere. Ganz abwegig ist die Behauptung, als ob die Geburtenverhütung den Frauen Gesundheit und Schönheit erhalte und die ‚Qualität‘ der Nachkommen bessere. Nirgends gibt es so viele Frauenleiden, nirgends gehen so viele Frauen im Kindbett zugrunde als dort, wo man künstlich in die Fortpflanzungsvorgänge eingreift. Steigt doch die Zahl der Kindbett-Todesfälle in dem kinderarmen Berlin von Jahr zu Jahr und ist zurzeit gut dreimal so hoch als in der kinderreichen Provinz Posen, über doppelt so hoch als im Regierungsbezirk Münster mit seinen vielen Kindern. Dabei sind in Berlin von 100 Gestellungspflichtigen nur 27.6 zum Militär tauglich, in der erheblich kinderreicheren Provinz Ostpreußen aber 63. Natürlich spielt hier auch der Gegensatz von Stadt und Land eine Rolle; aber daß das Geburtenverhüten nicht die Qualität bessert, das habe ich unlängst an dem Beispiel von Frankreich gezeigt, wo man nun schon seit 80, in der Tat eigentlich schon seit 130 Jahren die Geburten beschränkt: in Frankreich ist die allgemeine Sterblichkeit höher als bei uns, ganz be-

sonders die Tuberkulosesterblichkeit, sterben die Frauen jünger als in Deutschland oder gar als in England, werden mehr Ehen geschieden, gibt es mehr Selbstmorde, ist der Alkoholverbrauch erheblich gestiegen, während er bei uns sinkt, ist ebenfalls die Kriminalität wesentlich in die Höhe gegangen, zumal unter den Jugendlichen und Frauen, ist die soziale Frage nicht anders gelöst als bei uns, greift Disziplinlosigkeit in Heer und Marine in erheblichem Grade um sich usw.; kurz, im kinderarmen Frankreich geht die Menschenqualität körperlich wie ethisch offensichtlich zurück statt vorwärts.“ Solche Zeugnisse von gewissenhaften Ärzten sind um so wertvoller, weil immer allgemeiner in der Ehe nicht mehr Gottes Wort und das Gewissen der Eheleute, sondern der physisch-soziale Gesichtspunkt des Arztes als normierend angesehen wird.

Wir schließen mit etlichen Sätzen, die A. Essen in der „Reformation“ (19. Oktober 1913) veröffentlicht hat unter dem Titel: „Wie kann die religiös-sittliche Auffassung des Christentums von Ehe und Kinderseggen gegenüber einer verhängnisvoll um sich greifenden Zeitströmung durch Predigt, Seelsorge, Unterweisung und andere Einwirkungen in unserm Volke gestärkt oder neu geweckt werden?“ Die Thesen lauten, wie folgt: „I. Nach christlicher Auffassung ist die Ehe göttlichen Ursprungs und hat den doppelten Zweck, einmal: die Vereinigung der Eheleute zu gegenseitiger Hilfe im irdischen und im himmlischen Beruf; zweitens: die Vermehrung des Menschengeschlechts und die Versorgung und Erziehung der von Gott geschenkten Kinder. II. 1. Der christlichen Auffassung tritt eine verhängnisvoll um sich greifende Zeitströmung entgegen, welche die kinderarme Familie anstrebt, dabei aber zugleich die ungezügelter Betätigung des Geschlechtstriebes für berechtigt erklärt. 2. Daß es sich hierbei um eine das ganze Volksleben bedrohende Zeitströmung handelt, ergibt sich aus folgenden Tatsachen: aus der seit einigen Jahren auch in Deutschland systematisch betriebenen Propaganda für die Geburtenbeschränkung und aus der in steigendem Maße fortschreitenden Abnahme der Geburten. 3. Die Ursachen dieser Zeitströmung sind nicht bloß äußere, die in der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage begründet sind, sondern vor allem innere: die Abnahme der Frömmigkeit und der Autorität der christlichen Sitte; die Zunahme des materiellen Sinnes in Mammons- und Genußsucht. Der tiefste Grund ist die ‚neue Moral‘, nach welcher die Religion der Selbstsucht und das schrankenlose Ausleben der Naturtriebe als natürlich und sittlich berechtigt gelehrt wird. 4. Die Folgen dieser Zeitströmung sind, wie bei allem, was gottlos, unmoralisch und unnatürlich ist, so verderblich wie möglich. Sie führen zur Entheiligung und Zerrüttung der Ehe und des Familienlebens, schädigen die Menschen an Leib und Seele, entziehen dem Vaterland den notwendigen Nachwuchs und führen immer tiefer hinein in Unkirchlichkeit und Gottlosigkeit. Sie sind zugleich göttliche Gerichte, die zur Umkehr mahnen und alle, die helfen können, zu ungefümter und eifriger Gegenarbeit und Hilfe aufrufen.“

III. 1. Die wichtigste Arbeit ist von der christlichen Kirche zu leisten, die allein imstande ist, mit den ihr von Gott anvertrauten Mächten des göttlichen Geistes und Wortes, die moderne, in ihrem tiefsten Wesen sündige Weltanschauung zu überwinden und die christliche Auffassung von Ehe und Kinderseggen wieder zu Ehren zu bringen. 2. Bei dieser Arbeit der Kirche handelt es sich einmal um Aufklärung sowohl über das Sündhafte und Verderbliche der modernen Auffassungsweise als auch über die Hoheit der christlichen Anschauung von Ehe und Kinderseggen; und zweitens um Gewissenstvedung und innere Erneuerung der durch die Sünde besleckten Herzen und Ehen. 3. Als Mittel zu diesen Zwecken dienen: die Predigt des göttlichen Wortes, die mehr als bisher erwecklich, deutlich und praktisch werden muß; vor allem die Seelsorge, die in echt evangelischer Weise geschehen und individuell verfahren muß; ferner die Unterweisung der Jugend, deren Erziehung zur Keuschheit die beste Sicherheit gibt für eine reine und gesunde Lebensführung im zukünftigen Ehestande. Als weitere Einwirkungen haben hinzuzutreten besondere Evangelisationsversammlungen, planmäßige Verbreitung geeigneter Schriften, die Beeinflussung der Presse, des Buchhandels usw. 4. Als Ziel gilt die Vereinigung aller Christen zu einer allgemeinen sittlichen Wehrpflicht, wobei der Anfang mit denen zu machen ist, die noch entschieden zu Gott und Christus stehen wollen. 5. Für alle Mitarbeiter, insbesondere auch für uns Pastoren, ist die Voraussetzung des Erfolges, die eigene reine Gesinnung, die priesterliche Fürbitte und das rechte Vorbild in der Führung der Ehe und, wo es möglich ist nach Gottes Willen, auch das Vorbild einer Familie, die reich ist an wohl-erzogenen Kindern.“

J. B.

Zu Luthers Übersetzung von 1 Mos. 4, 1.

(Schluß.)

Wir haben gehört, wie Calvin vier Übersetzungen mit einem Male verschluckt. Er billigt mit Gott, von Gott, durch Gott. Er für seine Person zieht dann die Dativkonstruktion vor: „Demnach glaube ich, daß zu übersetzen wäre: Ich habe Gotte einen Mann erlangt. Das kommt näher an die hebräische Redeweise hinan.“ Der Thesaurus Theologico-Philologicus sagt: „So viele Köpfe, so viele verschiedene Übersetzungen. Die einen streiten dafür, die Partikel מִי sei hier Zeichen des Genitivs, andere, des Dativs, wieder andere, des Ablativs. Mit knapper Not hat man den Nominativ und den Vocativ aus dem Spiel gelassen, nur um nicht den Akkusativ zuzugestehen. Manche geben מִי mit Präpositionen wieder, und zwar mit *a, de, ex, coram, cum, per*. Wieder andere finden einen Knoten in den Binsen und nehmen eine Ellipse an von *v* oder *ו*, andere wollen für מִי , מִי lesen.“ Die geht

er dann der Reihe nach durch. „Zeichen des *Nominativs* kann **אנ** nicht sein. So steht es nur bei einem passiven Verbum oder bei einem intransitiven Verbum (obgleich diese Angabe *cum grano salis* zu nehmen ist).“ Er meint die häufige Erscheinung, daß **אנ** bei einem Passivum steht, z. B. 1 Mos. 21, 5: **אנ** **אמר** **אנ** **אמר**, als den Isaak geboren wurde. Da ist dann aber *Akkusativ* gesetzt, wie die Grammatiker sich ausdrücken, um eines in dem passiven Verbum latenten *agens* willen. Der Fall hat hier natürlich nicht statt; hier steht ja kein passives Verbum. Den *Genitiv* kann **אנ** auch nicht bezeichnen. „*Amara* fragt zurecht: Wo hat man je gehört oder gelesen, daß **אנ** Zeichen des *Genitivs* sei? Wir gestehen freilich zu, daß Luther einmal so übersetzt hat. Aber später hat er, nachdem er die Sache besser bedacht hat, diese Übersetzung geändert und beständig festgehalten, wie wir sie jetzt in unserer Bibel finden.“ „Auch des *Calvinus*, *Pareus* und anderer Meinung hat nicht statt, die sich so für den *Dativ* begeistern. . . . Das ist eine neue, verdrehte und dem Text ganz zuwiderlaufende Erklärung. Ich bitte dich, wer hat dem Calvin den Wären aufgebunden, daß **אנ** Zeichen des *Dativs* sei, besonders wenn ein aktives Verbum vorhergeht?“ „Auch deren Meinung ist nicht die richtige, die wie für *Ablat* und *Heim* für den *Ablativ* streiten, um es durch ‚mit‘ wiederzugeben. Das wird dann wieder auf zweifache Weise verstanden: a. daß mit dem *Ablativ* eine verbündete Ursache (*causa aliqua socia*) bezeichnet werde. So *R. Melech*: Ich habe erlangt mit Gott; denn er hat auch sein Teil dazu beigetragen, indem er ihm die Seele eingehaucht hat. Desgleichen *R. Jarchi*: Mit Gott. Als er nämlich mich und meinen Mann erschuf, da schuf er allein; aber in diesem Werk haben wir mit ihm zusammen gewirkt; b. *comparate*, da man die *Mitwirkung* der ersten Ursache ausdrücken wollte und übersezte: durch Gottes Gnade, mit Gottes Hilfe.“ „Die *Widersacher* sollen uns doch einmal auch nur ein Beispiel angeben, wo in solcher Wortverbindung wie hier die *Partikel* **אנ** notwendigweise mit *cum*, a, de, ex, per, coram wiedergegeben werden müsse, zumal in Verbindung mit dem majestätischen Namen. Das werden sie nie tun können.“ „Auch ist nicht mit *Tremellius* und *Piscator* eine *Ellipse* anzunehmen, daß **אנ** stünde für **אנא**, a *Domino*, wie es sein soll 1 Mos. 44, 4; 5 Mos. 34, 1. Ich antworte: a. indem ich leugne, daß an den angeführten Stellen eine *Ellipse* statt hat.“ *Gesenius* bezeichnet das in solchen Fällen einfach als *Akkusativ*, analog dem lateinischen *egredi urbem*, und bemerkt, daß so auch wohl ein *Akkusativ* ohne **אנ** stehe, z. B. 1 Mos. 34, 24. „b. Und selbst wenn das zugegeben werden müßte, dann muß man doch die offenbare und beständige Bezeichnung als *Akkusativ* bei einem aktiven Verbum festhalten und darf die *Ellipse* nicht andern Stellen aufdrängen. Viel weniger geben wir zu, daß **אנ** *ex* heiße. Was sollte das auch für einen Sinn haben? So bleibt nur übrig, daß **אנ** *nota accusativi* ist.“

Die LXX übersetzt: *διὰ τοῦ θεοῦ*; die Vulgata: „per Deum“; die englische Bibel: „from the Lord“. Der Kommentar von Jamieson, Lauffet und Brown verzeichnet noch eine Variante, nämlich eine marginal reading in Queen Elizabeth's Bible: „I have gotten a man according to the Lord's word or promise.“

Von diesem ganzen Gewimmel exegetischer Raterien ist die einzige Alternative, die neben **אִתּוֹ** als Zeichen des Akkusativs ernst zu nehmen ist, die, daß **אִתּוֹ** die Präposition ‚mit‘ wäre. Daß **אִתּוֹ** in der Bedeutung oft vorkommt, ist ja bekannt genug. Aber da ist zu sagen: 1. daß die Verbindung **אִתּוֹ יְהוָה** in der Bedeutung „mit Jehovah“ zugestandenermaßen nie vorkommt. Mit Gott heißt: **עַם אֱלֹהִים, אֶת-אֱלֹהִים, בְּאֱלֹהִים, עַד יְהוָה, בְּיְהוָה**, — alles, aber nie **אִתּוֹ יְהוָה**. 2. **עַד** und **אִתּוֹ** sind doch auch nicht ganz dasselbe. Hören wir darüber Hofmann. Wir zitteren absichtlich etwas länger. „Als Eva ihren Sohn gebar, rief sie aus: **אִתּוֹ יְהוָה אֱלֹהֵינוּ**. Derjenigen Übersetzung dieser Worte, bei welcher **יְהוָה** als Apposition zu **אֱלֹהֵינוּ** genommen wird, stellt sogar Ziele die Frage entgegen, woher Eva solche Erkenntnis von der göttlichen Natur des Erlösers gehabt habe, und wie man sich eine so außerordentliche Erleuchtung des Heiligen Geistes mit einem so krassen Irrtume, danach sie Kain für den verheißenen [Messias] hielt, verbunden denken solle. Aber die andere Übersetzung von **אִתּוֹ יְהוָה**, ‚mit Hilfe Jehovahs‘, möchte sprachlicher Schwierigkeit unterliegen, da wohl **עַד**, nie aber **אִתּוֹ** in jener Bedeutung vorkommt. An den Stellen Gen. 5, 24; 6, 9, welche Luch bezieht, bezeichnet **אִתּוֹ** keineswegs, wie er meint, die helfende Gemeinschaft, sondern vielmehr die beziehungsvolle Gegenwart, wie Richt. 17, 11; Ezech. 47, 22 und anderwärts. Diese Bedeutung leidet aber auch Anwendung auf unsere Stelle; denn daß **אִתּוֹ** nicht bloß bei neutralen Verbis, sondern auch bei aktiven so gebraucht werden könne, beweist die Stelle Ps. 67, 2. Demnach erachtet Eva die Geburt ihres Sohnes für ein angefangenes Jehovahs, in bezug zu ihm geschenees Ergebnis und hat recht daran: es ist ein Fortschritt in ihrem Verhältnis zu ihm. Aber ungetrübt bliebe ihre Freude nur, wenn sie im vollen Sinne sagen könnte **יְהוָה אֱלֹהֵינוּ**, nicht bloß **אִתּוֹ יְהוָה**.“ (Weissagung und Erfüllung, S. 77.) Manche haben daran ganz verzagt, den Worten, wie sie dastehen, einen Sinn abzugewinnen, und haben Konjekturen empfohlen, so **אִתּוֹ** und besonders für **אִתּוֹ אֱלֹהֵינוּ**. So schon Onkelos.

Hören wir noch einen ganz Neuen, den Handkommentar von D. Hermann Gunkel: „**אִתּוֹ יְהוָה** ist sehr schwierig. Eine ältere Exegese erklärte diese Stelle so, daß hier Eva im ersten Mutterglück bereits den verheißenen Erlöser zu besitzen glaube, über dessen beide Naturen sie die korrekte Lehre (er ist **אֱלֹהֵינוּ** und **יְהוָה** zugleich), ausgesprochen habe. LXX: *διὰ τοῦ θεοῦ* und Vulgata lesen den überlieferten Text. Die Fassung: mit Jehovah, das heißt, mit seiner Hilfe, ist nicht belegbar.“

Die Konjektur **אָד** (nach Onkelos) ist kaum richtig. Es scheint ein stärkerer Eingriff nötig zu sein; vielleicht ist **אָדָּאָה**, Hitp., $\sqrt{\text{אָד}}$ zu lesen.“

All diesen Bemühungen und Konjekturen und Ungewißheiten und Verzweiflung gegenüber steht die lutherische Übersetzung mit ihrer Einfachheit mit dem allgemein zugestandenem Prädikat: „sprachlich möglich“. „Aber dem Sinne nach untunlich“, hörten wir Keil sagen, und dasselbe Klang aus allen gegnerischen Zitaten heraus. Also dogmatische und sogenannte heilssoffenbarungsgeschichtliche Bedenken sind es, die diese Übersetzung, welche die Worte, wie sie dastehen, auf den ersten Blick an die Hand geben, sogar stark den Eindruck machen, wie Delitzsch sagt, unannehmbar machen sollen. Führen wir uns noch die hauptsächlichsten kurz vor.

Das Langeſche Bibelwert sagt: „Die Erklärung Luthers (und v. a., auch Philippi): den Mann, den Herrn, greift nicht nur der Entwicklung der messianischen Idee vor, sondern greift auch über die messianische Idee hinaus; denn der Messias ist nicht Jehovah schlecht-hin.“ Über das „der Messias ist nicht Jehovah schlecht-hin“ haben wir nicht viel zu sagen. Wenn er nicht Jehovah schlecht-hin ist, dann ist er überhaupt nicht Jehovah; und wenn er nicht Jehovah ist, ist er überhaupt nicht Gott; denn es ist kein anderer Gott ohne der einige. Es genügt vollkommen, diesem Einwurf die Apostelworte entgegenzustellen: „Christus, der da herkommt aus den Vätern nach dem Fleisch, ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit. Amen.“ (Röm. 9, 5.) „Dieser“ (sein Sohn Jesus Christus) „ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.“ (1 Joh. 5, 20.) Und von einer Entwicklung der messianischen Idee kann doch nur insofern die Rede sein, als Gott darüber im Lauf der Zeit immer mehr geoffenbart hat. Und das meiste davon steckt schon verhüllt und leimartig in dem Protevangelium. Freilich, wenn 1 Mos. 3, 15 weiter nichts gesagt ist, als daß Menschen und Schlangen sich für alle Zeit gegenseitig hassen sollen, dann ist noch ein ganzes Ende zu einer „messianischen Idee“. Luther findet an der Stelle sehr viel gesagt. Er sagt: Alle folgenden Propheten haben dieses Wort ausgelegt, daran gelernt und gesogen. Ja er sagt: „Ich wollte mir aber wünschen, daß ich diesen Text seiner Würde nach handeln könnte; denn er hält in sich und faßt zusammen alles, was die ganze Heilige Schrift Herrliches und Sonderliches hat.“ (St. L. I, 224.) Auch Delitzsch sagt: „Es ist der ganze Erlösungsstatzschluß, als dessen Abriss sich dieses Urverheißungswort gibt, sofern man nur festhält, daß die Schlange als Verführer gemeint ist, und daß also der Fluch, der sie trifft, eine auf den Urheber der Versöhnung zielende Rückseite hat. . . . Die ganze Heilsgeschichte und Heilsordnung liegt in diesem Protevangelium eingewickelt. Wie eine Sphinx lagert es am Eingange der heiligen Geschichte. . . . Gelöst hat es erst der, durch den und an dem sich das, worauf es zielt, erfüllt hat.“ (Mess. Weisf.,

Gen. 26. 27.) Und in seinem Kommentar zur Genesis: „Diese erste Verheißung ist nicht bloß die allgemeinste und unbestimmteste, sie ist, erfüllungsgeschichtlich angesehen, auch die allumfassendste und aller- tiefste. Sie beherrscht die ganze folgende Entwicklung der Heilsver- kündigung. Hic incipit Liber Bellorum Domini, ruft Rupertus Tuitiensis. Hic sol consolationis oritur, ruft Luther aus. Erst das Erlösungswort selbst und insbesondere die Versuchungs- und Passions- geschichte stellen den Inhalt dieses Gottespruches ans Licht; erst das Neue Testament ist der Schlüssel zu dieser Hieroglyphe; erst das Evan- gelium ist die Auslegung des Protevangeliums. ‚Allgemein, unbe- stimmt, dunkel, wie die Urzeit, sagt Drechsler, ‚der es angehört, eine ehrfurchtgebietende Sphinx vor den Trümmern eines geheimnisvollen Tempels, liegt es wunderbar und heilig an der Schwelle des verlorenen Paradieses; von da geht aus der große geschichtliche Prozeß, in wel- chem die Verheißung der Gnade Gottes, immer bestimmter und spe- zieller, mit Sem auf ein bestimmtes Völkergelände beschränkt wird, mit Abraham auf ein besonderes Volk, in Juda auf einen einzelnen Stamm, in David auf eine einzelne Familie.‘ Aber erst der Sohn Marias, der für uns alle den Fersenstein der Schlange erbuldete, um ihren Kopf zu zertreten für uns alle, erst er selbst hat das für alle Heiligen und Propheten allzu schwere Rätsel dieser Sphinx gelöst, indem er es er- füllt hat.“ Wir sagen mit Philipp: „Wer will die Grenze bestimmen, bis zu welcher hin sie (die ersten Menschen) in den Sinn des geheim- nisvollen Rätselwortes eindringen?“

Damit sind auch die zwei nächstfolgenden Einwürfe eigentlich schon beseitigt. Den einen setzt unsere Auffassung ihres Ausrufes bei Eva zu viel Erkenntnis voraus, den andern zu wenig. Zu viel. Man sagt: Eva konnte nicht wissen, daß der Messias Gott sein sollte. Luther erwidert: Das konnte sie zur Genüge aus dem Werk ab- nehmen, das der Verheißene tun sollte. Wenn das ein bloßer Mensch tun konnte und sollte, dann mußte sich dem Adam doch der Gedanke aufdrängen, warum er es dann selbst nicht tun könne. Zu wenig. Eva hätte wissen müssen, daß der Messias nur von einem Weibe ab- stammen, keinen menschlichen Vater haben sollte. Gerhard antwortet: „Daß der Messias der Same des Weibes sein sollte, hatte sie gehört; daß er aber Jungfrauensohn sein solle, wußte sie damals noch nicht oder bedachte es wenigstens nicht.“ Luther sagt: „Darum hoffte Eva, da sie ihren ersten Sohn geboren hatte, sie hätte nun den Schlangen- treter. Und ob ihr wohl diese Hoffnung fehlte, wußte sie doch, daß aus ihrem Geschlechte dieser Same einmal mußte geboren werden, es geschehe auch, wann es wollte. Also ist diese Verheißung, was die Men- schen anlangt, zugleich sehr klar und auch dunkel gewesen. Jesaias aber, Kap. 7, 14, hat diesen Spruch erklärt und etwas lichter gemacht, da er spricht: eine Jungfrau solle schwanger werden. Denn dazumal war es gewiß, daß dieser Same nicht sollte geboren werden aus Ver-

mischung eines Mannes und Weibes. Er setzt aber etwas mehr hinzu, darein er diese Prophezeiung gleichsam verwickelt: daß also diese Flare Verheißung dunkel und verwickelt geblieben ist, bis Maria gebar, und dieser Geburt Zeugen vorhanden waren die Engel und nach ihnen die Hirten und Weisen, bis diese Geburt durch die Apostel in die ganze Welt gepredigt und ausgerufen ist.“ (St. L. I, 236 f.) Die Erfüllung hat Eva nicht vor Augen gehabt, auch einen ganzen Haufen späterer erklärender Weissagungen nicht. Solche Dinge hat Eva nicht gewußt: daß Christus geboren werden sollte von einer Jungfrau, in Bethlehem, zu einer Zeit, wo das Zepter von Juda entwichen sein werde, auch keine genaue Kenntniß der drei genera der communicatio idiomatum, und daß die Konkordienformel diese in ungewohnter Reihenfolge behandelt.

Der Einwurf, der den lutherischen Exegeten am meisten imponiert hat, ist der, den wir schon gehört haben, daß, wenn Eva ihren Sohn für Gott gehalten, sie ja mit ihm Abgötterei getrieben hätte. Das hat die späteren Exegeten veranlaßt, Luthers Auffassung nicht ganz festzuhalten, nämlich die Beziehung auf Kain. So sagt z. B. Gerhard: „Sie meinte nicht, daß dieser ihr Erstgeborner jener verheißene Same sei, sondern dadurch, daß sie ihrem Sohne den Namen gab, bezeugte sie, daß sie im Glauben den Mann habe, der Jehovah ist, nicht daß sie dafür hielt, daß ihr erstgeborener Sohn eben dieser Messias sei, den sie jetzt äußerlich im Fleische gegenwärtig besaß, sondern daß sie ihn innerlich und im Glauben besitze, der noch nicht geboren sei, aber zu seiner Zeit geboren und geoffenbart werden solle. . . . Ich habe erlangt oder ich besitze einen Mann, der Jehovah selbst ist, zu dessen Ehre und ewigem Gedächtnis ich meinen Sohn und den Erstgebornen des menschlichen Geschlechts Kain, das ist, mein Besiz, genannt haben will.“ So habe ja Moses seinen Sohn Elieser genannt, nicht daß er Gott sei, sondern daß der Name ihm eine stete Erinnerung an seinen Glauben an Gott sein sollte. Luthern hat dieses Bedenken nicht viel beunruhigt. Er sagt: „Wiewohl ihr aber diese Hoffnung gesehlet hat, so scheint doch hieraus, daß Eva ein heiliges Weib gewesen ist und der Verheißung von dem zukünftigen Heil durch den gebenedeiten Samen geglaubt hat. . . . Daß nun Eva so hängt und klebt an göttlicher Verheißung und am Glauben der Erlösung, so durch ihren Samen geschehen sollte, daran tut sie recht. . . . Aber in der Person irrt sie und glaubt, Kain werde es sein. . . . Wer solches glaubt sie aus ihrem eigenen Wahn, ohne ein gewisses Zeichen und gewisses Wort.“ (St. L. I, 296.) Es wird uns ja auch nicht gesagt, wie lange Eva in dem falschen Wahn befangen war, wie bald sie ihren Irrtum ein sah oder Gott sie eines Besseren belehrte.

Es ist, als ob der Wortfinn sich so mit Macht aufdränge, daß er nicht herunterzuhalten ist, daß man ihn in demselben Atem doch wieder ausspricht, in dem man ihn wegzudeuten versucht hat. Als eins der

vielen Beispiele, die wir anführen könnten, zitieren wir aus Langes Bibelwerk: „Die Erklärung Luthers (u. v. a., auch Philippi): den Mann, den Herrn, greift nicht nur der Entwicklung der messianischen Idee vor, sondern greift auch über die messianische Idee hinaus; denn der Messias ist nicht Jehovah schlechthin. Doch ist auch die Erklärung: mit Hilfe Jehovahs (mit seiner hilfreichen Gegenwart, Anob) zu schwach. Unrichtig die Vulgata: per Deum, oder die Erklärung von Clerikus: אֲנִי , von Jehovah, ich habe erworben in Gemeinschaft, in Verbindung mit Jehovah einen Mann. Immer bleibt dabei auffallend, daß bei dem Namen selber die nähere Bestimmung fehlt. Man könnte also veranlaßt sein zu lesen: einen Mann mit Jehovah, das heißt, der mit Jehovah in Verbindung steht. Doch mag die Art der Erwerbung: mit Jehovah gewonnen, den Namen selbst charakterisieren. Die Wahl des Ausdrucks bezeichnet hier den Gott der Verheißung. Sie scheint offenbar in weiblicher Hoffnungslosigkeit voreilig schon in dem Neugeborenen den verheißenen Weibessamen, Kap. 3, 15, nach ihrem Verständnis des Worts begrüßen zu wollen. Auch Lamech erwartete ja ungemessen große Dinge von seinem Sohne Noach, obschon mit mehr Grund.“

Ob eine Abhandlung über diese Frage der Mühe wert war? Freilich ist uns das Verständnis des Ausrufs Evas nicht von solcher Wichtigkeit wie das Verständnis des Protevangeliums etwa. So macht auch Philippi, nachdem er in seinem Exkurs über das Protevangelium für Luthers Übersetzung von 1 Mos. 4, 1 eingetreten ist, die Anmerkung: „Es versteht sich übrigens von selbst, daß unsere Auslegung des Protevangeliums nicht etwa mit der in Rede stehenden Übersetzung und Auffassung von Gen. 4, 1 steht oder fällt.“ Und doch, ob es der Mühe wert ist, unsere uns teure Lutherbibel zu verteidigen, noch dazu in einem Wort am Anfang der Bibel, das so bekannt ist, das wir unsern Kindern doch so auslegen, wie Luther es getan hat? Ob es da der Mühe wert war nachzuweisen, daß wir das nicht mit innerer Unwahrhaftigkeit tun, sondern mit gutem Grund? Doch wohl! E. P.

Vermischtes.

Die Königin von Holland hat den „Nieuwer Rotterdamer Courant“, das führende Blatt des holländischen „Liberalismus“, von dem die königliche Hofhaltung 15 Exemplare bezog, abbestellt, weil das „liberale“ Blatt ein paarmal antireligiöse Artikel gebracht hatte, worin die Gottheit Christi in zynischer Weise verhöhnt wurde. Die Königin ließ der Expedition sagen, daß sie in ihrem Hause keine Zeitung dulden könne, in der ihre heiligsten Gefühle in so frivoler Weise verletzt würden. Das ist ein Stück Innerer Mission, größer als ein 50,000 Mark-

Weitrag für ein Rettungshaus und wirksamer als 20 feine Kongreßreden!
(Bremer Achnl.)

Aufhebung des Bekenntniszwanges in Baden. Die evangelische Generalsynode hat mit einer Mehrheit von drei Stimmen den Entwurf eines neuen Kirchenbuches angenommen, in dem der bisherige Bekenntniszwang bei Taufen oder ähnlichen gottesdienstlichen Handlungen aufgehoben wird. Die Geistlichen sollen künftighin die Möglichkeit haben, an Stelle des Apostolischen Glaubensbekenntnisses eine von der Generalsynode genehmigte Aneinanderreihung von Bibelprüchen zu verlesen. Die Entscheidung, ob das neue Kirchenbuch tatsächlich eingeführt werden solle, liegt nunmehr beim Großherzog als dem Landesbischof. Wie man hört, wollen die Anhänger des Apostolischen Bekenntnisses den Versuch machen, sich unmittelbar an den Großherzog zu wenden und ihn zu bitten, seine Unterschrift zu versagen. (S. P. R.)

Die Inspiration und die „Positiven“. In der „A. E. L. R.“ schreibt D. Haußleiter von Greifswald: „Wenn wir mit Ernst von einem Bibelglauben reden, müssen wir an der Inspiration der Heiligen Schrift festhalten. Es ist eine falsche, wenn auch weitverbreitete Meinung, als sei die Lehre von der Inspiration der Bibel hinfällig geworden und von der gesamten heutigen Theologie aufgegeben. Das ist nicht der Fall. Nicht die Inspiration selbst, sondern die Art und Weise, wie sich orthodoxe Theologen des 17. Jahrhunderts, Männer wie Calov, Quenstedt, Hollaz und andere, den Vollzug der Inspiration gedacht haben, haben wir heute als einseitig und in ihrer Einseitigkeit irrtümlich erkannt. Indem sie den Nachdruck ausschließlich auf den göttlichen Faktor bei Herstellung der Schrift legten, verkannnten sie das wahre Wesen, die wirkliche Gestalt der Bibel, die, so sehr sie auch vom Geiste Gottes durchweht und darum inspiriert ist, doch von Menschen verschiedener Zeiten, verschiedener Weltkenntnis, verschiedener Anlage und Aufgabe herrührt.“ Hierzu bemerken wir: 1. Richtig ist es, wenn Haußleiter sagt, daß mit der Inspiration die Bibel selber fällt. Wir haben in derselben dann eben nicht mehr das untrügliche Wort Gottes, sondern menschliche Literatur. Mit der Bibel aber fallen auch ihre Lehren, fällt unser Glaube und verlieren wir unsern Heiland und damit Gott selber. So lieb uns unsere Seligkeit ist, so ernst müssen wir über der Inspiration der Bibel halten. Darin hat Haußleiter recht. 2. Falsch ist es aber, wenn Haußleiter behauptet, die modern=positive Theologie habe nicht die Inspiration selber, sondern nur ein veraltetes, aus dem 17. Jahrhundert stammendes „Wie“ derselben preisgegeben. Tatsache ist, daß sämtliche Theologen an den deutschen Universitäten, die positiven sowohl wie die liberalen, unisono und mit Fanatismus behaupten, daß die Schrift des Alten sowohl wie des Neuen Testaments zahlreiche Irrtümer enthält. Damit ist aber nicht etwa bloß das „Wie“ der Inspiration, sondern diese selber direkt gelegnet; denn auch die modernen Theologen werden schmerzlich sich zu der Lästerung versteigen

wollen, daß der Heilige Geist Unwahrheiten inspiriert habe. 3. Es ist ein empfindlicher Mangel an Offenheit, wenn die modern-positiven Theologen sich den Anschein geben, als ob auch sie immer noch in der Inspirationslehre den alten Glauben vertreten und nur mechanische Vorstellungen des 17. Jahrhunderts aus dieser Lehre ausschneiden möchten. Dies falsche Vorgeben straft, von andern abgesehen, ihre ganze Theologie Lügen, die direkt die Untrüglichkeit der Schrift leugnet und seit Schleiermacher nichts mehr wissen will von theologischer Fundamentierung aufs klare, irrtumsfreie, autoritative Wort der Heiligen Schrift. Es macht weder dem Christentum noch der Wissenschaftlichkeit der positiven Theologen Ehre, wenn sie sich immer wieder bemühen, in diesem Punkt der Christenheit ein X für ein U zu machen. Man wird dabei unangenehm erinnert an die Fälschmüngerei der Liberalen. Deutsche Theologen sollten doch wenigstens die sonst mit Recht gerühmte deutsche Offenheit und Ehrlichkeit nicht verleugnen. F. B.

Literatur.

Handbuch der deutschen Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Zum Gebrauch für den Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Otto Hattstädt. Zweite, verbesserte Auflage. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. \$1.75.

Wir freuen uns, daß dieses Schulbuch in dem Maße Anklang gefunden hat, daß jetzt schon eine zweite Auflage nötig geworden ist. Es ist ein in jeder, auch in typographischer Hinsicht vorzügliches Schulbuch. Die Änderungen sind so angebracht, daß ein Parallelgebrauch der ursprünglichen Ausgabe nicht ausgeschlossen ist. Ein großer Vorteil wäre es, wenn auch in amerikanischen Hochschulen dies Buch eingeführt werden könnte. Vielleicht bietet sich einem oder dem andern unserer Leser Gelegenheit, dahin zu wirken. F. B.

Luthers Romfahrt. Von Heinrich Böhmer, Professor in Marburg. U. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. M. 4.80.

Böhmer hat sich als Luthersforscher und Apologet einen Namen erworben. Auch in der vorliegenden Schrift bemüht er sich, den Tatsachen gerecht zu werden. Ranke fordert vom Geschichtschreiber: „Ratte Wahrheit ohne allen Schmutz, gründliche Erforschung des Einzelnen, das übrige Gott befohlen; nur kein Erdichten, auch nicht im Kleinsten, nur kein Hirngespinnst.“ Diesem Ideal sucht auch Böhmer nachzuleben. Während Hausrath u. a. „ingeniosius quam verius“ auch über Luthers Romreise berichtet hätten, will er „einfach nur feststellen, was man von jener berühmten Episode aus dem Leben des jungen Luther wirklich weiß“. Das Resultat seiner Forschung bringt zugleich den Nachweis, daß alle im Zusammenhang mit der Romreise gegen Luther vorgebrachten, seinem Charakter nachteiligen Beschuldigungen Erişars u. a. falsch und verleumbertisch sind. Insbesondere liefert Böhmer aus zuverlässigen Quellen auch den Beweis, daß Luthers Aussagen über das Verderben in Rom keine Erfindungen sind. Daß Böhmer aber in seinem Urteil über Luther eher zu scharf als zu milde ist, zeigen die Ausführungen S. 156 ff. Es ist z. B. nicht richtig, wenn Böhmer meint, daß die Laster und der offenbare Unglaube der römischen Kurie Luther zu der Überzeugung gebracht hätten, daß der Papst der Antichrist sei. Diese Überzeugung wurzelte vielmehr, wie Luther immer wieder bezeugt, vornehmlich in der Tatsache, daß der Papst die Seligkeit nicht allein auf Christum gründet, sondern

an den Gehorsam gegen seine Person bindet. In den Schmalkaldischen Artikeln schreibt Luther: „Dies Stüd zeigt gewaltiglich, daß er (der Papp) der rechte Endekrist oder Widerkrist sei, der sich über und wider Christum gesetzt und erhöhet hat, weil er will die Christen nicht lassen selig sein ohne seine Gewalt, welche doch nichts ist, von Gott nicht geordnet noch geboten.“ (Müller, 307, 4. 10.) Auch sonst zeigt sich Böhmer etwas knieschwach in seiner Beurteilung der gewaltigen Angriffe Luthers auf den Pappst und die Hierarchie, was seinen letzten Grund darin hat, daß Böhmer die Bosheit des Antichristentums in ihrer ganzen Tiefe nicht durchschaut hat. F. B.

Paul Gerhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Auf Grund neuer Forschungen und Funde von Hermann Petrich. 360 Seiten. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. M. 6; geb. M. 7.

Dem Vorwort zufolge hat sich der Verfasser eine doppelte Aufgabe gesetzt. „Einessteils galt es, Leben und Persönlichkeit Gerhardts aus allem sagenhaften Beiwerk, mit dem es die Liebe seines Volkes seit zwei Jahrhunderten enger und zäher als irgendetwas andern seiner Dichter umrankt hat, herauszuschälen, sie von dem schwankenden Moorboden unzuverlässiger Überlieferung auf den festen Baugrund geschichtlich beglaubigter Tatsachen zu stellen.“ „Die zweite Aufgabe . . . ist die geschichtliche und künstlerische Würdigung seiner Dichtung und ihre Einordnung in den Entwicklungsgang unserer schönen Literatur.“ Dieser doppelten Aufgabe entsprechend, handelt der Verfasser im ersten Teil seines Buches vom Leben Gerhardts in folgenden Kapiteln: 1. Die Heimat: Grafenhainichen 1607/22. 2. Der Fürstenschüler: Grimma 1622/27. 3. Auf der Universität: Wittenberg 1628/42. 4. Dichters Anfang: Berlin 1643/51. 5. Das erste Amt: Mittenwalde 1651/57. 6. Friedliche Amtsjahre an St. Nikolai: Berlin 1657/62. 7. Um Gewissen und Amt: Berlin 1662/68. 8. Amtlos: Berlin 1666/69. 9. Der Ausgang: Wübben 1669/76. Im zweiten Teil bespricht der Verfasser Gerhardts Dichtung, und zwar in folgenden Abschnitten: 1. Der Dichter und seine Quellen. 2. Der Dichter, seine Theologie und seine Frömmigkeit. 3. Der Dichter und seine Kunst. Daß man auch bei der Lektüre dieses Buches die Augen offen haben muß, zeigt u. a. die Behauptung S. 247: nach dem 11. Artikel der Konkordienformel mache der allgemeine Liebeswille Gottes „seinen Erfolg von dem Verhalten des Menschen abhängig“. F. B.

Christenfragen. Aus Gottes Wort beantwortet von Carl Manthey = Jörn. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. 40 Cts.

Womit sich P. Jörn in diesem Buch in seiner packenden, schlagenden, knappen, hier zumeilen aber allzunknappen Weise befaßt, sind allerlei zeitgemäße Fragen mit Bezug auf Bibel, Religion, Kirche, Sekten, lutherische Synoden, Synodalwesen, Zerspitterung der Kirche, Logen, Unterstützungsvereine, Kapital, Sozialismus, Versicherung, Ehe, Schule, Konfirmation, Basare, Theater, Tanzgen, Saloons, Kirchengenossenschaft, Lehrzucht, Suspension vom Abendmahl, Kirchengemeinschaft, Predigtamt, Wucher, Offenbarung Johannis, Chiliasmus usw. Etlichen vom Verfasser gefällten Urteilen stimmen wir nicht zu, z. B. S. 131 über unions, S. 140 ff. über Lebensversicherung, S. 167 über einen Ehecheidungsfall. Wir sagen oben, daß zumeilen die Darstellung allzu knapp ausgefallen ist. So werden z. B. die Generalsynodisten sich beschweren, daß die letzten Beschlüsse ihrer Synode über ihre Bekenntnisstellung nicht berücksichtigt worden sind. F. B.

Sängerbote. Lyrisches Quartalheft. (Lyrical Quarterly.) Herausgegeben von der „Sängerbote“-Gesellschaft. Nr. 7. Success Printing Co., St. Louis, Mo. 15 Cts.

Dieses Heft umfasst 40 Seiten und bietet nebst etlichen Musikstücken viele treffliche Früchte gesunder lutherischer Poesie in deutscher und englischer Sprache. Das „Lyrische Allerlei“ bringt interessante Artikel unter folgenden Titeln: 1. Das tote Volkslied. 2. Fehlerhafte Reime. 3. Michelangelo als Dichter. 4. Die Harfenklänge unserer beiden Walthers. — Wir freuen uns über den Erfolg dieses Unternehmens. F. B.

Gebet und Gebetserziehung. Probleme und Praxis des Gebetslebens und ein Jahrgang Konfirmandenunterricht auf psychologischer Grundlage über das Vaterunser. Von Dietrich Wortwerf. Zwei Bände. M. 7.50; geb. M. 9.40.

Der erste Band dieses Werkes behandelt auf 655 Seiten die „Gebetsstatistiken“ und die „Gebetsforschung“. Der erste Abschnitt desselben stellt Luther als Beter und Gebetszerzieher dar. Ausführlich geschildert wird das Gebetsleben Luthers, seine Anschauungen über das Gebet sowie seine reiche gebetszerzieherische Tätigkeit. Zugleich wird hier nachgewiesen, daß auch in diesem Punkte die Lutherbiographie von Grisar eine jesuitische Karikatur ist. Knieschwarz wird der Verfasser aber in der Beurteilung des sogenannten „Fluchvaterunfers“, was seinen Grund im Indifferentismus und in mangelhafter Erkenntnis des Papsttums als des rechten Antichristentums hat. Liegt es doch auch in der Natur der Sache, daß jeder, der mit Ernst für etwas betet, zugleich auch wider sein Gegenteil beten muß. Das entschiedene Ja involviert auch hier ein ebenso entschiedenes Nein. Der zweite Abschnitt schildert das Gebetsleben in der Not und geht dabei ausführlicher ein auf das Gebetsleben Blumhardts, Vater Zwans von Kronstadt, die „Wunder“ von Lourdes, den Szientismus und Spiritismus, ferner auf das Gebetsleben in Kriegs- und Verfolgungszeiten und in Zeiten der Sorge ums tägliche Brot, wobei Georg Müller besonders berücksichtigt wird. Der dritte Abschnitt handelt vom „Gebetsleben im Dienste an der eigenen Seele“ und bespricht das Betebrungs- und Heiligungsgebet insonderheit bei A. G. Franke und Finney, ferner das mystische Gebet bei Terstegen und der „heiligen“ Theresia. Der vierte Abschnitt, „Gebetsleben im Dienste des Reiches Gottes“, handelt vom Kirchengebet, Gebetslied und Pastorengebet mit besonderer Berücksichtigung Wüchfels, Brauns, Stüdders und Spurgeons und vom Missionsgebet. Der fünfte Abschnitt bespricht das Gebetsleben unter dem Eindruck der Offenbarung in der Geschichte und der Natur. Der erste Band schließt mit einem Überblick und einer Kritik der modernen Gebetsforschung bei Schleiermacher, Ritschl und seiner Schule, James und seiner Schule und der neuesten theologischen Gebetschriften. Der zweite Band (237 Seiten) enthält die Anwendung der religionspsychologischen Forschungen des ersten Bandes auf Gebetsunterricht und Gebetserziehung und bietet zuerst eine Gebetspsychologie der Jugend, sodann Besprechungen über das Vaterunser in einem Jahrgang Konfirmandenstunden. Ein ausführliches Register ermöglicht den Gebrauch des Buches auch als Nachschlagewerk. Wer ein rechtes theologisches und gesundes pädagogisches Urteil hat, wird dem Verfasser zwar vielfach nicht zustimmen können, seine Arbeit aber, insonderheit seine Ausführungen über Luther (I, S. 5—335), mit großem Interesse und Nutzen lesen. F. B.

Bilder aus der Geschichte des Papsttums. Von D. Leop. Friedrich Ranke. Mit 16 Illustrationen. C. F. Weytsche Verlagsbuchhandlung, München. Geb. M. 4.50.

In populärer Weise schildert diese Schrift auf 410 Seiten die bedeutendsten Päpste bis herab auf Leo XIII. „Selbständige Forschungen enthält diese Schrift nicht. Sie will nichts anderes bieten als eine lesbare Darstellung der wichtigsten Tatsachen und merkwürdigsten Persönlichkeiten. Daß ich den protestantischen Standpunkt nirgends verleugnet habe, wird mir von Billigdenkenden kaum zum Vorwurf gemacht werden. Und das wohl um so weniger, da ich mich bemüht habe, so objektiv als nur immer möglich zu berichten.“ So urteilt der Verfasser im Vorwort von seinem Buch. Als Unterlage hat er benützt die Werke über das Papsttum von Gregorovius, v. Ranke, Mirbt, Egelhaaf, v. Haase u. a. Das Wesen des Papsttums als des rechten, in der Schrift geweißsagten Antichristentums ist vom Verfasser weder recht erkannt noch gebührend herausgestellt worden. Aber auch aus dieser mehr als rücksichtsvollen Schilderung der Päpste geht für jeden, der weiß, was Christentum ist, hervor, daß der Abstand zwischen den Päpsten und Christus, dessen sichtbare Stellvertreter zu sein sie beanspruchen, ebenso groß ist wie zwischen Christus und seinen Feinden: Hannas, Pilatus, Judas und Barabbas. F. B.

Die XIV. Allgemeine Ev.-Luth. Konferenz vom 8. bis 11. September 1913 zu Nürnberg. Dörfling & Franke, Leipzig. M. 2.50.

Von dieser Konferenz mit ihren Vorträgen hat „*Verhe und Wehre*“ bereits Notiz genommen. Wir lassen darum an dieser Stelle nur das Inhaltsverzeichnis des vorliegenden Berichtes folgen: 1. Mehr Laiendienst in der Kirche. Von W. v. Pechmann. 2. Eröffnungspredigt. Von D. Althaus. 3. Warum müssen wir am Bekenntnis festhalten? Von D. v. Zahn. 4. Wie wird die Kirche fähig, die geistlichen Bewegungen in ihrer Mitte zum Segen des christlichen Volkslebens zu leiten? Von Gosp. 3. Rorrbj. 5. Morgenandacht. Von D. Hausleiter. 6. Warum hat die Kirche von dem Neuerungswahn des religiösen Interesses bisher so wenig Gewinn gehabt? Von D. E. Haad. 7. Luther und Rom. Von D. Steinlein. 8. Luther und die Schwarmgeister. Von D. Walther. 9. Luther als Volksmann. Von D. Hoppe. 10. Christentum und Islam im Wettbewerb um die afrikanischen Negervölker. Von D. Paul. 11. Die neuen Jugendpflegebestrebungen. Von P. Wendelin. 12. Spezialkonferenz für lutherische Auswanderermision. 13. Spezialkonferenz für den lutherischen Gotteskasten. 14. Sonderkonferenz des Ausschusses für internationale Beziehungen. 15. Kirchliche Musik im Dienste des evangelischen Gemeindelebens. Von P. Dörmann. 16. Die Mission des Judentums und die Judenmission. Von P. O. v. Harling. 17. Schlußpredigt. Von D. Engelhardt. 18. Ansprache des Bischof D. Dr. v. Schöele. F. B.

Goldner Jugendmorgen. Eine Stoffsammlung für Schule und Kinderstube mit besonderer Berücksichtigung der Familienfeste und Schulfeste. Mit zahlreichen Abbildungen, Noten, Zeichnungen usw. Von G., A. und W. Schlipföter. 304 Seiten. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. Geb. M. 2.80.

Auf dieses Buch möchten wir unsere Lehrer und schulehaltenden Pastoren hinweisen, die demselben auch für unsere Jugend und unsere Verhältnisse gar manches werden zu entnehmen wissen. Der erste Teil enthält Vortragsstoffe für Schule und Haus: Gespräche, Gedichte und Reime für alle Lebensbeziehungen des Kindes; Fabeln von Hey; Volks- und Kinderreime; Gedichte und Gespräche für das Weihnachts- und Osterfest; Gedichte, Gespräche und Erzählungen zu Kaisers Geburtstag; Vortragsstoffe für alle Arten von Familienfesten. Der zweite Teil enthält 71 Lieder mit Noten, 32 Singspiele, 14 Unterhaltungs- und Wettspiele für Ausküge und Schulfeste, 12 Singspiele für kleinere und 14 für größere Spielergruppen, 8 Ballspiele, viele Rätsel, Scherzfragen und Abzählverse. Der dritte Teil behandelt Modellieren, Zeichnen und andere Handfertigkeiten mit 6 Figuren- und 12 Zeichentafeln. F. B.

Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, herausgegeben von Hans Liepmann. Verlag von A. Marcus und E. Weber, Bonn.

Von diesen Originaltexten sind uns zugegangen: 1. Symbole der alten Kirche, ausgewählt von Hans Viehmann. M. 1. 2. Texte zur Geschichte des Montanismus, herausgegeben von D. R. Bonwetsch. 80 Pf. Die erste Schrift bietet die ältesten Nachrichten über Taufsymbole, die abendländischen und morgenländischen Symbole, die Synodalsymbole und die *Traditio symboli* nach dem *Sacramentarium Gelasianum*. Die zweite Schrift bringt die betreffenden Abschnitte aus Irenäus, Eusebius, Hippolyt, Epiphanius, Philastrius, Hieronymus, Origenes und Tertullian. F. B.

Unsere Schrift. Drei Abhandlungen zur Einführung in die Geschichte der Schrift und des Buchdrucks von Dr. Carl Brandt, Professor in Göttingen. Vandenhöck & Ruprecht. M. 2.60; geb. M. 3.20.

Ein vornehm ausgestattetes Buch (101 Seiten) mit 89 vorzüglichen Abbildungen im Text und drei Beilagen. Aus demselben Verlag ist uns zugegangen: „Das Kleid der deutschen Sprache, Auszug.“ (10 G. M. 1.) Ferner: „Die deutsche Schrift und das Ausland. Augenärzte und Schriftfrage von Gustav Ruprecht in Göttingen.“ (32 Seiten; 50 Pf.) Der löbliche Zweck dieser

Schriften ist die Propaganda für den Gebrauch der deutschen Schrift im Deutschen; deutsche Sprache in deutschem Kleide, nicht im fremden der Antiqua-freunde. Dr. Delbrück urteilt: „Nuprecht behandelt das Problem vom Standpunkt der Gegenwart und des typographischen Fachmannes. Seine Darlegungen, daß für die deutsche Sprache die Fraktur das einzig richtige Kleid ist, haben mich völlig überzeugt, und über 900 Hochschullehrer haben sich ja auch längst in demselben Sinne in einer Erklärung ausgesprochen. Auch die Fremden lesen deutsche Bücher häufig am liebsten in der deutschen Schrift. . . . Ich kann mich daher für meinen Teil nur denen anschließen, die der wissenschaftlichen Welt den Rat geben, auch bei gelehrten Werken, wie ich es auch immer selbst getan habe, dem Fraktursatz den Vorzug zu geben.“ Ähnlich haben sich viele andere Gelehrte und Fachmänner ausgesprochen. F. B.

Ebelfeine aus reicher Schatzkammer. Eine Sammlung schöner Stellen aus den Schriften von Alban Stolz. Ausgewählt von Prof. H. Wagner. Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg. M. 2.

Es sind dies populäre, meist stilistisch schöne, aber vielfach von römischen Irrtümern entstellte Ausführungen über Gott (seine Vollkommenheit und Fürsorge für den Menschen), über den Menschen (Wert der Jugendzeit, religiöses Leben, Laster und Tugenden, wichtigste Sorge und Ziel) und über die Natur (Gott und die Natur, Mensch und Natur, Naturschilderungen). F. B.

Grundriß der neutestamentlichen Psychologie. Von M. Wohlrab. Verlag von L. Ehlermann, Leipzig. VIII und 64 Seiten. M. 1.40.

Es ist dies eine interessante und vielfach instruktive Schrift. Wie man aber bei der Lektüre derselben auf Schritt und Tritt auf der Hut sein muß, zeigen gleich die Ausführungen in der Einleitung über den biblischen Begriff „Fleisch“, wo wir z. B. lesen: „Ausgebildet ist die Lehre, daß die Weiblichkeit der Sünde der Sünde ist, von Paulus, aber sie ist ihm nicht eigen. Schon Jesus hat sich in diesem Sinne ausgesprochen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Was vom Fleisch geboren ist, ist Fleisch, und was vom Geist geboren ist, ist Geist.“ Wohlrab trägt hier heidnische, platonische Gedanken in die Schrift, die ihr völlig fremd sind. F. B.

Dreißig Thesen an die Türe unserer Kirchenfeinde. Von Ernst Schreiner. Verlag von Ulshöfer, Stuttgart. 23 Seiten. 20 Pf.

Dieses Schriftchen richtet sich gegen den Kirchenstreit der Sozialdemokraten, Monisten und anderer liberalen Geister. F. B.

Richard Mühlmanns Verlag, Halle, hat uns zugehen lassen:

1. „Die Predigt von Schuld und Sünde für die Menschen unserer Zeit.“ Vortrag, gehalten von F. Brodes, Supt. 60 Pf.
2. „Die letzte Nacht und der Todestag des Herrn Jesu.“ Passionsbetrachtungen von D. H. Hoffmann, weil. Pastor in Halle. M. 3. F. B.

THE EISENACH EPISTLE SELECTIONS. Made ready for pulpit work. By R. C. H. Lenski. Vol. I: The First Sunday in Advent to Trinity Sunday. Vol. II: The First Sunday after Trinity to Thanksgiving or Harvest Home. Lutheran Book Concern, Columbus, O. \$3.50.

Es sind dies, wie der Titel angibt, exegetische Bearbeitungen der „neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz“. Zugrundegelegt ist die Arbeit von D. Rehländer über diese Schriftabschnitte. Der theologische Standpunkt des Verfassers ist der von der Ohio-synode bekanntlich feierlich akzeptierte, aber offenbar unhaltbare Standpunkt des Intuitivdeismus, den der Verfasser vornehmlich bei der Auslegung von Röm. 8, 24—32 und von Eph. 1, 3—14 (I, 159 f. und I, 648 f.) aller gesunden Hermeneutik zum Troz und durch Einschlebung

eigener Gedanken nach bekannter ohioscher Manier zur Geltung zu bringen bemüht ist. Auch sonst tritt der ohiosche Standpunkt hervor, insonderheit in der Lehre von der allgemeinen Rechtfertigung (I, 492), wenngleich nicht so deutlich wie z. B. in den Ausführungen der „Kirchenzeitung“ vom 17. Juni 1905, nach welchen Gott in Folge der Versöhnung in Christo und durch seine Auferweckung von den Toten uns nicht etwa schon wirklich vergeben und absoldiert hat, sondern uns nur entgegengelommen ist, so daß er uns nun die Sünde vergeben, uns rechtfertigen kann, was aber nicht eher geschieht, als bis der Mensch glaubt, natürlich glaubt in der nach Ohio vom Menschen durch sein rechtes Verhalten bedingten Weise. In den polemischen Partien tritt die bisherige ohiosche Lehrestellung nur verhüllt auf, während die missourische Lehre nirgends zur wirklich adäquaten, korrekten Darstellung gelangt. F. B.

CHRIST'S WITNESS TO THE OLD TESTAMENT. By Prof. Leander S. Keyser, D. D.

Dieses Heft von 26 Seiten liefert ausführlich den jedem Christen geläufigen Beweis dafür, daß Jesus sich zur Echtheit des Alten Testaments bekannt hat, und zieht daraus die richtige Folge, daß die modernen Kritiker, die die Authentizität des Pentateuchs usw. preisgeben, sich folgerichtig auch von Jesu lossagen müssen. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Über die Vereinigung der lutherischen Kirche in Amerika enthielt der *Lutheran Observer* diesen Sommer einige Aufsätze. Als Ursache der bestehenden Trennungen wird geltend gemacht vor allem das Aufrechterhalten europäischer Gebräuche, Sprachen und Rassenunterschiede. Ein solches „transplanting“ europäischer Außerlichkeiten, die den hiesigen Verhältnissen nicht angepaßt seien, habe zur Folge, daß die Vereinigung der lutherischen Synoden in weite Ferne gerückt sei. Manche Synoden seien so „lieblos“ in ihren Bestimmungen betreffs Abendmahlsgemeinschaft, daß sie eine Linie zögen zwischen sich und andern christlichen Gemeinschaften. Vor allem müsse aber das Festhalten an „certain forms and phases of views of certain doctrines and usages“ fallen, ehe an Vereinigung zu denken sei. Das Mittel, dieses zu erreichen, sei das „thorough Americanizing of all our Lutheran bodies“. Dann sei der Weg frei, die Lehrdifferenzen aus dem Mittel zu räumen. Diese Differenzen werden so dargestellt: „It is the non-essentials, the adiaphora, the forms, ceremonies, membership in lodges, Chiliasm, pulpit and altar fellowship, differing opinions on the so-called 'closed' and 'open' questions concerning certain teachings in the Book of Concord that have caused all the 'rumpus,' and are responsible mostly for the separation of the various synods in America.“ Die Stellung der Generalsynode in Sachen der Lehre und Praxis wird als durchaus nachahmungswürdig hingestellt. Vor allem weise diese Synode den rechten Weg zur Einigung in ihrer Stellung zu nichtlutherischen Körperschaften. Die Generalsynode habe je und je ihre Willigkeit bewiesen, „to cooperate for the furtherance of the kingdom of God among men with orthodox Churches, no matter what the name. It has laid stress on the essentials to be maintained to be considered a good Lutheran. It has insisted that liberty and charity be accorded equally to every branch

of our great Church. It has maintained, also, that it dare not make itself a 'sect' by refusing fellowship with other denominations that are not Lutherans. Its people do not become un-Lutheran when uniting in worship or work with them for the common good of the community." Aus diesen Ausführungen geht hervor, wie weit man in der Generalsynode noch entfernt ist von einer rechten Auffassung der Vorbedingungen wahrer kirchlicher Einigkeit. Was unsere Kirche trennt in der Lehre von der Bekehrung, vom freien Willen des Menschen, von Altar- und Kanzelgemeinschaft und in der Behandlung der Logenfrage wird auf eine Linie gestellt mit sprachlichen Unterschieden und den äußerlichkeiten des Kultus. Das alles sei ein "quibbling over little things", "petty differences", Schladen, die ausgebrannt werden müssen, ehe es zur Einigkeit kommen kann. Wohin eine solche Stellung zum lutherischen Bekenntnis und zu Fragen kirchlicher Praxis führen muß, geht gerade aus der früheren Geschichte der Generalsynode sattsam hervor. Im Jahre 1792 war das Pennsylvania-Ministerium so weit in der Anerkennung der nichtlutherischen Konfessionen gekommen, daß es in seiner Konstitution alle Bezugnahme auf die lutherischen Symbole fallen ließ und bald darauf in einem Synodalbeschlusse die Episkopalen als Glaubensbrüder anerkannte. Im Jahre 1818 stand es in Unterhandlung mit der deutsch-reformierten Kirche behufs Errichtung eines gemeinschaftlichen Predigerseminars. Wohin die Fortentwicklung auf dieser Linie schließlich führt, läßt sich aus den Zuständen schließen, die in dem New York-Ministerium herrschten, als ums Jahr 1814 D. Quitman, Präsident des Ministeriums, einen Katechismus, der die Gottheit Christi leugnete, "with the consent and approbation of the Synod" herausgeben durfte. G.

Aus der Minoritätspartei innerhalb der Norwegischen Synode sind in „Kirketidende“ wieder Stimmen laut geworden, die gegen das Unionsprojekt auf Grund der jetzt angenommenen Basis Einspruch erheben. In „Kirketidende“ schrieb kürzlich ein Pastor der Synode, P. F. A. Møller, S. 855: „Ich muß sagen, daß die Aussage, unser Volk sei so an die zweite Lehrform von der Gnadenwahl gewöhnt, daß die Beibehaltung derselben in den Unionsstufen nötig sei, auf Übertreibung beruht. Nicht Pontoppidans Buch, das jene Frage 548 enthält, sondern ein ‚Auszug‘ aus diesem Buch ist in unserer Synode von Anfang an gebraucht worden, und der ‚Auszug‘ enthält diese Frage nicht. Sodann lehrt die Schrift Röm. 8, 28—30, daß sowohl die Berufung, die Rechtfertigung, die Ähnlichmachung als auch die Seligmachung in den Gnadenwahlratschlüssen gehört; Pontoppidan (die zweite Lehrform) sagt: Nein, die Gnadenwahl betrifft nur die Seligmachung. Vor vierzehn Jahren schrieb ich ein Pamphlet, in dem ich nachweisen wollte, daß diese Römerstelle gar wohl mit Frage 548 in Pontoppidan stimmt; ich erkenne jetzt, daß dem nicht so ist, sondern daß Pontoppidan hier wirklich der Schrift widerspricht.“ Zwei Seiten weiter in derselben Nummer von „Kirketidende“ warnt ein anderer Einsender, die Norwegische Synode stehe in Gefahr, „zerrissen und ödegelegt zu werden“, da sich die „Macht des Zeitgeistes und des Unionismus auch in die lutherische Kirche hineindränge“. Nach einer Klage über den Niedergang des geistlichen Lebens heißt es dann: „Daß wir einer gefährlichen Zukunft entgegengehen und vor einem Abfall stehen, kann jeder erkenntnisreiche Christ wahrnehmen.“ Die Pastoren seien zum Teil „der Feind-

schaft und Verfolgung von seiten ihrer eigenen Gemeinden, sogar ihrer Amtsbrüder und der Führer der Kirche ausgesetzt, wenn sie der Sünde entgegentreten". Ein anderer Einsender, ein angesehener Laie, verurteilt S. 829 das Bestreben, mit der Forenede Kirche eine Vereinigung herbeizuführen, ehe man in der eigenen Synode die Einigkeit wiederhergestellt hat. „Man sollte schlechterdings nicht in der Weise vorgehen, daß man solche, die in der Sache Bedenken haben, einzuschüchtern und zu strafen droht, denn unter diesen haben wir viele der besten Männer in der Synode, auch drei unserer vier theologischen Professoren.“ In einem längeren Artikel weist D. Sigurd Plvisater (Luther College) S. 947 ff. darauf hin, daß 1) die Forenede Kirche auf ihrer letzten Jahresversammlung die Ohio-synode als in glaubenbrüderlichem Verhältnis zu ihr stehend anerkannt habe; 2) daß bei der Behandlung von Punkt 3 in den Vereinigungsartikeln (siehe L. u. W. 1914, S. 230) auf derselben Jahresversammlung Reden gefallen seien, die ganz klar hervortreten lassen, daß man die Augustanasynode, die dänischen Lutheraner, Frikirche, Ellingianer, Generalkonzil und gewisse Deutschlutheraner („wohl nicht die Synodalkonferenz“, bemerkt D. Plvisater) als Glaubensbrüder behandeln, ja auch das Zusammenarbeiten mit Reformierten, z. B. in der Students' Volunteer-Bewegung, gutheißen, auf jeden Fall dies der einzelnen Gemeinde freistellen werde, wenn die Vereinigung einmal vollzogen ist; 3) daß auch sonst der unionistische Geist innerhalb der Forenede Kirche sich zu erkennen gebe, a) indem man über bestehende Lehrdifferenzen hinweg gemeinschaftliche kirchliche Arbeit mit der Frikirche treibe, b) in Chicago auch seit der Jahresversammlung mit der Generalsynode in brüderlichem Verhältnis stehe, c) in Manitowoc seit der Jahresversammlung ein Pastor der Forenede Kirche mit verschiedenen reformierten Pastoren gemeinsame Gottesdienste abgehalten habe, und d) ein Artikel in „Lutheraneren“ (dem Organ der Forenede Kirche) zu gemeinschaftlichen Gottesdiensten mit Reformierten (die Baptisten werden genannt) auffordere. G.

Die schwedische Augustanasynode erhielt ausgangs Juni eine Einladung, an der Weihe D. Söderbloms als Erzbischofs der schwedischen Landeskirche durch einen offiziellen Vertreter beteiligt zu sein. Die Einladung ging von Söderblom selbst aus, der am 10. November dieses Jahres sein Amt als schwedischer Primas anzutreten gedenkt. „Augustana“, ein Organ der amerikanisch-lutherischen Schweden, begrüßte die Einladung als eine hohe Ehrung der Augustanasynode und setzte es als selbstverständlich voraus, daß der Präsident der Synode der Bitte Söderbloms willfahren werde. Das ist denn auch geschehen. Präsident L. A. Johnston hat D. L. G. Abrahamson, den Redakteur der „Augustana“, ernannt, die Augustanasynode bei der Weihe in Upsala zu vertreten. Unter den konservativen Gliedern der schwedischen Synode hat diese Handlung D. Johnstons Unwillen und Betrübniß erweckt. Nathan Söderblom ist Religionshistoriker und vertritt den extrem evolutionistischen Standpunkt in der Darstellung der Religionsgeschichte. In seiner neuesten Schrift, „Der Ursprung des Gottesglaubens“, die in demselben Monat erschien, der ihm seine Ernennung zum Erzbischof brachte, stellt er sich auf den Standpunkt derer, die mit Spencer, Trötsch, Andreu Lang usw. den Ursprung aller Religion im Animismus und Fetischismus finden. Seine Hauptthese in dieser neuesten Schrift ist: „Niemand weiß Bescheid um den Ursprung der Gottesidee.“ „Ich habe

versucht", heißt es in der Einleitung, „die primitiven Anfänge des Gottesgedankens in seiner Verbindung mit der Gottesverehrung zu erforschen.“ Das zweite Kapitel trägt die Überschrift „Animismus“. Die Entwicklung der Gedanken vollzieht sich dann ganz nach evolutionistischem Programm. Der laßte Naturalismus ist Voraussetzung der ganzen Ausführung, und mit dem biblischen Offenbarungsbegriff ist gründlich aufgeräumt. Söderbloms Stellung zum Christentum ist in Schweden schon durch seine früheren Schriften allgemein bekannt, und seine Vorlesungen in der Universität Leipzig haben seinen grundstürzenden religionsgeschichtlichen Theorien in weitesten Kreisen Eingang verschafft. Unter den Kandidaten für die Besetzung der Stelle, die durch den Tod Erzbischof Ekmanns letztes Jahr vakant geworden war, stand Söderblom mit nur sechs Stimmen (gegen zwei konservative Bischöfe, Danell mit 14 und Eklund mit 13 Stimmen) an dritter Stelle. Der König, dem die Entscheidung zusteht, ist konservativ gerichtet, doch gab er, durch politische Rücksichten veranlaßt, dem Drängen seiner Räte nach und ernannte Söderblom. Die Ernennung Abrahamsons als Delegat der Augustanasynode erfolgte, nachdem Präsident Johnston die Zustimmung aller Konferenzpräsidenten erlangt hatte. Als die Sendung Abrahamsons als „Vertreter der Augustanasynode“ bekanntgegeben wurde, legte D. Morelius, langjähriger Präsident der Augustanasynode, dagegen Protest ein, indem er darauf hinwies, daß die Synode als solche in der Sache nicht gehandelt habe, und dem Präsidenten nicht zustehen, solche Ernennungen zu machen. Der Lutheraner hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß die Augustanasynode es sich wohl überlegen werde, „before they will give endorsement to Soederblom's selection as archbishop by sending a representative to his consecration. Several years ago his work, entitled 'Religionsproblemet,' appeared, and was reviewed by Pastor Adolf Hult in *Augustana* in a series of three articles. He there made it entirely clear that Dr. Soederblom has arrayed himself among the radical liberals in Sweden, already sadly afflicted with a most dangerous rationalism, and cannot be recognized as an advocate of the faith to which he professes loyalty in this letter by any Lutheran synod which means to hold fast to the Confessions. We regard this letter as thrusting upon the Augustana Synod its first confessional test." Dagegen spricht der *Lutheran Companion*, das englische Blatt der hiesigen Schweden, seine Billigung der Teilnahme der Augustanasynode an der Feier in Upsala aus. Zwar könne man, heißt es da in der Nummer vom 22. August, den Schriften Söderbloms nicht zustimmen, doch wäre die Ablehnung der Einladung eine Beleidigung der schwedischen Staatskirche gewesen, und dem Bekenntnis der Wahrheit hätte man nicht gedient. (Wirklich nicht?) Zudem gibt der *Companion* zu bedenken, es sei möglich, daß die Anschauungen Söderbloms über die Entwicklung der Religion einmal als durchaus zu Recht bestehend anerkannt werden müßten. Wörtlich heißt es da: "Instead of being a 'naturalist' in the sense of an atheist, it seems to us that Soederblom is a 'naturalist' in the sense of trying to dedicate all nature to God, and that he is in the effort to recognize God and His providence in all history, and not only in the exceptional and extraordinary, to show ultimately that God is not merely in the 'gaps,' but in the entire process from beginning to end. The point of view in his writings — at least as far as we have been able to get it — appears to be that of the believer

and not that of the unbeliever. Instead of being a destroyer of faith, the future may vindicate him as the pavior — paving the way — of a larger and a truer faith, a deliverer from present destructive inconsistencies, and a revealer of larger areas of the truth as it is in Christ Jesus, our Lord." Das sind Gedanken, die den biblisch-lutherischen Offenbarungsbegriff stark zurücktreten lassen, wenn sie nicht gar eine teilweise Anerkennung der Entwicklungstheorie zur Voraussetzung haben. Als Kundgebung eines lutherischen Synodalorgans sind diese Sätze noch mehr als die Ernennung D. Abrahamsons danach angetan, solche, denen es um eine feste Stellung zum lutherischen Bekenntnis zu tun ist, zu betrüben. Wer in den Anschauungen eines Söderblom, der ja mit Tröltzsch, Ohman Abbot und dem verstorbenen John Fiske geistlich sehr nahe verwandt ist, einen gläubigen Standpunkt erkennen und aus der modernen vergleichenden Religionswissenschaft eine höhere Erkenntnis der Wahrheiten des Evangeliums erhoffen kann, hat aufgehört, lutherisch zu denken. Im Vergleich mit solchen Konfessionen an den modernen Unglauben ist die Schmach, die der lutherischen Kirche Amerikas durch die Vertretung einer lutherischen Synode bei der Konsekration Söderbloms angetan wird, noch gering zu achten.

Reformierte Beurteilung des europäischen Kriegs. In ihrer oberflächlichen Auffassung des Christentums haben die amerikanisch-reformierten Sekten sich so in die Anschauung, daß die soziale Durchsäuerung der Völker durch das Christentum die eigentliche Aufgabe der Kirche und das Maß ihres „Erfolges“ sei, hineingeredet, daß sie nun, bei dem vulkanischen Ausbruch jenseits des Meeres, vollständig aus der Fassung geraten sind und jedes Maßstabes zur Beurteilung dieser furchtbaren Ereignisse ermangeln. Das ganze Bestreben der religiösen Presse, soweit diese uns zu Gesicht kommt, geht dahin, den Satz zu beweisen: Trotz dieses Krieges ist das Christentum kein „failure“! „Has Christianity“, fragt das *Presbyterian Banner*, „suddenly proved a hollow mockery? Have all its doctrines and dreams of salvation from sin and wickedness, and of brotherhood and love, and of peace and good-will on earth among men turned out to be empty visions and vanities?“ (Man sieht, was für Vorstellungen von salvation, brotherhood, peace, good-will man gehuldigt hat. Als ob die Erlösung, von der die Schrift redet, die Gemeinde der Gläubigen, der Friede Gottes und sein Wohlgefallen, wie wir es aus dem Evangelium kennen, durch diese Ereignisse überhaupt berührt würden! So fährt dann der Presbyterianer fort:) „All high ideals are subject to rude shock and terrible tests. Every great hope of men that has achieved its dream has fought its way to triumph through tremendous opposition and repeated partial failures. Christianity is not dead in the midst of this war, though it is wounded in the house of its friends. All these nations are Christian nations.“ (Das kann man im eigentlichen Sinne von keiner dieser Nationen oder irgendeiner Nation sagen. So wird denn auch die ganze nachfolgende Ausführung falsch.) „The Emperor of Austria, the Emperor of Germany, the Czar of Russia, and the King of England are sincere and devout Christians. But even the best Christians may make terrible mistakes, and fall far short of their own ideals. These peoples and rulers are blinded by selfishness and greed, by false race prejudices and hatreds, by insane militarism. These are the gods of this world,

and they still have power over Christian nations. These nations learned none of these evil things from Jesus Christ. His Gospel is still peace and good-will among men, and never has it sounded any other note. It is true that even good-will must sometimes seize the sword. Righteousness must enforce its principles. But Jesus Christ brings righteousness with peace. It is still written in the eternal verities that the meek shall inherit the earth. A warlike people will sooner or later perish. The meek and lowly Jesus is still the Master of the world, and more and more with the flight of the centuries will the government be upon His shoulders, and His kingdom of brotherhood shall subdue the nations. We are still Christians. We do not need less Christianity, but more of it. It has not yet penetrated our blood and filled our hearts. When He, whose right it is, shall reign, wars shall cease, and men will beat their swords into plowshares, and their spears into pruning hooks. These instruments of destruction shall be turned to production and peace." Da haben wir den Chiliasmus in seiner neuesten Ausgestaltung, wie er sich jetzt in den reformierten Gemeinschaften breit macht und die ganze kirchliche Arbeit beherrscht: Das Reich Gottes soll kommen mit äußeren Gebäuden als ein Reich, in dem social justice, der Geist der Gerechtigkeit, die ganze Welt regiert. Das bedeuten die reformierten Schlagwörter: Win the world for Christ, evangelize the world, advance the kingdom usw. Die soziale Regeneration der Welt soll Ziel der kirchlichen Arbeit sein. Fallen nun die Völker Europas zurück auf den Waffengang, um ihre Differenzen zum Austrag zu bringen, so geht allerdings der Friede, das Wohlgefallen unter den Menschen verloren, das zur sozialen Hebung eines Volkes und seiner Kultur erforderlich ist, und das man mit den eigentlichen Wirkungen und Zielen des Christentums identisch gesetzt hatte. Nun ist man ratlos — wo ist das Christentum geblieben? Die Gedanken, die einem gläubigen Bibelleser bei der Betrachtung dieser Kriegsläufe kommen, finden in den reformierten Wechselblättern nicht Raum. Ja, der Krieg sei eine Strafe — für den Militarismus! Weiter denkt man nicht. Die Bedeutung des Kriegs als Mahnung an das Endgericht ist verloren gegangen. Das stimmt nicht mit der Auffassung, daß durch allgemeine Anerkennung der Bergpredigt als Grundlage der öffentlichen Moral bald die ganze Welt ein Gottesreich sein wird. Nur in adventistischen Blättern kommt dieses Moment zur Geltung, aber im Interesse des krasseren Chiliasmus. Der Gedanke, daß es auch einen gerechten Krieg gibt, kommt in den reformierten Zeitschriften selten, und dann nur andeutungsweise, zum Ausdruck. Zwar erkennt man, daß die Weltfriedensbewegung durch den Ausbruch dieses Kriegs einen bösen Stoß erlitten hat, doch soll die Gottlosigkeit der europäischen Herrscher daran schuld sein, daß es zum Weltkrieg gekommen ist. Man will in den neuesten Ereignissen den sicheren Beweis dafür sehen, daß "Hague tribunals, palaces of peace, and artificial expedients for suppressing war will be of little effect until the political magnates of the world become actually Christian. If the crowned heads of Europe", heißt es in einem Methodistenblatt, "who are most responsible for this wickedness were the Christians they fancy themselves to be, the peace of the world would not have been broken. May God save the people of Europe, and forgive those who are accountable for the deluge of blood which has begun, and speedily bring to naught the machi-

nations of cruel men." Fast durchgängig gibt die englische reformierte Presse des Landes dem deutschen Kaiser die Schuld an dem Ausbruch des Krieges.

Daß der neueste Chiliasmus auch in der amerikanisch-lutherischen Kirche, zumal in der Generalsynode, seine Anhänger hat, ist gerade auch bei den Besprechungen des europäischen Krieges in manchen lutherischen Zeitschriften wieder deutlich zur Geltung gekommen. Das generalsynodische Organ *Lutheran Church Work* hatte folgendes zu sagen: "Nearly two thousand years ago there appeared among the Judean hills the Prince of Peace. His message to the world of brotherly love has been spread among the nations of the world by hundreds of thousands of devoted workers. It was carried to Europe by St. Paul in the earliest period, and in the course of centuries all the great European peoples became the professed followers of the Prince of Peace. It was Europe that took the lead, and that has held it ever since among the nations of the world in proclaiming the doctrines of the Prince of Peace, and it was Europe that developed her fine civilization and stood as the world's leader in propagating this doctrine. And yet at this moment these same peoples that have preached Christianity for centuries are violating their own professed principles, and leaping at one another's throats in deadly combat." Also genau dieselbe Vorstellung von der Aufgabe der christlichen Predigt wie in den schon angeführten reformierten Aussprüchen. Als ob es je Nationen gegeben hätte, die ihr nationales und soziales Leben nach den Lehren des Christentums eingerichtet hätten! Schon die Charakterisierung des Evangeliums als "message of brotherly love" führt zu der neo-chiliasmischen Position, die sich denn auch in dem Schlußwort dieses Artikels zu erkennen gibt: "If the needless slaughter must go on, let it go on until it upsets empires and thrones, until the war lords are degraded and cast down, until the fleets of Europe are destroyed, and a permanent international court is established. Then let us hope that the people will rule their own destinies, that they will refuse to be taxed for heavy armaments as in the past, and that they will try as never before to follow the teaching of the Prince of Peace." Auch der *Lutheran Observer* schließt sich dieser Position an, indem er eine Besprechung der Ursachen des Krieges in dem Gedanken auslauten läßt: "Universal peace may still be an iridescent dream, but it is contemplated by the Gospel of Christ, and there is no worthier employment than the effort to transmute it into actuality." G.

Über den verstorbenen Papst Pius X. hat nun auch die reformierte Presse des Landes ihr Urteil abgegeben. Was man da las, gibt einmal wieder zu erkennen, wie weit man noch in reformierten Kreisen davon entfernt ist, den Papst zu Rom als den Antichristen und bittersten Feind des Evangeliums zu erkennen. Zwar gibt man zu, Pius X. habe die Hoffnungen nicht erfüllt, die von protestantischer Seite bei seiner Übernahme des Pontifikats an ihn geknüpft worden seien. Er sei ein überaus reaktiver Papst gewesen, ein Finsterling, der das moderne Leben der Völker nach mittelalterlichem Muster habe zuschneiden wollen und sich als Feind des modernen Gedankens erwiesen habe. Doch sei er bei alledem ein lieber, frommer Mann gewesen, der noch schließlich vor lauter Mitleid mit den kämpfenden Nationen Europas mit Tode abgegangen sei. Wir führen

zwei typische Aussagen aus unsern Wechselblättern an. Der *Presbyterian Banner* gesteht zu: Pius X. war kein bedeutender Papst; besonders verliere er bei einem Vergleich mit seinem geliebten Vorgänger, Leo XIII. "He was a reactionary against modern learning, and never understood the temper of his time. He thought the exercise of intellectual liberty and the progress of human thought could be arrested by papal encyclicals, and had a mediaeval faith in the ecclesiastical authority that has long since lost its teeth and terror, and now only excites ridicule at its futility and folly." Doch müsse man seinen Charakter hochschätzen: "his purity and piety, his humility and sincerity, his sympathy with the poor and his simple goodness. The beauty of his character and the goodness of his life drew his people to him in deep devotion, and he was more friendly in his relation to Protestants than most popes have been. Many American Protestants were admitted to his presence, and were most kindly received. They dressed him up in gorgeous paraphernalia in his death, but all these are empty vanities: his Christian faith and his life of goodness are his true honor and monument." Der *Christian Churchman* (episcopalisches, Vertreter der liberalen, antirömischen Richtung) betont auch die reaktionäre Politik des verstorbenen Papstes: "As pope he was but the catspaw of the reactionary element in the College of Cardinals. The policies of the papacy as announced in Pius X's encyclicals have been appallingly reactionary and unstatesmanlike. The breach with France, the alienation of Portugal and Spain, the deplorable and persistent attempt to crush out all independent thought among Roman Catholics, to fight the progress of modern ideas, modern science, modern discovery, with the mediaeval bludgeons of tyranny and enforced ignorance, and the consequent alienation of the very class on whom the prestige and real permanent power of the papacy must rest, are conspicuous results of the kind of statesmanship for which his advisers have made Pius X nominally responsible." Nur nominell sei für diese Entfremdung der Gelehrtenwelt und Verdummung des römischen Klerus Pius X. verantwortlich zu halten. Seine Persönlichkeit habe höchst schätzenswerte Eigenschaften gehabt. "He leaves the memory of a gracious and venerable figure, whose loss will be felt with a sense of personal bereavement by hundreds of thousands. Pius X was in his personality a gentle and winning servant of God." Also blind, stockblind ist, wie der *Presbyterian Banner*, so auch der *Churchman* in seiner Beurteilung des römischen Papsttums. Die einzige Entschuldigung für solche Aussprüche ist eine umfassende Unkenntnis des Papsttums auf seiner dogmatischen Seite. Die Anerkennung der Liebe und Toleranz, die Pius X. gegen die Protestanten, besonders gegen die Protestanten Amerikas, gehegt haben soll, wird manchem Jesuiten ein befriedigtes Schmunzeln abgewinnen. G.

II. Ausland.

Eine Woche vor Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien enthielt der „Christenbote“, ein in Stuttgart herausgegebene populär-christliches Sonntagsblatt, folgende Darstellung der Sachlage, die durch die Ermordung des Erzherzogs und seiner Gemahlin durch den serbischen Verschwörer geschaffen war: „Ein Bild unglücklicher

Schwäche bietet uns diesmal Österreich-Ungarn. Biewohl erwiesen ist, daß das Attentat auf den Thronfolger ein rein politisches war, und daß das Großferbentum eine Kraftprobe machen will, wie weit slawische Tollheiten und Frechheiten gehen dürfen, ist bei Österreichs Regierung nichts als Leisetreteri zu finden. Aber bei Österreich nicht allein. Wenn die Großmächte Europas tatsächlich die Trägerinnen der Kultur sein wollen, so hätten sie über der himmelschreienden Tat von Serajewo ihre oft so Kleinlichen, diplomatischen Ränke insgesamt in den Hintergrund drängen und Österreich die Bahn freimachen müssen, mit Serbien einmal ein unmißverständliches Wort zu reden. Aber was darf man von Großmächten erwarten, die in stolzer Vornehmheit den Fürsten von Albanien einen Verzweifelungskampf kämpfen sehen, ohne einen Finger zu rühren, ja ihm nicht einmal Geld schicken, nur daß die Neutralität nicht verletzt wird? Als junge Lateiner lernten wir den schönen Vers: „Was man nicht definieren kann, das sieht man als ein Neutrum an.“ Fürwahr, man kann das meiste in der heutigen Politik der Großmächte nicht mehr definieren. Alle bis an die Zähne bewaffnet, alle in Furcht voreinander! Alle Hoffnungen werden auf die Künste der Diplomatie gesetzt. Wo bleibt die Kraft? Es ist kein gutes Zeichen, wenn Untertanen mehr Verantwortungsfreudigkeit haben als die Regierungen. Gewiß, wir verstehen es, wenn man möglichst Frieden zu halten sucht, denn die Greuel des Krieges sind entsetzlich, und wer weiß, wie weit unser heutiges Geschlecht noch hart und stark genug ist, die Nöte eines Krieges zu überstehen. Aber Friedensliebe darf nie zur Schwachheit werden, weder in der äußeren noch in der inneren Politik. Österreich hätte nach dieser Katastrophe nicht sagen dürfen: Frieden um jeden Preis, sondern Recht und Gerechtigkeit unter allen Umständen.“ Ein solches Drängen auf den Krieg hin — anders kann man das doch nicht bezeichnen? — in einem christlichen Familienblatt gewährt uns einen Einblick in die Stimmung, die im Deutschen Reich vor Ausbruch des Krieges herrschte. Ganz offenbar hat man den Weltkrieg kommen sehen, und zwar als einen Angriffskrieg auf Deutschland und seine Verbündeten. An der Gerechtigkeit der Sache Deutschlands scheint auch nach den Kundgebungen in deutschen Blättern kurz vor Ausbruch des Krieges kein Zweifel obzuwalten. In der letzten Woche des Juli schrieb der Wochenschau in der „Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“: „Als im Jahre 1875 der berühmte ‚Krieg-in-Sich‘-Artikel eines Berliner Blattes erschien, da erregte dies solches Aufsehen, daß der Artikel noch mindestens zwei Jahrzehnte lang in den Zeitungen eine Rolle spielte. Und heute? Ach, es fällt gar nicht mehr auf, wenn jemand den Krieg an die Wand malt, denn die große bewaffnete Auseinandersetzung droht uns etwa seit 1898 in jedem Jahre und in jedem Jahre mehr. Es hat noch kaum je so bedrohlich in der Welt ausgesehen wie heute. Eine Vrofschüre, die den Nachweis führt, daß ‚des Deutschen Reiches Schicksalsstunde‘ 1915, aller spätestens 1916, schlagen würde, weil just auf diese Stunde Rußland und Frankreich bewußt den Angriffskrieg gegen uns vorbereitet, ist vom deutschen Kronprinzen in einem Telegramm an den Verfasser als ‚ausgezeichnet‘ anerkannt worden; und man weiß, daß er nicht nur für sich selbst, sondern ganz im Sinne — unsers Großen Generalstabes spricht, der auch den Allerhöchsten Kriegsherrn wiederholt darüber informiert hat, daß an der festen Angriffsabsicht unserer Gegner für

1915/16 nicht mehr zu zweifeln sei. Gar zu viel wird nämlich just „auf die Minute“ vorbereitet; auch Poincarés jetziger Besuch in St. Petersburg gilt der Ausgestaltung der Militärkonvention innerhalb des Zweibundes. Rußland allein kann mit seinen 44 (demnächst 45) Armeekorps den ganzen Dreibund halten. Aber — die Menschen planen und rüsten, Gott allein entscheidet.“ Daß die Anklage der amerikanischen Presse gegen den deutschen Kaiser als freveln Anstifter eines Krieges, der ohne seinen Durst nach militärischem Ruhme nie entstanden wäre, dem Bild, das uns hier entgegentritt, durchaus nicht entspricht, muß zugestanden werden. Im Gegenteil, der „Christenbote“ wirft allen europäischen Herrschern Mangel an „Verantwortungsfreudigkeit“ vor, Schwachheit, übertriebene Rücksicht auf Neutralität. Ganz offenbar schien dem „Wochenstecher“ ausgangs Juli der Krieg unvermeidlich. Wenn diese Kundgebungen der religiösen Presse Deutschlands etwas besagen, so ist es dieses, daß man in Deutschland, was auch andere darüber urteilen mögen, diesen Krieg als einen gerechten, von feindseligen Nachbarn aufgenötigten ansieht.

G.

Als Rußland letztes Frühjahr an der Grenze Deutschlands ungeheure Truppenmassen sammelte, wurde in einer ganzen Anzahl deutscher ländlicher Zeitschriften wieder die Befürchtung laut, daß die slawische Gefahr die Existenz Deutschlands bedrohe und unvermeidlich zum Krieg führen müsse. Bei einer Besprechung dieser Möglichkeit gab die monistische Zeitschrift „Der Weg“ einem Gedanken Ausdruck, der wie keine andere monistische Auslassung hervortreten läßt, aus was für höllischen Abgründen diese neueste Form des Unglaubens hervorgeht. Es wird da von einem Mitarbeiter dieser Zeitschrift auf ein Mittel aufmerksam gemacht, das der Erhaltung des Friedens dienen könnte, nämlich die Abnahme deutscher Geburten, die eine Abnahme deutscher Macht zur Folge haben würde, so daß Deutschland die Opfer eines Krieges nicht mehr erschwingen könnte! Und um diese Abnahme der Geburten zu erzielen, wird ein möglichst allgemeiner Gebrauch von Präventivmitteln (Präventivmittel gegen Empfängnis sind gemeint) empfohlen! Wir lassen den charakteristischen Teil dieses Artikels folgen: „Wir“, das heißt, die Monisten, deren Wortführer der Verfasser, Hermann Fernau, einer ist, „haben ein enormes Interesse daran, daß die deutschen Geburten weiter schnell abnehmen. Damit wird die deutsche Siegesicherheit im Angesicht der weiter enorm wachsenden halbgebildeten slawischen und russischen Volksmassen beizugehen so gering, daß Deutschland sich nach Hilfe umsehen muß. Andererseits erhalten die demokratischen Strömungen im heutigen Deutschland mit der stationär bleibenden Bevölkerung endlich jene wirtschaftliche Grundlage, die zu ihrem Durchbruch unbedingt erforderlich ist. Bedroht von rechts und links, im Innern mehr und mehr beeinflusst von demokratischen Prinzipien, wird Deutschland den Franzosen die gewünschte kleine Konzession in Sachen Elsaß-Lothringens machen, ihnen über diesen dummen Zantapfel hinweg die Hand zum Verteidigungsbund gegen das Slaventum reichen, und auf diese Weise werden wir, gesetzt, diese Entwicklung vollzieht sich noch zur rechten Zeit, jenes Kriegsgewitter vermeiden können, das sich unter dem Druck der slawischen Volksmassen langsam am östlichen Himmel Europas zusammenballt. . . . Ich wünsche fast, daß der Gesetzgeber die Präventivmittel verbietet, denn ich bin sicher, daß dann diese

Entwicklung noch schneller gehen wird. Und — wir haben keine Zeit zu verlieren. Je schneller, je besser!“ G.

An die Klagen über den Tiefstand der Sittlichkeit in allen Volksschichten, von denen die Zeit vor Anbruch der napoleonischen Kriegszüge widerhallte, mahnen die Aussprüche über den gegenwärtigen Stand der Sitten Deutschlands, die kurz vor Ausbruch des Krieges, der jetzt in Europa rast, in den kirchlichen Blättern so häufig geworden waren. „Was sind unsere modernen Theater“, fragte kürzlich der „Alte Glaube“, „mit ihren Zwei- und Eindeutigkeiten, was sind unsere Kinos und Zirkusse anders als Anstalten des Sinnenkitzels? Wenn Jünglinge und noch mehr junge Mädchen im Theater beim Anblick aller möglichen Laszivitäten oder beim Lesen pridelnder Ehebruchromane das Erröten verlernt haben, dann haben sie es für immer verlernt, und man darf sich nicht wundern, wenn es sie gelüftet, in die Praxis umzusetzen, was sie gesehen oder gelesen haben. Wie oft muß man in größeren Städten auf den Straßen junge Mädchen aus den sogenannten besseren Gesellschaftsschichten mit geradezu dirnenhafter Dreistigkeit sich bewegen und Blicke schleudern sehen! Wo ist die hingeschwunden, jene edle, reine, spröde Jungfräulichkeit, die für alles Niedrige und Häßliche unnahbar war? Man weist mit Recht auf die aus der modernen Art des Verkehrs der beiden Geschlechter erwachsenden Gefahren hin. Nur Oberflächliche lassen sich mit dem Schlagwort von der Harmlosigkeit des Verkehrs unserer modernen Jugend abspeisen. Wer pflichtgemäß Gelegenheit hat, in diese Dinge hineinzublicken, der weiß, welche Geister auf den Tennisplätzen oder in feinen Ballsälen gar oft ihr Wesen treiben! Wo sind wir hingekommen, wenn auf Hausbällen der ‚Gesellschaft‘ der sinnenreizende, gemeine Tango seine Triumphe feiert und gerade bei der Damenwelt sonderlich hoch im Kurse steht? Wenn junge Herren bei solchen Gelegenheiten aufgefordert werden müssen, anständig zu tanzen, und wenn sie dann ihre körperliche Zubringlichkeit damit entschuldigen können, die jungen Damen liebten derartige Tänzen! Die Polizei geht jetzt unnachsichtig gegen die unzüchtigen Schiebetänze in den öffentlichen Balllokalen vor. Was hilft das aber, wenn die ‚feineren‘ Kreise mit schlechtem Beispiel vorgehen und aus dem Vergnügen niedrigen Sinnenreiz machen? Hier gähnen im modernen Leben wahre Abgründe.“ Ganz allgemein werden Sünden, vor denen schon das natürliche Gewissen zurückschreckt, als verzeihliche Irrungen behandelt. Als Richard Wagners Witwe Cosima jenen abscheulichen Prozeß gegen ihre eigene Tochter führte, um ihr die Verechtigung zu nehmen, sich die Tochter des großen Komponisten zu nennen, und dabei ihr ehebrecherisches Verhältnis zu Wagner, als sie noch die Gattin eines andern war, wieder zur Sprache kam, durfte die „Deutsche Tageszeitung“ diesen Ehebruch Wagners durch Verweisung auf besondere Vorrechte, welche das Genie auf diesem Gebiete hätte, beschönigen. Lieberbücher für Knaben und Mädchen, die für den Gebrauch auf Fußwanderungen berechnet sind, enthalten Lieder, in denen unsittliche Verhältnisse als etwas ganz Harmloses, ja Selbstverständliches hingestellt werden. Die Schriftleitung der „Zeitschrift des deutsch-evangelischen Vereins zur Förderung der Sittlichkeit“ berichtete noch im Frühjahr 1914 folgendes: „Als sich vor einiger Zeit ein Mädchen an uns wandte, dem wir durch die Rettungsarbeit zu unserer Freude helfen konnten, hatte ihr Verhältnis, ein junger Referendar, die boden-

lose Frechheit, auf unser Bureau zu kommen zu einer Auseinandersetzung. Als wir ihm gründlich heimleuchteten — man hätte die Keitpeitsche nehmen sollen — und ihm das Schändliche und Verantwortungslose eines solchen Verhältnisses klar zu machen versuchten, meinte er, den Rückzug aus dem Zimmer antretend, wenn er das nicht hätte, würde er in feinem Stande allein dastehen. Es ist fraglos, daß an diesen Jugendsünden auch der Richterstand, die Rechtsprechung und die Verwaltungspraxis in Deutschland krankten. Kürzlich sandte uns ein junger Freund die häßlichsten und scheußlichsten Gemeinheiten von den Kollegistischen und andern Orten der Berliner Univerſität zu.“ Ein anderer junger Mann sagte: „Ich glaube, ich kann nie wenige andere ein Lied davon singen, wie ein unverdorbener, sittenreiner junger Mann — es ist mein einziger Jugendfreund — auf der Kriegsschule und dann weiter als Leutnant immer mehr und mehr in den Sumpf der Unſittlichkeit rettungslos, trotz aller meiner Vorstellungen und Mahnungen, hineingezogen wurde. Durch ihn erhalte ich heute noch einen klaren Einblick in die nach unsern Ansichten schauerhaften, lazen sittlichen Anschauungen, die, wie er mit persönlich sagte, fast ausnahmslos im gesamten Offizierkorps, besonders natürlich unter den ‚Leutnants und Kavaliere‘, herrschen, und die er mehr und mehr zu den seinigen macht, weil er nicht allein stehen kann und will.“ „Diese Zustände“, so schloß die „A. E. L. R.“ vor einigen Monaten eine Besprechung der sittlichen Lage des heutigen Deutschland, „erfüllen uns mit großer Trauer. In den Ehen ist die Sünde (1 Mos. 38 und Röm. 1) eingeriſsen, und die Kindermorde im Mutterleibe — man schätzt sie auch in Deutschland schon wie in Frankreich nach Hunderttausenden — schreien gen Himmel. Man möchte fast eine Katastrophe herbeiwünschen, daß die Scharen der morschen Männer hinweggefegt werden, daß die Weiber wieder heulen und Klagen müssen und wieder beten lernen. Anders, fürchten wir, wird unserm Volke nicht mehr zu helfen sein.“ Man kann sich beim Lesen dieser Worte eines Grausens nicht erwehren. Man denkt an das Entsetzliche, was so bald folgte vor Lüttich, bei Mons, in Charleroi.

Über die sittlichen Zustände im heutigen Frankreich gibt in erschütternder Weise Aufschluß das Buch des französischen Schriftstellers Alphonse Sechs „Die Verwirrung des französischen Gewissens“. Darin gibt er folgendes Urteil: „Anarchie herrscht auch im Gefühlsleben. Der Bettelkampf der Geschlechter hat zu einer Krise des Familienlebens geführt, die die Soziologen beschäftigt. Die radikale Frauenbewegung untergräbt die Ehe. Die Ehe soll umgestaltet, reformiert werden. Aber die Reformvorschläge enthüllen erst recht die völlige Verwirrung der Moralbegriffe. Die Idee der Pflicht schwindet vor dem vermeintlichen Recht auf Genuß. Das Sittengesetz wird gelehnet oder auf eine Konvention verkürzt. Und die Konventionen wechseln. Die kirchliche Moral hat sich überlebt, und die Hoffnung auf eine wissenschaftliche Moral hat sich als trügerisch erwiesen. Der antikirchliche, demokratische Geist glaubt nur noch an den Fortschritt. Die Ehrfurcht ist ihm abhanden gekommen. Unterordnung gilt als Schande. Der Arbeiter hat nicht mehr den Ehrgeiz, gute Arbeit zu liefern. Der Lohnkampf ist weit wichtiger. Der Begriff der Pflicht und der Begriff des Rechts sind aus dem nationalen Bewußtsein geschwunden. Ein Mann wie

Herbés kann es über sich bringen, Banditen vom Schlage der Vonnot und Garnier zu verteidigen. Die öffentliche Moral ist so weit gesunken, daß man an die Möglichkeit ehrlicher, unbestochener Politik überhaupt nicht mehr glaubt. Abenteuerer, Dirnen und Apachen werden bewundert. Die Presse verhilft ihnen zur Öffentlichkeit. Nervengifte wie Morphinum und Skolain entfalten ihre verheerenden Wirkungen in den obersten Schichten der Gesellschaft. Unter der Wirkung des Alkoholismus haben sich in Frankreich die Selbstmorde von 1850 bis 1910 verdreifacht. Aber der Staat ist am Alkoholverkauf interessiert, er braucht ihn für das Budget. Also darf nichts geändert werden.“ (Ev. R. = Jtg.)

Hiermit stimmt auch die Statistik über Eheschließungen und -scheidungen wie auch über Zunahme der Verbrechen in Frankreich. Die Geburtenzahl hatte sich 1913 im Vergleich zu 1912 um etwas mehr als 5000 verringert und war, abgesehen vom Jahre 1911, seit einem Jahrhundert nicht so niedrig. Die Zahl der Eheschließungen ist im Jahre 1913 um 13,000 gesunken, was offenbar damit zusammenhängt, daß in den Jahren 1885 bis 1890, in denen die meisten Brautleute des letzten Jahres geboren sind, die auffällige und immer rascher werdende Geburtenabnahme begann. In der neuesten Statistik sind bei 311,959 Ehen nicht weniger als 14,579 Scheidungen verzeichnet, so daß also durchschnittlich auf 21 Ehen eine Scheidung kommt. In Paris und den acht umliegenden Departements steht es besonders schlimm; im Seine-Departement kommt eine Scheidung schon auf 12.5 Ehen, in der Oise auf 12, in der Marne auf 13. Aus einem Bezirk der Normandie wurden kürzlich durch einen Arzt die Folgen der Trunksucht nachgewiesen. Während dort vor hundert Jahren 11,907 Einwohner gezählt wurden, gibt es jetzt nur noch 8857. Dagegen ist in diesem Bezirk während der genannten Zeit die Zahl der Schnapsstankstätten von 22 auf 174 gestiegen und dementsprechend auch die Krankheiten und die Verbrechen. Vor hundert Jahren gab es keine Totgeborene und ebenso keine Rekruten unter dem Mindestmaß, jetzt 47, bzw. 20. Die Zahl der andern invaliden Rekruten stieg von 8 auf 31, die der Geistesgestörten von 2 auf 19, die der Selbstmorde von 2 auf 8, die der unehelichen Geburten von einem Zwanzigstel auf ein Drittel und die der verurteilten Verbrecher von 8 auf 176. G.

Die Lutherbibel. Aus Württemberg kam kürzlich eine Nachricht, so befremdlich, als sollte versucht werden, etwa den Kölner Dom niederzulegen. Von den beiden Pastorenverbänden der württembergischen Landeskirche hat der liberale eine Eingabe an das Landeskonfistorium gerichtet mit der Bitte, bei den übrigen deutschen Kirchenregierungen dahin zu wirken, daß eine Neuübersetzung der Lutherbibel in die Wege geleitet werde. Der Luthertext wurde seit seiner Herstellung wiederholt und so auch in den letzten Jahrzehnten revidiert. Die Eingabe des Pfarrvereins erklärt aber diese Revisionen ausdrücklich für ungenügend, das Lutherdeutsch nicht mehr für verständlich, die Übersetzung Luthers nicht für exakt genug und fürchtet Zersplitterung in den neuen Übersetzungsversuchen, wenn nicht eine amtliche Übersetzung eingreife. Als der geeignete Weg, die fähigen Persönlichkeiten zu finden, wird amtliche Auswahl, unterstützt durch einen Übersetzungswettbewerb, bezeichnet. Der ganze Gedanke ist aus Schwierigkeiten der kirchlichen Praxis erwachsen, die nicht bestritten werden können.

Es ist wahr, daß kein Buch im Verhältnis zu seiner Verbreitung weniger gelesen wird als die Bibel. Seelsorger, die sich nicht selbst betrügen, wissen, daß sie in den meisten Häusern ihren Ehrenplatz nicht zu verlassen pflegt. Diesem Übelstand denkt man durch eine sprachliche Erneuerung der Bibel abzuhelpen. Aus dem Gesamtwerke soll dann ein Auszug als Volksbibel entstehen. Auch der Schule soll der neue Text zugute kommen, da die altertümliche Sprache der Bibel und des Katechismus dem unentwickeltesten Fassungsvermögen erfahrungsgemäß Schwierigkeiten bereitet. Diese Notstände sind, wie gesagt, nicht zu leugnen. Also besteht auch die Berechtigung, sie zu beseitigen. Aber man kann die Zuvorsicht der Pastoren, die eine bessere Bibelübersetzung herbeizuführen hoffen, nur bewundern. Bei einer Bibelübersetzung handelt es sich um eine künstlerische Aufgabe von höchster Bedeutung. In der Bibel stehen einige hundert lyrische Gedichte, eine Reihe grandioser Balladen, eine Sammlung epigrammatischer Sprüche, Briefstellen, die sich als schriftstellerische Großtaten erwiesen haben. Dazu kommt die künstlerische Prosa biblischer Erzählungen, von denen sich ein Teil auch ohne die kirchliche Kanonisierung in der Weltliteratur behaupten würde. Zur Übersetzung von Dichtungen gehört aber, wie man weiß, ein Dichter. Deren Geschlecht ist klein an Zahl; daß aber einer unter ihnen auch noch die besondere Anlage des Übersetzers hat, kommt nicht häufig vor, vollends nicht, daß seine Tiefe das Religiöse erreicht, dessen Ausdruck auch dann die letzte menschliche Kunst ist, wenn sie sich keines literarischen Schemas bedient. Nun gab es einmal in der deutschen Geschichte einen Mann, der ein Prophet und ein Dichter, ein Volksredner und ein musikalischer Rhythmisier war, Martin Luther. Sein Deutsch war das stärkste, das jemals über deutsche Lippen ging. Er nahm sich der Bibel an und schuf sie ins Deutsche um. Er gab ihr Worte, die in dem Monumentalstil der kirchlichen Bauwerke und der heiligen Handlungen sich nicht nur halten, sondern ihm die stärkste Füllung geben. „Ehre sei Gott in der Höhe“, „Also hat Gott die Welt geliebt“, „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben“, „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für“ — so klingen die Weisen dieser volkstümlichen Erhabenheit, neben denen nichts Wertvolleres von deutscher Zunge herborgebracht ist. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß es unmöglich ist, durch einen Wettbewerb den Mann zu finden, der Luthers Werk ersetzen könnte. Die Kraft einer Neuübersetzung müßte sich mindestens jahrzehntelang in der Praxis erweisen, ehe man zur Abschaffung dessen, was da ist, schreiten dürfte. Wenn nicht eine unübersteigliche Persönlichkeit der Kirche ihren Willen aufzwingt und vielleicht auch die Bibel erneuert, bleibt äußerste Zurückhaltung die Richtschnur. Kein Gewinn an glatter Verständlichkeit oder an wissenschaftlicher Schärfe könnte den Verlust des Gemütes ersetzen, dem die Lutherbibel genommen würde. Sie ist, obgleich nicht gelesen, dennoch populär. Sie hat die Kraft, sich selbst wider Willen einzuprägen und trotz ihrer Nichtbeachtung Menschen zu fesseln und zu bilden, weil sie von einem Manne ist, der gewaltig redete und nicht wie die Schriftgelehrten.

(D. Lic. Eugen Fischer im „Berliner Tageblatt“, 7. Juli 1914.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Oktober 1914.

Nr. 10.

Pius X.

Der vorige Papst ist am 20. August dieses Jahres gestorben, drei Wochen, nachdem der europäische Krieg ausgebrochen war. Dieser Krieg hat, wie die römischen Zeitungen meldeten, sein Gemüt bedrückt, hat, wie andere Papstblätter noch drastischer schrieben, ihm das Herz abgedrückt. Er mühte kein Mensch von Fleisch und Blut gewesen sein, wenn ihn der Krieg gleichgültig gelassen hätte. Daß die Betrübniß darüber aber seinen Tod herbeigeführt hat, glauben wir nicht; ein Papst hat stärkere Nerven, und Pius X., obchon über 79 Jahre alt, gehörte nicht zu den weichlichen, leicht rührbaren Pontifexen. Inzwischen aber trug allerdings der ausgebrochene Krieg ganz wesentlich mit dazu bei, daß man vom Ableben Pius' X. in aller Welt und selbst in Rom viel weniger Notiz nahm, als man sonst getan hätte, und daß auch das bevorstehende Konklave und die schon am 3. September erfolgte Wahl seines Nachfolgers, des gegenwärtigen Papstes Benedikt XV., viel weniger beachtet und besprochen wurden, als es in Friedenszeiten geschehen wäre.

Pius X. hieß zuvor Giuseppe Sarto. Er war geboren am 2. Juni 1835 in Niese in der Provinz Treviso im Venetianischen aus bescheidenem, bäuerlichem Geschlecht. Er besuchte das Seminar in Padua und wurde im Alter von 23 Jahren, 1858, zum Priester geweiht. Seit 1875 war er Kanonikus an der Kathedrale zu Treviso, seit 1878 Kapitelvikar. Im Jahr 1881 wurde er Bischof zu Mantua und zwölf Jahre hernach, 1893, Kardinal-Patriarch von Venedig. — Als Leo XIII. dahingegangen war, wurde Kardinal Sarto am 4. August 1903 mit 50 von 62 Stimmen zum Papste gewählt. Nicht daß alle Welt erwartet hätte, ihn aus der Wahlurne als Sieger hervorgehen zu sehen; die meisten hatten wohl gedacht, der Franzosenfreund Rampolla würde Papst werden. Aber Rampolla war in Oesterreich nicht persona grata; und so erhielt schließlich als Kompromißkandidat Giuseppe Sarto eine unerwartet große Menge von Stimmen. Am 9. August wurde er feierlich gekrönt und „regierte“ als Papst 11 Jahre und 16 Tage.

Möge es hier erlaubt sein, das nach dem Ableben eines Papstes bis zur Krönung seines Nachfolgers in Rom übliche Verfahren anzugeben.

Die Einsargung des päpstlichen Körpers geschieht am neunten, letzten Exequientage, und zwar abends bei verschlossenen Türen. Sobald die Kardinäle versammelt sind, begeben sie sich je zwei und zwei in die Kapelle des heiligen Sakraments, wo die Hülle bis diesen Augenblick aufgestellt war. Mehrere Kleriker nehmen hierauf dieselbe und tragen sie in Begleitung des ganzen Kapitels und heiligen Kollegiums, deren Mitglieder sämtlich Wachslichter tragen und von Grenadieren und Schmeizern gedeckt sind, in einer Art von Prozession, an deren Spitze das große Kreuz getragen wird, und deren Ende das Chor der Kammerfänger, Psalmen singend, ausmacht, in die Chorkapelle. Ist der Zug dort angelangt, so wird das große Messinggitter geschlossen und ein schwarzer Vorhang darüber herabgelassen. Die Kardinäle nehmen sogleich ihre Plätze ein und sprechen die Begräbnisgebete, nach deren Beendigung die Einsargung unter Trauergesängen des Chors erfolgt. Drei Särge sind es, in welche die Leiche verschlossen wird. Der erste ist von Zypressenholz und enthält die Jahreszahl und das Datum nebst einer Börse von Gold- und Silbermünzen mit dem Gepräge des Verstorbenen. [Ob jetzt noch solche geprägt werden?] Der Majordomus legt dieselbe hinein und versiegelt den Deckel. Hierauf bringt man den zweiten, den Weisarg, der bestimmt ist, den vorigen in sich aufzunehmen. Er ist ausgeschmückt mit mehreren Inschriften, die das Leben des Toten und seine Handlungen zum Gegenstande haben, ferner mit dessen Familienvappen und der päpstlichen Armatur. Ihn versiegelt sowohl der Kardinalkanzler als der Majordomus an allen vier Enden. Der dritte, hölzerne Sarg wird von den Kardinalen vernagelt. Ist die Einsargung solchergestalt vollbracht, so werden die Türen wieder geöffnet, und die Kleriker rollen die angewachsene Last bis vor dieselben, wo dann das Kardinalkollegium in der Person des Kanzlers den Maurern und Zimmerleuten die sterblichen Reste zur Erhöhung in die Nische des hierzu bestimmten Monuments übergibt. Hierauf entfernt sich die „hohe“ Geistlichkeit, und nur der Klerus, der mit dem Orchester Sterbelieder singt, bleibt noch einige Zeit zurück, so lange nämlich, bis die Handwerker, die mittelst Leitern und Tauen die Särge auf ihre Stelle heben und vermauern, den letzten Akt des Begräbnisses beendet haben. Mit dem letzten Hammerschlage erlischt in der Kirche der Glanz der Lichter, die Musik verstummt, und das Volk eilt geräuschlos nach Hause. Es ist Mitternacht.

Am Tage nach der Einsargung des Papstes begeben sich die Kardinäle ins *Conclave*, dessen Zellen, Wahlzimmer und Kapelle während der neun Exequientage zu der bevorstehenden Funktion vollständig eingerichtet sind. Sie versammeln sich zu dem Ende morgens um zehn Uhr in der Kapelle des Chors mit den Prälaten und dem Kapitel des

Vatikans, um die Heilige Geist-Messe anzuhören, die vom Kardinaldekan abgehalten und sowohl von dem höheren Adel Roms als von den Gesandtschaften besucht wird, ohne daß irgendeine besondere Feierlichkeit stattfindet. Nach dem Evangelium predigt ein Erzbischof oder Bischof, und zwar in lateinischer Sprache, über die Aufrechterhaltung der Kirche und das vorzunehmende Geschäft der Oberprieesterwahl. Er richtet seine Worte dabei lediglich auf die anwesenden Konklavisten und schließt die Rede mit einer Ermahnung und einem kurzen Gebet. Dann zieht man nach dem Orte des Konklaves. Das Konklave enthält außer den Wohnungen der Karbinäle auch eine vollständige Wohnung für die Ärzte, Barbierer, Bedienten, Handwerker und Offizianten; ferner einen Audienzflügel, eine Vorhalle für die Viktualienannahme, ein Konferenzzimmer, einen Versammlungsaal, einen Thronaal mit dem päpstlichen Baldachin und der Wahlurne, vier Wahlzimmer, eine Kapelle und einen Spazierraum zur Erholung und Ergebung. Die Zellen der Karbinäle bestehen aus einem Vorzimmer, Wohnzimmer und Schlafkabinett. Alle drei Piecen sind so verbunden, daß nur eine Thür, die auf den Gang führt und Nummer und Namen des Bewohners enthält, sie schließt.

Sobald die Klausur des Konklaves erfolgt ist, befiehlt der Marschall desselben — solcher ist nach der Verordnung Clemens' XI. allemal aus der fürstlichen Familie Chigi — und der zum Gouverneur ernannte Majordomus, die Wachen im Palast aufzustellen und alle Eingänge mit Posten zu versehen. Sie beziehen eine Stube im ersten Vestibül, wo auch der Rüstode des Konklaves seine Wohnung hat, und dürfen unter keinem Vorwande Personen, wes Standes sie auch sein mögen, ohne die behufs des Besuchs erteilten Marken des Marschalls in den Palast lassen.

Sobald die Karbinäle in sacris sind, werden ihnen die Verordnungen in betreff eines guten Konklaves vorgelesen. Sie schwören, dieselben zu befolgen. Nachdem sie ferner Verschwiegenheit versprochen haben, ernennt der Kanzler zwei Kollegen zur Refognoszierung des Personals. Die erste Funktion betrifft den Vorstand des Konklaves. Er besteht aus dem Kardinalkanzler und drei andern, aus den Bischöfen, Priestern und Diakonen gewählten Karbinälen, die man *capi d'ordine* nennt. Es ist die Pflicht dieser *capi d'ordine*, sich gleich nach stattgehabter Klausur sowohl von der Anwesenheit sämtlicher Konklavisten als auch davon zu überzeugen, daß niemand anders als sie sich im Kollegium befindet. Indem sie behufs dessen den ganzen Bau durchsuchen, prüfen sie zugleich die Festigkeit desselben dadurch, daß sie sich die zugemauerten Fenster, Thüren und Logen zeigen lassen und darauf Bedacht nehmen, daß weder Maurer noch Zimmermann, Chirurg oder Barbier fehlen, was wohl schon früher einmal zutraf und Ungelegenheit verursachte. Kein Karbinäl, sobald er in sacris ist, kann ohne Verlust seines Stimmrechts, er mag noch so unwohl sein oder dringende Privatgeschäfte in der Außenwelt haben, den Palast verlassen. Ebensovienig

kann er einem andern Kardinal dies Recht übertragen oder die Vollmacht erteilen, für ihn zu stimmen. Nicht so verhält es sich mit den später eintreffenden ausländischen Kardinälen. Sobald sie durch den Marschall, den Gouverneur und die *capi d'ordine*, welche zusammen die vier äußeren und inneren Schlüssel des unermauerten Tores (*sancta porta* genannt) verwahren, ins Konklave eingelassen sind, treten sie in das Recht ihrer Kollegen, selbst in dem Falle, wenn ihre Stimme den Ausschlag gibt.

Die verschiedenen Arten der Papstwahl sind: a. Wahl durch Kompromiß, b. durch Inspiration (Afflamation ist gemeint), c. durch Skrutinium und Akzept, von welchen die ersteren beiden nicht mehr üblich sind. Durch Kompromiß wurde ein Papst am schnellsten und leichtesten gewählt, indem in diesem Falle sämtliche Kardinäle sich dem Ausspruch eines ernannten Ausschusses, der aus einigen ihrer Kollegen, die das meiste Vertrauen besaßen, bestand, bedingungsweise unterwarfen und dadurch die Entscheidung beschleunigten. Gewöhnlich erfolgte die Ernennung gleich. Sie konnte aber auf der Stelle annulliert werden, wenn bei Nennung des Namens sich ein einziger Kardinal erhob und mit lauter Stimme sein Veto aussprach.

Derjenige indes, der einmal auf diese Weise gewählt war, mußte nach dem kanonischen Rechte und den Konstitutionen Gregors XV. von allen auch nicht anwesenden Mitgliedern anerkannt werden.¹⁾

Das Skrutinium ist eine gewöhnliche Wahl mittelst gedruckter Stimmzettel, bei der die Mehrheit unter gewissen Bedingungen entscheidet. Es werden desfalls drei Stimmensammler ernannt, und es wird jedem Kardinal zur Pflicht gemacht, sowohl sein Votum selbst zu geben, als selbst zu schreiben, zu unterzeichnen, zu unterschreiben und abzuliefern, welches auf folgende Weise geschieht: Der Zeremonienmeister übergibt jedem Kardinal vor der Abstimmung ein gedrucktes Stimmformular von der Größe eines Palms ($\frac{2}{3}$ Fuß); dasselbe hat fünf Spalten, die in die Quere laufen und oben die Worte „Ego, Cardinal N. N.“ und in der Mitte die Wahlformel: „Eligo in Summum Pontificem Reverendissimum D. meum D. Cardinalem“, zwischen beiden aber vier Quadrate enthalten, die dazu dienen, die Siegel einzudrücken und die Nummer einzuschreiben. Diese Formulare füllt der Konklavist nach Vorschrift aus und übergibt sie den Stimmensammlern, deren Amt es ist, sie zu erblicken, zu verlesen und zu notieren. Solches geschieht vor dem Altar der Kapelle, woselbst der jüngste Dekan die Namen sämtlicher Kardinäle von einer Liste abliest. Zuerst kommen die Bischöfe, dann die Priester und zuletzt die Diakonen; alle haben ihre Stimmzettel in der Hand, und alle werfen dieselben in eine Urne auf dem Altar, die so eingerichtet ist, daß die Zettel sich sogleich vermischen. Ist dies geschehen, so treten drei Kardinäle zur Entfiegelung und Öffnung und dann die Stimmensammler selbst hervor, um die Aktion

1) Auf diese Art wurden Gregor X. und Klemens V. gewählt.

zu beenden; erstere nehmen die Zettel aus der Urne, entriegeln und öffnen, letztere empfangen und lesen sie, und zwar jeder für sich, indem er das Papier von dem ersten oder zweiten erhält, den Namen des gewählten Kardinals laut ausspricht und dann das Blatt in eine andere Urne wirft, die man die Urne der Revision nennen könnte. Während dies geschieht, sitzen alle Kardinäle umher auf ihren Sesseln und notieren sich in eine zu dem Ende bestimmte Schreibtafel die Namen der Gewählten, indem sie bei jedem derselben, sooft er verlesen wird, ein Zeichen machen. Ist die Vorlesung vorbei, so summieren sie die Stimmen, um sich zu überzeugen, daß seitens der Skrutatoren kein Irrtum begangen worden ist. Das Resultat wird laut bekanntgemacht. Ergibt es sich daraus, daß ein Mitglied des Kollegiums zwei Drittel der Stimmen der Versammlung hat (so viele sind nach der Bulle Gregors XV. erforderlich), so erklärt der Kardinaldekan dasselbe sogleich durch die Worte: „*Reverendissimus Dominus N. N. habuit suffragia*“ etc. Es ist alsdann die Pflicht der Vorsteher, das Skrutinium zu revidieren und, falls kein Irrtum obwaltet, den betreffenden Kollegen auf der Stelle als nach kanonischem Recht erwählten Papst zu proklamieren. Fehlt an der vorgeschriebenen Zahl der Stimmen auch nur eine, so ist die Wahl nichtig, und die Stimmzettel werden aus der Urne in einen Ofen geworfen und verbrannt. Solches geschieht täglich zweimal, vormittags um neun und nachmittags um vier Uhr, und immer fort, bis die erforderliche Zahl vorhanden oder das Kollegium willens ist, vom Skrutinium zum Akteß zu schreiten, was gewöhnlich geschieht, wenn man Ursache hat, die Entscheidung zu wünschen.

Kaum sollte man glauben, daß viel Zeit dazu erforderlich sei, eine gewöhnlich nicht über sechzig Köpfe starke Versammlung dahin zu einigen, daß zwei Drittel derselben ihre Stimmen einem Mitgliede zuwenden. Die Erfahrung lehrt das Gegenteil, indem schon öfters viele Monate darüber vergingen. Man muß den Grund entweder in dem Eigensinn oder in der Wichtigkeit suchen, die jeder Kardinal auf seine Stimme und auf denjenigen legt, dem er sie gibt.

Ergibt das Skrutinium nicht die vorgeschriebene Majorität für einen der Kandidaten, so tritt noch ein eigentümliches Verfahren ein, der sogenannte *accessus*, um zu versuchen, ob nicht ein Teil der Wähler seinen Kandidaten fallen läßt und sich für einen der andern erklärt. Das Wesen des *accessus* besteht darin, daß er eine Nachtragsabstimmung zu dem ersten Skrutinium bildet; das heißt, die in dem letzteren gegebenen Vota bleiben für das Wahlresultat gültig, und die Stimmen im *accessus* werden ihnen zugezählt. Damit aber bei diesem Verfahren ein Resultat erreicht, andererseits aber auch die Stimme des einzelnen Wählers nicht doppelt für seinen Kandidaten gezählt wird, bestehen folgende Bestimmungen über den *accessus*. Niemand darf dem Kandidaten, welchen er schon im Skrutinium erwählt hat, im Akteß wieder seine Stimme geben, er kann aber an demselben dadurch festhalten, daß

er auf seinen Zettel schreibt: „Accedo nemini.“ Niemand kann im Urzettel eine Stimme erhalten, auf den nicht schon im Strutinium eine gefallen ist. Führt der Urzettel zu keinem Resultat, so hört der ganze Wahlakt auf, und es muß in der nächsten Wahlversammlung von neuem mit dem Strutinium begonnen werden. Ein mehrmaliger Urzettel ist unzulässig. (Sehling, in Herzogs N.-E. (3) XIV, 666 unter „Papstwahl“.)

Der gewählte Kandidat wird nach Feststellung des Wahlergebnisses feierlich befragt, ob er die Wahl annimmt. Sagt er „ja“, so erlangt er damit alle päpstlichen Jurisdiktionsrechte und erklärt (so seit dem 11. Jahrhundert) auch sofort, welchen Namen er statt seines bisherigen als Papst führen wolle. Darauf wird der neue Pontifex von zwei Kardinaldiakonen zum Altar geführt, woselbst er nach einem kurzen Dankgebete die Kardinalkleidung ablegt und die dort deponierten päpstlichen Gewänder anzieht. Solche bestehen aus weißen Schuhen oder Stiefelletten, dem rot sammetenen Gewande, dem großen Goldkreuz, dem weißen Hermelinpelz, dem kurzen seidenen Kleide, der päpstlichen Mütze und der Stola. Den ersten Segen spendet der neue Papst dem „heiligen Kollegium“ gleich nach der Bekleidung vom Altar aus; dann führen ihn die beiden Diakonen in den für ihn bestimmten, bisher leer gebliebenen Sessel mit dem Thronhimmel von Purpur, wo ihm, sobald er Platz genommen, einer nach dem andern die Hand küßt und eine Kniebeugung macht. Der Kardinalkanzler übergibt ihm den von ihm verwahrten Fischerring und redet ihn darauf mit besonderem Nachdruck zum erstenmal mit dem Namen „Pontifex“ an.

Ist die Erhebung so weit bewerkstelligt, so wird sogleich Befehl erteilt, die große Balkontür des Saals gegen den Platz Quirinale hin, welche vermauert worden, wieder zu öffnen, was schnell, aber dennoch nicht so schnell geschieht, daß Rom die Kunde davon entgeht, ehe der letzte Stein zu Boden fällt. Zu Tausenden strömt gleich die Menge dem Berge zu, um die Nachricht von der Schwelle der Loge selbst zu hören, die bald der ganzen Welt verkündet werden soll. Es ist nämlich Sitte, daß der erste Kardinaldiakon nach Eröffnung der großen Tür, begleitet von zwei Zeremonienmeistern und einem Kreuzträger, an das Geländer tritt und die neue Papstwahl dem Volke laut verkündet. „Annuncio vobis gaudium magnum“, lauten seine Worte; „Papam habemus Eminentissimum ac Reverendissimum Dominum N. N., qui sibi imposuit Nomen N.“; zu deutsch: „Ich verkündige euch große Freude; wir haben einen Papst, den erhabenen, hochwürdigen Herrn N. N., der sich den Namen N. gegeben hat.“ Jetzt hört in allen Straßen der Stadt die Arbeit auf. Von Mund zu Munde fliegt die Nachricht „Papam habemus“, und wer irgend denselben als Kardinal gekannt hat, ist bemüht, ihn dem Nachbar zu beschreiben und anzupreisen, sowie nicht selten von andern auch das Gegenteil geschieht und hier und da im verborgenen die Unzufriedenheit herumschleicht und tadeln statt lobt.

Ganz genau nach dem Ceremoniell, welches noch bei seinem Namensvorgänger Pius IX. beobachtet worden war, hatte die Krönung Sartos nicht stattfinden können; denn bei Pius' IX. Krönung war der Papst noch Herr des Kirchenstaats gewesen, der seit 1870 zu Italien geschlagen ist. Aber unter teilweisem Abstrich der nur die weltliche Herrschaft des Papstes symbolisierenden Ceremonien verläuft eine Papstkrönung noch jetzt nach folgendem Programm.

Schon vor Ablauf der seit der Wahl festgesetzten Frist bis zur Krönung muß alles, was auf die Krönungsfestlichkeiten Bezug hat, auch der päpstliche Haushalt selbst, derart geordnet sein, daß das neue Oberhaupt der Kirche in nichts Mangel leidet. Man sieht daher die ansehnlichsten Familien Roms Geschenke aller Art nach dem Vatikan bringen, der oftmals beim Absterben des Vorgängers so leer wie eine Ruine des Mittelalters geworden ist. Ganze Kisten von Silbergeschirr und die prächtigsten Möbel befinden sich unter diesen Geschenken. Solche Geschenke sind um so häufiger, wenn der Gewählte arm oder ohne Familie ist; denn in diesem Fall wetteifern selbst die übrigen Karbinale und opfern ihm sowohl Geld als Kunstobjekte, deren einige im Überfluß besitzen.²⁾

Die Weihe und Krönung sind bei jeder Papstwahl die wichtigsten Teile, sowohl in Hinsicht auf die kirchliche Feier als auf die Volksfeier in Rom. Die Ceremonien werden gewöhnlich acht Tage nach der Eröffnung des Konklaves, und zwar allemal in der Peterskirche und dem nahen Vatikanpalaste, vorgenommen. Der dazu bestimmte Tag ist nach alten Vorschriften entweder ein Sonn- oder ein Festtag. Schon am frühen Morgen des Krönungstages versammeln sich in den Palasthöfen des Vatikans die Aleriker, Prälaten, Minister und Staatswürdenträger. Ihre glänzenden Equipagen bedecken alle Plätze um die Kirche her. Um 9 Uhr fangen die Glocken an zu läuten, und die Grenadiere besetzen die Straßen. Das Volk, welches schon seit Aufgang der Sonne nach passenden Stellen sich umfah, ist zu solcher Menge angewachsen, daß die Hallen der Peterskirche es ausschließen müssen. Endlich um zehn Uhr beginnt die Funktion, und zwar folgender Art: Die Camerieri segreti bekleiden den Pontifex mit einem Taffet- oder Sammetgewande und tragen ihn in einem bedeckten Stuhle in die sogenannte Camera della Felda, welche eine Art Vorzimmer ist. Von dort aus geleiten ihn die Gefandten, die römischen Fürsten, der Adel, der römische Magistrat, die Prälaten und ihre Familienmitglieder in die Stanza de Paramenti, woselbst das „heilige Kollegium“, feierlichst geschmückt mit dem roten Gewande, ihn empfängt und zwei Kardinaldiakonen zur sofortigen Bekleidung übergibt. Diese hängen ihm den weißen Mantel, das Cingulum, die Stola, das formale precioso (eine antike Gemme

2) Die ganze hier folgende Darstellung des päpstlichen Krönungszeremoniells geschieht im Anschluß an die Schrift von A. W. Witzel „Das Konklave“, die im Todesjahr Gregors XVI. erschien, 1846.

von hohem Werte, die der Papst gewöhnlich auf der Brust trägt und die daher auch pectorale genannt wird) und das amitto um, indem sie bei jedem Stück ein Gebet sprechen und sich fast kniefällig verbeugen. Ist er solchergestalt ganz angekleidet, so bringen die Zeremonienmeister dem ältesten Diakon die Mitra, die derselbe dem Papst aufsetzt und sodann das große Kreuz einem Prälaten übergibt, damit er die Prozession eröffne; denn gleich in derselben Minute erhebt sich der Pontifex in Begleitung des ganzen „heiligen Kollegiums“, um den Palast zu verlassen. Der Zug bewegt sich durch die Logen Raphaels, den herzoglichen Saal, den königlichen Saal, den ersten und zweiten Hof des Palastes und so fort die Scala Constantina hinab in das Vestibül der Basilika.

Sobald das Kollegium im herzoglichen Saale angelangt ist, besteigt der Papst den goldenen Tragsessel. In demselben erhoben, tragen ihn die Parasentieri in fortdauernder, ununterbrochener Prozession bis zur Hauptpforte der Kirche, woselbst ein eigens dazu bestimmter, von Prälaten getragener Baldachin ihn erwartet. Im Vestibül hält der Zug, und „*Se. Heiligkeit*“, gegen das Volk und den Platz St. Peters gelehrt, nimmt in der Mitte der Kardinäle, die auf Sesseln von Sammet sitzen, Platz unter dem Baldachin, um die Huldbigung der Römer zu empfangen. Gewöhnlich bittet der Kardinal-Erzpriester in diesem Momente denselben um die Erlaubnis, den Alerus und das Kapitel der Basilika zum Fußfuß zuzulassen. Ist dieses geschehen, dann bricht der Zug in früherer Ordnung wieder auf und begibt sich zwischen doppelten Reihen schützender Grenadiere durch die Porta Maggiori in die Kirche. Dort entsteigt der Papst in der Kapelle des Sakraments seinem Sessel, läßt sich die Mitra abnehmen, kniet in halber Stellung vor dem Altar nieder und kehrt in den Sessel zurück, den er nun nicht mehr verläßt bis in der Kapelle des heiligen Gregors, Capella Clementina genannt, in welcher seit langem schon einzig und allein der päpstliche Thron errichtet steht. Die Mitra auf dem Kopfe, gibt hier der Pontifex dem „heiligen Kollegium“ und den Prälaten die erste feierliche Audienz. Die Kardinäle nähern sich dem Thronbaldachin mit einer Kniebeugung und küssen dem Auserwählten die rechte Hand — nicht so die Erzbischöfe, Patriarchen, Bischöfe und Prälaten, die ebenfalls unter Assisenz der Konservatoren des Volkes und der Gesandten zugelassen werden; ihnen ist bloß der Fuß- oder Pantoffelfuß gestattet. Nach Beendigung dieser Huldbigung überreicht der Unterdiakon dem Papste das siebenarmige Kreuz zum Segnen, worauf er sich erhebt und die Worte: „*Sit nomen Domini benedictum*“ etc. spricht und den Thron verläßt, um in die Kirche selbst zu gehen. Die Kardinäle folgen, und während „*Se. Heiligkeit*“ leise das Paternoster und Ave-Maria betet, stimmt die päpstliche Kapelle die Psalmen an.

Jetzt zelebriert der neue Pontifex das „erste heilige Messopfer“ am päpstlichen Altar der Konfession St. Peters, wohin ihm die frühere

Begleitung folgt. Er sitzt im erhabenen Tragsessel unter dem weißen Baldachin mit Goldsternen und ist umgeben von den Penitenzierern der Basilika, den Konsistorialadvokaten, Patriarchen, Bischöfen und Prälaten, denen die Chefs der Gardien und der Schweizer folgen. Vor ihm her werden zum ersten Male alle Insignien des Pontifikats getragen, als da sind: die Flabelli oder weißen Pfauenschweife, die Tiriiregni (Tiara), die mitra preciosa, das Biviale und das siebenarmige Goldkreuz mit der virga rubea. Die meisten Kleriker, die diese Objekte auf rotfarnmetnen Rissen halten, sind mit Wachsfadelträgern, der Baldachin des Pontifex selbst aber mit sieben großen Leuchtern umgeben. Der Hof- und Leibarzt geht dicht hinter dem Baldachin. Wenn der Papst die Capella Clementina (wie vorhin gesagt) behufs der Abhaltung des Hochamts verläßt und sich dem Altar naht, zündet der Zeremonienmeister einen Büschel Berg an, das sich an der Spitze eines von ihm getragenen goldenen Stabes befindet, und spricht: „Sanctus pater, sic transit gloria mundi“ („Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt“). Die sieben Leuchterträger erheben unterdes ihre Fadeln auf die Stufen des Altars, wo sie, umgeben von vielen Wachslöchtern, die sieben goldenen Leuchter der Apokalypse Johannes vorstellen. Angelangt am Altar, entledigt sich „Se. Heiligkeit“ der gewöhnlichen Mitra und verrichtet die Konfession der Messe unter Assistenz des Kardinaldekans, des Kardinaldiakons und dreier anderer administrierender Kardinalbischöfe, die hiernächst die drei Orationen abfingen und die ganze Messe fortsetzen. Nach Beendigung der letzten Oration, während welcher der Pontifex auf seinem Tragsessel sitzt und die mitra preciosa trägt, nimmt der erste Diakon das päpstliche Pallium³⁾ und überreicht es demselben mit den Worten: „Accipe pallium sanctum plenitudinem pontificalis officii, ad honorem omnipotentis Dei et gloriosissimae Virginis Mariae, ejus Matris, beatorum apostolorum Petri et Pauli, et sanctae Romanae ecclesiae“, worauf „Se. Heiligkeit“ sich zum Altare begibt, verneigt und das Evangelium küßt.

Nach Absingung des „Gloria in excelsis“, das der Pontifex selbst anstimmt, begibt sich der erste Kardinaldiakon in Begleitung der Konsistorialadvokaten in die vor dem Hochaltar liegende vertiefte Kluft, „Konfession St. Peters“ genannt, und singt daselbst nach der üblichen Ankündigungsformel des neuen Oberhauptes der Kirche dreimal die Worte: „Exaudi, Christo“, worauf die Assistenten: „Domino nostro N. N., a Deo decreto Summo Pontifici et universali Papae, longam vitam!“ antworten. Die Litanei von allen Heiligen macht den Beschluß dieses Anrufens mit dem Unterschiede, daß der Chor nach jedesmaliger Absingung eines Namens, z. B. Sanctus Michael etc., die Worte: „Illum adjuva“ statt des „Ora pro nobis“ ausspricht. Nach Absingung des Evangeliums setzt sich der Papst auf seinen Baldachintron und läßt

3) Das Pallium ist die Stola des Apostolats und hat sechs schwarze Taffetkreuze auf der Oberflächte.

sich sowohl von den Karдинаlen die Hand als von den Penitenzieri der Peterskirche und allen übrigen Klerikern die FüÙe küssen.

Ist die Messe nun beendet, so erhebt sich der Papst nach Empfang des üblichen Geschenks des Kapitels, um zum andern Male seinen Tragesessel, den die Parafrenieri zu dem Ende bereithielten, zu besteigen. In demselben wird er zum Altar des Sacraments zurück und von da in die Loge der Basilika, wo ihn die zahllose Volksmasse schon lange vergebens zu sehen hoffte, getragen, um der Menschheit den ersten Segen zu geben. Sobald er dort angelangt und den Augen aller Zuschauer bloÙgestellt ist, singt die päpstliche Kapelle die Antiphone „Corona aurea super caput ejus“ etc., und der Kardinaldekan nähert sich, ein kurzes Gebet sprechend, und nimmt ihm die Mitra ab zum Zeichen, daß nunmehr der Augenblick gekommen ist, in welchem das Oberhaupt der Kirche als weltlicher Souverän erscheinen muß. Er winkt, und der jüngste Diakon nimmt den Prälaten die dreifache Krone (*triregnum*) ab und überreicht sie kniend dem Dekan, der selbige sogleich „*Sr. Heiligkeit*“ mit den Worten aufs Haupt setzt: „*Accipe tiaram tribus coronis ornata* etc. *Scias Patrem te esse principum et regum, rectorem orbis in terra, vicarium Salvatoris nostri Jesu Christi, cui est honor et gloria in saecula saeculorum. Amen.*“ Dies ist der Akt der Krönung. Sobald er vorbei ist, steht der Papst auf und macht dreimal das Zeichen des Kreuzes über das Volk, das von der Engelsbrücke an die ganze Straße Borgo Nuovo hinauf bis auf den Platz und den Portikus der Peterskirche andächtig auf den Knien liegt.

Zum Schluß der Krönungsfeier versammeln sich die Karдинаle in der Aula Constantina, von wo aus sie sich paarweise in die paulinische Kapelle begeben, um den Papst, der in bedecktem Sessel die Stufen hinaufgetragen wird, daselbst zu beglückwünschen. Der Präses hält eine kurze Rede, worin er im Namen seiner Kollegen den Himmel um eine lange, glückliche Regierung ansieht und den Papst zugleich um fortwährende Geneigtheit bittet. Ein Ähnliches tun die Gesandten der römischen Städte und die hohen Staats- und Würdenträger, die Nobili und Staatsoffiziere. Alle geloben zugleich Unterwerfung und Treue. Seinerseits beantwortet der Pontifex die ihm zuteil gewordene Glückwünsche in schlichten Worten, und zwar auf italienisch. Er ist bereits entkleidet vom Kirchenschmuck und wird, sobald die Anreden beendet sind, durch die Parafrenieri in seine Wohnzimmer gebracht, wo unterdessen das Diner aufgetragen und von den Kanonen der Engelsburg angekündigt worden ist.

Der Krönungstag schließt mit einer brillanten Stadtbeleuchtung und mit einem Feuerwerk an der Tiber, das in tausend Strahlenbogen den Bollwerken des Kastells, der Engelsbrücke und dem Fluß selbst entsteigt und bis in die späte Nacht währt. Nichts ist dabei imposanter als die Beleuchtung der Peterskirche, deren flammende Kuppel vom vatikanischen Hügel herab wie ein ungeheurer Gigant die flimmernden Paläste und Straßen überragt.

[Mit der Krönung war die Feierlichkeit keineswegs beendigt. Es war Gebrauch, daß „*Se. Heiligkeit*“ in seiner Eigenschaft als souveräner Pontifex zum andern Male von Rom und seiner Kirchenmutter Besitz nahm. Beides geschah einige Zeit nach den vorbeschriebenen Festen mittelst einer großen Prozession, die sich vom Vatikan aus nach der vier Meilen entfernten Kirche St. Johannis im Lateran bewegte, und die man, weil der Papst und die hohe Geistlichkeit den Weg zu Pferde und auf Maultieren durch die Stadt zurücklegten, „den großen Ritt“ (*la grandiosa cavalcata*) genannt hat. Die Kirche S. Giovanni Laterano gilt bekanntlich als die Kapitale oder Mutterkirche aller andern in der „katholischen“ Christenheit. Gregor XI. hat dies Vorrecht durch eine Bulle anerkannt, und sie führt seitdem das frühere stillschweigende Motto im Siebelfelde also: „*Sacro sancta Lateranensis Ecclesia, omnium Urbis et Orbis Ecclesiarum Mater et Caput*“, was endlich die Ursache wurde, daß die Päpste sich nicht eher als ganz inkalliert betrachteten, bis sie Besitz auch davon genommen haben.

Sobald der zu dieser Zeremonie bestimmte Tag erschienen ist, begeben sich die Kardinäle in den Vatikan. Dort erwartet sie „*Se. Heiligkeit*“, bereits angekleidet und mit der *stola preciosa* umhängt, in der *Stanza de Paramenti*. Der ganze Hof ist in seinem Gefolge. Wenn es zehn Uhr schlägt, beginnt der Zug über die *Scala Regia*. Die Statue Konstantins, die in der Nische dafelbst zu Pferde steht und den Blick nach dem am Himmel erscheinenden Kreuze richtet, wird begrüßt. Vorab marschieren Soldaten mit klingendem Spiel, denen sich ein Trupp Kavaliere und Honoratioren zu Pferde anschließen; dann folgen die Offiziere der Garde, die Schweizer mit Hellebarben, die Generalintendanten „*Se. Heiligkeit*“ mit den Hausoffizianten sämtlicher Kardinäle, davon jede Abteilung das stattlich geschmückte Wappen der betreffenden Eminenz und über dies das Rissen mit dem Kardinalsstut trägt. Später kommen die römischen Nobili und ihre Verwandten aus dem Kirchenstaate; auch sie sitzen zu Pferde und sind allesamt begleitet von ihrer Dienerschaft. In der zweiten Abteilung des Zuges, dem abermals ein Militärdetachement vorgeht, sieht man zuvörderst die Dienerschaft „*Se. Heiligkeit*“ und alle Offizianten des Palastes, vom Schloßgärtner an bis zum Majordomus einschließlic. Der letztere reitet einen Rapen und ist umgeben von den Notaren und der geheimen Polizei, dem Geheimvikariat und den *Camerieri secreti*, dem Schloßkuchos und den Kaplänen des Vatikans. Der Stallmeister, der ihnen nachfolgt, bildet mit mehreren Palastoffizieren eine besondere Gruppe, denen sogleich eine Anzahl Trompeter mit Pautenschlägern, mehreren Adjutanten der Kammer des Papstes und der Fiskal von Rom folgen. Die dritte Abteilung besteht größtenteils aus Geistlichen, und erblickt man darin die Prälaten im Mantel, die Chrenstammerherren, die Konfistorialadvokaten, den geistlichen Adel, die Bischöfe, Patriarchen und — weltliche Fürsten. Letztere erscheinen in Begleitung ihres ganzen Hofstaates, alle in einzelnen Gruppen, zu Pferde und zu Fuß, je nachdem die Dienerschaft dies erheischt. Zu Anfang der vierten Abteilung und unmittelbar hinter dem dritten Orchester gehen vier *Camerieri secreti* in Purpur. Sie tragen die vier Hüte des Pontifex, und ihnen folgt der Kapitän der Schweizer und eine Abteilung Büchschützen, denen unmittelbar die Kleriker der sieben Basiliken Roms, die Signatur, der Maestro des Palastes, die Pontificalvikare, der Gesandte von Bologna mit seiner Dienerschaft, die Konservatoren, die Zeremonienmeister mit den Mänteln und Halbpontificalhüten des Pontifex und die päpstliche Kapelle mit dem vierten Orchester sich anschließen.

So weit der Mittelzug, nach welchem „*Se. Heiligkeit*“ selbst erscheint. Er sitzt in einem eigens eingerichteten Sessel auf einem Schimmel, mit Purpurdecken behangen, dem die Fürsten des Throns zur Seite reiten. Vor ihm her wird die *Trara* auf einem erhabenen Rissen von vier Parafrenieri getragen; die Pagen des Palastes gehen zur Seite. Zuletzt nahen sich der Defan und der Unterdefan, der päpstliche Schirmträger, der Leibarzt und die Verwandten des Papstes. Sie führen in ihrer Mitte den brillant geschmückten Pontifical-Tragesessel, über zwei Maultieren erhoben und von Kammerdienern an goldenen Schnüren festgehalten. Das „*heilige Kollegium*“ macht den Beschluß, indem es noch ein zahlreiches Gefolge hinter sich herzieht und dem großen, mit sechs Schimmeln bespannten päpstlichen Prunkwagen, der von der letzten Abteilung Soldaten umgeben ist, vorangeht.

Auf dem Kapitolsplatze macht die Kavalkade zum erstenmal halt, und der Papst steigt herab, um die Landmilizen, die daselbst aufgestellt sind, nebst dem römischen Senat, der ihm das Zepter durch die Curia Capitolina präsentieren läßt, und die Huldbildung desselben zu empfangen. Weiter findet kein Aufenthalt statt, bis der Zug auf dem Platze der Vaterankirche angelangt ist. Daselbst erwartet „Se. Heiligkeit“ der Klerus und das Kapitel der Basilika, den Erzbischof und Erzpriester an der Spitze. Er hat die Obliegenheit, dem Papste den Steigbügel zu halten, und hilft ihm vom Pferde, um ihn sogleich auf einen unter einem Baldachin errichteten Thron zu führen, woselbst die hohe Geistlichkeit ein altes goldenes Kreuz auf einem Purpurkissen behufs der Übergabe bereithält. Dieses Kreuz wird ihm durch den Erzpriester überreicht, und er läßt es zum Zeichen der Unterwerfung und Ergebung in den Willen Gottes. Die Hofkapelle singt unterdessen die Hymne: „Eccos sacerdos magnus“, und die Gloden fangen an zu läuten.

Sobald der Papst hierauf sich der Hauptpforte der Basilika nähert, nimmt ihm ein Diakon den gewöhnlichen Hut ab und setzt ihm die mitra preciosa auf. Im Portikus selbst erwartet ihn der älteste Kardinalpriester mit den Schlüssel der römisch-katholischen Kirche und übergibt sie ihm im Namen des Kapitels, für welches er zugleich die Erlaubnis zum Fußstuh erbittet. Ist solches geschehen, so begibt sich die Prozession in früherer Ordnung, jedoch zu Fuße, durch die Porta Grande in die Kirche. Man präsentiert „Sr. Heiligkeit“ den Weihbrunnentessel und übergibt den Quast desselben einem Kardinalpriester, der ihn hierauf sowohl als sich und die Umstehenden besprengt und segnet. Auf den Tragesessel erhoben, wird demnächst der Papst unter Absingung des ambrosianischen Lobgesanges zu dem Altar des Kreuzes, wo das Allerheiligste exponiert ist, getragen. Er verrichtet allda ein kurzes Gebet und kniet vor dem Tabernakel, das die Reliquien der Apostelfürsten enthält, nieder, um ihren Beistand anzuflehen. Nach Beendigung dieser Zeremonie geleiten ihn zwei Karbinale auf die Höhe der Tribüne, woselbst ein Thron für ihn errichtet ist. Zum ersten Male schwört auf dessen Stufen das „heilige Kollegium“ den Schwur der Treue und des Gehorsams; es übergibt ihm zur Bekräftigung dessen zwei alte Medaillen mit den Bildnissen des Heilandes und der Maria, jene von Gold, diese von Silber. Noch einmal singt hierauf die früher in der Konfession St. Peters angestimmten Worte: „Exaudi, Christe“ etc. der Kardinal-Erzpriester mit den Konfessorialadvokaten, worauf „Se. Heiligkeit“ sich erhebt und zum Altar schreitet, um den Segen über die Versammlung zu sprechen.

Am Schluß der Funktion nimmt der Papst noch seinen Thronstuh ein und läßt sich vom Kardinaldekan die Tiara aufs Haupt setzen. Dies ist das Zeichen zum Ausbruch des Zuges nach der Loggia Santa im Vestibül der Kirche. Begleitet von den Trägern der Flabelli, des Padiglione und des Goldkreuzes, begibt sich der Pontifex dahin und setzt sich im Angesichte der großen Menschenmenge auf die Höhe der ersten Attika des Baues, unter den daselbst aufgestellten Baldachin. Nach Erteilung der solennen Benediktion wird noch einmal von den Kardinaldiakonen der Generalablaß verkündet und das Geschütz der Wälle und der Engelsburg gelöst — und somit ist die ganze Feter beendet.]

Daß der „Gefangene im Vatikan“ heutzutage nicht mehr ganz so pompös von seiner Stadt Rom Besitz ergreifen kann wie vor 1870, erinnert ihn gewiß weit schmerzlicher als das brennende Bergbüschel an das „Sic transit gloria mundi“. Aber eine verloren gegangene gloria kann man ja wiederzugewinnen suchen; und Pius X., der als Motto vor sein Pontifikat setzte: „Omnia instaurare in Christo“, hat durch seine Erlasse, Allokutionen usw. hinreichend bewiesen, daß der Papst von heute auf keinen der Machtansprüche verzichtet, die seit Gregor VII. und Innozenz III. erhoben worden sind.

Zu seinem „Regierungsantritt“ ließ Pius X. am 4. Oktober 1903 ein Rundschreiben ergehen „An die ehrwürdigen Brüder, die Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Ordinarien,

welche in Gnade und Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle stehen“. „E supremi apostolatus cathedra“, vom obersten Apostolischen Stuhl aus, redet er, das sind seine ersten Worte, nach denen dies Rundschreiben bezeichnet und rubriziert wird.

Welches ist sein wesentlicher Inhalt? Mit Tränen und vielen Bitten (*lacrymis magnisque precibus*) hat er die furchtbare Bürde des päpstlichen Amtes (*formidolosum hoc Pontificatus onus*) von sich abzuwenden gesucht, darin dem heiligen Anselm vergleichbar, als dieser einst Erzbischof von Canterbury werden sollte und nicht wollte, wiewohl er, Pius, sonst seine Verdienste in keiner Weise mit denen Anselms vergleichen wolle. Er hat sich aber auch wie jener bemüht, den Kelch, wenn es möglich wäre, von sich abzuwenden, ohne daß er ihn trinke. Aber er sieht jetzt ein: gegen Gott muß die menschliche Klugheit verstummen. Und so muß denn Carlo, mehr durch Gottes als durch Menschengewalt besiegt, Papst werden, muß seine Pläne und Neigungen opfern und sich ganz in die Pläne und Fügungen Gottes ergeben. Und er kann sich doch bei seiner Schwachheit in keiner Weise des päpstlichen Amtes für würdig erachten, zumal als Nachfolger Leos XIII., der „fast 26 Jahre die Kirche mit größter Weisheit regierte, und dessen rüstige Geisteskraft und reicher, makelloser Tugendglanz selbst den Feinden Bewunderung abnötigte und den Ruhm seines Namens durch glänzende Erfolge verklärte“. Außerdem schreckt ihn aufs heftigste der gegenwärtige hochbedrängte Zeitlauf; krankt doch die menschliche Gesellschaft mehr als je an schweren Übeln. Die Völker knirschen, und die Nationen sinnen Eitles (Ps. 2, 1). Und nun hat Gott zu ihm, Pius, gesagt (Jer. 1, 10): „Siehe, ich setze dich heute über die Völker und Reiche, daß du austreibest und niederreißest, aufbauest und pflanzest.“ (Gerade wie Innozenz III. verwendet hier sein Nachfolger die prophetische Schriftstelle!) Aber er hat's jetzt übernommen im Vertrauen auf Gottes Kraft, in Christus alles zu erneuern (*omnia instaurare in Christo*). Es sieht freilich traurig aus in der Welt. Unwillkürlich muß man fürchten, es weile „der Sohn des Verderbens“, von dem der Apostel spricht 2 Thess. 2, 3, schon jetzt auf Erden (*jam in hisce terris versetur*). Mit Vertwegenheit und Ungeßüm sucht man die Ehrfurcht vor der Religion zu erschüttern, man arbeitet mit aller Kraft hin auf die völlige Aufhebung jeder pflichtmäßigen Beziehung des Menschen zu Gott. „Andererseits — und das ist nach demselben Apostelwort das Merkmal des Antichristen — stellt der Mensch in größter Vermessenheit sich an die Stelle Gottes und erhebt sich über alles, was Gott genannt wird. Wohl kann er den Gedanken an Gott nicht gänzlich in sich auslöschen, doch treibt er die Überhebung so weit, dessen Hoheit zu verleugnen und sich selbst diese sichtbare Welt wie als Tempel zu weihen, um sich von den andern anbeten zu lassen. „In Gottes Tempel setzt er sich so und gibt sich für Gott aus.“⁴⁾ Gott muß da aufstehen, ihm zu

4) „E contra, quae secundum Apostolum eundem propria est Antichristi nota, homo ipse temeritate summa in Dei locum inuasit, extollens

wahren. „Wen aber, ehrwürdige Brüder, sollte nicht Bangigkeit und Trauer befallen, wenn er in einer Zeit so verdienstlichen und rühmlichen Kulturfortschritts die Menschen größtenteils einander so bitter bekämpfen sieht, daß man vom Krieg aller gegen alle reden kann?“ Da sehnt man sich nach Frieden. Und es gibt Ordnungsparteien unter den Menschen, die ihn schaffen wollen. Eitle Hoffnung, wer sich auf diese Parteien verläßt! Unter Gott, unter die Kirche muß man die Leute bringen. „Wir müssen die menschliche Gesellschaft zum kirchlichen Geist zurückführen. Die Kirche wird sie Christo unterwerfen, Christus aber Gotte.“ Welche Mittel, dies Ziel zu erreichen? Die Priester sind das Mittel. Und darum muß der Klerus so erzogen werden, daß er dies Mittel werden kann. Vom Rationalismus und Halbrationalismus darf man ihn nicht angefeucht werden lassen. Aber auch andere können mithelfen zur Erreichung des Ziels; wo sonst „Katholiken zu verschiedenen Zeiten, aber immer im Interesse der Religion, sich zu Vereinen zusammenschließen, haben sie längst die Billigung und den Segen unserer Vorgänger erhalten“. Werden diese Vereine nur recht geleitet, so wird „in allen die Überzeugung erwachsen, daß die Kirche als Gründung Christi volle und ganze Freiheit genießen müsse und keiner andern Herrschaft unterworfen sein dürfe, und daß unser Kampf für diese Freiheit nicht nur die Verteidigung der heiligsten Rechte der Religion bedeutet, sondern auch für das gemeine Wohl und die Sicherheit der Völker ein Schutz ist“. Dies will Pius von Christo erfliehen. Außerdem aber ermahnt er, die so bereitwillige Fürbitte Marias anzurufen; und „da wir dieses Rundschreiben am Festtage des heiligen Rosenkranzes erlassen, so verordnen und bestätigen wir, um ihre Milde zu gewinnen, alles, was unser Vorgänger über die Weihe des Oktobers an die himmlische Jungfrau und über die öffentliche Abhaltung des Rosenkranzgebetes in den Gotteshäusern verordnet hat; überdies ermahnen wir, auch die Fürbitte des Patrons der Kirche, des reinsten Bräutigams der Gottesmutter, und der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus anzurufen“.

Dies war die Overtüre zu dem Konzert, das Pius X. der Kirche und der Welt vorzuspielen gesonnen war. Diese Klänge sind dieselben, die in dem Kirchentum des Mittelalters immer und immer schon gehört und mannigfaltig variiert worden waren. Jeder Papst fügt etliche neue Variationen hinzu; die Themen, die Motive bleiben die alten. K.

(Schluß folgt.)

se supra omne, quod dicitur Deus, usque adeo, ut, quamvis Dei notitiam extinguere penitus in se nequeat, ejus tamen majestate rejecta, spectabilem hunc mundum sibi ipse veluti templum dedicaverit a ceteris adorandum. In templo Dei sedeat, ostendens se tamquam sit Deus.“ Richtig, da haben wir die Auslegung des unfehlbaren Lehramts über die Hauptchristfelle vom Antichristen. Der hochmütige, sich selbst vergötternde Mensch ist der Antichrist. Der Tempel ist „die sichtbare Welt“.

Matth. 10, 10 und Mark. 6, 8 differieren nicht!

Von jeher und so namentlich auch in unserer Zeit ist ein Hauptschlagwort der Bibelseinde: Wer will und kann der Bibel glauben, da sie sich so oft selbst widerspricht? Und zwar widerspreche nicht bloß das Neue Testament dem Alten, sondern selbst die Evangelien wären bei Beschreibung ein und derselben Begebenheit oft widereinander. So wird denn auch gerne auf die zwei Stellen Matth. 10, 10 und Mark. 6, 8 hingewiesen. Nun hat zwar sogar den gläubigen Auslegern die Harmonisierung dieser beiden Verse Schwierigkeit bereitet, aber von ihnen ist ein wirklicher Widerspruch zwischen den Evangelisten auch hier nie gegeben worden. Und mit Recht nicht.

Der Inhalt jener beiden Verse ist eine der mannigfaltigen Instruktionen des Herrn an seine zwölf Jünger, als er sie zu ihrer ersten Predigttour abordnete. Nach Luthers Übersetzung heißt es Mark. 6, 8: „Und gebot ihnen, daß sie nichts bei sich trügen auf dem Wege denn allein einen Stab, keine Tasche, kein Brot“ usw. Matth. 10, 10 aber lautet: „Auch keine Tasche zur Befahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Steden.“ Die gesperrt gedruckten Worte sind wenigstens nach der gebräuchlichen Übersetzung eine Enantiophanie. Auch Luk. 9, 3 berichtet dieselbe Sache, worauf im folgenden mit Bezug genommen ist. Es ist nun wohl wahr, daß es an sich etwas ganz Unwesentliches ist, ob die Jünger auf jene Reise einen Steden mitnehmen durften oder nicht. Für einen Gläubigen ist es aber sehr wesentlich, ob in der Schrift auch nur ein Widerspruch ist oder nicht; denn der Herr hat gesagt: „Die Schrift kann nicht gebrochen werden.“ Würde sie aber auch nur an einer Stelle doch gebrochen, so wäre sie selbst dem Gläubigen nicht mehr Steden und Stab, woran er sich in Sturm und Wetter halten kann, sondern sie würde ihm zu einem zerbrochenen Rohrstabe, „welcher, wenn er [der Christ] ihn in die Hand fasset, bricht und ihn in die Seiten sticht, wenn er sich aber darauf lehnet, zerbricht er und sticht ihn in die Lenden“; vgl. Hesek. 20, 7. Es dürfte daher schon einer Untersuchung wert sein, ob nicht jene zwei Verse ohne irgendeine bleibende Dunkelheit doch zu harmonisieren sind.

Bei den Auslegern, die den menschlichen Faktor in der Inspirationsfrage ungebührlicher, ja verkehrterweise urgieren, wird man es freilich immer angemerkt finden, daß zwischen Mark. 6, 8 und Matth. 10, 10 eine Differenz sei, die man nicht heben könne. Man vergleiche z. B. Meyers Bemerkung zu *μηδὲ γὰβδον*, Matth. 10, 10: „anzuerkennende Differenz mit Mark. 6, 8“. übrigens weiß sich Meyer die Entstehung der vermeintlichen Divergenz auch zu erklären; denn zu Mark. 6, 8 notiert er: „Die Differenz bei Matthäus und Lukas (9, 3) prägt schon eine eingedrungene Übertreibung aus.“ Markus habe zuerst sein Evangelium geschrieben und des Herrn Worte

genau wiedergegeben. Der Herr habe den Jüngern einen Steden für ihre Wanderung erlaubt. Die späteren Evangelisten (Matthäus und Lukas) wären in diesem Punkte noch härter geworden, als es selbst der Herr Jesus gewesen sei, sie hätten also übertrieben. Bei solcher Stellung zur Schrift darf es uns aber nicht wundernehmen, daß ein anderer aus dieser Kunst das Gegenteil zu Meyer sagt; Baur nämlich meint, der „rätsonierende“ Markus habe gemildert.

Bei den Auslegern jedoch, die eine Ausgleichung der scheinbaren Differenz versuchten, findet man auch verfehlte Deutungen. Es ist verkehrt, wenn man so argumentiert: wie Matth. 10, 10 der Ausdruck „keine Schuhe“ nach Mark. 6, 9 meint kein zweites Paar Schuhe in den Händen außer denen an den Füßen, so habe der Herr seinen ausziehenden Jüngern nur einen Stab erlaubt, nicht zwei Stäbe; daher der textus receptus Luk. 9, 3 für *ῥάβδον* die Emendation *ῥάβδους* hat. Aber wer wird auf die Reise gleich zwei Stäbe mitnehmen! Und distinguirt man so: bei Markus gestatte Christus den Zwölfen einen gewöhnlichen Stab, aber bei Matthäus und Lukas verbiete er ihnen einen Stab zur Wehre, so ist nicht zu ersehen, wie ein und dasselbe Wort *ῥάβδος* diese doppelte Bedeutung haben kann, wenn an keiner der fraglichen Stellen der Zusammenhang einen solchen verschiedenen Gebrauch des Wortes kenntlich macht.

Alle diese Ausleger haben das *εἰ μὴ* des Markus zusammengenommen in der bekannten exceptiven Bedeutung: nisi, außer. Gemäß dieser Auffassung hat aber der Herr hier anders gesagt als bei Matthäus und Lukas; dann hat der Herr hier erlaubt, was er bei den andern Synoptikern verboten hat. Und keine Auslegungskunst kann dann eine wirkliche, befriedigende Ausgleichung fertigbringen. Und sollten übrigens bei Markus nicht, wenn die folgenden Objekte als einzelne Teile des allgemeinen *μηδέν* zu fassen seien, die mit *μὴ* versehenen Objekte (*ἢνα μηδέν ἄρτων . . . , μὴ ἄρτων, μὴ πήραν, μὴ εἰς τὴν ζώνην χαλκόν*) statt dessen mit *μήτε* — *μήτε* — *μήτε* struiert sein, was doch bei folgender Zerlegung des allgemeinen *μηδέν* in einzelne Teile der Fall sein müßte? Vgl. Luk. 9, 3 et al. Auch ist die Markusstelle nicht wie Matth. 10, 10 struiert: *μὴ* — *μηδέ* — *μηδέ*, so daß erst hinter der *εἰ μὴ*-Klausel eine neue Konstruktion begönne. Die Textgestalt des Markus läßt vielmehr erkennen, daß schon mit *εἰ μὴ* eine neue, und zwar eine Infinitivkonstruktion beginnt; denn das verlangen 1) außer *μὴ* in *εἰ μὴ* auch die ihm folgenden *μὴ, μὴ ἄρτων, μὴ κτλ.*, zu denen etwa *ἄρτων* aus dem vorigen zu ergänzen ist; 2) das *ἀλλά, ὑποδοδεμένους σανδάλια, καί, κ. 9*; 3) das Verbum *ἐνδύσασθαι*, ibid. Denn ad 1 ist es eine beachtenswerte Observation, daß Markus sonst nie die Formel *εἰ μὴ* — *μόνον*, nisi — tantum, außer allein, sondern nur *εἰ μὴ* gebraucht, auch an den Stellen nicht, wo die andern Synoptiker die erstere Formel haben; vgl. z. B. Mark. 2, 26 mit Matth. 12, 4 und Luk. 6, 4 oder Mark. 11, 13 mit Matth. 21, 19 oder Mark. 13, 32 mit Matth. 24, 36.

In Mark. 9, 8 aber liest auch Tischendorf trotz der Lesart von κ BD *εἰ μὴ — μόνον* nach AC *ἀλλά — μόνον*; vgl. auch Winers Grammatik, § 53, 10, 1 b. So wird also nichts anderes übrig bleiben, als daß wir jene von Markus sonst nie gebrauchte Formel *εἰ μὴ — μόνον* auch an unserer Stelle als solche nicht annehmen dürfen, sondern *εἰ* von *μὴ* zu trennen und dieses *μὴ* analog den folgenden Worten zu *ῥάβδον* zu striuieren haben, wodurch dann die folgenden Objekte mit *ῥάβδον* koordiniert erscheinen. Und dann dürfte auch Markus sagen: keinen Stab (sollten sie nehmen), keine Tasche usw. Nur wäre dann zu den vier *μὴ* in V. 8, wie schon erwähnt, aus der ersten Vershälfte als Infinitiv *αἶρειν* zu ergänzen, da wohl *ἄρτον* hindert, das V. 9 folgende *ἐνδύσασθαι* zeugmatisch zu nehmen.

Aber wie ist nun der Beweis für die Harmonie der Synoptiker auch in diesem Punkte zu erbringen? Da der Text des Markus die cruz interpretum ist, so wird er der weiteren Erörterung zugrunde zu legen sein. Gemäß der Bemerkung, daß *εἰ* von *μὴ* zu trennen ist, gewinnt er folgende Gestalt: *Καὶ παρήγγειλεν αὐτοῖς, ἵνα μὴδὲν αἶρωσιν εἰς ὁδόν, εἰ — μὴ, sc. αἶρειν ῥάβδον — μόνον, μὴ ἄρτον, μὴ πήραν, μὴ εἰς τὴν ζώνην χαλκόν, ἀλλὰ — ὑποδεμένους σανδάλια — καὶ μὴ ἐνδύσασθαι δύο χιτῶνας.* In diesen Worten ist im Vergleich mit Matth. 10, 10 Parastellen: 1. die Bedeutung des Verbums *αἶρειν*, 2. die Konstruktion der beiden Verse und 3. die Bedeutung der Partikel *εἰ*.

Das erste, was zu untersuchen ist, ist also: Was trägt *αἶρειν* zur Harmonie von Mark. 6, 8 mit Matth. 10, 10 bei, welches Verbum auch Lukas hier gebraucht, 9, 3? Bei Matthäus dagegen steht 10, 9 *κτῆσησθε*, wovon die erste Vershälfte des 10. Verses auch noch abhängt. Das Verbum *αἶρειν* ist bei Markus unter vorläufiger Ignorierung des *μὴδὲν* und *ῥάβδον* mit den Objekten Brot, Tasche und Erz verbunden und ist = tollere, aufheben, aufnehmen und dann überhaupt fassen, ergreifen. Und daß sie Brot, Tasche und Erz nicht aufheben oder ergreifen sollten, um es an und mit sich zu nehmen, geht hervor aus dem Zusatz *εἰς ὁδόν*, für den Weg, für die Predigtreise. Wir sind durch dieses Verbum offenbar in den Moment versetzt, wo die Jünger aufbrechen und ausziehen, und da sollten sie nun nicht Brot, Tasche und Ergeld für die Reise ergreifen und an sich nehmen. — Das Verbum *κτῆσθαι* hat bei Matthäus als nächste Objekte Gold, Silber und Erz und ist mit solchen Objekten = comparare, sich erwerben, sich verschaffen, und auch hier ist es gemeint: für die Reise und nicht etwa, daß sie es mit ihrem Predigen überhaupt nicht auf Gelderwerb absehen sollen. Letzteres ist an sich ein biblischer Gedanke; allein nach V. 10 kann nur ersteres hier gemeint sein, da in V. 10 unzweifelhaft vom Anschaffen des Reisebedarfs die Rede ist, beide Verse (9 und 10) aber nur ein Verbum haben, wie Keil gut anmerkt. Indes V. 10 wird mit *μὴ* wie von neuem angehoben, freilich nicht mit Hinzufügung eines neuen Verbums, sondern unter Ergänzung des vorigen *κτῆσησθε*; aber dieses

gewinnt hier mit den Objekten Tasche für den Weg, zwei Röcke, Schuhe, Stab die Bedeutung: sich rüsten, se comparare, sc. ad iter, aliqua re, so daß also wegen der neuen Objekte wie von neuem angehoben wird. Dieses Verbum beschreibt eine Tätigkeit vor dem Aufbruch zur Reise. Nach Matthäus untersagt also der Herr die Ausrüstung zur Reise. Damit ist selbstverständlich ein Annehmen jener Gegenstände beim Aufbruch ausgeschlossen. Nach Markus (und Lukas) untersagt der Herr das letztere, wodurch natürlich auch das erstere als zwecklos ausgeschlossen ist. Somit ergänzen sich beiderlei Stellen. In eins zusammengefaßt, war des Herrn Meinung: Die Zwölfe sollten auf dieser Predigtreise ohne jegliche Reiseausrüstung auf ihre Predigt- und Wunderthätigkeit bedacht sein (vgl. Matth. 10, 7, 8), so daß sie bei ihrer apostolischen Arbeit mit jenen persönlichen Effekten nicht belastet waren. Daher Lukas einfach sagt: *Kai elpen pros autous. Mhden alqete eis tyn odon, mh te rabdon mh te phtan mh te apoton mh te arguriou mh te ana duo xitwnas exein*: Nehmet nichts an euch für die Reise, um weder Stab noch Tasche usw. zu haben, 9, 3. So absolut redet auch Markus: sie sollten nichts für die Reise an sich nehmen, und natürlich ist das nicht nur für den erstmaligen Aufbruch, sondern für die Dauer der ganzen Reise gemeint. Nur Sandalen erlaubt ihnen der Herr nach Markus, und die sind für Reisende in jenen Ländern unbedingt nötig. Aber auch damit widerspricht, wie oben schon angedeutet ist, Markus dem Matthäus nicht. Denn nach letzterem untersagt der Herr *ipodhmata*, was wohl die „unterbundenen“, nämlich Schuhe, bedeutet, aber mehr Allgemeinbezeichnung für Schuhe ist, namentlich für solche, die man nach Ablegung der auf der Reise benutzten Sandalen anzieht, und die während der Reise der Sklave zu tragen pflegte, oder die hier die Jünger hätten selber tragen müssen (vgl. *ta ipodhmata basilai*, Matth. 3, 11, und sonderlich Luk. 10, 4, wo der Herr zu den ausgehenden Siebenzig sagt: *mh basateis . . . ipodhmata*). — Daß aber die Jünger durch keinen Leibesgepäck auf dieser Reise behindert sein sollten, hebt Markus auch dadurch noch hervor, daß sie selbst nicht zwei Unterkleider anziehen, also nicht nur nicht ein zweites Unterkleid eingepackt in der Hand tragen, sondern auch nicht einmal eins übers andere anziehen sollten. Damit will ihnen ihr Meister nicht etwa die Sitte der Vornehmen verwehren, die mehr als ein Unterkleid zu tragen pflegten (vgl. Mark. 14, 63), wonach die eine Person, der Hohepriester, *tois xitwnas autou*, seine Unterkleider beim Hals auf der Brust zerriß, sondern Christus will, daß die Jünger in Hinsicht auf diese Reise auch nicht für den Wechsel des Unterkleides im voraus sorgen sollten. So bleibt es also bei dem absoluten *ta mhden alqouin eis odon* des Markus und Lukas. Keinerlei Reiseausrüstung, wie man sie sonst bei Reisenden wahrnahm, sollte man an den Jüngern sehen; nur Reiseschuhe waren ihnen um der Beschaffenheit des Landes willen gestattet. Somit erschienen sie „an Weinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Frie-

dens“, Eph. 6, 15. Daraus ergibt sich aber auch bei Markus mit Notwendigkeit: Sollten die Apostel nichts, rein nichts von Reiseausstattung beim Aufbruch ergreifen, so mußte auch ein Stab ausgeschlossen sein; denn die Schuhe hatten sie beim Aufbruch bereits an, so daß sie in dem *μηδὲν αἰρωσιν* gar nicht mehr inbegriffen sein können.

Das führt nun aber zu der Frage und somit zu dem zweiten der zu untersuchenden Punkte: Wie ist Mark. 6, 8. 9 zu konstruieren? Was Matthäus gleich in Befehlsform berichtet: *κτήσησθε κτλ.*, führt Markus von einem Verbum des Befehlens abhängig ein: *Παρήγγειλον αὐτοῖς, ἵνα κτλ.* Lukas hat auch den Imperativ, aber auch eine Einführungsformel: *Καὶ εἶπεν πρὸς αὐτούς· Μηδὲν αἰρετε κτλ.* Den Inhalt des Befehls gibt aber Markus durch eine doppelte Konstruktion wieder: durch einen *ἵνα*-Satz und durch eine Infinitivkonstruktion — *ἰποδεδυμένους* — *ἑνδύσασθαι*, B. 9. Lukas geht aus der direkten Rede auch in den Infinitiv über: *Μηδὲν αἰρετε* — *μήτε* — *μήτε* — *ἔχειν*. Der *ἵνα*-Satz kann bei Markus nicht als Absichtssatz, sondern muß als Inhalt genommen werden, wie die Imperative bei Matthäus und Lukas zeigen. Daß aber das verbum finitum in den Infinitiv übergeht, braucht bei Verben wie *παράγγελλειν* nicht zu verwundern, da bei ihnen der Infinitiv das Gewöhnliche ist. Die Korrektur mancher Herausgeber des Neuen Testaments und etlicher Kodizes *ἑνδύσασθε* statt *ἑνδύσασθαι* ist daher durchaus unnötig und nur infolge Mangels an Verständnis der Konstruktion entstanden. B. G.

(Schluß folgt.)

Kriegsbilder aus der Heimat.¹⁾

Es war in den letzten Jahren gewitterstürmisch geworden in der Welt. Von allen Seiten zogen Wetter auf. Unbefriedigende, gereizte Verhältnisse fast auf allen Gebieten des Lebens, nicht zuletzt auf dem der Religion. Unsere Landeskirchen und ihre Gemeinden schienen einem ganz ungewissen, trübseligen Schicksal entgegenzutreiben. Bleischwere

1) Daß der gegenwärtige Krieg in Europa für Deutschland großen geistlichen Segen in seinem Schoße zu bergen scheint, darauf weisen schier zahllose Anzeichen und Aussprüche hin. „Der Krieg hat viel verändert; alles trägt eine andere Physiognomie.“ Das gilt jetzt auch vom religiösen und kirchlichen Leben in der alten Heimat, wie auch die folgenden „Kriegsbilder“ zeigen, die P. Otto aus Leipzig in der „A. G. L. R.“ veröffentlicht hat, und die wir hier ohne Bemerkungen zum Abdruck bringen. In seinem „Kriegserlaß“ sagt der Evangelische Oberkirchenrat: „Mit hoher Freude sehen alle, die unser Volk lieben, wie unter der Not des mit ungeheurem Frevelmut uns aufgezwungenen Krieges das religiöse Bedürfnis in unsern Gemeinden er wacht. Gotteshäuser und Gottesdienste füllen sich. Scheinbar erkorbene Glaubensfunken leuchten wieder auf. An vielen Orten sind die Heerespflichtigen unter Fürbitte der Ge-

Gleichgültigkeit und wilde Feindschaft, ein weitverzweigtes außerkirchliches Christentum und häßliche Streitigkeiten im eigenen Lager stellten ihre Arbeit mehr und mehr in Frage. Wohl schien sich die Welle religiösen Bedürfnisses im Volke wieder zu heben, wohl fühlte man, daß die

meinde zur Armee gezogen. Man fühlt: Gott spricht in der Not der Schlachten zu unserm Volke. Und Gott sei Preis: unser Volk findet seinen Gott wieder und spricht zu ihm als seinem festen Hort und seiner starken Zuflucht. Man kann sagen: ein Feld weiß und reiß zu einer Geistesernte liegt vor uns! So kommt denn alles darauf an, daß unsere Kirche die großen Zeichen der Zeit verstehe und sich fähig zeige, diese Ernte einzubringen.“ Zu dieser religiösen Erweckung im deutschen Volke hat ohne Zweifel auch viel beigetragen das Beispiel religiösen Ernstes, mit dem Kaiser Wilhelm seinem Volke vorangeht. Seine Ansprache vom Balkon am 31. Juli schloß er mit den Worten: „Und nun empfehle ich euch Gott. Gehet in die Kirche, betet zu Gott, daß er dem deutschen Heere und der deutschen Sache den Sieg verleihen möge.“ In dem „Aufruf zum Betttag“ sagt er: „Wie ich von Jugend auf gelernt habe, auf Gott den Herrn meine Zuversicht zu setzen, so empfinde ich in diesen Tagen das Bedürfnis, vor ihm mich zu beugen und seine Barmherzigkeit anzurufen. Ich fordere mein Volk auf, mit mir in gemeinsamer Andacht sich zu vereinigen und mit mir am 5. August einen außerordentlichen allgemeinen Betttag zu begehen. An allen gottesdienstlichen Stätten im Lande versammle sich an diesem Tage mein Volk in erster Feier zur Anrufung Gottes, daß er mit uns sei und unsere Waffen segne.“ Sein Aufruf ans deutsche Volk vom 6. August schließt mit den Worten: „Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war!“ In der Ansprache vom 11. August an die Kadetten: „Zedenfalls, sollte uns Gott der Herr den Sieg schenken, so bitte ich mir aus, daß der Ehoral von Deuthen nicht fehlt. Nun zieht hinaus mit Gott!“ In der Ansprache nach dem Sieg in Lothringen: „Dafür haben wir vor allem unsern Dank zu richten an Gott, den Allerhöchsten.“ Im Siegestelegramm vom 21. August an seine Tochter: „Gott der Herr hat unsere braven Truppen gesegnet und den Sieg verklehen. Mögen alle bei uns daheim ihm auf den Knien ihre Dankgebete darbringen. Möge er auch ferner mit uns sein und unserm ganzen deutschen Volke.“ Im Telegramm an die Großherzogin von Baden: „Gott war mit uns. Ihm allein sei die Ehre. Er helfe weiter!“ Endlich im Telegramm an den Großherzog von Baden: „Mit Gottes Hilfe ist es unsern unvergleichlich braven Truppen gelungen, allem Ansturm der Feinde zum Troß durch Sieg auf Sieg planmäßig vorzubringen. . . . Wir alle bleiben vereint in dem Gebet, daß Gott unsere gerechte Sache weiter segnen möge.“ — Ja, Not lehrt beten. Eine herrliche Frucht der Befreiungskriege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die, daß viele im deutschen Volke vom Rationalismus aufwachten und wieder christlich beten lernten. Möge dies auch eine Frucht des gegenwärtigen, schrecklich zum Himmel auflobernden Weltkrieges sein! Mögen viele erwachen von dem Neurationalismus, mit dem vornehmlich deutsche Theologen das deutsche Volk vergiftet haben, und sich von Herzen belehren zum Glauben ihrer Väter, zum Evangelium, mit dem Gott durch D. Luther gerade das deutsche Volk so überschwänglich begnadigt hat. Dann wird ihr Gebet auch dazu beitragen, daß der Herr bald komme mit seinem lieben Jüngsten Tage, der allem Krieg und Erdensjammer für seine Kinder auf immer ein Ende machen wird. F. B.

aus dem Wort Gottes geborne Gemeinde des HErrn nicht schlafen ging, sondern kräftige Lebensäußerungen zeigte; aber die Landeskirchen und das kirchliche Christentum fanden sich immer entschiedener auf ein Nebengleis geschoben, ihrer Bedeutung in der Öffentlichkeit des Volkslebens mehr und mehr entkleidet. Hinaus aus der Schule! Trennung von Staat und Kirche! Konfessionsloser Religionsunterricht! Öffnung der Kanzeln für jede religiöse Überzeugung! Für die Massen galt die kirchliche Zugehörigkeit nicht mehr als ein Vorzug, sondern eher als eine ärgerliche und kostspielige Fessel, jedenfalls aber als eine das Volksleben überhaupt nicht mehr berührende Privatangelegenheit einzelner.

Und das alles trotz gesteigerter Anspannung der Kräfte seitens der Diener der Kirche nach allen nur erdenklichen Seiten hin! Immer neue Wege zur Erfüllung der kirchlich-religiösen Aufgaben wurden gesucht und mit hingebendem Eifer verfolgt. Vielfältige neue Belastung nahm das geistliche Amt um des Gewissens willen gern auf sich. Aber das alles schien das traurige Abbröckeln am kirchlichen Gebäude nicht aufhalten zu können. Unmittelbar hinter uns liegt der Ansturm der ersten planvoll ins Werk gesetzten Kirchenaustrittsbewegung. Wohl ist er weithin wirkungslos geblieben; aber besonders in der Großstadt zeigten fast alltäglich die Plakatsäulen und die Spalten der Zeitungsanzeigen, daß der unchristliche und kirchenfeindliche Geist unangefochten seine gefährliche Straße zog. Mit bangem Herzen nur konnte man an die Zukunft unserer Kirche denken. Wann und wird Gott der HErr sie noch weiter brauchen als ein Werkzeug zur Vollendung seiner Reichspläne?

Da brauste plötzlich der Kriegsruf durch unser Reich, durch die weite Welt; und mit einem Schläge sind alle Zustände und Verhältnisse so über den Haufen geworfen, daß, was vor einem Monat war, uns jetzt einer längst dahinterliegenden Vergangenheit anzugehören scheint. Unser ganzes Leben ist wie aus den Angeln gehoben; es bewegt sich außerhalb der bisherigen Gleise; es befindet sich im Ausnahmezustand. Eine Kriegserklärung folgte der andern; die Welt stand plötzlich in Flammen, und der gesamte Körper unsers Volkstums wurde wie von einem Fieber ergriffen. Jeder einzelne fühlt es, weiß es, spricht es hundertmal aus: Nun hat unsers Volkes große Entscheidungsstunde geschlagen; Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!

Und welch ein Gesicht zeigt nun in dieser einzigartigen Zeit unser kirchlich-religiöses Leben? Was wir erleben, überwältigt uns auch hier durch seine urwüchsige Plöcklichkeit: auf einmal waren unsere Kirchen alle voll, überfüllt. Der erste Tag der Mobilmachung, jener denkwürdige Sonntag, machte zugleich ein Kirchenvolk mobil, das sonst geruhig und, einer selbstverständlichen Gewohnheit folgend, seinen Sonntag neben der Kirche her verlebte, als wäre sie eitel Luft. Und damit war zugleich das Gesicht der versammelten Gemeinde verwandelt. Sonst hatten die Namen der Prediger für den Kirchenbesuch jene bedenklich ausge-

prägte Bedeutung, unter der das Leben der Gemeinde ernstlich litt; jetzt strömt einfach das Volk aus den großen Häusermassen der Gemeinde zum Gotteshaus, nicht dem „beliebten Kanzelredner“ nach, sondern dem Gottesdienste zu.

Vielen merkt man an, daß „die schönen Gottesdienste des Herrn“ ihnen fremd geworden sind. Die Lieder werden nicht mit solcher Kraft und nicht so taktfest gesungen, wie es die große Masse eigentlich bedingt. Viele haben sie wohl verlernt. Auf den Gruß des Geistlichen: „Der Herr sei mit euch!“ singen merkwürdig viele: „Und mit seinem Geiste!“ Die großen Scharen der Zuhörer sind sehr ruhig und aufmerksam; aber der mit der Gemeinde vertraute Prediger merkt, daß er anders reden muß; nicht etwa nur der besonderen großen und ernststen Kriegszeit und ihren gewaltig furchtbaren Vorgängen entsprechend, nein, anders der ganzen geistigen und geistlichen Vermittlung nach. Es sind viel mehr im biblischen Sinne „Unmündige“ versammelt.

Auch der Abendmahlstisch bevölkerte sich auf einmal, er, der so oft einsam und gemieden dastand, daß sich's manches Mal fragte, ob man ihn überhaupt noch decken sollte. Jetzt gehört die Abendmahlsfeier ganz selbstverständlich zu jedem Gottesdienst, und dabei hat sich die Zahl der Kommunikanten wesentlich vermehrt; denn auch nach den Kriegsbettstunden an verschiedenen Wochentagsabenden, die auch jedesmal einen mehr als festtägigen Besuch aufweisen, bleiben viele zur Feier des heiligen Mahles zurück. In den ersten Tagen nahmen sehr viele zu den Fahnen Einberufene, junge und ältere Männer, mit ihren erwachsenen Familiengliedern teil und feierten ein heiliges Abschiedsmahl. Und wie sie kamen, das hatte oft etwas überwältigendes an sich; es war wirklich Gottesdienst. Und es kommen immer noch neue Gäste. Bei vielen zeigt sich die innere Ergriffenheit und der rechtschaffene Ernst besonders deutlich: viele knien ganz von selbst nieder, wenn das Beichtgebet gesprochen wird; und ebenso bei der Ausspendung des Sakraments. Alle nehmen die Gaben von des Herrn Tisch begierig, mit einem Verlangen, an dem das Herz wirklich beteiligt ist. Man wischt sich nach dem Genuße des Kelches nicht mehr so krampfhaft den Mund, als fürchte man Ansteckung. Rein, weihewoll wird gefeiert; und wie viele sind endlose Jahre hindurch nicht mehr an dieser Stätte gesehen worden!

Gott der Herr, der Lebendige und Allmächtige, spricht wieder unmittelbar durch seinen Geist zu vieler Herzen. Gar manche eilen, vor dem Abschied, den der Kommandeur bringt, noch Ordnung zu machen. Die Kinder werden schnell noch zur Taufe gebracht, nicht nur die neugeborenen, auch größere; und weit mehr als sonst kommen die Eltern selbst dabei mit zur Kirche. Viele Ehen werden in Kriegsnot schnell eingesegnet. Freilich gibt es gerade hierbei auch eine merkwürdige Erscheinung: nicht wenig Paare begnügen sich in der Eile mit der standesamtlichen Handlung und verschieben die kirchliche Trauung auf nachher.

„wenn er vom Kriege wiederkommt“. Ja, schon angesagte Trauungen werden sogar infolge der jetzt beschleunigten Eheschließung wieder abgesagt. Das letztere ist überaus bezeichnend und vielleicht ein Beweis, wie tief im Volke die kirchliche Trauung wurzelt; sie erst macht ihm die „Hochzeit“. Und weil man jetzt nicht „Hochzeit“ feiern kann, schiebt man die Trauung lieber hinaus bis nach dem Kriege; dann soll's ganze Hochzeit werden.

Jedenfalls hat die Kirche wieder einen Platz gewonnen im gegenwärtigen Volksleben. Die Zeitungen berichten wiederholt von den bedeutsamen kirchlichen Feiern; sie bringen Auszüge aus Predigten und beschäftigen sich verständnisvoll mit besonders eindrücklichen Worten der angesehensten Geistlichen. Ja, sie fordern zu Bitte und Dank vor Gott öffentlich auf. Bei Gottesdiensten unter freiem Himmel und an den durch völkische Denkmäler geweihten Stätten finden sich Tausende zusammen, um die alten evangelischen Kernlieder zu singen, Gottes Wort zu hören und in schweigender Andacht zusammen zu beten, wohl auch das Vaterunser laut, wie ein Mann, als Opfer des Herzens vor Gott zu bringen. Hier und da ist von Gemeindegliedern den Geistlichen die Bitte ausgesprochen worden, auch zur Begründung häuslicher Gebetsgemeinschaften die Hand zu reichen durch erstmalige tätige Mitwirkung. In vielen Familien sehen wir mit Freuden die alte Sitte der Hausandacht wieder aufwachen, wie aus dem Verlangen nach einem geeigneten Andachtsbuche zutage tritt. Und schon wird auch der Wunsch laut, daß die Diener der Kirche bei Verlusten im Felde in den davon betroffenen Familien eine christliche Trauerfeier veranstalten möchten. Wahrlich, Zeichen der Zeit, die uns tief bewegen.

Aber auch sonst prägt sich im Volksleben ein Geist der Läuterung, der Selbstbesinnung und der Umkehr vom groben Dienst der Eitelkeit aus. In den Leipziger Zeitungen des letzten Sonntags war keine einzige öffentliche Ballmusik mehr angezeigt, nachdem der Saalinhäberverein selbst mehrmals in großer Selbstverleugnung darauf hingewiesen hatte, daß jetzt keine Zeit sei zu so durchaus sinnlichen Vergnügungen. Der Kampfruf der Gottesleugner und Kirchenfeinde ist verstummt; wie wir hören, haben mehrere Organisationen, die dem Geiste der Verneinung dienen, einstweilen ihre Tätigkeit eingestellt. Dafür erfreuen uns immer neue Beweise wahrhaft christlicher Opferwilligkeit in der Mitte auch der kirchlichen Gemeinden. Christliche Männer und Frauen sind gewonnen, um als freiwillige Helfer im Dienste ihrer Kirchengemeinde durch regelmäßige Besuche in den Häusern die Lage der Familien zu erkunden und bei der geistlichen und leiblichen Fürsorge mitzuwirken. Endlich ist auch das bemerkenswert, daß der neuerwachte breite Zustrom nicht bloß außer- oder nebenkirchlichen religiösen Vereinigungen sich zuwendet, sondern in erster Linie der geordneten Kirche. Es ist wirklich die Kirche, unsere alte liebe lutherische Landeskirche, die viele ihrer Kinder wieder bei sich sehen darf: „Hebe deine Augen auf: diese alle versammelt kommen zu dir“ (Jes. 49, 18). Und wir werden

demütig dankend bekennen: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen“ (Ps. 118, 24)!

Freilich wird man von einer eigentlich religiösen Erneuerung noch nicht reden dürfen. Es sind Vorhofsgedanken, die durch das Volk gehen, noch nicht Heiligtum. Aber immerhin Vorhof. Dahin rechnen wir das allgemeine Bewußtsein eines reinen und guten Gewissens. Dies hehre Bewußtsein adelt das ganze Volk und hebt jeden einzelnen im Volk über sich selbst hinaus. Und gerade im Erleiden offenbaren Unrechts liegen starke läuternde Kräfte. Dadurch sind auch eine Menge alttestamentlicher Gedankengänge wieder wach geworden. Das Psalmbuch spendet wieder seinen ganzen wunderbaren Segen voll Gottesrost und innerer Einkehr. Und Gottes Wort und Handeln an Israel, seinem Volk und Erbe, strömt wie von selbst in die Seele unsers Volkes hinein.

Auf der andern Seite hört man aus dem Munde vieler schlichter Leute die Rede: Es mußte ja Krieg kommen; so ging es nicht mehr weiter! Letzteres umfassend im Blick auf alle bedenklichen und gefährlichen Erscheinungen des deutschen Volkslebens letzter Zeiten — die überhöchsteigende Unzufriedenheit, die zügellose Genußsucht und die hoffärtige Gottentfremdung — gesagt. Wenige verhehlen es sich, daß die Zeiten ganz gewaltig ernst werden, daß unbeschreibliche Opfer, bittere Entbehrungen, viel Ungewohntes und Schweres bevorstehen, wenn auch die Zuversicht auf einen endlichen siegreichen Ausgang groß und innig ist. Und eng verbindet sich bei vielen damit die Erkenntnis, daß auch dieser Krieg ein gerechtes Gericht Gottes ist, nicht nur für unsere Feinde, sondern ebenso für uns selbst; ein Gottesgericht, nicht uns zu vernichten, sondern uns zu reinigen. Hier stehen wir im Vorhof zum Neuen Testament.

Es wogt und wallt in allen deutschen Herzen. Die Abschiedstränen fließen, und alle fühlen, wie ohnmächtig wir Menschen auf einmal sind, wie gar nichts auch unsere Kultur. Und gerade dieses Bewußtsein eigener Hilflosigkeit kann heute wieder zur Brücke werden, die uns Gott entgegenführt. Aber noch liegt es wie ein Bann auf dem Volk, auch auf den vielen, die sich wieder zur Kirche zurückgewendet haben. Denn vielfach treibt die Leute nicht eigentlich Hunger nach göttlicher Erkenntnis oder nach Gemeinschaft mit Gott, sondern sie kommen in dem dumpfen Bewußtsein: nun wird es ernst; es geht uns Ganze; die Stützen des persönlichen Daseins, die Grundfesten der Familie werden weggerissen; da schützt kein Stand mehr, keine Versicherungskasse, keine Partei- oder Berufsorganisation. Die Herzen sind voll von Furcht, banger Sorge und jagenden Gedanken, und das Schicksal geht ehern seinen Gang. Darüber ist in vielen etwas aufgestanden und hat eine Stimme bekommen; man könnte es in die Worte (5 Mos. 33, 27) fassen: „Zusucht ist bei dem alten Gott und unter den ewigen Armen.“ Der alte Gott! Irgendwoher läuten Kirchenglocken aus verschollenen Zeiten und vergessenen Orten tief in die Gemüter; Erinnerungen fladern auf: 1870, vielleicht noch mehr 1813. So geht

man wieder zur Kirche; es finden sich die Hände wieder zum Beten. Diese Leute fühlen: das muß nun sein. Ein Segen ist sicher dabei, und Segen ist Schutz, Behütung, Errettung; und das braucht man jetzt.

Kommt man mit Leuten, die man sonst nicht als bewußte Christen kannte, zusammen, dann hört man viel fromme Worte und viel vom „Lieben Gott“. Aber wie vielen mag er noch der „Unbekannte“ sein, mit dem sie nichts Lebenswahres verbindet! Und doch, hier und da grüßen uns auch Vorboten aufrichtiger Belehrung, Äußerungen wirklicher Buße und demütigen Glaubens. Im allgemeinen aber erscheint die innere Einkehr gehemmt durch die gewaltige äußere Spannung. Das Verlangen nach Frieden mit Gott tritt zurück hinter dem krampfhaften Ausschauen nach dem ersehnten Kriegsglück, nach guter Nachricht von den Lieben im Felde. Man schaut wohl mehr auf Gottes heilspendende Hand als auf das Herz dessen, der in Christo unser Vater sein will und uns zu sich beruft. Man sucht die Kirche mehr aus Angst als in christlichem Erwachen, mehr als Heilsanstalt denn als Heimatpforte der Seele. Aber ist nicht eben doch die Angst schon für viele der Anfang zum Weg des Lebens geworden? Es ist doch überaus bezeichnend, daß Jesus in seiner ersten Predigt zu Nazareth vor allem an die Betrübnen sich wendet. Wenn nur erst das Seufzen um Hilfe, das Ausschauen nach Gott, das Schreien zu Gott sich regt, so ist schon etwas da. Wollen wir das ja nicht unterschätzen!

Tatsache ist jedenfalls, daß eine starke Bewegung vorhanden ist, die viele der Kirche zutreibt. Wenn wir auch über denen, die kommen, die übergroßen Massen nicht vergessen, die sich völlig fernhalten wie bisher — wir hoffen im Glauben, daß der Heilige Geist am Werke ist, unserm Volke noch einmal eine Zeit besonderer Gnadenheimsuchung zu bereiten. Wir beten darum, daß nach dem Sturmwind, nach dem Erdbeben und nach dem Feuer dieser furchtbaren Kriegszeit ein stilles, sanftes Säusen uns beschert werde. — Was wir jetzt sehen, sind noch keine eigentlichen Erfolge. Es ist, als würden an einem künftigen Bauplatz viele unbehauene Steine aufgehäuft, die der Bearbeitung und des Aufbaus erst noch warten. Und doch kann ohne das kein Bau beginnen. Wohlauf! Neue Steine zum Bauen liegen da; viel Behinderung, viele Bäume, viel schlimme Vorurteile, mancher Mann ist wie verflogen. Nun braucht der Herr seine Knechte. Und wir — wir wollen uns demütig und dankbar von ihm gebrauchen lassen.

Vermischtes.

Ein neuer Religionsunterricht wird seit etwa zehn Jahren von den liberalen Lehrern Deutschlands angestrebt. Der Bremische Lehrerverein verlangte 1905 Beseitigung des Religionsunterrichts. Auf der viertausendköpfigen Münchener Lehrerversammlung 1906 erklärte der Vorsitzende: „Die Schule ist nicht mehr christlich! Wir setzen dem Dogma

von dem Dasein eines persönlichen Gottes den Satz entgegen: Die Welt besteht ohne Gott!“ Ernster wurde die Situation, als 1908 der große Sächsische Lehrerverein in Zwickau seine liberalen Thesen aufstellte. In Sachsen ist der Schulkampf seitdem nicht mehr zum Stillstand gekommen, und im übrigen Deutschland entstand im Anschluß an die Zwickauer Bewegung der „Bund zur Reform des Religionsunterrichts“, der bereits über zehntausend Mitglieder zählt und bisher von Rein, Weinel und Niebergall geleitet wurde. Vor zwei Jahren veröffentlichte der Bund eine Sammlung von Broschüren, betitelt: „Bausteine für den evangelischen Religionsunterricht“, nach welchen der „neue Religionsunterricht“ folgenden Aufbau haben soll: „1.—5. Schuljahr: 2 wöchentliche Erzählstunden. (Sie führen nicht den Namen Religionsstunden, dienen ganz allgemein der Weidung und Stärkung des sittlichen Gefühls und vom 4. Schuljahr ab als Vorbereitung auf die geschichtliche Auffassung: Geschichte des deutschen Volkes, Geschichte des Christentums.) 1.—3. Schuljahr: Märchen, biblische und andere Erzählungen, Fabeln, Parabeln, Legenden. 4. Schuljahr: Götter- und Heldensagen. 5. Schuljahr: Einfache Lebensbilder: Karl der Große, Barbarossa, Friedrich der Große, Bismarck, Zeppelin u. a.; Jesus, Luther, Pestalozzi, Wichern u. a. 6.—8. Schuljahr: 2 Stunden Religionsgeschichte. 6. Schuljahr: Vorchristliche Religiosität (etwa nach folgenden Überschriften: Jahve, der Volks- und Kriegsgott; Jahve, der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit; jüdische Frömmigkeit). 7. Schuljahr: Jesus und Urchristentum. 8. Schuljahr: Geschichte des Christentums. (In diesen drei Schuljahren werden auch die antiken und außerchristlichen Weltreligionen bei gegebenen Gelegenheiten an charakteristischen Typen veranschaulicht.)“ Den Unterschied zwischen diesem neuen und dem alten Unterricht beschreibt „Ref.“ also: „Der neue Religionsunterricht beruht auf einer ganz neuen Auffassung von dem Wesen der christlichen Religion. Sie wird ihres Offenbarungscharakters entkleidet. Hier tritt nicht mehr der persönliche Gott, der sich zu einem verlorenen Menschengeschlechte neigte und ihm in einer von seinem Geiste gewirkten Heilsgeschichte die Erlösung von Sünde und Schuld darbot, in den Vordergrund; vielmehr wird die christliche Religion mehr oder weniger als ein Erzeugnis des Menschengesistes dargestellt. Christus ist nur ein Mensch und erscheint in einer durch die Jahrtausende reichenden religiösen Entwicklung — vielleicht — als das letzte und höchste Glied. Der Evolutionismus gibt den neuen religiösen Anschauungen und Belehrungen ihr Gepräge, und damit wird die moderne Weltanschauung zur Meisterin der biblisch=christlichen Wahrheit erhoben. Die Schrift selbst verliert den Charakter einer unter der Leitung des Heiligen Geistes entstandenen Urkunde (?) der göttlichen Offenbarung; sie wird Menschentwort.“ Gott gebe, daß die Schreden des Krieges auch diese himmelftürmenden Lehrer, die die deutsche Jugend verderben und dem Atheismus in die Arme werfen, zur

Besinnung bringen mögen. Daß Gottes Kriegsruten auch hier aufräumen können, zeigt z. B. die Ankündigung der monistischen Zeitschrift „Die Tat“: sie müsse ihr Erscheinen einstellen, weil das Interesse geschwunden sei, und „wohl drei Viertel der Lehrer“ (die ihre Leser bilden) ins Feld gezogen seien. Dasselbe gilt von dem Blatt „Kirchlich-liberal“, dem Organ des liberalen Zentralvereins zu Berlin, das ebenfalls seit Ausbruch des Krieges sein Erscheinen eingestellt hat.

J. B.

Den Mangel religiöser Kultur beklagt der „Kunstwart“: „Wir brauchen nur durch die Weltgeschichte rückwärts zu eilen, um viele charakteristische, in sich geschlossene religiöse Kulturen zu finden. Das heitere Hellenentum, das starre, in sich abgeschlossene Israel, der orgiastische Kultus Vorderasiens, die philosophische Mühseligkeit Indiens, die vernünftelnde Weisheit Chinas — jede von ihnen steht scharf umrissen, ob von uns verehrt oder verabscheut, doch als eine Erscheinung der Religionsgeschichte vor unsern Augen, die ihr Recht in dem eigenen, unzweideutigen Bewußtsein ihres Rechtes in sich trug. Unsere Zeit ist in allen Dingen die Zeit des babylonischen Turmbaues. Wir haben ein technisches Können auf allen Gebieten entwickelt, wir haben Wirtschaftswerte in Massen produziert, daß unsern Vätern darob die Köpfe schwindeln würden. Wir sind reich, überreich, propend reich an erarbeiteten Genüssen und Gedanken — und bettelarm an innerer Einheit. Wir sind nichts mehr, weil wir zu viel haben. Der Zweck, der Sinn fehlt uns, um unsere Zivilisation zu einer Kultur zu machen. Wir kommen auf diesem Wege doch nicht mit der Spitze ‚bis an den Himmel‘, weil wir ja ‚einander nicht mehr verstehen‘. Ist das nicht gerade in der Religion besonders erschreckend? Religion ist die letzte, tiefe Besinnlichkeit, darum die letzte, tiefste Einheit einer Kultur. . . . Wir können in allen Sprachen reden, toten und Lebendigen: Altdeutsch oder Kolofo, Romanisch, Gotisch, Renaissance, Wildwest oder Japanisch — nur nicht in unserer eigenen Sprache. So ist auch das verwirrende Gemisch, das uns die religiöse Sammelwut unserer Zeit bietet, ein Kuriositätenkabinett, aber kein Tempel.“ — Es ist gut, daß sich diese Erkenntnis Bahn zu brechen beginnt; der Weltkrieg wird sie einen gewaltigen Ruck weiter gefördert haben. Nur müssen wir, noch weiter und tiefer blickend, mahnen: Nicht bloß religiöse Kultur, die auch ein aufgeleimter Firnis sein und in heißen Zeiten abspringen kann, sondern lebendiger Gottesglaube, bewußte Hinkehr zu ihm und seinen Erlösungskräften, zum persönlichen Heiland und seinem Heil tut uns not, nicht geistige Renaissance, sondern Wiedergeburt des ganzen Menschen, Reformation in allen Gliedern und Ständen. Dazu schenke Gott unserm Volk die Einsicht und den Willen! (Ref.)

Zu den Ausschreitungen in Belgien schreibt der Basler Missionar Gsell in der „Frankf. Warte“: „Uns Missionsleuten ist das brutale und grausame Verhalten des belgischen Volkes nur zu sehr bekannt aus

der Art belgischer Kolonialverwaltung in vergangenen Jahren. Es war im Jahre 1909, als ein Schrei der Entrüstung durch die Missionswelt ging über die Schändlichkeiten, die von Belgiern an der wehrlosen schwarzen Bevölkerung des Kongostaates verübt wurden. Die Eingebornen wurden in unerhörter Weise zur Fronarbeit und zu Kautschuklieferungen genötigt, so daß ihre Felder nicht bestellt werden konnten und Hungersnöte entstanden. Neben dem Arbeitszwang wurde die Milpferdpeitsche angewandt, und die Weiber und Kinder als Geiseln elend eingepfercht, um die Männer zur Einlieferung von Kautschuk an die belgische Kompagnie, von der der berüchtigte König Leopold sein Sündengeld entnahm, anzuspornen. Frau Missionar Banks mußte — um nur einen Fall zu erwähnen — zusehen, wie eine Negerin blutig geschlagen wurde, weil sie aus einem Korb eine von den 18 abgehauenen menschlichen Händen verloren hatte, die auf dem Militärposten vorgewiesen werden mußten als Beweis, daß die Soldaten sich bei Eintreibung der Kautschuklätze tapfer genug gezeigt hatten! Man weiß, daß Tausenden von Negern, auch Kindern, die rechte Hand abgehauen wurde, weil sie den Belgiern nicht genug Kautschuk lieferten. Damals waren die evangelischen Missionen die einzigen Hüter im Streit. Nun aber kommt Gottes Hand über Belgien, und es geht da wieder einmal nach dem Vers: „Gottes Mühlen mahlen langsam, Mahlen aber trefflich fein; Was mit Langmut er versäumet, Holt mit Schärfe er wieder ein!“

Der Krieg und die Kunst. Aus der „Breslauer Morgenzeitung“ vom 10. August teilt die „Ref.“ folgendes Eingefandt des Oberregisseurs vom dortigen Lobetheater mit: „Glückliches Deutschland, glückliches Österreich-Ungarn, wenn ihr so kräftige, gesunde Männer noch entbehren könnt. Wenn ihr uns braucht, werdet ihr uns schon rufen. Und kommen wir nicht ins Feld und vor den Feind, so werden wir in der Heimat dienen und den Zurückgebliebenen durch die Kunst die schweren Stunden verschönern und sie emporzuheben trachten auf die Höhen der Menschheit. Nie und nimmer ist die Kunst nötiger als in Zeiten der Drangsal und Betrübniß. Da erst zeigt es sich so recht, daß die Kunst Gottes Dienst ist, daß die Sprache des Dichters der einzige Balsam ist auf Wunden, die einzige und erhabenste Antwort auf die Sprache der Kanonen. Dann werden wir, die Vertreter der Kunst, die Arme ausbreiten und euch zurufen: Kommet zu uns alle, die ihr mühselig und beladen seid!“ Wenn solche Gotteslästerungen und überhaupt der Götzendienst, den man mit der Kultur treibt, deren Besitz schon an sich jetzt in der ganzen zivilisierten Welt als religiöser und moralischer Gewinn gerühmt, ja vielfach tatsächlich an die Stelle der Religion und Frömmigkeit gesetzt wird, von dem gegenwärtigen Weltkrieg weggeschwemmt und gründlich ausgefegt würde, so würde er für Deutschland, selbst wenn es verlieren sollte, Gewinn und Segen bedeuten. Kultur und Lebensverfeinerung geht immer und überall schließlich in

Fäulnis über, wo das Salz des Christentums fehlt. Sämtliche Kulturgüter, die materiellen (große Ernten, Handel, Geld usw.) sowohl wie die geistigen (Bildung, Poesie, Musik usw.), sind eben adiaphora, die ebensogut in den Dienst der Sünde gestellt werden können wie in den Dienst Gottes. Das höchste Kulturbolk kann trotz aller industriellen und geistigen Errungenschaften religiös und sittlich eine recht niedrige Stelle unter den Völkern einnehmen. Bloße Kultur und Lebensverfeinerung schützt davor nicht. F. W.

Deutsche Adventisten und Krieg. Über das Verhalten der deutschen Adventisten vom siebenten Tage im jetzigen Feldzuge ist von einer für diese Religionsgemeinschaft maßgebenden Stelle folgendes mitgeteilt worden: „Während wir auf dem Grunde der Heiligen Schrift stehen und uns besleißigen, die Grundsätze des Urchristentums auszuüben, und daher auch den von Gott eingesetzten Ruhetag, den Sonnabend (Sabbat), halten und jede Arbeit an demselben vermeiden, so halten wir uns doch in dieser gegenwärtigen ernstesten Kriegszeit dazu verpflichtet, für die Verteidigung des Vaterlandes einzustehen und auch am Sonnabend (Sabbat) unter diesen Umständen die Waffe zu führen. Wir halten uns auch in diesem Punkt an das Bibelwort in 1 Petr. 2, 13—17: ‚Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige, als dem Obersten, oder den Hauptleuten, als die von ihm gesandt sind, zur Rache über die Übeltäter. . . Fürchtet Gott, ehret den König.‘ Wir haben diesen Grundsatz unsern Mitgliedern mitgeteilt.“ (A. E. L. R.)

Waldenser und der Krieg. Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Zu den schmerzlichen Enttäuschungen, die dieser Krieg gebracht hat, gehört auch die Haltung der Waldenser, die von deutschem Gelde (Gustav Adolph-Berein) ihre Kirchen bauten, in Deutschland wiederholt Kollektenreisen hielten, Freundschaft über Freundschaft in Deutschland genossen. Jetzt schreibt die in Rom erscheinende Waldenser-Wochenschrift *La Lucce* vom 6. und 13. August in bitterster Weise gegen Deutschland. Unser Kriegs- und Betttag wird für eine horrende Profanation, ja für eine unerklärliche Gotteslästerung erklärt, unser für den Sieg seiner braven Truppen betender Kaiser in eine Linie mit den zur Madonna betenden Briganten und Mördern gestellt; über das aus dem Mattabäerbuch nach dem Vorgang von Prinz Friedrich Karl 1870 jetzt wieder angewandte Wort: ‚Lasset unsere Herzen schlagen zu Gott und unsere Fäuste auf den Feind!‘ schreibt ein Enrico Rivoire: ‚Welch eine Rasse von Religion!‘ und schließt: ‚Wenn man sieht, wozu gewisse Gläubige fähig sind, so möchte man sich das Antlitz verhüllen und sich Glück wünschen, daß man kein Christ sei — wenigstens keiner von dieser Sorte!‘ Von den Mordbrennereien der Russen, von den Brutalitäten der Belgier wird nichts berichtet, aber was das Reuterbureau über angebliche Berliner Szenen, über unsere vorgeblichen Grausamkeiten gegen unsere eigenen Toten vor Lüttich an Lügen aufgebracht hat, wird

den Lesern aufgetischt, um ihnen zu zeigen, was für Briganten wir seien. Denn die Erreger dieses ‚Brigantenkrieges‘ seien nur die Deutschen. Man wird zwar zur Erklärung dieser Unglaublichkeiten sagen müssen, daß die lügenhafte Berichterstattung der englisch-französischen Presse auch Italien überflutet hat, und es überaus schwer ist, sich dort ein nüchternes Urteil zu bilden. Nur zu gut ist England nicht bloß die politische, sondern auch die moralische Einkreisung Deutschlands gelungen, so daß die ehrliche deutsche Politik mit ihrem frommen Kaiser nahe daran ist, ein Abscheu der Völker zu werden. Gott wird auch dieses greuliche Lügennetz zerreißen. Allein, das entschuldigt nicht, wenn ernste christliche Kreise wie die Waldenser ihr Urteil sprechen, ohne den andern Teil gehört zu haben. Und wie wollen sie künftig unter die Augen ihrer deutschen Freunde treten?“ — Je länger, je mehr gestaltet sich der angefachte Weltbrand zur großen Weltbeschamung des zwanzigsten Jahrhunderts, der die Krone aufgesetzt wird durch eine wohl beispiellose Unwissenheit, Gehässigkeit und Verlogenheit der Presse, deren höchstes Interesse doch Wahrheit und Wahrhaftigkeit sein sollte.

Wirkung des Krieges. Aus einer deutschen Kleinstadt schreibt hierüber ein Pastor in der „A. E. Z.“: „Jetzt“ (nach Erklärung des Krieges) „etwas sich mit einem Schläge die Kirche als zu klein, viel zu klein. Der überreiche Kirchenbesuch Sonntag früh und abends, auch in den Kriegsbetstunden Donnerstags, hat bis heute nicht nachgelassen. Man sagt heute schon: Es kommen Leute in die Kirche, die wir seit der Konfirmation nicht drin gesehen haben. Die Arbeiter in Scharen. Mancher hat mir früher unter vier Augen gesagt: Ich käme wohl gern, aber ich kann es am Montag in der Fabrik vor Sticheleien nicht aushalten. Und auch die Arbeitgeber, die früher einzeln zu zählen waren, kommen zuhauf. . . . Auch die Akademiker kommen wieder, erst wie verschämt und vereinzelt, dann in corpore. Unsere Akademiker haben alle in ihrer Jugendzeit auf den Kommerzen begeistert Arndts Lied gesungen: ‚Wem soll der erste Dank erschallen? Dem Gott, der groß und wunderbar aus langer Schande Nacht uns allen in Flammen ausgegangen war.‘ Jetzt wird das Studentenlied Erlebnis! Als ich auf dem illuminierten größten Platz der Stadt nach der ersten großen Siegesnachricht zu etwa 2000 Menschen reden durfte, da hatte ich nach zehnjähriger schwerer Arbeit auf steinigtem Ader zum ersten Male das volle Bewußtsein: diese große Menschenmenge ist deine Gemeinde. Und als Luthers Schlachtgesang ‚Ein‘ feste Burg ist unser Gott‘ zum Sternenhimmel erbraute, da konnte man sich überzeugen, daß dieses Lied noch immer Bollwerk (?) unsers ganzen Volkes ist. Sie konnten alle Verse auswendig und sangen in starkem Chor das Lied, das unter dem Sturm der Geschichte zu der deutschen Seele spricht. Die Abendmahlsfeiern für die ins Feld ziehenden Krieger und ihre Angehörigen waren so beliebt, daß wir fünf, sechs an den Mobilmachungstagen einrichten mußten. Wir sahen leuchtende und weinende Augen. Es blühte deutscher Glaube

aus den Blicken der Scheidenden. Das religiöse Leben, sonst das Aschenbrödel, das Dornröschen, das Schneewittchen im gläsernen Sarge, rückte in beherrschende Stellung. Die vielen Nottrauungen, die Massentaufen zeigten, daß jeder vor dem Kriege seine Sache mit Gott ins reine bringen wollte. Die Neuen Testamente für die Krieger wurden mit Dank angenommen. . . . Im Frühjahr war in unserer Stadt ein sozialdemokratischer Kirchenfeind aufgetreten, der vor 1100 Männern seine haßerfüllten Angriffe auf die Kirche mit den Worten schloß: „Auf wirtschaftlichem Gebiet verlangen wir Freiheit, auf religiösem Gebiet Anarchie.“ Ich hatte in meiner Gegenrede Glück, ich konnte ihm heimleuchten; aber jene offenbar ganz grob gedeuteten Worte lösten einen wahren Weisfallsturm aus. Und nun erleben wir wenige Monate später eine Kirchengeneintrittsbewegung, wie wir sie uns nicht hätten träumen lassen. Welch eine Wendung!“ Wenn auch diese religiöse Bewegung bei den meisten unlauter sein und vertrauen sollte wie ein Stroßfeuer, so wird es dabei durch Gottes Gnade doch auch nicht an mancherlei wirklichen Früchten rechter Umkehr und wahrer Buße fehlen.

Krieg und Missionen in Afrika. Die deutschen und österreichischen Vertreter der katholischen Missionen in Afrika haben einen Notschrei an die christlichen Kolonialmächte gerichtet, aus dem wir hier etliche Abschnitte folgen lassen: „Mitte hinein in die Wirren dieses europäischen Krieges kommt die Kunde, daß England den Krieg auch in unsere afrikanischen Kolonien hineingetragen hat. Ein wahres Entsetzen muß alle Freunde des christlichen Missionswerkes und jeglicher zivilisatorischen Kolonialarbeit bei dieser Nachricht ergreifen. Bisher haben in Afrika alle weißen Völker solidarisch den Eingebornen gegenübergestanden. Nur so glaubten sie ihre Autorität aufrechterhalten zu können. Das Missionswerk ist durch internationale Abmachungen als ein gemeinschaftliches Werk aller christlichen Nationen anerkannt und unter internationalen Schutz gestellt. In der Kongoakte (Nr. 11) ist ausdrücklich vereinbart, daß kriegerische Verwicklungen unter europäischen Mächten nicht auf afrikanisches Gebiet übertragen werden dürfen, vielmehr die Signatarmächte solidarisch für Aufrechterhaltung der Ruhe zu sorgen haben. Alle Teilhaber dieser internationalen Vereinbarungen haben sich verpflichtet, im allgemeinen Interesse das Missionswerk zu unterstützen. Wieviel mehr müssen sie alles vermeiden, was dieses große Werk stört und in Gefahr bringt! Und nun zerreißt England diese Solidarität, erschüttert in der Wurzel die Autorität der weißen Rasse und trägt den Krieg in eine Bevölkerung hinein, welche ihm nur völlig verständnislos gegenüberstehen kann!“ „Man sage nicht: Die deutschen Missionare sprechen als Deutsche, sie sprechen für ihr eigenes Vaterland! Nein, wir sprechen hier nicht nur als Deutsche, nicht einmal in erster Linie, wir sprechen als Christen und berufene Träger christlicher Kultur. Die Schäden, welche aus einem afrikanischen Kolonialkrieg entstehen müssen, treffen nicht nur Deutschland, sondern gleichzeitig alle Kolonialmächte,

England nicht ausgenommen. Bisher standen in Afrika vor den Augen der Eingebornen die Weißen als geschlossene, unerschütterliche Einheit da. Nunmehr soll den Eingebornen ein blutiger Kampf zwischen Weißen vorgeführt werden, bei dem die Eingebornen unvermeidlich Partei ergreifen müssen. Jeder Kenner der Lage weiß, welches gefährliche Spiel das bedeutet. Sehr bald werden die Eingebornen zu dem fragenden Gedanken übergehen, ob sie nicht den Augenblick benutzen können, um die ganze Herrschaft der Weißen abzuschütteln. Das kann zu Aufständen und Kämpfen führen, welche das ganze so mühsam aufgebaute Missionswerk zerstören müssen.“

F. B.

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. "Illustrated Historical Sketch of Our Colored Mission." 50 Cts. — Es ist dies eine Übersetzung der in „A. u. W.“ bereits angezeigten und warm empfohlenen deutschen Schrift von P. Valle. Möge sie weite Verbreitung finden und das segnete Werk unserer Regemission fördern helfen.

2. "A Treatise on Freemasonry." By Th. Graebner. 71 Seiten. 20 Cts. Der Verlag schreibt: "Professor Graebner uses the official publications and the recognized books of the Masons copiously, giving chapter and page and edition. But the value of his arraignment has been very much enhanced by his star witness, Mr. Benjamin M. Holt, a former Masonic secretary, on whose notes and documentary evidence the author draws very exhaustively throughout the book. Mr. Holt's portrait and a photographic reproduction of his demit from the lodge are reproduced in the book, together with other details, all calculated to render his testimony unimpeachable." Einen Abschnitt dieser Schrift hat der Verlag separat erscheinen lassen unter dem Titel "Why One Man Left the Masons". (5 Cts.)

3. "Minutes of the 29th General Meeting of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, and Other States." (15 Cts.) Der vorliegende englische Bericht von 64 Seiten bietet verkürzt alles Wesentliche, was der bereits erschienene deutsche Bericht auf 190 Seiten ausführlich bringt.

F. B.

Luthergiri. Ein Besuch im lutherischen Pfarrhause in Indien. Von Reinhold Freche. Concordia Publ. House, St. Louis, Mo. 30 Cts.

P. Freche ist einer von unsern Missionaren in Ostindien. Er schreibt aus zwanzigjähriger Erfahrung heraus und versteht es meisterlich, seine Eindrücke in schlichter, gefälliger, fließender Form wiederzugeben. Geschildert wird hier das Leben einer lutherischen Missionarsfamilie in Indien mit seinen Selben und Freuden, seinen Licht- und Schattenseiten, seinen Sorgen und Hoffnungen, seinen Mühen und Erfolgen. Nur mit großem Interesse kann man der lebenswahren Beschreibung P. Freches folgen. Dienen soll dies Büchlein aber nicht sowohl der Unterhaltung als vielmehr der Mission selber. Es soll Freunde und Arbeiter gewinnen für die herrliche Arbeit, die unsere Synode in Ostindien treibt. Möge darum Gott auch seinen reichen Segen auf diese Schrift legen und ihr viele Leser schenken! Erinnern möchten wir dabei zugleich an die andere, ebenfalls im Concordia-Berlag erschienene Schrift „Vanji Bhumi“, die Land und Volk unserer indischen Mission beschreibt und darum zusammen mit P. Freches Buch gelesen werden sollte.

F. B.

Der Ev.-Luth. Hausfreund. Kalender auf das Jahr 1915. Herausgegeben von O. S. L. h. Willkomm. 31. Jahrgang. Verlag von J. Herrmann, Zwickau. 15 Cts.

Es gereicht uns jedesmal zur besonderen Freude, wenn wir diesen Kalender unserer Brüder in Europa empfehlen können, der auch diesmal wieder reich ist an interessanter, lehrreicher und erbaulicher Lektüre, dazu geschmückt mit etlichen Bildern. Wir lassen die Haupttitel folgen: 1. „Herr, bleibe bei uns; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget.“ 2. Das Kreuzeszeichen. 3. Held Blücher. 4. Rechnen im Christentum. 5. Vom Wandtsbeder Voten. — Aus demselben Verlag ist uns zugegangen: „Zum Kampf um den Religionsunterricht in der Volksschule. Beleuchtung einiger Streitfragen von F. C. Walther.“ Es ist dies ein Sonderabdruck eines zeitgemäßen Artikels aus der „Ev.-Luth. Freikirche.“ (5 Cts.; Jugend 35 Cts.) Bezogen werden können beide Schriften vom Concordia Publishing House. F. B.

Blätter und Blüten. Dargeboten von der Redaktion der „Abendschule“. 20. Band. Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo. \$1.25; für vorauszahlende Leser der „Abendschule“ 50 Cts.

Das lebhafteste Interesse, welches gegenwärtig alle Welt, insonderheit die Deutschen in den Vereinigten Staaten, dem Ringen und Kämpfen, dem Sorgen und Siegen Deutschlands entgegenbringt, hat auch die Liebe zur deutschen Sprache gewaltig belebt, was wir gerade auch im Interesse der lutherischen Kirche nicht sollten unausgenützt an uns vorbeirauschen lassen. Die vorliegenden „Blätter und Blüten“ mit ihrem reichen, mannigfaltigen, interessanten und reichillustrierten Lesestoff bilden ein vorzügliches Mittel, um das Bedürfnis nach gesunder deutscher Lektüre zu befriedigen. F. B.

Die Prinzipien der deutschen reformierten Dogmatik im Zeitalter der aristotelischen Scholastik. Eine Untersuchung zur altprotestantischen Theologie von Lic. Paul Althaus in Göttingen. Verlag von A. Deichert, Leipzig. M. 7.50.

Diese Schrift Althaus' ist eine gelehrte, mühevolle Arbeit, die kaum jemand mit Judiz und besonderlichem Nutzen lesen wird, der nicht ein ziemliches Quantum Kenntnis der Geschichte der in Frage kommenden Philosophie und Theologie mitbringt. Hervor geht aber auch aus dieser Arbeit, daß die reformierte Theologie ab ovo infiziert war von rationalistischen und papistisch-werkerischen Bazillen, an denen auch sämtliche amerikanischen Sekten noch heute krank und daniederliegen. F. B.

Synodalbericht der Minnesotasynde. Northwestern Publishing House, Milwaukee. 10 Cts.

Außer dem üblichen Material enthält dieser Bericht S. 14—45 ein gutes Referat über das Thema: „Wie können wir die gute Sache der christlichen Gemeindefschule fördern?“ F. B.

„The Germanistic Society of Chicago“, 332 South Michigan Ave., hat uns zugehen lassen:

1. „The Causes of the European Conflict.“ By John Burgess, Emeritus Professor of Columbia University. (5 Cts.)
2. „How Germany Was Forced into War.“ By Raymond E. Swing, Special Correspondent of *The Daily News* of Chicago. (5 Cts.)
3. „The Session of the German Reichstag on August the Fourth, 1914.“ Speeches of the Imperial Chancellor von Bethmann-Hollweg, Dr. Kaempf, and Mr. Haase. Translated by A. R. Hohlfeld. (5 Cts.) F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Das Entente Cordiale gegen die Synodalkonferenz, das bei der Besprechung des Reiferschen Buches, *Election and Conversion*, vor einem halben Jahre so augenfällig zutage trat, ist auch in den Rezensionen der Schrift D. Gerberdings, *Problems and Possibilities*, wieder offenbar geworden. Zur Bildung eines Trufts gegen Missouri, zur Einkreisung der Synodalkonferenz fordert D. Gerberding in seinem Buche S. 167 f. auf, indem er die lutherische Kirche Amerikas, soweit sie nicht zur Synodalkonferenz gehört, ermahnt, sie solle „Schulter an Schulter zusammenstehen“ gegen diese „peculiar sect“. Daß die hier angeredete Presse auf diesen Gedanken eingegangen ist und sich mit großer Einmütigkeit zu den in D. Gerberdings Buch aufgestellten Positionen bekannt hat, braucht uns nicht zu wundern, wenn wir auf den Inhalt dieser Schrift sehen. Außer den üblichen Anklagen des Ultraorthodoxismus, der calvinisierenden Lehre von der Gnadenwahl, der Lieblosigkeit usw. findet sich hier wieder das psychologische Geheimnis, der Gebrauch von Gnadenkräften vor der Bekehrung, kurz, die ganze ohio-iowasche Staffage. Auf Seite 168 fällt uns auf, wie D. Gerberding einen von D. Pieper aus Präses Schmaufs Buch, *The Confessional Principle*, angeführten Ausspruch zu entkräften sucht. Schmauf hatte geschrieben: „Man's will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God: This is the subtle synergism which has infected nearly the whole of modern Evangelical Protestantism, and which is, or has been, taught in institutions bearing the name of our Church.“ Von diesem Ausspruch nun sagt D. Gerberding: „Dr. Pieper quotes an unguarded statement of the President of the General Council, as if he were on Pieper's side.“ Er hätte hinzusetzen können, daß ein Theolog des Entente Cordiale gegen Missouri demselben Gedanken Ausdruck gab, den D. Pieper aus Schmauf zitierte. Prof. D. Neu von der Iowa-Synode hielt in der Besprechung von D. Piepers Schrift „Zur Einigung“ dafür, daß eine Bekehrung durch Gnadenkräfte zu den „logischen Unmöglichkeiten“ gehöre (Kirchl. Zeitschrift 1914, S. 20), das heißt doch, daß es bei dieser Redeweise schließlich doch immer auf ein Mitwirken mit natürlichen Kräften hinauskomme, und daher die Ablehnung der Lehre, daß der Mensch vor seiner Bekehrung mit geschenkten (Gnaden-)Kräften zur Aneignung des Heils operieren könne, vollständig in der Ordnung sei. Da hätten wir also ein unguarded statement neben dem D. Schmaufs. Merkwürdig wäre es, wenn sich die unguarded statements, das heißt, unter dem unmittelbaren Eindruck der Wahrheit geschriebenen Sätze, so häufen würden, daß die Differenz darüber verschwände! So sehr das zu wünschen wäre, so sehr bemühen sich die Rezensenten, der Gerberdingischen Schrift, die unsere ganze Lehrstellung als „A Loveless Lutheranism“ in einer Überschrift und unsere Synode als „Errorists“ im Inhaltsverzeichnis verurteilt, bei ihrem Publikum Eingang zu verschaffen. Der *Lutheran Herald* von der Iowa-Synode meldete die Schrift an mit den Worten: „We take pleasure in calling attention to this book.“ Der Rezensent im *Lutheran Companion* vom Generalkonzil schrieb, er sei so entzückt von dem Buch, „that he considers it a sacred duty to recommend and advertise it

to everybody within reach. It is a clarion blast to a sleeping army". Der *Lutheran Church Visitor*, in dessen Druckerei das Buch hergestellt wurde, sagte: "The genuine concern for the Church as a whole is evident." *Lutheran Church Work*, das nach seiner eigenen Aussage gar nicht um seine Meinung angegangen wurde, kann es nicht unterlassen, die Schrift belobend anzuzeigen. Das iowasche „Kirchenblatt“ wünscht dem Buch viele Leser und spricht dem Verfasser seinen Dank aus. Der *Lutheran Standard* schreibt: "It is easy to see where Dr. Gerberding stands; and if this position is representative of that generally held in the Council, we, who have been Missouri's opponents, may feel well satisfied that the Council is our ally." Natürlich beurteilt das Organ der Forenebe Kirche die Schrift sehr vorteilhaft. Alle diese Leute finden eben in dem Gegensatz D. Gerberdings gegen Missouri einen Anschließungspunkt und kommen der Überschrift auf S. 167 nach: "Other Lutherans must unite." Es ist das eine Union auf dem Boden des Synergismus. D. Gerberding hält D. Keffers Schrift, *Election and Conversion*, für "the finest, fullest, and fairest treatment of the controversy that has appeared up to this time". (S. 168.) Die Basis, auf der man sich gegen die Synodalkonferenz geeinigt hat, enthält also Sätze wie: "The sinner can decide before conversion whether he will let God save him or not." (Keffser, S. 105.) Durch die vorlaufende Gnade wird es dem Unbekehrten ermöglicht, "concurrence and cooperation" zu leisten. (S. 77.) Das Ausschlaggebende ist "the use sinners make of divinely imparted and enabled freedom at every point in the order of salvation". (S. 114.) Dagegen sei eine Union der lutherischen Kirche auf der Basis, daß „der Mensch vor seiner Bekehrung geistlich tot ist und die ihm angebotenen geistlichen Kräfte vor seiner Bekehrung nicht gebrauchen kann“, nicht denkbar. (S. 87.) Diesen Sätzen stimmt D. Gerberding zu, stimmen die Rezensenten des Kefferschen Buches und jetzt wieder die Rezensenten der Schrift Gerberdings zu, so daß man wohl nicht Klage zu führen hat, der Gegensatz, den man gemeinschaftlich gegen die Synodalkonferenz vertritt, sei unklar formuliert. Es ist der Gegensatz der Philippisten gegen die Konkordienformel, des Erasmus gegen Luther.

G.

So einig man sich in dem gemeinschaftlichen Gegensatz gegen die Lehrstellung der Synodalkonferenz ist, so fehlt es doch nicht an Divergenzen in Einzelheiten der Darstellung, wenn die Sprache auf die Erklärung des Geheimnisses in der Lehre von der Wahl kommt. Man ist sich darin einig, daß man von einem Geheimnis nur in dem Sinne zu reden habe, daß „unter der Einwirkung einer solchen vollständig genügenden Gnade ein Mensch mutwilligerweise seine Bekehrung verhindert“ (Theol. Zeitblätter, Juli 1914, S. 298); das Geheimnis bestehe darin, daß der Mensch dem Willen Gottes widerstehen kann (S. 299). Calvinistisch gilt unsern Gegnern immer noch jede Redeweise von einem „heimlichen und unerforschlichen Rat Gottes“ (Luth. Kirchenzeitung, 4. Juli 1914). Trotzdem unser Bekenntnis von einem abyssus, einem „Abgrund der verborgenen Verfassung Gottes“ (F. C. XI, 33), von vielem, das Gott „von diesem Geheimnis verborgen und verschwiegen und allein seiner Weisheit und Erkenntnis vorbehalten hat“ (ib. 52), das wir „nicht ausforschen und ergründen können noch sollen“ (ib. 64), redet, vor allem, „daß der eine wird verstockt, verblendet und in verkehrten Sinn gegeben, der andere, qui in eadem culpa

haeret, ad Deum convertitur“ — soll das calvinistisch sein, wenn wir von einem geheimen, unerforschlichen Ratschluß reden im Artikel von der Gnadewahl. Trotzdem Paulus den Abschnitt, der von der Wahl handelt, Röm. 11, mit dem Lobpreis abschließt: „O welch eine Tiefe des Reichtums beide der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Ihm sei Ehre in Ewigkeit!“ kann Prof. Lenski in der „Lutherischen Kirchenzeitung“ jetzt wieder schreiben: „Diesen unerforschlichen, geheimnisvollen Ratschluß Gottes nennen sie ‚Gnade‘ und preisen dann diese ‚Gnade‘ mit hohen Worten. . . . Hält man diesen Irrlehrern vor“ usw. In dem gemeinsamen Gegensatz gegen die Schriftlehre vom Geheimnis in der Wahl herrscht also Einigkeit. Doch bietet man einen verschiedenen Erfaß für die aufgebene Schriftwahrheit. Daß Gott die einen vor andern erwählt hat, sagt man einesteils, erklärt sich aus der Ansehung des Glaubens, in dem Sinne nämlich: „Bei vielen sah Gott den Glauben und also das angeeignete Verdienst Christi — da mußte sein Wohlgefallen und seine Wahl ruhen.“ (Luth. Kirchenzeitung, 4. Juli 1914.) Das stimmt mit einer Aussage in den obioschen „Zeugnissen“, S. 47: „Gott sieht etwas im Menschen — Christum —, um des willen er den Menschen — Christgläubigen — erwählt“, und mit einem Ausspruch D. Lohs in den „Theol. Zeitblättern“ vom Januar 1914. Das stimmt jedoch nicht mit einer späteren Ausföhrung D. Stellhorns, der Mitverfasser genannter „Zeugnisse“ ist, aber in den „Theologischen Zeitblättern“ vom Juli 1914, S. 301, so schreibt: „Danach erklären sich“ — wir druden diese Worte gesperrt — „danach erklären sich die verschiedenen Beschlüsse Gottes, die er in Ewigkeit gefaßt hat und nun in der Zeit ausföhrt, wozu natürlich auch der auf die Belehrung der Menschen bezügliche gehört, also die Belehrung und Nichtbelehrung, aus dem (vorhergesehenen) Verhalten“ (Klammern und gesperrter Satz von St.) „der Menschen gegen die Heilsordnung, und zwar aus dem verschiedenen Verhalten.“ Hiernach ist die Verschiedenheit des Verhaltens der Menschen gegen die Gnade der Grund, weshalb die einen erwählt sind, die andern verworfen werden. Zu dieser krasseren Fassung der Intuitu-Hypothese, die uns erkennen läßt, weshalb D. Stellhorn in D. Kehler mit seiner „free moral agency“ des Unbekehrten einen true ally in every essential point begrüßte, führt allerdings auch jener vorsichtigere Satz, daß das Verdienst Christi als vorhergesehenes, im Glauben erfaßtes Verdienst den Ausschlag in der Wahl gegeben habe. In den „Zeugnissen“ gelangen die Verfasser schließlich auch dahin, daß, obwohl Gott herabzieht mit Wohlgefallen auf beides, seinen Sohn und das Ergreifen seines Sohnes, doch „sodann die Auswahl der Personen geschehe im Hinblick auf die Annahme jenes Verdienstes — das heißt, den Glauben in seiner werzeuglichen Bedeutung“. Im letzten Grunde ist es also nicht das Verdienst Christi, sondern das Ergreifen seines Verdienstes von seiten des Menschen, das den Erklärungsgrund abzugeben hat, weshalb die einen vor den andern selig werden. Es wurden die Erwählten erwählt, weil bei ihnen „das ganz unnötige, also mutwillige und im schlimmsten Sinne böshafte Widerstreben des Menschen, der in seiner Bosheit weiter geht, als er unter den Umständen zu gehen brauchte“, nicht stattfand. (Theol. Zeitbl., Juli 1914, S. 296.) Das Heil hängt davon ab, ob oder ob nicht ein Mensch in seinem Widerstand, in der Sünde und Bos-

heit, so weit geht, wie er gehen könnte. (S. 291.) D. Loy sagte von der missourischen Lehrstellung in der Januarnummer der „Theol. Zeitblätter“, weil sie von einer „election to salvation without faith“ (??) „träume“, müsse sie dahin gelangen, daß sie auch die Rechtfertigung durch den Glauben leugne. Wir sehen aber, daß das Umgekehrte eingetreten ist. Entleidet man die Intuitu-Hypothese ihrer Formel, so kommt der unmißverständliche Satz heraus: Gott sah, daß sich die einen nicht ganz so böse gegen seine Gnade verhalten würden wie die andern, und so erwählte er sie zum Leben vor jenen. Wäre das die Lehre der Christenheit, so müßte sie allerdings, wie in einem früheren Stadium des Lehrstreites einmal gesagt worden ist, nach den ersten zwei Versen des Liedes „Ich habe nun den Grund gefunden“ als dritten Vers singen:

Es ist zum dritten das Verhalten,
 Das Gott an mir vorhergesehen;
 Zwar hätt' auch ich der Gnade Warten
 Wohl können bösslich widerstehn;
 Doch hab' ich's nicht so arg gemacht,
 Und das hat mir das Heil gebracht.

In der „Luth. Kirchenzeitung“ beklagt sich Prof. Lenski: „Wer ihnen“, den „Irrelehrern“, also Missouri, „nicht alsbald zustimmt, der leugnet oder schmälert nach ihrem Urteil die Gnade Gottes und sollte eigentlich nicht mehr singen: ‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr' Und Dank für seine Gnade.‘“ Wir stoßen uns an diesem „Als bald“. Wer einmal unvorsichtig redet von der Wahl, so daß synergistischer oder calvinistischer Irrtum dabei herauskäme, wenn man gewisse Redewendungen streng wörtlich faßt, wird von uns nicht als bald als ein Irrelehrer angesehen und behandelt, der die Gnade Gottes schmälert oder leugnet. Anders ist es mit Leuten, die fünf- unddreißig Jahre falsche Reden geführt und die Schriftlehre bekämpft haben. G.

Eine Definition des Social Service, die wohl so ziemlich die verschiedensten Bestrebungen deckt, die sich in dieser movement betätigen, lieferte vor einiger Zeit der Superintendent der Social Service Union von Pittsburg, der Presbyterianer Dr. Zahniger. Einer Angabe im *Lutheran* gemäß lautete diese Definition, wie folgt: „I like to define social service as the effort to make this a better world in which to live. Christian social service is that in which we try to do so by bringing the teachings and spirit of Jesus to bear on social problems and conditions. The Union I represent is an agency of the churches of this community whereby they can work in a united way to these ends. Christian social service is evangelism modified by modern psychology. It takes into account the great part played by heredity and environment in determining character and destiny. We do not lose sight of the supremacy and freedom of the will, but we also remember that the will acts within limits set by heredity and environment. To help a man become like God it is important to take away the obstacles. Many of these obstacles are imbedded in the community life, and cannot be removed by an individual or by a single church. The first step in the making of a Christian soul is to be born right. It is hard to save for the next world a soul that has been damned into this one by the sins of its parents, and the widespread results of devitalizing social sins make it imperative that the

churches go after the commerce in vice and insist on its elimination. In the next place, child-life will never come to its own till there is a marrying of the Sunday-school idea and that of child-welfare. Amusements are to-day fraught with new moral dangers different in kind from those which distracted the church courts of our fathers. The best evidence that we are doing effective work is the opposition we have aroused and the calumnies being circulated about us. These misrepresentations will not stop us; the churches have entered this field to stay." — Damit sind die Gedanken, die dem Social Service zugrunde liegen, mit scharfen Strichen gezeichnet. "Evangelism modified by modern psychology", mit andern Worten, der Social Service will auf das environment, in dem die Menschen aufwachsen, so einwirken, daß die Macht des bösen Beispiels möglichst herabgedrückt und beschränkt, und den guten Einflüssen, dem Evangelium Raum geschaffen wird. Auch die Erblichkeit von Lastern, zum mindesten von Anlagen zum Laster, wird in Betracht gezogen. Um den vorhandenen Übeln zu steuern, muß die ganze community beeinflusst werden, und das kann nur die christliche Kirche, und zwar nur die Kirchen gemeinschaftlich. Daher die Social Reform Union. Nur fehlt in der Definition Dr. Zahnigers ein Gedanke, der für diese ganze movement grundlegend ist, nämlich die ihr eigentümliche Vorstellung von dem „Gottesreich“. Der Gedanke, daß die Kirche die Aufgabe hat, die sozialen Zustände zu heben, damit das „Reich Gottes“ verwirklicht werden könne, ist die Triebfeder der ganzen Social Service-Bewegung. Unter dem Gottesreich stellt man sich nicht die unsichtbare Kirche vor, auch nicht das Reich der Herrlichkeit, sondern einen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem die „Maximen und Ideale Jesu“ (wie man sich neuerdings ausdrückt) ihre Verwirklichung erhalten. Man übersieht, daß der Mensch weder durch die äußere soziale Lage, sei sie auch noch so günstig, noch durch Abstammung von sittlich reinen Vorfahren für die Annahme des Evangeliums vorteilhaft disponiert wird. Sodann macht man sich großer Übertreibung schuldig, wenn man das Laster und Verbrechen zum allergrößten Teil auf die Rechnung äußerer Verhältnisse schreibt, oder gar, wie Miss Addams in Chicago, etwa die öffentliche Prostitution darstellt, als ob die Prostituierten Opfer der Verhältnisse und zum größten Teil zu ihrem Schandenleben gezwungen worden seien. So redet man denn von einer "social conversion" im Unterschied von der Bekehrung des Individuums und meint damit das Erwachen des öffentlichen Bewusstseins, das dann die einer gesunden Moral hinderlichen Zustände aus dem Wege räumt, natürlich durch Eintwirkung auf die Gesetzgebung, und so das Gottesreich einleitet. Das Gottesreich wird ein "social ideal" genannt. Der Zweck der Kirche Christi soll sein, "to secure those material (?) and social blessings intended by God for all men". "Material blessings" heißt: Sonnenlicht und frische Luft in den Arbeiterwohnungen, Sanatorien für Schwindsüchtige, Pensionen für Invalide und Alte, Regulierung des Getränkehandels, Unterdrückung der Prostitution, Gefängnisreform, Gesetze zum Schutz der Arbeiterinnen und arbeitender Kinder und vieles Derartige mehr. Damit soll das Ideal erreicht werden, das Jesus seiner Kirche als Ziel gesteckt hat. Somit beruht die ganze Social Service movement auf einer neuen Form des Chiliasmus, der jetzt ganz von dem Jenseits abzieht und die ganze Mission der Kirche verdrängt hat. Deshalb auch ein Verschwin-

den des Nachdrucks auf die Lehre von der Versöhnung und der Rechtfertigung durch den Glauben. Die Hebung der Gesellschaft als Ganzes, nicht die Befehrung des Individuums, ist Ziel kirchlicher Arbeit. Diese Belehrung des Gesichtspunktes offenbart sich in der gesamten Social Service-Literatur, nicht zum mindesten auch in den Zeitschriften, die dieser Bewegung dienen. So enthielt kürzlich eine Nummer des *Survey*, eines Social Service-Magazins, 110 Social Service-Lieder, in denen auch kein Hinweis auf Sünde, Gesetz, Erlösung, Stellvertretung, Versöhnung enthalten war. Die Einleitung, die der Sammlung vorausgeschickt wurde, betonte noch besonders, es seien keine Lieder aufgenommen worden, die von "atonement, sin, and sacrifice" handeln, sondern es sei die Absicht gewesen, "to hold to the sunny way". Welch eine Entstellung des Tatbestandes! Als ob es ohne das Evangelium vom Sühnopfer Jesu einen "sunny way" auf Erden geben könne! So offenbart sich im Social Service eine durchaus naturalistische und materialistische Auffassung von der Hoffnung des Christentums und seinen Zielen, von dem Wesen des Reiches Christi. Man stellt sich die Aufgabe, durch symptomatische Behandlung der Zustände, die als Folge der Gottentfremdung des Menschen auf Erden vorhanden sind, die Menschheit zu einem Gottesreich umzuwandeln.

G.

Der Verbreitung des modernen Unglaubens unter den amerikanischen Methodistens widmet ein Methodist, Rev. L. W. Munhall, eine eigene Schrift, betitelt: "Breakers! Methodism Adrift." Darin wird eine ganze Anzahl von methodistischen Bischöfen, Professoren und Redakteuren namhaft gemacht, die den Anschauungen der neueren Theologie huldbigen. Seine Ausführungen über die Zustände in methodistischen Lehranstalten leitet Munhall mit den Worten Luthers ein: „Ich befürchte, die Universitäten werden sich noch als eine große Tür zur Hölle erweisen, es sei denn, sie befehligen sich, die Heilige Schrift zu treiben und in die Herzen der Jugend zu pflanzen. Ich rate niemandem, sein Kind dahin zu tun, wo die Heilige Schrift nicht das höchste Regiment führt. Jede Schule, in der nicht unablässig Gottes Wort getrieben wird, muß verderben.“ Als Anstalten, in denen die höhere Kritik Hausrecht erhalten habe, nennt Munhall die Universität zu Syracuse, N. Y., die Wesleyan-Universität zu Middletown, Conn., die Wesleyan-Universität zu Delaware, D., das Garrett Biblical Institute zu Chicago, die Boston-Universität, das Drew-Seminar und die Pliff-Schule der Theologie zu Denver. Vom Drew-Seminar sagt er, daß in ihm zwar nicht, wie in manchen andern, die höhere Kritik so öffentlich ihr Wesen treibe, daß die Anstalt aber doch eine schmachvoll kompromittierende Stellung einnehme. Auch die Sonntagschulliteratur sei von der modernen Theologie nicht frei. Die Hauptredakteure derselben sympathisierten mit vielem, was die „höhere Kritik“ als Ergebnisse der modernen Forschung hinstelle. Munhall sagt, daß Rev. McFarland, der seit zehn Jahren das Amt des Hauptredakteurs der Sonntagschulliteratur bekleidet, die mosaische Verabfassung des Pentateuchs leugne. Eine Ausführung über das große Book Concern der Methodisten schließt mit den Worten: „Hätten diese Gründer gewußt, was für Zeug das Book Concern in unserer Zeitutage fördert, sie würden es gewiß nicht ins Leben gerufen haben.“ Von einem Buche Rev. George Jacksons, das von dem Verlag herausgegeben wird, schreibt Munhall: „Paine und Voltaire haben nie etwas Schlimmeres über die Bibel gesagt.“

als was in den Blättern dieses Buches zu finden ist.“ Besondere Aufmerksamkeit läßt er der in den methodistischen Gemeinschaften tief eingegriffenen Kirchenpolitik angedeihen. Er zitiert gleich zu Anfang seiner Besprechung dieses Punktes ein Wort aus einem ihrer Blätter, *Methodist Times*, vom 5. September 1913, wo es heißt: „Der Fluch der Methodistenkirche ist ihre Politik. Unsere Regierungsform begünstigt politisches Verfahren. Wir haben viele Ehrenämter und einträgliche Ämter zu besetzen. Die Gelegenheit für den kirchlichen Politiker ist groß.“ Munhall behauptet des weiteren, daß nach einem ungeschriebenen Gesetz, das zwar nie befolgt werden sollte, fast alle Beamten der Generalkonferenz, Redakteure, Sekretäre und Agenten seitens ihrer jährlichen Konferenzen als Delegaten zur Generalkonferenz gewählt würden. Diese Männer, die meistens schon früher Delegaten gewesen und mit den Regeln vertraut seien, auch ihre Ämter gern behalten wollten oder noch bessere verlangten, hätten größeren Einfluß auf den Gang der Verhandlungen als fünfmal so viele andere Delegaten. Ja sie könnten, wenn sie alle beisammen wären, irgendeine Generalkonferenz „von ihren Füßen fegen“. D. Dudley, viele Jahre Redakteur ihres Hauptblattes und vielleicht der einflußreichste Geist in der Methodistenkirche, stehe im Ruf, die Bischofswahlen mehr beeinflusst zu haben, als irgend zehn andere Männer zusammenkommen. G.

Den abgehenden Kandidaten gab am Schluß des Studienjahres des Auburn Theological Seminary Prof. Allen M. Dulles folgenden Gedanken auf den Weg: „There is no idea in the Christian religion that is not expressed in other religions. God looks on no religion scornfully. There is a blood kinship in all religions.“ Der *Presbyterian* bemerkte zu dieser Meldung: „Dr. Dulles' sentiments are very rank. In such a case, what has Auburn to offer its young men or the world over heathenism or Mohammedanism? Auburn has surely broken from her moorings. And she does well to let the Church know she is adrift, and so warn young men of what they may expect from her.“ Der Eintritt mancher presbyterianischer Kandidaten ins Predigtamt wird auch dementsprechend. Von einer Ordination hieß es bald darauf in einem presbyterianischen Blatt: „Auf die dringende Bitte der Mitglieder des Presbyteriums hielt er seine eigene Ordinationspredigt. Nach dem Ordinationsgottesdienst erhielt er von der Ortsloge der Freimaurer ein silbernes Tischgeschirr zum häuslichen Gebrauch nach seiner Hochzeit, die im August stattfinden soll.“ G.

II. Ausland.

Abfall der Landeskirche Badens vom Apostoliktum. Die alleinige Geltung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses ist nun innerhalb der evangelischen Landeskirche Badens vernichtet. Mit einer Mehrheit von 29 gegen 28 Stimmen beschloß die dortige Generalsynode, neben dem Apostoliktum folgendes Erbsakbekenntnis für die Taufe und Konfirmation einzuführen: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Er ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt, im Himmel und auf Erden. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit

leibhaftig. Gott hat alle Dinge unter seine FüÙe getan und hat ihn gesetzt zum Haupte der Gemeinde über alles. Niemand kann Jesum einen Herrn heißen außer durch den Heiligen Geist. Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Sind wir aber Gottes Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi; denn wir sind gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft uns mag scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn.“ Das klingt eigentlich ganz harmlos und ist aus lauter bekannten Bibelsprüchen zusammengesetzt. Aber sobald man bedenkt, daß es an die Stelle des Apostolischen Glaubensbekenntnisses treten soll, tritt der Zweck der Sache klar zutage. Man hat in diesem Ersatzbekenntnis, das natürlich auf Drängen der badischen Liberalen verabsfaßt worden ist, alles ausgelassen, wodurch ein liberaler Pfarrer, liberale Paten und nach liberaler Theologie unterrichtete Konfirmanden bei kirchlichen Handlungen gegen die eigene Überzeugung reden müßten. Keine Bezugnahme auf die jungfräuliche Geburt, auf die Höllensfahrt und die Auferstehung Jesu, auf das Sigen zur Rechten, auf die Vergebung der Sünden, die Auferstehung des Fleisches, das ewige Leben, das Gericht. Nicht einmal das „gelitten, gekreuziget, gestorben und begraben“, das Herz aller christlichen Lehre, kommt in dem Ersatzbekenntnis auch nur andeutungsweise zum Ausdruck. Kein Wort vom stellvertretenden Leiden. Der dritte Artikel, ausgenommen eine Bezugnahme auf den Heiligen Geist, rein gestrichen. Die Benutzung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses ist noch gestattet. Man will das noch dulden, was man bekennen sollte.

G.

Die Annahme des badischen Ersatzbekenntnisses ist allerdings nicht ohne Protest von seiten gläubiger Kreise geblieben. Namens der Positiven gab Bürgermeister v. Holland folgende Erklärung ab, als die Abstimmung vollzogen war: „Wir bedauern, daß der Oberkirchenrat dem mit kleiner Majorität gefaßten Beschluß der Generalsynode vom 26. Juni 1909 Folge geleistet hat. Wir protestieren dagegen, daß durch die Zulassung eines andern Bekenntnisses neben dem Apostolikum die Bekenntnisgrundlage unserer Kirche in Frage gestellt wird. Wir beklagen, daß dadurch Verwirrung in unsere Kirche getragen, ein großer Teil der gläubigen Gemeindeglieder in seinen heiligsten Empfindungen gekränkt und der vorhandene Gegensatz zwischen den Gliedern unserer Landeskirche vertieft wird.“ Das ist schwach genug. — Die badischen Gemeinschaften hatten sich in einer Eingabe an den Großherzog gewendet, damit dieser den Entwurf zu der geplanten Agende nicht genehmige. In bezug auf die Fassung der Tauf- und Konfirmationsformulare hieß es da: „Dieselbe bedeutet für uns die Festlegung der Gleichberechtigung der sogenannten ‚Kirchlichen Richtungen‘ im gottesdienstlichen Leben der Kirche; sie bedeutet für uns einen mächtigen Schritt vorwärts in der Entleerung des biblisch-offenbarungsmächtigen Lehrgehaltes unserer Landeskirche; sie bedeutet für uns die Aufgabe der reformatorischen, ja der allgemein christlichen Grundlagen unserer Heimatkirche. Die Tausende unseres Vereins hängen alle auf Grund allerpersönlichster Erfahrung an dem menschgewordenen, ewigen Gottessohn als an ihrem Heiland; sie freuen sich der Vergebung der Sünden in seinem Blute und der Gabe des Lebens im Heiligen Geiste des erhöhten Herrn; sie sehnen sich nach der Wiederkunft ihres himmlischen Königs; sie nähren sich an der Bibel als

dem untrüglichen Gottesworte — und beten zu Jesu als zu ihrem erhöhten Hohenpriester und Haupte im täglichen Gebet für alle Fürsten, Obrigkeiten und alle Menschen. Wir glauben, daß Gottes Wort keinen andern Heiland kennt als diesen, daß auch die Kirche nie einen andern gekannt hat als diesen. Und wir glauben, daß ein Abweichen von diesem Grunde Gericht für die Kirche und damit für das Land bedeutet. Davor fürchten wir uns. Es ist uns darum innerlich unmöglich, anzuerkennen, daß in der Kirche die Leugnung oder Verschweigung der ewigen Gottessohnschaft und des verfühnenden Leidens und der Erhöhung und Wiederkunft unsers Heilandes gleichberechtigt sein soll mit dem biblisch-reformatorischen Bekenntnis zu dem allem. Das aber schafft die neue Agende. Wir müßten uns selbst aufgeben, wollten wir sie anerkennen. Darum haben wir zu Eurer königlichen Hoheit die große, herzliche Bitte: helfen Sie, daß unserer Kirche ihr Bekenntnisstand erhalten bleibe, und daß nicht Ja und Nein in einer Kirche, amtlich genehmigt, darf gepredigt werden. . . .“ Der Großherzog beauftragte den Oberkirchenrat mit der Beantwortung dieser Eingabe, und diese erfolgte bald. Sie ist kurz, scharf ablehnend. „Selbstverständlich können wir die gegebenen Ausführungen nicht als zutreffend anerkennen.“ Die Eindrücke, die dieses kühle und selbstbeivukte Schreiben auf die Gemeinschaftsleute machte, beschrieb ein Organ dieser Richtung in folgenden Worten: „Wir sind gewiß, daß diese Antwort durchs ganze Land einen tiefen Schmerz erregen wird. Das ist die ganze Antwort für eine Gemeinschaftsbewegung, aus der seit bald siebenzig Jahren ein Strom des Segens in die Landeskirche und in unser Volk geflossen ist und noch fließt! Für die Jahrzehnte bewährte Treue der Gemeinschaftsbewegung gegenüber der Kirche — kein Wort, kein einziges Wort! Für die tiefe Wissensnot, in der wir stehen — kein Wort, kein einziges Wort! Von Heiland, Bibel, Glauben, Bekenntnis, von all den großen, grundbewegenden Dingen, um die es sich handelt — kein Wort, kein einziges Wort! Von einem Weg oder einer Hilfe — kein Wort, kein einziges Wort! Von seelforgerlicher Hirtenliebe, von Mitleid gegen Tausende, die innerlich schwer kämpfen und doch so arbeitswillige Glieder der Kirche sind — keine Spur, auch nicht die geringste Spur! Ein kalt zurückweisendes Aktenstück mit einem Vorwurf. Wir sind erschrocken! . . . In der Eingabe steht vom untrüglichen Worte Gottes, vom ewigen Gottessohne, vom Blute Christi, vom leidenschaftig auf-erstandenen und wiederkommenden Heiland usw. und vom Glauben an all das und in all dem. Kann die hohe Oberkirchenbehörde das alles auch nicht ‚als zutreffend anerkennen‘? Es ist eine tiefe Wunde in schon verwundete Herzen und Gewissen geschlagen. Es wird ein schmerzliches Echo sein, das diese Antwort weckt.“ Ein anderes kirchliches Blatt bemerkt dazu: „Wir Lutheraner werden jedenfalls eine Taufe, die auf dieses Bekenntnis vollzogen ist, nicht als christliche Taufe betrachten. Es ist vorauszu sehen, daß die badi schen Gemeinschaftsleute es ebenso machen werden.“ „Nicht und Leben“ schließt eine Besprechung der neuen Agende mit den Worten: „Erhält der Beschluß die Bestätigung und wird Kirchen-Ordnung“, dann ist der Riß in der badi schen Landeskirche da, und es ist alsdann nur noch eine Frage der Zeit, wie lange die beiden Kirchen noch unter einem Dache bleiben. Videant consules!“ — „Aber“, fragt die „Ev.-Luth. Freikirche“, „ist's wirklich noch eine Frage der Zeit? Das heißt: Darf man noch länger

warten, zu tun, was Gott befiehlt? Wir fürchten, daß dabei die Zeit ver-
säumt wird. Zumal jetzt, wo der Krieg aller Herzen bewegt und aller
Sinne gefangennimmt, steht zu befürchten, daß dieser Kampf wieder ohne
Erfolg bleibt.“ G.

Einen Schritt weiter und bedeutend ehrlicher als das Glaubensbekennt-
nis in der neuen badischen Agende ist folgendes „zeitgemäße“ Glaubens-
bekenntnis, das der kirchlich-liberale Verein von Berlin noch leztthin an
Stelle des Apostolikums vorschlug: „Ich glaube an Gott, die wunderbare
Kraft der Natur, die ich zwar nicht kenne, aber überall täglich empfinde,
die Pflanzen wachsen, Sommer und Winter werden läßt, und die ich an
jedem Menschen, an jedem Kinde, an allem Schönen mit inniger Freude
fühle. Ich glaube, daß Jesus ein Mensch war, ein Kind Gottes, wie wir
es alle dem Ideale nach sind, der mit vollem Bewußtsein sein Leben eingesezt
hat, um sich selbst und seiner göttlichen Überzeugung treu zu sein, und der
durch sein ganzes Leben den Menschen das edelste Vorbild gegeben hat. Ich
glaube an den Heiligen Geist, den heiligen Funken in uns, der uns Men-
schen zum Denken anregt und uns begeistert zu allem Guten und Schönen,
der uns unsere Lebensaufgabe erkennen und uns die Freude an der gött-
lichen Natur empfinden läßt. Ich glaube an ein ewiges Leben. Unser
Tun hat einen Einfluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Das
Gute fördert dieselbe und bleibt darum dauernd — ewig — bestehen. Dar-
um sind wir alle, jeder einzelne und in jedem einzelnen Falle, verantwort-
lich unsern Mit- und Nachmenschen gegenüber; wir sind winzige Körnchen
am Berge der Menschheit.“ Das ist ein Glaubensbekenntnis im Sinne
Emersons, Präsident Eliots und anderer Gottesleugner pantheistischer Fä-
rbung, dazu im Primanerstil gehalten. Kein Wunder, daß man in Deutsch-
land in den jetzigen Nöten mit einem solchen Glauben nicht mehr auskommt.
Man hat jetzt einen Heiland und Retter nötig, der nicht nur die Pflanzen
wachsen läßt und zum Denken anregt, sondern der Gebete erhört. Daß
ihn doch viele wieder finden möchten! G.

Wie manche liberale Pastoren Deutschlands auch in dieser größten
Krise deutscher Geschichte nicht aus der Gewohnheit kommen, sondern fort-
fahren, dem Volk Steine statt Brot zu geben, dafür das folgende Zeugnis
eines amerikanischen Berichtstatters, der während der Mobilisationstage
einem Gottesdienst in Wiesbaden beiwohnte: „In spite of the mobiliza-
tion the large building was crowded to the doors. A tense feeling of ex-
pectancy seemed to grip every heart. Scattered here and there through
the crowd sat veterans of the war of 1870, their faces dimmed with tears.
Even strangers from a far land felt the impressiveness of the scene. Then,
thrilling every heart, the organ broke the stillness with the music of
Luther's battle-hymn, the 'Marseillaise of the Reformation,' as Heine
calls it, to the martial strains of which Luther and his companions
marched into Worms. (?) There was weeping on every side, yet the
people with strong hearts took up the song and sang it through, 'Ein'
feste Burg ist unser Gott, Ein' gute Wehr und Waffen.' The Scripture
lesson was read, Ps. 27, followed by prayer. Then came Paul Gerhardt's
tender hymn, 'Befehl du deine Wege, Und was dein Herze kraenkt, Der
allertreusten Pflege Des, der den Himmel lenkt.' I wish I could give an
adequate translation of this trustful hymn. Nothing I have seen at all
conveys the real meaning or simple force of the beautiful German lines.

Suffice it to say, they are one of the sweet products of the stress and strain of the Thirty Years' War, and have been a comfort to Germans in trial during a quarter millennium. The pastor took for his text Rev. 2, 10: 'Be thou faithful unto death, and I will give thee a crown of life.' The sermon was chiefly a patriotic address, emphasizing the terrible seriousness of the task upon which Germany was entering. The service closed, but, we felt, inadequately. The preacher had missed a great opportunity. A golden opportunity for Gospel preaching and appeal had been lost. The people waited and had not been fed. They seemed to be expectant of something more which they did not get. We left the church very sad at heart." Im „Deutschen Lutheraner“ urteilte Prof. C. Th. Benzje kirchlich in Hinsicht auf die Anzeichen einer religiösen Umkehr in Deutschland: „Man hat viel geklagt über deutschen Indifferentismus, deutsche Liberalität, deutschen Unglauben, deutschen Abfall von der Kirche. Das war alles nur äußerlich.“ Das ist zu milde geurteilt. Außerlich war das Christentum geworden. G.

Die Reserve der Veter. Auch in den deutschländischen Zeitschriften ist eine Sichtung der Geister offenbar geworden, wie sie selbst bei dem Kampf der theologischen Gegensätze „Liberal“ und „Positiv“, eben weil diese Gegensätze in ihrer Ablehnung des biblischen Inspirationsbegriffs keine wesentlichen Gegensätze sind, nicht zutage getreten ist. So hatte z. B. die sonst ziemlich liberal gerichtete „Wartburg“ kurz nach Ausbruch des Krieges folgendes über die „Reserve der Veter“ zu sagen: „Ist nicht der Krieg zwischen zwei Völkern noch immer ein Krieg der Geister, die in ihnen wohnen? Entscheidet nicht immer noch über Sieg und Niederlage die Stärke des Geistes und der Gesinnung? Zwar ist der Krieg weit hin eine Sache der Technik geworden: Motore, Maschinen, Elektrizität und Minen entscheiden viel mehr als früher den Ausgang der Schlacht und des ganzen Kampfes. Aber doch dürfen wir der festen Zubersticht sein, daß es noch immer der Geist ist, in dem all diese Zerstörungswerkzeuge verwandt und in dem ihre Wirkungen ertragen werden, auf den es in letzter Linie ankommt. Wir sprechen dabei nicht von Josua, der im Kampfe steht: wir haben gesehen, mit welcher stillen, entschlossenen Vereitlichkeit unsere Truppen ins Feld gezogen sind. Nur von uns reden wir, die wir hinter der Front in Reserve stehen; wir schätzen unsere Mitwirkung sehr hoch ein: die Reserve der Veter kann den Ausschlag geben.“ G.

Die monistische Zeitschrift „Die Tat“ stellt ihr Erscheinen ein oder, wie ihr Verleger, E. Diederichs in Jena, es ausdrückt, geht in Ferien. Sie hat bei dem Ernst der Zeit nichts mehr zu sagen: „überflüssig ist es zu reden und zu schreiben, wenn gehandelt wird“, heißt es in der Erklärung des Herausgebers. Eine Reihe eingefandter Aufsätze seien durch die Ereignisse überholt; die Mitarbeiter seien „zum größten Teil“ (also wohl meist junges Volk) und wohl drei Viertel der Lehrer ins Feld gezogen. Wenn der Krieg vorüber sei, werde das Blatt wieder erscheinen. „Sei der Ausgang des Kampfes, wie er wolle, wir müssen aus der heutigen Zivilisation heraus eine neue Kultur schaffen.“ Ob auf diese dann noch jemand hören wird? (A. E. L. R.)

Ein Erlass des deutschen Kultusministers ordnet an: An allen höheren Lehranstalten ist der Unterricht, soweit nicht die Schüler zur Vergung der Ernte beurlaubt werden, und abgesehen von den regelmäßigen Ferien, auf-

rechtzuerhalten und durchzuführen. Es entspricht nicht dem Ernst der Zeit, daß die Jugend müßiggehe. Die Lücken in den Lehrerkollegien, die durch die Einberufungen zum Heeresdienst entstehen, sind zunächst durch die Heranziehung der Anstellungsfähigen, der Probe- und der Seminarlandboten, die frei vom Heeresdienst sind, zu füllen. Die Kandidaten sind nach Bedürfnis in der Provinz zu verteilen. Die Seminarlandboten, die außerhalb des Seminarortes beschäftigt werden, sind von der Verpflichtung, an den Seminarkonferenzen teilzunehmen, zu entbinden. Gegebenenfalls ist durch unmittlere Verständigung mit den Provinzialschulkollegien der Nachbarprovinzen ein Ausgleich der Kandidaten zu bewirken. Oberlehrer, die an ihren Anstalten wegen Auflösung ihrer Klassen oder aus andern Gründen keine Beschäftigung haben, sind an andern Anstalten, auch verschiedenen Patronates, als Aushilfe zu verwenden. Ferner können Geistliche, Kandidaten des geistlichen Amtes, Privatlehrer und andere Persönlichkeiten, die nach ihrer Vorbildung geeignet scheinen, mit der Unterrichtserteilung vorübergehend beschäftigt werden. (A. E. L. R.)

Mag die Sozialdemokratie auch offiziell an den Beschlüssen ihres Vorstandes vom vorigen Dezember festhalten, wonach wie Religion, so auch Förderung des Kirchenaustritts Privatfache ist, die Kirchen- und Religionsfeindschaft ist so lange unter den Genossen gepredigt worden, daß solches offizielle Bremsen nicht viel bedeutet. In Stuttgart ist der Antrag gestellt worden, Todesanzeigen, die irgend etwas von Kirchlichem enthalten, sollten nicht mehr in Parteiblätter aufgenommen werden dürfen; in Berlin hat ein Parteiverein beschlossen, einen „Bestattungsfonds“ zu gründen, der die Kosten einer regelrechten und den christlichen Gebräuchen treu nachgeahmten Bestattung bestreiten soll. Es soll „ein feierlicher Akt“ nebst Bestellung eines „Sprechers“ und eines „Sängerchors“ stattfinden, und um die Kosten dieser Einrichtung aufzubringen, wird von den Mitgliedern ein kleiner Jahresbeitrag erhoben. Anspruch auf den „feierlichen Akt“ nebst „Sprecher“ und „Sängerchor“ hat aber nur, wer treulich die Vereinsbeiträge und Parteisteuern bezahlt hat. Man sieht deutlich: da das religiöse Bedürfnis nicht so leicht zu tilgen ist, man es aber keinesfalls durch die Kirche befriedigen lassen will, soll von Partei wegen ein Surrogat gegeben werden.

(A. E. L. R.)

Für die Protestationskirche in Speyer, die vor einigen Jahren zur Erinnerung an den Speyerer Reichstag von 1529 eingeweiht worden ist, sind mehrere Fürstenstatuen hergestellt worden, die von den Nachkommen der sechs protestierenden Fürsten gestiftet worden sind. Vor etlichen Wochen sind sie feierlich aufgestellt, bzw. enthüllt worden. Der Kaiser stiftete die Figur seines Ahnherrn Georgs des Frommen, Markgrafen von Brandenburg. Neben ihm ist Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen, der Bruder Friedrichs des Weisen, mit der Schriftrolle in der Hand. Er war der Sprecher der Evangelischen, die seit dieser feierlichen Protestation gegen den Speyerischen Reichstagsabschied den Namen Protestanten erhielten. Ferner haben hier ihren Platz erhalten Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, Wolfgang Fürst von Anhalt und die beiden Welfen, Ernst der Befehrer, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, und sein Bruder, Herzog Franz. Die Figuren sind in der achtgedigen Turmhalle der Gedächtniskirche an den Pfeilern aufgestellt worden; sie gruppieren sich da um das Lutherstandbild in der Mitte. (Christenbote.)

In Schweden und Norwegen hat die moderne Theologie sehr stark um sich gegriffen. Sie hat sich in Schweden aller theologischen Lehrstühle bemächtigt, mit Ausnahme eines in Upsala und eines in Lund. Als neulich ein neuer Professor nach Lund berufen werden sollte, wurde Nathan Söderblom, der ein ausgeprägter Feind des Christentums ist und sogar behauptet, daß der Glaube an einen persönlichen Gott nicht notwendigerweise mit zur Religion gehöre, in Vorschlag gebracht. Für diesen Mann wurde dann eine besondere Professorenstelle in Stockholm errichtet, wo er in der Religionsgeschichte unterrichten soll. Nur auf diese Weise ist Lund davor bewahrt geblieben, diesen „Theologen“ zum Lehrer für werdende Pastoren zu bekommen. Um dieses neue Professorat in Stockholm errichten zu können, mußte man eine besondere Geldsammlung veranstalten, und es ist bezeichnend für die kirchliche Stellung im Lande, daß der eine der beiden Männer, welche dieser Sammlung vorstanden, ein jüdischer Rabbi war. Und weiter ist es bezeichnend, daß die nötige Summe in einigen Wochen einkam; die Willigkeit beizutragen war auffällig groß. Es ist darum natürlich, daß die gläubigen Lutheraner auch in Schweden den Kampf gegen die moderne Theologie haben aufnehmen müssen, und im letzten Jahre wurde der „Lutherische Kirchenbund“ gegründet, ein Verein, der eben den Zweck hat, dem modernen Vernunftglauben entgegenzuarbeiten. Von diesem Verein wird nun für die Errichtung eines privaten theologischen Seminars auf positiv-christlichem und lutherischem Grunde gearbeitet. Darin folgt Schweden dem Vorgange Norwegens. Auch in Norwegen ist, besonders durch den Einfluß Seebergs, die neuere Theologie in die Universität eingezogen. Die Fakultät in Christiania sorgt dafür, daß die Pastoren in fortschreitendem Maße modernisiert werden, so daß sie kaum noch ein lutherisches, kaum ein biblisches, sondern vor allem ein kulturelles, bzm. soziales Interesse haben. Man will die Menschen so glücklich wie möglich auf Erden machen, will ein „Reich von dieser Welt“ und sucht daher möglichst enge Verbindung mit dem Staate. Wie es nach dem Tode geht, weiß ja niemand, sagen viele; eine Hölle gibt es jedenfalls nicht. Daher bedürfen sie keines Erlösers im biblischen und kirchlichen Sinne. Jesus gilt ihnen nur als ein Mensch, wenn auch als ein ungewöhnlich ausgerüsteter. Der neulich verstorbene Bischof D. A. Wang in Christiania, ehemals Professor der Kirchengeschichte an der Universität, sagte einige Zeit vor seinem Tode: „Wir müssen ganz in den Sumpf hinunter, ehe wir wieder in die Höhe kommen.“ Darin liegt etwas Ermutigendes; denn daß die lutherische Kirche Norwegens im Sumpfe angekommen ist, kann nicht bezweifelt werden. P. Konow in Bergen leugnete in einer Osterpredigt die Auferstehung Jesu. Nach einer Angabe in der amerikanischen „Kirketidende“ fällt es schon nicht mehr auf, wenn ein Prediger die Gottheit Christi leugnet. Neben der neueren Theologie droht der lutherischen Kirche Norwegens noch eine andere Gefahr, nämlich eine ungesunde, unkirchliche, unlutherische Laientätigkeit. In „Kirketidende“ hieß es dieses Jahr, S. 190: „Diese Laientätigkeit hat der reformierten Kirche das jämmerliche, oberflächliche, methodistische Salvation Army-Wesen entlehnt. Man macht ungeheures Wesen um die ‚Erweckungen‘, die im Gange seien, und sind doch nur Strohfeuer. Die Erweckungsprediger treiben ihr Wesen ganz nach amerikanisch-englischem Muster und sind, wie dort, echte Tauf- und Abendmahlsverächter. Für die eigentlichen

berufenen Diener der Kirche, wie überhaupt für kirchliche Institutionen, haben sie nur Verachtung. Die Verwirrung, die diese unkirchlichen, un-lutherischen Elemente in der Kirche Norwegens angerichtet haben, hat unsern Gemeinden mehr Schaden getan als die neuere Theologie. So wohl die neuere Theologie wie der Pietismus sind kirchenstürzender Art.“ Der Verfasser des Artikels hebt noch hervor den ungenügenden Religionsunterricht in den Volksschulen. Durch den Einfluß des Sozialismus hat eine materialistische Weltanschauung um sich gegriffen, die sich nun in den Forderungen an die Schulbehörden behufs Einschränkung des Religionsunterrichts zu erkennen gibt. Man strebt an Beschränkung auf rein mündlichen Vortrag mit Beiseitelegung aller Unterrichtsbücher, vor allem des lutherischen Katechismus. So wächst die Jugend ohne religiöse Erkenntnis heran und fällt entweder den Schwärmern oder den Sozialisten zur Beute. Die alklutherisch gerichteten Kreise haben vor einigen Jahren ein Predigerseminar ins Leben gerufen, das durch freie Gemeindebeiträge erhalten wird. Gegen dieses Seminar, die sogenannte „Gemeindefakultät“, kämpften die modernistischen theologischen Professoren der Universität zuerst mit aller Kraft, geheim und offenbar. Besonders war ein Examenrecht für diese „Pastorenschule“, wie sie verächtlich genannt wurde, ihnen ein Greuel. Dennoch geschah es, daß das Parlament eine Examenordnung festsetzte, wonach die beiden Fakultäten einander kontrollieren sollten. Aber das konnten die Anhänger der Universitätsfakultät nicht auf die Länge tragen. Es kamen auch bedenkliche Dinge in den schriftlichen Examenarbeiten zutage. Daher zogen sie vor, daß die Gemeindefakultät selbständiges Examenrecht bekomme, und das wurde ihr vom Parlament eingeräumt. Infolgedessen ist die Studentenzahl der Gemeindefakultät gewachsen (von 30 auf 40). Merkwürdig muß uns vorkommen, daß die amerikanisch-norwegischen Synoden zu dieser Gemeindefakultät und dem Kreise derer, die sie unterstützen, in keiner näheren Beziehung stehen, dagegen mit der norwegischen Landeskirche das glaubensbrüderliche Verhältnis aufrechterhalten.

G.

über den Stand der öffentlichen Sittlichkeit in Frankreich, besonders mit Rücksicht auf die Statistik über die Ehescheidungen — es kam z. B. im Seine-Departement bei Paris eine Scheidung auf je 12 Ehen —, klagte ein sozialdemokratischer Abgeordneter letztes Frühjahr in diesen Worten: „Es scheint, daß Frankreich aufgehört hat, an den Ruhm und an das Leben zu glauben. Es bringt keine Kinder mehr hervor. Es läßt das Land öde werden, um diese in dem erstickenden Gefängnis der Städte einzusperrern. Frankreich, die Unglückliche, trinkt. Sie ist gesättigt, angeschwollen, bis zum Hals gefüllt mit Aperitiven. Das Gold, das ihr bleibt, füllt Kabarette, Bars und Schenken. Ihre Augen sind trübe, ihre Hände zitterig. Angesessen vom Alkoholismus, schwankt sie unter den Augen der Nationen. Ihre Feinde sind da und warten auf den schweren Schlaf seiner Trunkenheit, um ihre abgelegten Kleider zu verteilen. Ihre Söhne aber lösen sich nicht von dieser verzweifeltsten Mutter. Seit vierzig Jahren streiten sie über den Sinn der Worte Links und Rechts und zerreißen sich gegenseitig.“

G.

Daß Rußland noch in Friedenszeiten zur Förderung seiner Pläne gegen Oesterreich gerade auch die religiösen Interessen der griechisch-katholischen

Bewohner von Teilen der österreichisch-ungarischen Monarchie geltend zu machen mußte, geht aus einer Notiz hervor, die einige Monate vor Ausbruch der Feindseligkeiten durch die deutschländischen Blätter ging und die folgenden Wortlaut hatte: „In Oesterreich bemerkt man immer wieder, wie im geheimen von Rußland aus unter den slawischen Bewohnern des Reiches gemöhlt wird, um diese dem österreichischen Staat zu entfremden und für Rußland günstig zu stimmen. Neuerdings versucht man gar, die Ruthenen, die einen Teil der Proving Galizien bewohnen und griechischen Glaubens sind, unter das russische Kirchenregiment, den heiligen Synod, zu stellen und so österreichische Untertanen sogar noch unter amtlichen russischen Einfluß zu bringen. Es wird sich ja überhaupt fragen, ob Oesterreich, das aus so vielen, voneinander durch Sprache, Abstammung, Sitte und zum Teil auch Glauben verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt ist, noch lange zusammenhalten wird, und man möchte vermuten, daß die großen Anhäufungen von russischen Truppen und Kriegsvorräten an den Grenzen schließlich den Zweck haben, daß Rußland bei Unruhen, die etwa beim Abscheiden des hochbetagten österreichischen Kaisers unter den österreichischen Völkern hervorgerufen werden könnten, eingreifen und so eine Zertrümmerung Oesterreichs herbeiführen will.“ Für das Verständnis der Lage der Dinge kurz vor dem Beginn des Weltkrieges ist diese Notiz in mehr als einer Hinsicht bedeutsam. G.

Nachdem der Zar von Rußland nach Ausbruch des Krieges die Polen als seine „teuren Polen“ und die Juden als seine „geliebten Juden“ angeredet hat, wäre noch übrig gewesen, daß er seine Untertanen finnischen und deutschen Stammes an der baltischen Küste als seine „hochverehrten Lutheraner“ angeredet und zum Kampf für die „teuren Güter“ Rußlands aufgefordert hätte. Für seine baptistischen Untertanen hat er schon eine nagelneue Zuneigung entdeckt, durch einen besonderen Erlass sie ihnen huldvollst kundgetan und ihnen — mirabile dictu — das Abhalten von Gebetsversammlungen gestattet. Der Wortlaut der Ansprache an die Polen liegt vor: „Teure Polen! — Die Stunde ist gekommen, wo der hehre Traum Eurer Väter verwirklicht werden kann. Vor hundertundfünfzig Jahren wurde das blühende Polen in Stücke gerissen, doch der Geist lebt noch; er lebte in der Hoffnung, daß der Tag einer Wiedergeburt und einer Versöhnung mit Rußland kommen werde. Die russische Armee bringt Euch die feierliche Nachricht von der Wiedervereinigung, die die Grenzen des polnischen Reiches (1) erweitern und sein Volk unter dem Zeppter des Zaren vereinigen soll. Unter diesem Zeppter soll Polen seine Wiedergeburt erleben, es soll frei sein in seiner Regierung und seiner Religion. (1) Rußland verlangt von Euch nichts als die treue Anhänglichkeit, die die Geschichte (1) Euch auferlegt. Mit offenem Herzen und brüderlichem Handschlag kommt das große Rußland Euch entgegen.“ (Sonst kam es mit der Knute und dem Bajonett.) „Rußland ist der Zubericht, daß das Schwert Polens, das seine Feinde bei Grünwald geschlagen hat, noch nicht verrostet ist. Von den Küsten des pazifischen Ozeans bis zur Nordsee steht Rußland unter Waffen. Auch für Euch ist der Tag eines neuen Lebens angebrochen. Und in der Morgenröte dieses Tages ist das Kreuz sichtbar — das Symbol des Leidens und der Auferstehung eines Volkes.“ Nun also. G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

November 1914.

Nr. 11.

Inferiorität der Katholiken.

Die katholische Inferiorität, von der hier vornehmlich die Rede sein soll, ist nicht sowohl die bürgerlich sittliche, die nach der Kriminalstatistik ja ebenfalls eine unbestreitbare Tatsache ist und höchstens noch von sophistischen Jesuiten bestritten wird, sondern die wirtschaftliche und wissenschaftliche Minderwertigkeit des Katholizismus. Diese Rückständigkeit liegt so klar zutage, auch in Deutschland, wo doch die Katholiken dank des protestantischen Einflusses kulturell höher stehen als in irgendeinem andern Lande der Welt, daß auch die bigottesten katholischen Apologeten sie als Tatsache nicht zu bestreiten wagen. Um so mehr sind aber die Römlinge bemüht, die Schuld für das allgemeine kulturelle Zurückbleiben vom Ultramontanismus abzuwälzen und sie den Protestanten aufzuhalsen. Nicht in der katholischen Religion, sondern in der böswilligen Bedrückung, Zurücksetzung und imparitätischen Behandlung der Katholiken seitens der Protestanten und des protestantischen Staates habe die katholische Inferiorität ihren Grund. Das gehe unwidersprechlich hervor aus der Tatsache, daß z. B. der protestantische Prozentsatz der höheren Staatsbeamten, Lehrer usw. größer sei als der protestantische Anteil an der Gesamtbevölkerung. So argumentiert auch das „Zentrum“ und gründet darauf seine ultramontane Agitation und Protestantenhetze in Deutschland. Demgegenüber weist aber das „Antiultramontane Handbuch“ (Säemann-Verlag) nach, daß diese Erklärung der kulturellen Inferiorität der Katholiken den Tatsachen widerspricht, und bringt dafür gerade auch römische Autoritäten ins Feld.

„Schon 1907“ — schreibt das „A. S.“ — „stellte der Katholik H. Kott in der Köln. Volksztg.“ (Nr. 510) in betreff der Gesamtwirtschaftslage und der Beteiligung der Katholiken an den höheren Studien auf Grund statistischen Materials fest, daß die Katholiken von den drei Konfessionsgruppen neben den Protestanten und Juden der ärmste Volksteil sind. Im ganzen Großherzogtum Baden fallen z. B. im Jahre 1905 auf den Kopf des Protestanten 1198.2 Mark Kapital, auf den

Kopf des Katholiken nur 477.2 Mark. Einen Anhaltspunkt für die Erkenntnis des höheren Reichtums einzelner Konfessionen bilden neben den steuerlichen Nachweisungen die Sparkassenbücher, welche in ihrer Häufigkeit einen Beweis besserer Einkommensverhältnisse und von Sparsinn darstellen. So entfallen in den preußischen Regierungsbezirken Sparkassenbücher auf 100 Einwohner in Aachen 26.2, Oppeln 10.3, Münster 20.7, Köln 21.4, Trier 10.2, Posen 10.6, Koblenz 12.9, Bromberg 10.1, Düsseldorf 22.1, Marienwerder 10.7, Osnabrück 28.4, Danzig 16.1. Diese Bezirke haben alle eine überwiegend katholische Bevölkerung. In den folgenden überwiegend protestantischen Bezirken ist die Volksparsamkeit viel größer. Die gleichen Zahlen lauten in Breslau 27.2, Wiesbaden 27.0, Erfurt 33.9, Königsberg 13.4, Liegnitz 44.2, Rassel 24.1, Hildesheim 37.6, Berlin 37.3, Hannover 37.9, Potsdam 26.3, Magdeburg 38.6, Frankfurt 38.2, Merseburg 43.1, Lüneburg 35.9, Stade 30.1, Köslin 24.5, Stralsund 27.2, Stettin 25.1, Schleswig 33.9, Gumbinnen 6.6. Dr. Rost räumt offen ein, daß „eine Folge des geringeren Reichtums die oft aufgerollte Frage der sogenannten Inferiorität der Katholiken im Wirtschaftsbetriebe sei“. Er spricht direkt von einem „Bildungsdefizit der Katholiken im mittleren Studium (Gymnasien, Realschule usw.)“. In Elsaß-Lothringen waren die Katholiken von 1890 bis 1900 an den Reifeprüfungen um 31.4 Prozent zu gering, die Protestanten um 26.5 Prozent, die Juden um 5.3 Prozent zu stark im Vergleich zu ihrer Volkszahl vertreten. In Baden zeigen die Katholiken an den Mittelschulen eine um 19 Prozent zu schwache, die Protestanten eine um 8.5 Prozent zu starke Beteiligung. Auch in Preußen stellt sich das Verhältnis für die Katholiken ungünstig. In Bayern sind die Katholiken an den Gymnasien am stärksten vertreten, wo sie ihrer Bevölkerungsziffer so gut wie gleichkommen. Den wissenschaftlichen Laienberufen gehen aber viele Kräfte durch das Studium der Theologie verloren, indem z. B. im Jahre 1905 die Zahl der Theologiestudierenden 28.99 Prozent der katholischen Abiturienten betrug. Hervorstechend ist das Übergewicht der Protestanten und Israeliten an den Realgymnasien, ferner an den Progymnasien und Lateinschulen. Und so fort! Die logische Folgerung dieser Feststellungen ist die, daß der Katholizismus selbst an der Erscheinung Schuld trägt, die er als Imparität empfindet oder doch bezeichnet: er bleibt mit dem Angebot von Bewerbern erheblich hinter dem Prozentsatz der katholischen Bevölkerung zurück, und der Staat müßte, um eine mechanische Parität, das ist, zahlenmäßige Gleichheit in den Stellenbesetzungen, zu erzielen, die katholischen Bewerber gerade ihres Bekenntnisses wegen vorziehen! Das wäre eine Unbilligkeit gegenüber den Protestanten, und das darf auch nicht der Gesichtspunkt sein, nach dem unsere Behörden den Beamtennachwuchs ergänzen.“

Als Erklärungsgrund für die Rückständigkeit der Katholiken führt Dr. Rost selbst die „katholische Weltanschauung“ an, die Katholiken den

„Wert von Wissenschaft und Reichtum für die Kultur unterschätzen“ lasse. Er schreibt: „Wenn der katholische Bauer oder Handwerker seinen Sohn zum Studium schickt, so geschieht dies im wesentlichen im Hinblick auf den geistlichen Stand. Der Katholik verlegt den Schwerpunkt des Lebens mehr ins Jenseits als ins Diesseits. Darum hat das katholische Volk auch einen bedeutend größeren Anteil an den Kultusstiftungen als an den Wohlfahrtsstiftungen, welche mehr Diesseitszwecke verfolgen. Obwohl die Katholiken in Preußen (1889 bis 1898) nur 34 Prozent der Bevölkerung ausmachen, haben sie in diesem Zeitraum etwa 8.8 Millionen Mark für Kultuszwecke mehr aufgebracht als die 64 Prozent Protestanten in Preußen.“

Nach Dr. Kost ist also die katholische Frömmigkeit schuld an der kulturellen Minderwertigkeit der Katholiken. Daß aber die christliche Religion der energischen Verrichtung des irdischen Berufes in allen möglichen Zweigen nicht hinderlich, sondern förderlich ist, hat, wie allgemein anerkannt wird, niemand klarer gezeigt und lauter betont als Luther und nichts deutlicher bewiesen als die Geschichte des Protestantismus, auf dessen Konto die modernen Errungenschaften auf schier allen Gebieten des Wissens und Könnens zum weitaus größten Teil zu stehen kommen. Die wahre Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat nicht bloß die Verheißung des zukünftigen, sondern auch des gegenwärtigen Lebens; auch dem kulturellen Fortschritt ist sie förderlich. Was aber den Katholizismus mit seinen Gelübden, Heiligenfesten, Wallfahrten, Mirakelschreinen, Bihungen usw. betrifft, so hat Dr. Kost allerdings recht, wenn er in dieser Religion ein Hindernis für das Diesseits der katholischen Laien erblickt. An Macht, Reichtum und Bildung gewinnen kann allerdings bei einer solchen Religion nicht das katholische Volk, sondern nur die Hierarchie. Dr. Kost vergißt aber hinzuzufügen, daß die römische Religiosität noch viel weniger taugt zur Weckung und Förderung des geistlichen und wahrhaft christlichen Lebens, ja, daß sie für dieses geradezu tödlich ist. Alles geistliche Leben, alle wahre Religion auf Erden hat eben seinen Quell allein in dem rechtfertigenden Glauben von der Vergebung und Seligkeit aus lauter Gnade, um Christi willen. Dieser Jungbrunnen alles geistlichen Lebens wird aber durch die römische Werklehre verstopft. Und so geschieht es, daß die papistische Scheinreligiosität die Verheißung hat weder des gegenwärtigen noch des zukünftigen Lebens.

Obwohl also Dr. Kost selber zugeben muß, daß die kulturelle Inferiorität der Katholiken ihren Grund in der katholischen Religion habe, so stellt er doch, ohne dafür den Beweis auch nur zu versuchen, zugleich die widersprechende und unerwiesene Behauptung auf, daß „antikatholische Tendenzen“ in Preußen und Bayern die erwiesene Minderwertigkeit des Katholizismus herbeiforciert hätten. „Diese Argumentation“ — schreibt hierzu das „A. G.“ — „ist typisch geblieben für das über ‚Imparität‘ klagende Zentrum. Die Zahlenangaben Kosts

sind besonders für den Oberlehrerstand im westlichen Deutschland heute nicht mehr zutreffend, wo die angestrengte Tätigkeit des ultramontanen Albertus-Magnus-Vereins den Prozentsatz der katholischen Studierenden, bzw. der Oberlehrer der nichtreligiösen Unterrichtsfächer erheblich gesteigert hat. Im allgemeinen aber bleibt auch jetzt noch das katholische Angebot für die höheren Berufe in dem oben angegebenen Verhältnis hinter dem katholischen Prozentsatz der Gesamtbevölkerung zurück, und im allgemeinen sind es ebenso auch die ‚antikatholischen Tendenzen‘ der Behörden, mit denen das Zentrum vor seinen Anhängern die eigene katholische Schuld verbirgt. Nur im vertrauten Kreise wird diese eingestanden und auch richtig erkannt, daß die ultramontane Grundanschauung nicht ein Neben-, sondern das Hauptmoment für die Erklärung katholischer Inferiorität darstellt, sowie daß insbesondere die wirtschaftliche und geistige Rückständigkeit des katholischen Volkes im wesentlichen harte Wirklichkeit ist.“

Wenn es die Politik gilt, dann machen die Römlinge den Protestantismus verantwortlich für ihre eigene Minderwertigkeit, um dem „Zentrum“ Material zur Heze wider die Protestanten zuzuführen. Daß sie aber, wenn sie unter sich sind, anders denken und reden, dafür weiß das „A. S.“ auch hin auf die Denkschrift, die der Augustinusverein auf seiner Generalversammlung 1908 verbreitete. Das „A. S.“ schreibt: „Die Schrift bespricht die verschiedenen Seiten der vorhandenen Inferiorität unter gleichzeitigen Vorschlägen, wie ihr abzuhelpfen sei. Die Kritik beginnt mit einer ‚Korrektur der Grundstimmung, mit der weite Kreise der Katholiken der kulturellen Betätigung im Wirtschaftsleben und im Studium gegenüberstehen‘. Gegenüber dem ‚allzustarken Jenseitscharakter katholischer Weltanschauung‘ fordert die Denkschrift, daß das ‚irdische Streben‘ in den Grenzen des Erlaubten als berechtigt neben dem übernatürlichen anerkannt und kräftiger betätigt werden müsse. ‚Die idealen Anschauungen des Klerus und namentlich der Ordensleute dürften nicht ohne weiteres auf das Leben der Laien angewendet werden; die Ansprüche an das Staats- und Wirtschaftsleben dürften nicht überspannt werden.‘ Beklagt wird weiter, daß die katholische Wohltätigkeit überwiegend nur für rein kirchliche oder religiöse Zwecke eine offene Hand habe, während sie bei andern Kulturaufgaben lerge. Die Denkschrift polemisiert schließlich in zarter Weise gegen eine Abschließungspolitik im Wirtschafts- und Kulturleben, da die Katholiken die minder Bemittelten seien; dann freilich warnt sie zugleich wieder vor ‚einseitiger Überschätzung moderner Kulturgüter‘.“

Auch der Augustinusverein gibt also nicht bloß die Inferiorität der Katholiken zu, sondern findet die Hauptquelle derselben im Ultramontanismus. Von dem tolle causam wollen aber auch diese Römlinge nichts wissen. Ja, das Übel wollen sie heben durch Verstärkung und Befestigung seiner Ursache! Den Ultramontanismus um jeden Preis!

— das ist die Stellung aller Merikalen auch in Deutschland. Es koste, was es wolle, auf die hierarchische Bevormundung und Knechtung der Laien dürfe die Kirche nicht verzichten. Wer aber so steht, der kann auch nur so viel Bildung, Wissen und Kultur des katholischen Volkes wollen, als sich eben mit dem Ultramontanismus, welchem der Kadavergehorsam gegen den Papst die höchste und edelste Betätigung des menschlichen Verstandes und Willens ist, verträgt. Das „A. G.“ bemerkt zu der Denkschrift des Augustinusvereins: „Es verdient festgehalten zu werden, wie hier, wo man unter sich ist und sich nichts vormachen mag, die ‚antikatholischen Tendenzen der Staatsbehörden‘, an die man die katholische Öffentlichkeit im Parteiinteresse des Zentrums glauben machen will, überhaupt nicht erwähnt werden! Abgesehen davon aber zeigt auch die Denkschrift des Augustinusvereins das hoffnungslos Verworfene dieser Reformbestrebungen, die offen oder heimlich von der Erkenntnis des Ultramontanismus als Hauptquelle katholischer Inferiorität ausgehen und dennoch die Hebung dieser Inferiorität von demselben ultramontanen Boden aus erhoffen.“

Ein weiteres Beispiel dafür, daß die Römlinge, obschon sie die kulturelle Mindertwertigkeit der Katholiken zugeben und auch den Ultramontanismus als die Quelle derselben erkannt haben, nicht gesonnen sind, auch nur das außerkirchliche katholische Geistesleben von priesterlicher Bevormundung zu befreien, ist die „Görresgesellschaft“, die wissenschaftliche Organisation des Ultramontanismus in Deutschland. Das „A. G.“ schreibt: „In der ‚Görresgesellschaft‘ kamen im Jahre 1904 nach der ‚Köln. Volksztg.‘ (Nr. 12 der Literar. Beilage von 1905) auf 1989 Geistliche als Mitglieder 1563 Laien, das heißt, auf etwa 8 Laien 10 Geistliche! Im ‚Beirat‘ der ‚Görresgesellschaft‘ haben, wie Dr. Carstairs, ihr Generalsekretär, in der ‚Köln. Volksztg.‘ (Nr. 228, 1911) feststellte, entsprechend auch die Geistlichen die Mehrheit, und ihre Stipendien und Unterstützungen zahlt sie ‚überwiegend an Geistliche‘, obschon doch gerade deren überragender Einfluß (in Verbindung mit ihrer ‚wissenschaftlichen‘ Priesterseminarvorbildung!) die katholische Inferiorität zu allererst auf dem Gewissen hat. In noch fragwürdigerem Maße als Mittel zur Hebung katholischer Wissenschaftlichkeit erscheint die ‚Görresgesellschaft‘ allerdings, wenn man die Darstellung der allgemeinen Lage des deutschen Katholizismus liest, die sie in ihrem Jahresbericht für 1910 gibt. Dort finden sich Sätze wie diese: ‚Auch heute noch erleben wir einen Ansturm [gegen die Kirche] in solchem Umfang, in so hohem Maße, mit einer so namenlos fanatischen Wut, wie es noch nie dagewesen ist.‘ Das ist die Methode, wie der Ultramontanismus den ‚Fels wäscht, ohne ihn naß zu machen‘: man schilt vor allem auf die Gegner der römischen Kirche; Reformen im eigenen Lager wagt man nicht ernstlich anzufassen. Und doch wäre so viel Grund dazu. Sehr bezeichnend ist, daß in dem kirchlichen ‚Wochenkalender‘ eines Aachener Zentrumsblattes (laut D.C.R. vom 30. 11. 08)

wörtlich zu lesen war (und solche Mitteilungen werden in den kleinen klerikalen Organen hundert- und tausendfach verbreitet): „Eynatten: Freitag (6. 11. 08) Fest des heiligen Leonard. Hochamt und Festpredigt sowie Reliquienberehrung zur Abwendung ansteckender Viehseuchen“ und „Samstag (7. 11. 08): In St. Paul Verehrung des Hauptes des heiligen Willibrord, des Patrons gegen Kopf- und Nervenleiden.“ Wenn die wissenschaftliche „Görresgesellschaft“ also den trassen Aberglauben nährt, was ist dann für die geistige Hebung des katholischen Volkes von den nichtwissenschaftlichen Gesellschaften des Papsttums zu erwarten?

Wie das Papsttum immer noch alles im Keime erstickt, was dem Ultramontanismus, der absoluten, blinden Unterwerfung unter das Urteil der Kirche, irgendwie gefährlich werden könnte, zeigt auch die Münstersche Indexbewegung von 1907, die sich die Gründung einer „Gesellschaft für christliche Kultur“ zum Ziel setzte und in den Statuten als Zweck des Vereins angab: „Die praktische Belebung und Durchdringung der Bestrebungen für Literatur, Wissenschaft, Kunst und Charitas mit christlichen Ideen, zumal unter den Gebildeten, die Bekämpfung jeder Abgeschlossenheit, Absonderung und Teilnahmslosigkeit an Fragen der christlichen Weltanschauung und auf der also nach und nach gewonnenen Grundlage die Organisation aller vorgefundenen Kräfte für die Mitarbeit am geordneten Fortschritt der christlichen Kultur.“

Zur Erreichung dieses Zweckes richtete die Gesellschaft, welche aus hervorragenden Katholiken bestand, eine Eingabe an den Papst, in der um eine Änderung der Indexeinrichtungen gebeten wurde. Könne man den Index nicht ganz abschaffen, so solle man doch die Beschuldigten nicht verurteilen, ohne sie anzuhören, die Gründe der Verurteilung nicht geheimhalten usw. Unter den Drohungen Roms und der Heze der ultramontanen Presse brach aber diese Bewegung bald zusammen. Vom Papst und seiner Presse wurde sie sofort fanatisch bekämpft, als „Verschwörung“, „Geheimbund“, „Modernismus“ und „Freimaurerei“ gebrandmarkt und so im Keime erstickt.

Auch auf den deutschen „Katholikentagen“ sind wiederholt Stimmen laut geworden mit Bezug auf die katholische Inferiorität und ihre Ursachen. Das „A. G.“ schreibt: „Aus den mannigfachen Äußerungen, die Bräunlich („Die deutschen Katholikentage“, Bd. 2, S. 3 ff.) zusammenstellt, seien die folgenden angeführt: Dr. Kummer: „Es war ein Fehler von uns, ein schwerer Fehler, daß wir aus einer gewissen, leicht begreiflichen Scheu vor den Abwegen, auf welche der materielle Fortschritt die Geisteswissenschaften — ohne innere Notwendigkeit — geführt hatte, vielfach nun gleich das Kind mit dem Bade ausschütteten, daß wir, statt uns die Mittel der modernen Technik ganz zu eigen zu machen und flott mit ihnen zu arbeiten, eine Zeilang (?) zögernd abseits standen, daß wir in der Neuzeit uns von den andern Schritten für Schritt zurückdrängen ließen“ (03, 345). Auf dasselbe läuft es hinaus,

wenn Fabrikbesitzer Vogeno erklärt: „Fächer, welche die Hauptgrundlage unserer mächtig aufblühenden Großindustrie geworden sind: die Chemie, insbesondere die Farbenchemie, die Physik, namentlich die Elektrotechnik, dann auch das Ingenieur- und Hüttenfach bieten befähigten und strebsamen jungen Leuten die vortrefflichsten Aussichten. Leider scheint die Abneigung katholischer Kreise gegen diese Fächer immer noch nicht überwunden zu sein, obgleich dazu heute kaum mehr eine genügende Veranlassung vorliegen dürfte. . . . Unsere wirtschaftliche Stellung würde heute eine günstigere sein, wenn diesem hochwichtigen Gebiete früher die verdiente Beachtung geschenkt worden wäre“ (98, 260).“

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß es Verleumdung, Sophisterei und jesuitische Geze ist, wenn das „Zentrum“ in Deutschland den Katholiken einzureden sucht, daß ihre intellektuelle und materielle Rückständigkeit ihren Grund habe in der Bosheit der Protestanten, die diese Inferiorität der Katholiken böswillig herbeigeführt hätten durch „lange, planmäßige Zurückdrängung des katholischen Volksteiles“, der „lange Jahre durch die Gesetzgebung und Verwaltung systematisch zurückgesetzt und dadurch in seinem materiellen Wohlstand gewaltig zurückgehalten worden“ sei, womit von selbst auch ein Zurückbleiben im Geistigen gegeben sei. So argumentiert z. B. der Zentrumsabgeordnete Marg. Durch Entstellung der Tatsachen sucht er den Verdacht vom intrinierten Ultramontanismus abzulenken. Derselbe Marg erklärte auf dem Düsseldorfer Katholikentage: vor allem sei die im Jahre 1803 erfolgte Einziehung geistlicher Güter schuld daran, daß der materielle Wohlstand der Katholiken hinter dem der Evangelischen zurückstehe.

Allen diesen aus der Luft gegriffenen Behauptungen gegenüber weist das „A. G.“ mit Recht auch hin auf die vor aller Welt zutage liegende und von niemand ernstlich bestrittene Inferiorität aller städtisch-katholischen Völker, die die bösen Protestanten doch nicht hätten zurückhalten und knechten können. Und die zuletzt genannte Behauptung Marg' betreffend schreibt das „Handbuch“: „Nun ist die Klage über die Inferiorität der Katholiken aber älter als die Säkularisation. Schon Montesquieu hat in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts diese Inferiorität beobachtet, und 1772, also dreißig Jahre vor der Säkularisation, erschien ein Büchlein mit dem Titel: ‚Christian Friedrich Menschenfreunds Untersuchung der Frage: Warum ist der Wohlstand der protestantischen Länder so gar viel größer als der der katholischen?‘ Diese wahrscheinlich vom katholischen Freiherrn von Zastatt verfaßte Schrift führt die größere Armut der katholischen Bevölkerung vor allem auf den ihr zugemuteten großen Aufwand von Geld, Kraft und Zeit für die Unterhaltung der katholischen Geistlichkeit und Kirche zurück. Sie weist hin auf die Aufhäufung von Reichtümern von seiten dieser Kirche, auf die vielen und prunkvollen Gotteshäuser, die zahlreichen, das Volksvermögen an sich ziehenden Klöster, die Zeitversäumnis und Kosten der

Wallfahrten, Prozessionen, Karnevalslustbarkeiten, die mit Hochdruck beförderten kirchlichen Stiftungen und Almosen, die Peterspfennige und andere ins Ausland, zumal nach Rom, gehenden großen Geldsummen, die vielen Zeitverräumnisse infolge überzahlreicher katholischer Gottesdienste und Feiertage, die Zulassung und Begünstigung des in protestantischen Ländern bekämpften Bettelns, die in den Klöstern für das Erwerbsleben brachliegende Arbeitskraft vieler Tausender von Männern und Frauen und preist daneben die gesünderen Regierungsgrundsätze evangelischer Staaten. Das sind aber alles dieselben Klagen, die auch heute noch von einsichtigen Katholiken erhoben werden, während es für das Zentrum die protestantische Böswilligkeit ist und bleibt, welche die Katholiken niederhält."

Während also der Protestantismus und insonderheit das Luthertum von Anfang an ein Freund und Beförderer aller Künste und Wissenschaften war, ist die römische Kirche ihrem innersten Wesen nach eine Feindin aller wahren Bildung und Kultur. Das „A. G.“ schreibt: „Die katholische Inferiorität ist keine zufällige Erscheinung, sondern im römisch-katholischen System begründet, mit ihm auf immer und unlöslich verbunden. Die geistige Unfreiheit, in welcher die päpstliche Kirche ihre Befenner in immer steigendem Maße hält; die Knebelung des Intellekts; die drakonische Unterdrückung aller fortschrittlichen Regungen, welche die Kirchenzukunft mit der historischen Forschung und dem steigenden Bedürfnis nach Verinnerlichung der Religiosität in Einklang bringen wollen; der ‚Kadavergehorsam‘, der nicht die Folge freier Einsicht, sondern des Verzichts auf eigene Erkenntnis ist; der ‚allzustarte [falsche] Jenseitscharakter katholischer Weltanschauung‘; der kirchlich gepflegte Aberglaube, die Reliquienverehrung, die ganze Veräußerlichung der Religion, die römisch-katholische Pseudowissenschaft, der Antimodernisteneid, die päpstliche Unfehlbarkeit, die Jesuitenmoral, die konfessionelle Abschließung, der Index als literarische Webormundung des gebildeten Katholiken und vieles andere mehr — das führt notwendig zu kulturellem Rückstand.“ Es ist darum auch ein aussichtsloses Beginnen und, im Grunde genommen, ein heuchlerisches Vorgehen, wenn die Römlinge sich jetzt für Beseitigung der Inferiorität der Katholiken eifrig ins Geschirr werfen, da sie doch ausgesprochenermäßen entschlossen sind, den ultramontanen Katholizismus selbst, die Quelle, aus der die Inferiorität der Römischen notwendig fließt, festzuhalten.

Dem Gesagten fügen wir noch hinzu ein kurzes Wort über die relative bürgerliche Sittlichkeit der Protestanten und Katholiken in Deutschland. Der Ultramontanismus glaubt, hier den Spieß umdrehen zu können, und verfolgt schon seit Jahren die Protestanten mit dem Vorwurf der sittlichen Minderwertigkeit, wie das ja auch in Amerika von den Römlingen geschieht. Insonderheit gegen Deutschland richtet sich die berüchtigte Behauptung Pius' X. in seiner Borromäus-Enzyklika: der Protestantismus sei die Quelle jener „Seuche der Laster und Zer-

störung der Zucht, zu der vielleicht auch das Mittelalter nicht gelangt war“. Aber die Kriminalstatistik, die in Deutschland mehr ins einzelne durchgearbeitet ist als in andern Ländern, straft solche Behauptungen Lügen. Sie liefert den Beweis dafür, daß der Katholizismus auch kriminell erheblich ungünstiger steht als der Protestantismus, selbst wenn man auch die völlig religions- und glaublosen Elemente in Deutschland auf sein Konto setzt. Den Beweis hierfür hat Forberger geliefert in seiner „Moralstatistik und Religion für 1908“, nach welcher der Prozentsatz der verurteilten Katholiken bedeutend größer ist als der der Protestanten. Während nämlich die Protestanten in Deutschland in diesem Jahre 62.08% und die Katholiken 36.46% der Bevölkerung bildeten, waren die Protestanten unter den Verurteilten mit nur 56.30%, dagegen die Katholiken mit 42.12% vertreten.

Das „A. G.“ schreibt: „Von den 41 Landesteilen und Provinzen Deutschlands stehen die Katholiken also nur in dreien (Ostpreußen, Hohenzollern und Baden) in bezug auf die Zahl der Verurteilten günstiger, als es ihrem Bevölkerungsanteil entspricht, in allen übrigen ungünstiger! Und damit man nicht meine, daß Jahr 1908 sei für die Katholiken besonders ungünstig gewesen, zieht Forberger auch das Jahr 1907 heran, und da ergibt sich ein noch günstigeres Resultat für den evangelischen Volksteil: 56.19 v. G. bestrafte Protestanten, während die katholische Kriminalität denselben Prozentsatz (42.12) wie 1908 aufweist! Ferner steht nach der amtlichen Statistik fest, daß die Kriminalität der deutschen Katholiken sich in den letzten Jahrzehnten beträchtlich verschlimmert hat. Sie betrug 1890 39.56% (das heißt, 3.80% mehr als der Bevölkerungsanteil); 1903: 40.90 (+ 4.34); 1905: 41.20 (+ 4.74) und 1908: 42.12 oder 5.60 mehr als der katholische Volksanteil. Diese 5.60%, mit denen die Katholiken über ihren Bevölkerungsanteil hinaus belastet sind, betragen rund 31,000 Sträflinge. Die Katholiken zählen 1908 absolut 230,840 Verurteilte statt 199,950, die Protestanten 308,917 statt 339,859.“ F. B.

Pius X.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Zu einem zweiten Rundschreiben nahm Pius Anlaß im Jahr 1904. Es waren fünfzig Jahre vergangen, seit Pius IX. den „Glaubenssatz der unbefleckten Empfängnis Mariä“ verkündigt hatte (8. Dezember 1854 in der Bulle „Ineffabilis Deus“). An jenem Tage war ja der lange Streit zwischen den Franziskanern und Dominikanern über die Erbsündlosigkeit der Maria beendet worden. Hatte Thomas von Aquin und mit ihm sein Orden dieselbe immer gescugnet, so hatten, nachdem auch die Konzile in Basel und Trient noch keine Dogmatifizierung dieser

„magis pia“ Meinung gewagt, die Jesuiten seither den Franziskanern geholfen, den Römischen Stuhl dazu zu vermögen; und bei Pius IX. war es ihnen gelungen. Er hatte Bischöfe in großer Zahl 1854 nach Rom geladen zu einer päpstlichen Ratsversammlung. Es kamen 134, und sie haben mit den Kardinälen und 5 theologischen Konsultoren in vier geheimen Sitzungen getagt. Es seien dabei „Bernunft, Kritik und alle Mittel der Wissenschaft zu Hilfe genommen“ worden. In der entscheidenden Sitzung am 24. November 1854 riefen die versammelten Prälaten: „Heiliger Petrus, lehre uns, stärke deine Brüder!“ Es hatte aber jeder die Belehrung, die Bulle, bereits in der Hand: es ziemte nicht, daß die Mutter des gemeinschaftlichen Sohnes mit dem göttlichen Vater, dieses Gefäß der Auserwählung, an dem sonst allen Menschen gemeinsamen Erbübel litte. Die Verkündigung am 8. Dezember geschah in der Peterskirche, wo Pius IX. nach dem Hochamt und dem Gesang „Veni Creator Spiritus“ „tief bewegt, durch Schluchzen unterbrochen“, die Schlußformel verlas: „Zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit, zur Pflanze der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion, aus Vollmacht unsers Herrn Jesu Christi, der seligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen erklären wir und entscheiden: die Lehre, welche festhält, daß die seligste Jungfrau im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis vermöge einer besonderen Gnade und Bevorzugung von Seiten des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers der Menschheit, vor jeglichem Makel der Erbschuld frei bewahrt worden sei, ist von Gott geoffenbart und muß daher von allen Gläubigen fest und standhaft geglaubt werden. Sollten also einige — was Gott verhüte! — sich unterfangen, andersgesinnt zu sein, so mögen sie erkennen und forthin wissen, daß sie durch ihr eigenes Urtheil sich verdammt, am Glauben Schiffbruch gelitten haben und von der Einheit der Kirche abtrünnig geworden sind, außerdem durch ihre That selbst den vom Recht bestimmten Strafen verfallen, wenn sie das, was sie im Herzen sinnen, mündlich oder schriftlich oder auf was immer für eine äußerliche Weise an den Tag zu legen wagen.“

Die Papstpresse aller Länder hatte das neue Dogma wie ein Geschenk vom Himmel mit hochfahrendem Schwulst begrüßt. Der bekannte Heinrich Denzinger, gestorben 1862 als Professor in Würzburg, hatte trompetet: „Was unsere Altvordern so sehnlich verlangten, das wurde uns zu erleben gestattet. Petrus hat durch seinen Nachfolger gesprochen. Es jubelt die ganze christliche Welt ob der Ehre ihrer Königin und Mutter. Bis zu den Wäldern Amerikas dringt durch die Wildnis, bis in die Kerker des fernsten Asiens durch die Folterbänke und eisernen Tore hindurch die heilige Freude und verklärt das Angesicht des Wilden wie des Europäers, des Mongolen wie des Schwarzen; und nur die Häresie knirscht vor verbissener Wut, den Triumph der Jungfrau nicht hindern zu können. Selbst der Himmel jauchzt auf,

und der Jubel schallt von Wolke zu Wolke, von Stern zu Stern, und die Engel und die Heiligen singen ihrer Königin ein neues Lied.“¹⁾

Pius X. mag das alles für bare Münze genommen haben, wenigstens stellte er sich so an in dem Rundschreiben „Ad diem illum laetissimum“, womit eben der 8. Dezember 1854 gemeint ist. Seit Menschengedenken, sagt er, sei keine allgemeinere und einhelligere Bezeugung der Liebe gegen die hehre Gottesmutter und gegen den Stathalter Christi auf Erden erlebt worden. Auf dem ganzen Erdkreis festliche Kundgebungen der Freude und des Dankes der Gläubigen über diese Dogmatifizierung. Und er, bewogen durch eine gewisse innere Stimme (arcano quodam instinctu) zu diesem Rundschreiben, hofft, dadurch die Liebe zu Maria zu vermehren. Sie verdient sie auch. Denn „wer vermag die geheimen Gnadenschätze zu ermessen und aufzuzählen, die [seit 1854] Gott durch die Dazwischentunft der Jungfrau (conciatrici Virgine) diese ganze Zeit her der Kirche zugewendet hat“? Daß 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes hat verkündigt werden können und das erfolgreiche Pontifikat Leos XIII., beides hat man Maria zu danken. Und hat sie nicht begonnen, sich in dem Städtchen Lourdes in Wundern zu offenbaren, die auf ihre Fürbitte dort noch täglich geschehen und geeignet sind, den Unglauben der Jetztzeit zu widerlegen? „Sollen wir nun nicht hoffen können, daß unsere Rettung näher ist, als wir glaubten?“ Omnia instaurare in Christo, das sei ja sein Vorsatz; kein leichteres und sichereres Mittel zur Erreichung dieses Ziels als die Verehrung Marias. Durch sie, die Mitbepirkerin der göttlichen Geheimnisse, kommen wir zur vollkommenen Kinderschaft. Nächst Christo muß auf ihr durch alle Jahrhunderte hindurch der Glaube sich erbauen. Gott wollte uns den Gottmenschen durch Maria geben; eben darum, wenn von unserer künftigen Erlösung im Alten Testament die Rede ist, ist neben Christo auch seine heilige Mutter Gegenstand des Weissagungswortes. „Schon Adam erblickte sie in der Ferne als die Vertreterin des Kopfes der Schlange und trocknete bei ihrem Anblick die Tränen über den Fluch, der ihn getroffen“ (Mariam utique, serpentis caput conterentem, prospiciebat Adam, obortasque maledicto lacrymas tenuit). An sie dachte Noach in der rettenden Arche, an sie Abraham, als ihm Einhalt getan wurde, den Sohn zu opfern. Jakob erschaute sie als die Leiter, auf welcher die Engel auf und ab stiegen. Der Dornbusch, den Moses, die aus dem Meer aufsteigende Wolke, welche Elias sah, war Maria. Sie war am allertiefsten in das Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes eingeweiht. „Niemand hat wie sie Christus erkannt. Sie ist darum auch wie niemand sonst die rechte Wegweiserin und Führerin zu Christus“ (Nemo itaque penitus ut illa Christum novit; nemo illa aptior dux et magister ad Christum noscendum).

1) H. Denzinger, Die Lehre von der unbefleckten Empfängnis der seligsten Jungfrau. Würzburg. 2. A. 1855.

Ist sie nicht die Mutter Christi? Dann ist sie aber auch unsere Mutter. Wir, die vielen, sind ein Leib in Christo. „So kann man mit Recht sagen: Maria trug, als sie in ihrem Schoß den Erlöser umschloß, in demselben auch alle die, deren Leben in dem Leben des Erlösers eingeschlossen war. Sie hat dem Gottmenschen einen Teil ihres Fleisches dargeboten, um aus demselben ein Opfer zu bereiten für das Heil der Menschen. Zwischen Sohn und Mutter besteht eine nimmer unterbrochene Gemeinschaft des Lebens und der Leiden. Hängt er am Kreuz, so steht sie daneben, „nicht wie betäubt und schmerzverloren in dem Anblick des gräßlichen Schauspiels, sondern dem Geiste nach freudig bewegt (*plane gaudens*), daß ihr Eingeborner für das Heil des Menschengeschlechtes zum Opfer dargebracht wurde. Ja, sie litt selbst mit solch lebhafter Teilnahme, daß sie, wenn dies tunlich gewesen wäre, alle Marter ihres Sohnes von Herzen gern für uns gelitten hätte. Durch diese Teilnahme an den Leiden und der Liebe Christi *verdiene* Maria, daß auch sie mit Recht die Wiederherstellerin der verlorenen Menschwelt wurde und deshalb auch zur Ausspenderin aller Gnadenschätze, die Christus durch seinen Tod und sein Blut erkaufte, eingesetzt ward“ (*Promeruit illa, ut reparatrix perditis orbis dignissime fieret; atque ideo universorum munerum dispensatrix, quae nobis Jesus nece et sanguine comparavit*).

Erworben hat Christus die Gnadenschätze; nie und nimmer schreiben wir der Gottesmutter die Kraft der Gnadenerwirkung zu; aber sie wirkt vornehmlich mit bei der Gnadenteilung und ist bei ihrem eingebornen Sohn nun die mächtige Mittlerin und Verföhnerin der ganzen Welt (*ut sit totius terrarum orbis potentissima apud unigenitum Filium suum mediatrix et conciliatrix*). Daher nennt sie der heilige Bernhard den Kanal (*aquaeductus*) oder den Hals, der das Haupt Christus mit dem Leib verbindet und ihm die Kraft zufließen läßt. Gleichsam nach Mutterrecht verwaltet sie seine Verdienste. Wie verblendet sind daher die Armen und Unglücklichen (die Protestanten), welche meinen, um Christo die Ehre zu geben, Maria übersehen zu müssen, und wissen nicht, daß das Kind nicht zu finden ist als bei Maria, seiner Mutter (*Miseri atque infelices, praetextunt se Mariam negligere, honorem ut Christo habeant, ignorant tamen non inveniri puerum nisi cum Maria, matre ejus*). Natürlich, wenn man sie ehrt, muß es von Herzen geschehen, sonst könnte die Jungfrau gegen uns in die verurteilenden Worte Christi einstimmen (*Matth. 15, 8*): Dies Volk ehrt mich nur mit den Lippen; ihr Herz aber ist ferne von mir. Was will aber Maria von uns? „Was die Jungfrau in ihrer Weisheit bei der Hochzeit zu Kana zu den Dienern sagte: „Was er euch sagt, das tut“, das spricht sie auch zu uns. Das Wort Christi aber lautet: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote.“ Die Andacht zu Maria muß abhalten von Sünden, sonst ist sie ohne eigentliche rechte Frucht. Erwartet wirklich jemand einen Beweis

dafür, so läßt er sich leicht ableiten aus der Lehre von der Erbsündlosigkeit Marias. „Sehen wir zunächst ab von der katholischen Überlieferung, die mit der Heiligen Schrift für uns die Quelle der Wahrheit ist! Fragen wir nur, wie doch diese Überzeugung von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria zu jeder Zeit so in der christlichen Anschauung liegen konnte, daß sie den Gläubigen wie eingegossen und angeboren zu sein scheint. Dionysius der Kartäuser gibt uns die Erklärung mit den Worten: ‚Abscheu und Entsetzen hält uns ab zu sagen, daß diejenige, die den Kopf der Schlange zertreten sollte, zu irgendeiner Zeit von der Schlange zertreten wurde, und daß die, welche Mutter des Herrn sein sollte, niemals die Tochter des Teufels war‘ (Ut catholicam traditionem praetermittamus, quae aequae ac Scripturae sacrae fons veritatis est; unde persuasio illa de immaculata Mariae virginis conceptione visa est quovis tempore adeo cum christiano sensu congruere, ut. fidelium animis insita atque innata haberi possit? Horremus, sic rei causam egregie explicavit Dionysius Carthusianus, horremus enim mulierem, quae caput serpentis erat contritura, quandoque ab eo contritam, atque diaboli filiam fuisse matrem Domini fateri).“ Wer also ein Diener der Maria sein will, muß auch der Sünde feind sein. Wer selig werden will, muß das Vorbild der Heiligkeit Christi nachahmen. Aber unsere Schwäche ist gewöhnlich so groß, daß uns Christi Vorbild zu erhaben ist. „Deshalb hat die göttliche Vorsehung uns ein anderes Vorbild vorgelesen, das einerseits, soweit es die menschliche Natur vermag, Christo ganz nahe steht, andererseits aber doch zu unserer Schwäche sich herabneigt. Dies Vorbild ist Maria.“ Ihr Leben ist die Schule aller. Daher Ambrosius mit Recht folgerte, daß sie unser Vorbild sein müsse. In der Lehre von der Erbsündlosigkeit der Maria steckt implicite die von der Erbsündlichkeit der andern Menschen. Diese wird oft geleugnet, und das ist Ursache vieler Ketzereien. Der Rationalismus, der Materialismus, der Anarchismus sind begründet in der Leugnung unserer Erbsündlichkeit. So bestätigt also dies Dogma auch andere Glaubensartikel, und die hehre Jungfrau vernichtet so (indirekt) alle Ketzereien in der Welt. Ja, sie ist das Weib, das der Apostel Johannes (Offenb. 12, 1) gesehen hat, ein Weib, bekleidet mit der Sonne, der Mond zu ihren Füßen, auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Niemand anders als Maria. Dies Weib, die heilige Gottesmutter, obwohl sie bereits befestigt im Himmel war, sieht Johannes gesegneten Leibes; sie schrie in Wehen und war in Pein, zu gebären. Was ist doch das für eine Geburt? „U n s e r e Geburt ist es, die wir zur vollkommenen Liebe und zur ewigen Glückseligkeit noch geboren werden müssen.“ „So kann es denn jeden Tag von ihr heißen: Heute ist der Schlange von ihr der Kopf zertreten worden.“

Und nun wird von Pius X. „ein außerordentlicher Ablass in Form eines Jubiläums dem ganzen katholischen Erdkreis“ gewährt, den zu

gewinnen man gewisse Kirchen besuchen und bestimmte Andachten verrichten muß. —

Es ist eine Sündflut von Übeln in der Welt. „In dieser erscheint vor unserm Blick der Regenbogen, die mildherzige Jungfrau, und stellt sich als Friedensstifterin zwischen Gott und die Menschen. Der Anblick Marias versöhnt Gott, und er wird uns gnädig sein. . . . Wenn wir auf Maria vertrauen, wie wir sollen, besonders jetzt, da wir ihre unbefleckte Empfängnis eifriger verehren, werden wir es auch inne werden und erfahren, daß sie die mächtige Jungfrau ist, welche den Kopf der Schlange mit ihrem jungfräulichen Fuße zertreten hat“ (In hoc malorum diluvio Virgo elementissima versatur ante oculos, faciendae pacis Deum inter et homines quasi arbitra. . . . Mariae adspectu placabitur Deus et parcat. . . . Profecto si Mariae ut par est confidimus, praesertim modo quum immaculatum ejus conceptum alacriore studio celebrabimus, nunc quoque illam sentiemus esse Virginem potentissimam, quae serpentis caput virgineo pede contrivit).

Nachdem Pius X. hier zum drittenmal in diesem Rundschreiben die Fälschung der Vulgata verwendet hat, welche anstatt dem Weibesnamen vielmehr dem Weibe das Werk zuschreibt, der Schlange den Kopf zu zertreten, gibt er „zum Unterpfand dieser Himmelsgaben“ zum Schluß den apostolischen Segen.

Schon vierzig Tage hernach, am 12. März 1904, erließ der schreibselige Pontifex ein neues Rundschreiben („Iucunda sane“) zum 1300jährigen Jubiläum des Todes Gregors des Großen. Es ist von geringem Belang; wir geben seinen Inhalt nicht wieder. K.

(Fortsetzung folgt.)

Matth. 10, 10 und Mark. 6, 8 differieren nicht!

(Schluß.)

Daß hinter *ἀλλά*, V. 9, ein Infinitiv zu lesen ist, fordert, wie die Ausleger nicht haben verkennen können, der Kasus des Partizips *ὑποδεδµένους*, der so in allen Kodizes steht. Indem manche Exegeten aber dennoch *ἐνδύσασθε* als richtige Lesart annahmen, haben sie die Rede sehr künstlich machen müssen, wie z. B. Meyers Bemerkung zu V. 9 zeigt: „Die Struktur ist anatoluthisch, als ob vorher *παρήγγειλεν αὐτοῖς πορεύεσθαι* struiert wäre. Dann wechselt die Rede wieder, indem sie aus der Obliqua in die Direkta (*ἐνδύσασθε*) übergeht.“ So auch Winer, Grammatik, § 63, II, 1; Bengel, Rösgen. Es ist aber kaum glaublich, daß Markus in dieser einfachen Erzählung dreimal die Struktur ändern sollte; denn demnach hinge von *παρήγγειλεν* ab 1. ein *ἔνα-Σαβ*, 2. ein Infinitivsatz (*ὑποδεδµένους* mit Ergänzung eines *πορεύεσθαι* oder eines *εἶναι*; so Bengel) und 3. direkte Rede: *ἐνδύσασθε*.

Der Akkusativ *ὑποδησάμενους* fordert hinter *ἀλλά* allerdings einen Infinitiv, aber zu dem Partizip selbst ist nichts zu ergänzen, sondern es ist als einfaches Partizip zu belassen; der erwartete Infinitiv ist vielmehr *ἐνδύσασθαι*, der in nichts anderes verändert werden darf. Und nun findet man auch die richtige Bedeutung für *καί*, das mit *ἀλλά* zusammen = sondern auch ist. V. 9 lautet daher: sondern, mit Sandalen versehen, auch nicht anzuziehen zwei Unterkleider. So und nicht anders kann dieser Vers struiert werden. Und das Verständnis desselben ist dieses: Der Gedanke, nicht zwei Unterkleider anzuziehen, ist durch die Struktur „sondern auch nicht“ noch mehr urgirt als bei Matthäus und Lukas, und überhaupt ist dieses Moment bei Markus viel klarer angegeben. Die Jünger hätten meinen können, doppelte Unterkleider oder, wie wir sagen, Leibwäsche mitzunehmen, sei doch selbstverständlich. Die Gesundheit fordere unbedingt, die Leibwäsche zu wechseln. Und wenn sie auf der Reise ein Unterkleid über das andere anzögen, würden sie sonst für ihren Beruf unbehindert sein. Aber sogar diese sollten sie nicht doppelt, selbst nicht doppelt angezogen, auf die Reise mitnehmen. Und weil es fast wider alle Erwartung ist, hat es Markus durch ein mit *καί* verstärktes *ἀλλά* besonders hervorgehoben. Und der Gegensatz, der dadurch hervorgerufen ist, liegt eben darin, daß sie nicht nur jene zuvor angegebenen Sachen beim Aufbruch nicht an sich nehmen sollten, sondern auch schon vorher, vor dem Sandalenanbinden, nicht zwei Unterkleider anzögen. Daß aber Sandalen vor dem Aufbruch unterzubinden waren, dies zu erwähnen, hatte gerade hier seinen Platz, und darum steht es zwischen *ἀλλά* und *καί*, wodurch das Nichtanziehen doppelter Unterkleider nur noch emphatischer erscheint, nicht als ob der Herr hier seinen Jüngern die später aufgekommene nördliche Unsauberkeit vorschreiben wollte — Gottes Wort ist durchaus nicht wider die vernünftigen hygienischen Regeln, schärft sie vielmehr ein, wenn es z. B. sagt: „Wartet des Leibes!“ —, sondern auch hinsichtlich des Wechsels der Leibwäsche sollten die Jünger unbekümmert und doch, wie sich noch zeigen wird, getrost ausziehen.

Nun wird in unserm Text das Korrelat zu *ἀλλά* — *καί μή* zu suchen sein, ein „nicht allein nicht“. Wir sehen vorher deutlich *μόνον* und eine Negation: *μή*; denn weil Markus die Formel *εἰ μή — μόνον* = „außer allein“ nie gebraucht, sind die Worte von vorneherein auch hier nicht mit absoluter Sicherheit so zu fassen. Auch können die drei letzten *μή* in V. 8 nicht als Korrelat zu *ἀλλά* — *καί* dienen, da ein solches Korrelat nicht bloß zu *ἀλλά* — *καί*, sondern zu *ἀλλά* — *καί μή* zu suchen ist, also eine doppelte Negation vorangehen muß. Die *μή* V. 8 sind aber zu einem zu ergänzenden *ἀρκεῖν* zu struieren; somit würde ein „nicht“, nämlich das zu *μόνον*, im Texte fehlen, was im Griechischen nicht so leicht passiert, da es im Vergleich mit unserm Deutschen lieber ein „nicht“ zu viel als zu wenig setzt. Welches Wort könnte nun im 8. Verse den eben empfundenen scheinbaren Mangel einer

Negation ausgleichen? Wir haben die Partikel *ei* von *μη* getrennt. Ob in diesem *ei* ein „nicht“ stecken könnte? Und damit kommen wir zu dem dritten der zu beleuchtenden Punkte in Mark. 6, 8, was nämlich die Partikel *ei* hier bedeutet.

Wir wissen, daß im neutestamentlichen Griechischen, und zwar auch bei Markus, Hebräismen vorkommen. Die Partikel *ei* entspricht bekanntlich dem hebräischen **DN**. Dieses **DN** muß bei Schwüren, wenn der Nachsatz verschwiegen ist, die bis jetzt noch nicht genügend erklärte Bedeutung „wahrlich nicht“ haben; vgl. 2 Sam. 11, 11; 2 Kön. 5, 16 et al. Und gerade bei Markus finden wir eine ähnliche Verwendung des entsprechenden *ei*; vgl. 8, 12. Nach 8, 11 versuchten wieder einmal Pharisäer den Herrn und begehrten von ihm ein Zeichen vom Himmel. Nach Markus sagt aber Christus in seiner Antwort auf griechisch: *Ἀμὴν λέγω ὑμῖν, εἰ δοθήσεται τῇ γενεᾷ ταύτῃ σημεῖον*. Nach Matth. 16, 4 muß die Antwort Jesu diese sein: Es wird diesem Geschlecht ein Zeichen nicht gegeben werden (Matth.: *οὐ δοθήσεται*). Hierzu merkt Meyer zu Mark. 8, 12 richtig an: „Ganz hebräischer Ausdruck der Beteuerung (niemals wird usw.) nach bekannter Aposiopese des Nachsatzes.“ Man vgl. auch Hebr. 3, 11; 4, 3 mit Ps. 95, 11 und Winers Grammatik, § 55, letzte Anmerkung.

Nun ist freilich wahr: Mark. 8, 12 findet sich nach der Analogie des Hebräischen eine betauernde Eingangsformel (wahrlich, ich sage euch) zu dem *ei*-Satz ohne Nachsatz. Dergleichen steht aber nicht an unserer Stelle, 6, 8, und von einem verschwiegenen Nachsatz ist auch nichts zu sehen. Doch auch im Hebräischen steht **DN** als Beteuerungs- partikel ebenfalls ohne betauernde Eingangsformel, und ohne daß eine Aposiopese eines Nachsatzes statthätte. So kann z. B. Richt. 5, 8: **לֹא בִישָׁרָא אֱלֹהִים בְּאַרְבָּעִים אֶלֶף וְרַבָּה רַחֵם אֶמְיָרָא** nicht gut anders übersetzt werden als: Wahrlich, nicht wurde Schild und Lanze erschaut unter 40,000 in Israel. Die LXX übersetzen hier mit *εἰ*, Jes. 22, 14 mit *ei*. Vgl. Gesenius' Grammatik, § 149, Anm. c, und im Wörterbuch merkt er zu diesen Stellen an, daß da **DN** als Beteuerungs- partikel zu einem bloßen „nicht“ herabgedrückt sei. Markus kennt diesen besonderen Gebrauch des **DN** oder *ei*, wie 8, 12 beweist. Was sollte uns nun hindern, einen solchen hebräisierenden Gebrauch des *ei* auch an unserer Stelle, 6, 8, wo die ganze übrige Satzkonstruktion in dieser Partikel eine Negation suchen heißt, anzunehmen, obwohl, wie auch im Hebräischen, gar keine eigentliche Beteuerungsformel gebraucht ist? Es könnte höchstens eingewendet werden, daß **DN** in solchen Fällen gleich einem bloßen „wahrlich“ ist; vgl. 1 Mos. 24, 37 f.; Jes. 14, 24 et al. Aber die Konstruktion des ganzen Satzes fordert eben, wie gezeigt, daß *ei* und *μη* an unserer Stelle nicht zu verbinden, sondern nur *ei* als Beteuerungs- partikel anzusehen ist, die hier zu einem bloßen „nicht“ „herabgedrückt“ ist.

Indes, kann denn an unserer Stelle überhaupt von einer Betueuerung die Rede sein? Nun, unsere Aussage hängt von dem Verbum παραγγέλλειν ab, das antweisen, eine Weisung geben bedeutet, und zwar als von einem Hochstehenden ausgehend, einem Magistrat, einem Imperator, so daß Paulus 1 Tim. 6, 13 sich so vernehmen läßt: „Ich gebiete (παραγγέλλω) dir vor Gott, der alle Dinge lebendig macht, und vor Jesu Christo, der unter Pontio Pilato bezeugt hat ein gut Bekenntnis.“ Eine solche Weisung kann je nach den Umständen einer Betueuerung sehr nahe kommen. Und die Umstände sind hier derart. Der Herr der Kirche sendet ja hier seine Jünger als Missionare aus und schärft ihnen dabei ein, daß sie sich durch keinerlei persönliche Effekte an ihrer Evangelisationsarbeit hindern lassen-sollten. An dem ungehinderten Lauf des Wortes liegt dem Erzbischof der Christenheit alles. Daher sind seine Worte von ihm offenbar mit großem Ernste gesprochen worden. Die ganze Szene ist eine feierliche, wie es eine Abordnung von Missionaren selbst noch heutzutage ist. Markus wollte nun die Solennität des Momentes und den Ernst der Worte des Herrn auch in der schriftlichen Erzählung wenigstens andeuten. Wie hätte er es besser tun können, als daß er das παραγγέλλειν als eine Betueuerung markierte? Nach dem Hebräischen war ihm in solchen Fällen das dafür geläufig. Vielleicht hatte der Herr selber Hebräisch bei dieser Gelegenheit geredet und dieses Wort gebraucht. Dann hätte Markus des Herrn Rede durch *ei* „diplomatisch genau“ wiedergegeben. Auch ist zu beachten, daß, wie Papias den Presbyter Johannes erzählen läßt, Markus sein Evangelium als Hermeneut des Petrus verfaßt habe, das ist, was Petrus mündlich vorgetragen hatte, habe Markus schriftlich konzipiert. Also hat wohl Petrus aus des Herrn Munde diesen Hebraismus überliefert.

Als Betueuerung können unsere Verse aber auch deshalb gut genommen werden, weil der Herr hier so rein nichts von Reiseausrüstung erlaubt. Die Jünger sollten sich für ihre Predigtarbeit aller Sorge um ihres Leibes Nahrung und Notdurst ganz und gar entschlagen. Sagt aber ihr Herr und Meister ihnen das in beteuernder Weise, so schließt es in seinem Munde die Verheißung der irdischen Versorgung in sich, wie denn Christus diesen seinen Befehl nach Matthäus also begründete: „Denn ein Arbeiter ist seiner Speise wert“, wo in „Speise“ wie in „Brot“ der vierten Bitte alles eingeschlossen ist, was zur Leibesnahrung und -notdurst gehört. Markus aber, der sich der Kürze befleißigte, wo es nur immer möglich war, konnte diese Begründung weglassen, nachdem er dieser Instruktion den Charakter einer Betueuerung gegeben hatte. So spricht denn auch dieses für den hebraisierenden Gebrauch des *ei* in unserm Verse.

Freilich gegen rein griechisches Sprachgefühl ist dieser Hebraismus allerdings, aber das kann nicht als Grund gegen diese Fassung des *ei* vorgebracht werden, da Hebraismen immer die reine Grazität wider sich haben. Auch Paulus braucht Gal. 2, 16 *ἐὰν μὴ*

hebraisierend wie $\kappa\lambda\iota\ \delta\epsilon$ = sondern. Da nun Mark. 6, 8 in *ei μή — μόνον* das Korrelat zu *ἀλλά — καὶ μή*, R. 9, stecken muß, und der Verfasser den hebraisierenden Gebrauch des *ei* als Beteuerungspartikel = „nicht“ kennt (vgl. 8, 12), auch die Umstände hier zu einer Beteuerung passen, so kann es wohl nicht gut anders geschehen, als daß wir hier *ei* = „nicht“ fassen. Und damit haben wir das vollständige Korrelat „nicht allein nicht“ zu „sondern auch nicht“ R. 9 gewonnen.

Endlich ist noch darauf hinzuweisen, daß die Beteuerungspartikel mit Grund gerade zu dem Objekt Stab gesetzt ist. Man könnte denken, ein Stab sei für einen Reisenden weniger eine Last als vielmehr eine Stütze. Und doch konnte der Besitz (cf. *ἔχειν*, Luk. 9, 3) eines Stabes bei der Evangelisationsarbeit ein Hindernis sein. Er hinderte an dem freien Vortrag oder, wenn weggelegt, an sofortiger Bewegung zu Krankenheilungen oder Teufelsaustreibungen u. dgl., wozu Jesus seinen Jüngern bei dieser Ausendung auch schon Macht gegeben hatte; denn es wäre nur ein Hindernis gewesen, wenn sie während oder gleich nach der Predigt zu einer Wunderheilung durch Öl salbung (vgl. R. 13) aufgefordert worden wären, oder eine Gelegenheit dazu sich selbst geboten hätte, und sie sich auch um ihren weggelegten Stab hätten bekümmern müssen, damit er ihnen nicht verloren ginge. Nein, auch dieses Hemmnis des Laufes des Wortes wollte der Herr aus dem Wege geräumt wissen, darum untersagt er seinen Zwölfen den Gebrauch selbst eines Stabes auf dieser Predigttour. Und Markus setzt gerade hierzu die Beteuerungspartikel, weil das das Äußerste war, was ihnen ihr Meister als Reiseausrüstung entziehen mußte, obgleich selbstverständlich der ganze Doppelsatz durch das vorangestellte *ei* die Bedeutung einer Beteuerung gewonnen hat.

So ist denn der hebraisierende Gebrauch des *ei* an dieser Stelle nach allen Seiten hin gerechtfertigt. Denn auch der Einwand kann nicht mit Recht erhoben werden, daß dann Markus dieses *ei* nur einmal so merkwürdig bewertet habe, da auf 8, 12 schon verwiesen, und *ei* auch 15, 44 a ganz eigenartig, vielleicht ähnlich, gebraucht ist, indem dort Pilati Worte etwa so wiederzugeben sind: Wahrlich, er ist doch nicht schon tot, *ei ἤδη τέθνηκεν*, so daß *ei* hier darauf deutet, daß der Heide Pilatus diese seine Worte echt heidnisch mit einem Schwur eingeleitet habe. Und selbst wenn *ei* nur in unserm Verse so besonders zu nehmen wäre, würde der Einwand der Singularität nichts verschlagen, da z. B. auch bei Matthäus *ὅπως* nur einmal in ganz besonderem Sinne steht, nämlich 5, 34: *Ἐγὼ δὲ λέγω ὑμῖν μὴ ὀμῶσαι ὅπως μήτε κτλ.*, wo dieses *ὅπως*, wie 1 Kor. 15, 29, trajiziert ist, und zwar hinter *μὴ ὀμῶσαι*, um eben nicht mit diesen Worten struiert zu werden im Sinne von „gänzlich“, da es hier wie 1 Kor. 5, 1; 6, 7; 15, 29 = „überhaupt“ ist, und zwar im Sinne von „abgesehen von allem andern“: „Ich aber sage euch: überhaupt, ihr sollt nicht schwören weder“ usw., das ist, abgesehen von allem andern das Schwören Betreffenden, gebiete ich euch, daß ihr

nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel noch bei der Erde usw., so daß also die hinter *μη ὀμόσαι* folgenden *μήτε* wie 1 Tim. 1, 7 (vgl. Matth. 12, 32) einzelne Teile oder Beispiele des hier vom HERRN verbotenen Schwörens aufzählen. Somit hat der HERR hier nicht das Schwören schlechthin unterfagt, sondern nur das Schwören bei Kreaturen verboten, und demnach ist hinter *μη ὀμόσαι ὅλως* kein Komma zu setzen, sondern uno tenore fortzulesen. — Schließlich kann zum Überfluß auch noch der Grund angegeben werden, warum der Evangelist nicht eine rein griechische Negationspartikel verwendet hat statt des *ei*, weil nämlich *οὐ* nicht stehen konnte, da es das folgende *μη* aufgehoben hätte, zwei *μη* aber hintereinanderzusetzen (*μη μη ἑλάβδον μόνον*) gänzlich ungriechisch wäre. Es hätte daher eine ganz andere Konstruktion erfordert, wenn sich Markus nicht durch den sonderbaren Gebrauch des *ei* hätte helfen können, wodurch er zu gleicher Zeit der Instruktion Christi den Eindruck verwehrt, als wäre sie Forderung einer harten Askese, wozu sie später allerdings in verkehrter Weise ausgedeutet worden ist.

Nach Klarstellung der richtigen Konstruktion und Gewinnung der richtigen Bedeutung hier für *ei* lautet also Mark. 6, 8, 9, wörtlich übersetzt: Und wies sie an, daß sie nichts nähmen für die Wegfahrt, nicht allein (*ei — μόνον*) nicht (*μη*, sc. *αἰρεῖν*, zu nehmen) einen Stab, nicht Brot, nicht eine Tasche, nicht Geld in den Gürtel, sondern, versehen mit Sandalen, auch nicht anzuziehen zwei Unterkleider. Der HERR will infolge des Hebraismus hier seinen Aposteln etwa dieses sagen: Es ist gar nicht nötig, daß ihr euch für eure Predigtreise trefflich ausrüstet; ihr geht ja nicht auf eine Erholungsreise, sondern ihr geht aus, zu arbeiten. Ein Arbeiter aber ist seiner Speise usw. wert. Das wissen übrigens auch die Leute, wenigstens die, von denen ihr aufgenommen werdet. Eines Stabes bedürft ihr nicht; denn ihr sollt nicht so sehr auf das Reisen als vielmehr auf eure Predigt- und Wunderthätigkeit bedacht sein. Solltet ihr aber durch das Reisen und die Predigtarbeit und Krankenheilungen allzu angestrengt und müde werden, so werdet ihr finden, daß die Leute euch nicht bloß einen Stab geben, sondern euch reiten oder in einem Wagen fahren lassen. Braucht ihr Brot, Speise — „esset und trinket, was sie haben“. Sogar Unterkleider werden sie euch zum Wechseln geben, wenn es nötig wird. Ja traun, solches alles wird euch bei der Arbeit im Reich Gottes zufallen. Weit entfernt also, daß Markus dem Matthäus (und Lukas) im Bericht von dieser Rede des HERRN widerspricht, hilft er vielmehr durch die Wahl seiner Worte und die Konstruktion derselben, daß wir diesen Teil des Auftrags Christi an die Jünger um so besser verstehen können, ihn nämlich als Pöteuerung erkennen, die Verheißungen in sich schließt.

Wie dankbar können wir doch dem Markus für den hebraisierenden Gebrauch der Partikel *ei* an dieser Stelle sein! Denn die Instruktionen Christi bei der Ausendung der Zwölf hatten nicht nur für die damalige Reise Geltung, zumal sie der HERR bei der Ausendung der Siebenzig

wenigstens teilweise wiederholt hat (vgl. Luk. 10), sondern die Diener am Wort lassen sich dieselben, natürlich dem Sinne nach, noch heute gesagt sein, weshalb diese Verse auch in die Bibel geschrieben sind. Dahin legt sie denn auch D. Stöckhardt, „Die Biblische Geschichte des Neuen Testaments“, S. 116 f., aus, wenn er da also schreibt: „Es sind dies sprichwörtliche Reden. Der Sinn ist klar. Die am Evangelium dienen, sollen sich nicht mit viel irdischem Ballast beschweren, sich nicht in irdische Gängel verstricken lassen, damit ihre Wirksamkeit nicht gehindert werde. . . . Was sie für ihres Leibes und Lebens Nahrung und Notdurft gebrauchen, werden ihnen die darreichen, welchen sie das Wort bringen. Denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Das ist praktische Exegese. Aber derart ist die Heilige Schrift: wo die bibelfeindlichen Gelehrten und Ungelehrten Widersprüche sehen, auch da ist sie, wofern man nur ihre Sprache versteht, ein „Steden und Stab, der tröstet“.

W. G.

Vermischtes.

Sintflutbericht aus Nippur. In einer Sitzung der Londoner Society of Biblical Archaeology am 10. Juni berichtete Prof. Sayce aus Oxford über einen interessanten keilschriftlichen Fund. Unter den keilschriftlichen Tafeln, welche die amerikanische Expedition in Nippur ausgegraben hat, befinden sich einige, die aus einem Gebäude stammen, welches schon in vorabrahamitischer Zeit zerstört wurde; dieselben datieren also sicher aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend. Unter diesen wurde nun kürzlich eine Tafel mit einem sumerischen Sintflutbericht gefunden, der dem biblischen Berichte sehr nahe verwandt ist, weit mehr als alle bisher bekannten babylonischen Berichte. Der Name des Helden ist hier mit sumerischen Ideogrammen geschrieben, die semitisch als „na-hu“ oder „nu-hu“ erklärt werden, also genau dem biblischen Noah entsprechend. Während der Sintflutbericht im Gilgameschepos die Flut sieben Tage dauern läßt, bestimmt der neue Bericht die Dauer der Flut genau so lange wie die Genesis. Der neue keilschriftliche Bericht stimmt ferner auch in vielen sprachlichen Einzelheiten mit dem biblischen Bericht überein. Auf derselben Tafel befinden sich ferner nach Prof. Sayce auch Andeutungen über einen Sündenfall infolge des Essens einer verbotenen Speise, wobei wahrscheinlich auch eine Schlange erwähnt wird. Dieser Bericht scheint auf Nordbabylonien, speziell die Stadt Opis, als seine Heimat hinzuweisen. — Sollte sich die Übersetzung als richtig erweisen, so wird man diesen von Dr. Langdon gemachten Fund wohl als den wichtigsten auf dem Boden des alten Babylonien bezeichnen müssen.

Die Millenniumsfeste der Russen oder, wie sie sich selbst mit Vorliebe nennt, „Die Internationale Vereinigung ernstest Bibelforscher“

macht neuerdings auch in Sachsen wieder lebhaftere Propaganda für ihre Lehre. Von Barmen aus sind an eine große Menge Adressen unseres Landes Flugblätter und Flugschriften gesandt worden, die heftige Angriffe auf die übrigen christlichen Kirchen enthalten und mit allerlei Lockmitteln der Sekte Anhänger zuführen sollen. Der Stifter der Sekte ist der Amerikaner Charles L. Russell, der im Jahre 1912 auf einer Vortragsreise auch nach Dresden kam und dort sprach, allerdings ohne irgendwie tieferen Eindruck zu machen. Er gibt vor, der Menschheit den „vollständigen Plan Gottes mit der Welt“ enthüllen zu können, und setzt auf das Jahr 1914, und zwar auf den Oktober, den Anbruch des tausendjährigen Reiches fest. Die Kirche ist ihm das schlimme Babel, das mit dem Anbruch dieses Reiches vernichtet wird. „Jesus“, so behauptet Russell, „war vor seiner Menschwerdung der oberste Engel, der Erzengel Michael, sterblich wie alle Engel.“ (1) Der Mensch sei genau so wenig unsterblich wie das Tier und werde nur dann, wenn er sich im Russellschen Sinne bekehrt, mit der Unsterblichkeit versehen und mit der göttlichen Natur ausgerüstet. Russell behauptet, seine Lehre aus der Bibel zu schöpfen, vermag aber seine Berufung auf die Bibel nur durch eine fast unglaubliche Vergewaltigung derselben zu stützen. Seine Schriften sind unter dem Titel „Millenniums Tagesanbruch“ erschienen; die von ihm herausgegebenen Blätter „Jedermanns Blatt“, „Die Volksstange“, „Der Bibelforscher“ werden von Barmen aus in deutscher Übersetzung verbreitet. Vor der Sekte, die mit sehr aufdringlicher amerikanischer Reklame arbeitet und mit der Person ihres Gründers einen wenig schönen Kultus treibt, muß im Interesse der religiösen Gesundheit unseres Volkes dringend gewarnt werden.

(G. d. G.)

Ergebnis des Weltkrieges. Die S. S. T. schreibt: „Several ministers were recently discussing the war in Europe, one of the group being the Rev. William B. Hunt, of Korea. Somebody remarked: 'Well, I suppose our poor missionaries will be up against it now, for these people in Asia will be saying, "Look at these Christian nations in Europe flying at each others' throats. What does Christianity amount to, anyhow?"' Mr. Hunt looked up in surprise and said: 'Do you think so really? I am sure this will not be the case in Korea. The Korean Christian will say at once: "You see, brethren, they have some Christians who are real Christians, and some Christians who are so only in name over there, just as we have here in Korea." And the Korean Christian who believes the Bible, as they all do, will have Scripture proof for his statement in less than five minutes. Christianity in Korea is on too firm a basis to be shaken by this war or by anything else.' — Christen, denen ein falsches, weltliches Bild vom Reiche Christi auf Erden gemacht worden ist, werden allerdings durch den gegenwärtigen Weltkrieg in ihren chiliaistischen Träumen gestört werden. Solchen fleischlichen Gedanken haben sich

leider die meisten Sektenkirchen schon lange hingegeben. Und wenn der Krieg diese Träume zerstören und viele Christen ernüchtern und ihnen zur Besinnung und rechten geistlichen Erkenntnis Christi und seines Reiches mitverhelfen sollte, so wäre das als ein großer Gewinn für die Christenheit zu begrüßen. Wahre und wohlunterrichtete Christen können auch durch den gegenwärtigen Weltkrieg nicht irregemacht, sondern in ihrem Glauben nur gestärkt werden. Das von Christo gegründete Reich Gottes auf Erden besteht eben nicht in Essen und Trinken, nicht in weltlicher Herrlichkeit und äußerem Frieden, sondern in Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geist. Und ein Bürger dieses Reiches wird niemand durch Kultur und Zivilisation, sondern allein durch den Glauben. Auch ist die Zahl der Bürger dieses geistlichen Reiches, verglichen mit den Ungläubigen, klein und wird, je näher dem Weltende, dem nach der Schrift gerade auch viel Krieg und Kriegsgeschrei voraufgehen soll, eher geringer als größer. Das ist es, was die Bibel vom Reiche Gottes auf Erden lehrt, und ein Christ von diesem Reiche glaubt. Für Christen, die sich an die Schrift halten, bedeutet darum gerade auch der jetzt zum Himmel auflodernde Weltbrand keine Schwächung, sondern eine Stärkung ihres Glaubens. Haben doch die Tatsachen wieder den Lehren und Prophezeiungen der Heiligen Schrift recht gegeben und alle menschlichen Träume von einem Millennium ewigen Friedens hier auf Erden, das Kultur, Wissenschaft und Evolution anbahnen werde, wie nützliche Spinnweben der eiteln menschlichen Phantasie weggefegt. Himmel und Erde werden vergehen, aber von allem, was geschrieben steht, wird auch kein Füttel auf die Erde fallen. Diese Wahrheit bestätigt der Weltkrieg. J. B.

Der „christliche Staat“ und der Krieg. In Deutschland, wo man allgemein die Überzeugung hat, daß der gegenwärtige Weltkrieg ein Verbrechen ist, das vornehmlich England zur Last gelegt werden müsse, hat man sich viel abgequält mit dem Gedanken, wie sich ein solches Verbrechen vertragen mit der Annahme, daß England ein christliches Volk, ein „christlicher Staat“ sei. Viele sind dabei zu dem Resultat gelangt, daß das englische Christentum reine Heuchelei sei. Dem tritt aber die „Ref.“ u. a., wie folgt, entgegen: „Wir erleben es immer wieder wie jetzt bei England, daß der vermeintliche christliche Staat zum Entsetzen der Mitlebenden in sein sittliches Widerspiel umschlägt, sich als ‚Tier‘ entpuppt und seine Raubtierkrallen zeigt. So schwer es uns ankommt, uns mit den Überzeugungen teurer christlicher Brüder in Widerspruch zu setzen, so brennt es uns auf der Seele, es auszusprechen, gerade auch angesichts der Erfahrungen mit England: es gibt keinen christlichen Staat im eigentlichen Sinn des Wortes. Der Staat ist, wie Prof. Sohmn gesagt hat, ‚ein geborner Heide‘, und zwar ein solcher, der sich niemals gründlich bekehrt. Man kann das ‚Tier‘ zähmen, man kann es so lange dressieren, bis es beinahe selber an seine Christlichkeit glaubt: dennoch, wenn seine Stunde gekommen ist, dann zeigt das ‚Tier‘

wieder seine Pranken, Einer Löwin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen Und des numidischen Waldes plötzlich und schrecklich gedenkt'. Das ist's, was wir jetzt mit Entsetzen an England erleben. England ist das größte Weltreich der Erde. Es hat sich lange als ‚christlicher Staat‘ im ausnehmenden Sinne aufgespielt und ausgegeben, es hat sich so zähm zu drapieren gewußt — hilft nichts! Die Natur des ‚Tieres‘ ist in entsetzenerregender Weise hervorgebrochen. Was ist seit Stöckers Zeiten nicht alles gesagt und gehofft worden vom ‚christlichen Staat‘! Auch heute redet man wieder mit besonderem Nachdruck davon, daß die ‚deutsche Volksseele‘ christlich gemacht, daß ‚die Massen für Christum gewonnen‘ werden müssen und können. Ich sage: die englische Politik, die zu diesem furchtbaren Kriege geführt hat, ist die vernichtendste Kritik der Theorie vom ‚christlichen Staat‘, die man sich denken kann. Falsche Theorien werden am besten durch erschütternde Tatsachen korrigiert. Man mache sich doch einmal den Tatbestand recht klar. Entweder haben die recht, die das englische Christentum für Heuchelei erklären, dann droht dem Glaubensleben des Christen die schwerste Einbuße, dann hat er alle Ursache, am Werte Gottes an der Menschenseele zu zweifeln, Wiedergeburt und ‚neue Kreatur‘ ins Gebiet der Illusion zu verweisen. Denn so, wie diese englischen Christen sich heute erweisen, so waren sie dann schon immer. Man denke an den Burenkrieg, an den Opiumkrieg usw. Dann hat Englands Christentum nie etwas getaugt, trotz alles äußeren Glanzes. Oder man entscheidet sich für die andere Seite der Wahl: man läßt den Begriff des ‚christlichen Staates‘ fallen, dann lösen sich alle Schwierigkeiten. Dann wird man nicht in Versuchung kommen, für die verbrecherische Politik eines Staates die dort wohnende gläubige Gemeinde verantwortlich zu machen. Man weiß eben, daß selbst bei reicher Entfaltung des christlichen Lebens die entschiedenen Christen zu sehr in der Minderzahl sind, um auf die Geschichte eines Staates entscheidenden Einfluß zu gewinnen, ganz abgesehen davon, daß der Staat eben nach ganz eigenen, immanenten Gesetzen seine Wege geht. Wir haben eben nicht die Verheißung, daß die ‚Volksseele christlich‘ wird, und daß ‚die Massen für den Heiland gewonnen‘ werden können. Darum lasse man diese mehr oder weniger unbiblischen Vorstellungen beiseite. Das christliche öffentliche ‚Wirken‘ wird dann zwar mancher ‚zündenden‘ Schlagworte und eines gewissen ‚großzügigen‘ Hintergrundes ermangeln, es wird aber eben darum — biblischer und im letzten Grunde trotz größerer Einfachheit erfolgreicher sein.“ Das ist wesentlich richtig geurteilt. Die wahren Christen bilden in einem Volke wohl immer die Minorität. Schon aus diesem Grunde ist der Staat, der das ganze Volk umfaßt, nie wesentlich ein christlicher. Die Christen sind darum auch nicht verantwortlich zu machen für etwaige Verbrechen, die das Volk oder der Staat begeht, obgleich sie, wenn sie davon wissen, die Pflicht haben, sich von denselben öffentlich loszusagen. Die Personen, welche die wichtigsten Staatsämter bekleiden, können Christen, offenbare

Unchristen oder Heuchler sein, und dementsprechend wird dann auch, insonderheit in großen Krisen, Entscheidung und Handlung des Staates ausfallen. Aber auch dann, wenn das Oberhaupt und die Machthabenden des Staates alle ernste Christen sind, wird der Staat als solcher kein christlicher Staat. Zu weit geht aber die „Ref.“, wenn sie behauptet, daß der Staat als solcher immer wesentlich etwas Heidnisches sei und bleibe. Das ist ebensowenig der Fall, wie Ehe, Wissenschaft, Kunst usw. an sich wesentlich heidnisch sind. F. B.

Dürfen sich die Pazifisten der Friedensgesellschaft, die jeden Krieg als ungerecht und unchristlich verwerfen, auf die Bibel berufen? Diese Frage beantwortet „G. d. G.“ also: „1. Ist in der Weihnachtsbotschaft der Welt der politische Friede verkündet? Der Friede der Menschen mit Gott ist der Inhalt der Engelsbotschaft, und schon deshalb kann bei ihr von einer Verkündigung eines politischen Friedens nicht die Rede sein, weil im ganzen römischen Reich in allen drei Erdteilen unter Augustus seit der Schlacht bei Actium Friede war, und weil die politische Befreiung Palästinas vom Römerjoch, die die Magier aus dem Morgenland (?) und zuerst auch die Jünger vom Messias erwarteten, von Jesus stets von der Hand gewiesen ist. 2. Hat Jesus den Krieg verboten? Pfarrer Nithad-Stahn schreibt in der Schrift ‚Völkerfriede‘ S. 37: ‚Er hatte keine Ursache, ein religiöses Urteil über den Krieg zu sprechen, der für die Bürger seines Reiches nicht in Betracht kam. Aber dies darf man behaupten: die ganze Lehr Jesu ist ein Oberfaß, aus dem sich stillschweigend das Gebot ergibt: ‚Ihr sollt nicht Krieg führen.‘“ Beide Behauptungen erkläre ich rundweg für falsch. Jesus bezeichnet Matth. 22, 7 den Krieg und die Zerstörung einer Stadt als das letzte und einzige Mittel im Plane Gottes, durch welches unverbesserliche Sünder zur gerechten Bestrafung herangezogen werden: ‚Da das der König hörte, ward er zornig und schickte seine Heere aus und brachte diese Mörder um und zündete ihre Stadt an.‘ Wie schon Jesaias 700 Jahre vorher seinen Mitbürgern klarmachte, daß nicht etwa Baal, sondern ihr eigener Gott Jahve Jerusalem zerstören werde, so bezeichnet Jesus die von ihm prophetisch erschaute Strafexpedition des Vespasianus und Titus als die von seinem himmlischen Vater verhängte Züchtigung für den Justizmord der Pharisäer, die den Sohn Gottes (Matth. 21, 38. 39) hingemordet haben. Gäbe es also keine Kriege, so könnte die Weltregierung des himmlischen Vaters gar nicht durchgeführt werden. . . . 3. Ist die Selbstaufopferung im Befreiungskampfe und Abwehrkriege wider Christi Gebot? Wenn eine Polizeitruppe vorhanden sein muß, müssen sich in ihr beherzte Männer den Feinden entgegenwerfen. Hat Jesus Christus diese Selbstaufopferung zu einem guten Zweck verboten, er, der uns (Matth. 10, 28) gelehrt hat: ‚Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, aber die Seele nicht mögen töten? Ist der Spruch, den unser Kaiser auf das Gedenkblatt für gefallene Kolonialkrieger hat setzen lassen (Job. 15, 13): ‚Niemand hat

größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde' etwa nicht nach Christi Sinn? Die Abrüstung, die Porfirio Diaz in seinen letzten Präsidentschaftsjahren durchgeführt hat, hat den Staat Mexiko ins Unglück gestürzt (*Army and Navy Journal*).“ Wer lehrt, daß jeder Krieg verwerflich und unchristlich sei, der muß folgerichtig mit Anabaptisten, Quäkern und andern Sekten behaupten, daß der Staat auch Verbrecher und Mörder nicht bestrafen dürfe. Die Schwärmerei der Pazifisten von einem künftigen allgemeinen und bleibenden Weltfrieden hat ihren Grund in dem Wahn, daß Christus gekommen sei, um hier auf Erden ein Millennium irdischen, sinnlichen Glücks, eine Art Türthimmel, aufzurichten. Solche Gedanken aber stammen nicht aus der Schrift und dem Geiste, sondern aus dem alten Adam, den Christen ersäufen sollen samt seinem Dichten und Trachten. Wer nüchtern und schriftgemäß über den Krieg urteilen will, der lese Luther, dessen gebiegene und oft derbe Aussprüche über den Krieg jetzt mit Recht wieder in Deutschland und Amerika veröffentlicht werden. J. B.

Der Krieg und die Kirche. In einem Artikel der „A. E. L. R.“ über „Die Aufgabe der Kirche in der Gegenwart“ schreibt D. Jhmels: „Die Kirche muß zur Bußpredigerin werden, die unser Volk zur Buße ruft und wiederum zur Buße und abermals zur Buße. . . . Denn wie war die Situation? Man kann sie kaum ernst genug ansehen. Auch wenn man vor aller phrasenhaften Übertreibung noch so sorgfältig sich hütet, kann man sich doch nicht verbergen, daß unser Volk nicht bloß in weitem Umfang sich daran gewöhnt hatte, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben und zu sterben, sondern daß auch Gott selbst für weite Kreise aufgehört hatte, eine Wirklichkeit zu sein. Was uns so unendlich schwer auf der Seele lastete und lastet, sind also nicht bloß einzelne Sünden, so grauenhaft insonderheit auch besonders die Sünde gegen das sechste Gebot zugenommen hatte. Alles das war doch im tiefsten Grunde nur Symptom der trostlosen Gottesferne, die für große Scharen unsers Volkes fast selbstverständlich geworden war. Das galt alles ebenso nach oben wie nach unten, und man kann zweifelhaft sein, wo der Schade größer sei. Ich habe mir oft gesagt, wie unendlich schwer den Geistlichen in manchen Indusriegemeinden die Ausrichtung ihres Amtes werden müsse. Nicht ohne weiteres schon um der Unkirchlichkeit der Gemeinde willen; ihr mochte man in vielen andern Gemeinden nicht minder begegnen. Aber was alle Arbeit hier so unsagbar schwer machen mußte, war die, menschlich gesprochen, vollendete Aussichtslosigkeit dieser Arbeit. Wie soll Gottes Wort ein Neues schaffen, wenn es nicht mehr gehört wird, und durch eine geschlossene Organisation auch denen, die das Wort noch hören möchten, es fast unmöglich gemacht wird! Mit stiller Bewunderung habe ich wohl zugehört, in welcher selbstverleugnender Treue hier und da Geistliche durch Veranstaltung von Diskussionsabenden, durch wirtschaftliche Fürsorge, durch private Seelsorge erst einmal ein Vertrauensverhältnis, wenn nicht zur Kirche, so doch zur

Person des Geistlichen zu schaffen versuchten. Wie gering war gleichwohl der sichtbare Erfolg! . . . Stand es in den höheren und höchstgebildeten Kreisen anders? Anders wohl, aber ob besser? Wie groß war auch hier der Prozentsatz derer, die zur Kirche kein anderes Verhältnis mehr hatten, als daß sie von ihr ihre Familienfeste sich schmücken ließen. Gewiß war hier infolge der größeren äußeren und inneren Selbständigkeit die Gefahr weniger groß, daß die Rücksicht auf andere von der Kirche abhalte; aber wird dadurch die tatsächliche Kirchenentfremdung nicht nur noch ernster? Durchweg freilich bestand die vermeintliche persönliche Selbständigkeit nur darin, daß man, ohne sich ernstlich darüber Gedanken zu machen, die nun einmal herrschende Kirchen- und Gottesferne auch seinerseits mitmachte; man war mit allem, was die Kirche zu sagen hatte, fertig, ehe man es auch nur wirklich gehört hatte. Welche Mauer richtete das aber tatsächlich der Kirche gegenüber auf! Wie oft haben wir gewünscht: Wenn jene uns doch nur einmal gestatten wollten, von Gott zu ihnen zu reden! Verhältnismäßig gering war dagegen die Schar derer, die wirklich um eine selbständige Auseinandersetzung mit der Kirche sich bemüht und zu einer vermeintlich wissenschaftlich notwendigen Ablehnung der kirchlichen Predigt gekommen waren; aber wie groß war die Wirkung, die, zum Teil gewiß ungewollt, von ihnen ausging! Man muß immer wieder daran erinnern, daß die Wasser nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten fließen. Woher stammte die Weisheit in der Westentasche, die dem Arbeiter das Christentum unsicher machte? Ist es nicht der Niederschlag der ‚wissenschaftlichen‘ Arbeit, die man auf eine Kritik des kirchlichen Christentums verwandt hatte? In unzähligen Fällen, ja man darf getrost sagen, durchweg bedeutete freilich die Berufung auf die Wissenschaft nur eine Veruhigung für eine in Wirklichkeit ganz anders begründete Ablehnung des Christentums. Der eigentliche Gegner des Christentums war und ist die Diesseitigkeitsstimmung der ganzen Zeit. Mit allen ernsthaften Gegengründen kann man sich auseinandersetzen; in jedem Kampfe ist Sieg möglich. Wie aber, wenn man gar nicht mehr kämpft? Für das Empfinden weiter Durchschnittskreise unsers Volkes war das ernsthafte Christentum nicht mehr eine Größe, mit der man wirklich rechnete. Auch hier muß man verstehen, ehe man tadelt. Durch die ungeheuren Fortschritte besonders der Technik ist der moderne Mensch so sehr der diesseitigen Welt Herr geworden und steht mit seinem ganzen Gedankenkreis vielfach so sehr in der sichtbaren Wirklichkeit, daß ihm in dem Getriebe der Räder, in der rastlosen Arbeit des Tages oder auch in der exakten Erforschung der Welt der Wirklichkeit das Wort von einer andern Welt eben wie ein Ton — aus einer andern Welt klingt, mit dem er nichts mehr anfangen kann. Mancher ehrliche Zeitgenosse möchte uns wirklich auf unser Zeugnis von Gott und seinem ewigen Reich antworten müssen: Ich höre das alles wohl; ich sehe ja auch, daß das alles für Sie ungeheure Bedeutung hat, ja Wirklichkeit ist — aber, wenn ich

ehrlich sein soll, es ist mir, als ob Sie eine fremde Sprache redeten.“ D. Ihmels hat recht: Die Kirche muß zur Bußpredigerin werden! Daß aber auch den Dienern der Kirche, insonderheit den theologischen Professoren, gerade auch den sogenannten positiven, zu denen D. Ihmels gehört, Buße und Rückkehr zum alten Glauben gepredigt werden sollte, dafür scheint es leider in Deutschland immer noch kein weitreichendes Verständnis zu geben. Und doch sind eben diese Vertreter der Kirche es, die durch ihre Angriffe auf schier alle Artikel des christlichen Glaubens und insonderheit durch ihre Bibelkritik und Leugnung der Inspiration und Untrüglichkeit der Schrift die Christen irregemacht, ihnen den Boden unter den Füßen weggesprengt und sie den Angriffen des Unglaubens und Irrglaubens gegenüber hilf- und waffenlos gelassen haben. F. B.

Die religiöse Bewegung betreffend, die der Krieg in Deutschland ausgelöst hat, läßt sich D. Ihmels in demselben Artikel also vernehmen: „Aber zweierlei durfte man sich freuen und — wundern. Aber das eine rückhaltlos. Das ist die ungeheure sittliche Kraft, die in unserm Volke offenbar wurde. Man darf es ohne Selbstgefälligkeit sagen: wir haben erlebt, daß in unserm Volke doch noch ganz andere sittliche Kräfte stecken als in den gegnerischen Völkern. Sodann aber schien doch auch diese sittliche Energie noch tief in einem religiösen Boden zu wurzeln. Es war doch wieder ein gewaltiges Schauspiel, daß mit einem Schläge auch die Kirchen, die bisher gähmend leer waren, sich füllten, daß gewaltige Mengen betend vor Gott auf den Knien lagen, und daß Tageszeitungen, die bisher den Namen Gottes sorgfältig mieden, wieder ungeschämt von Gott zu sprechen begannen. Was ist das? Eine neue Schöpfung von Gott, urteilte ein Freund. Andere haben den Eindruck gehabt: es werde offenbar, daß unser Volk doch noch viel stärker an Gott gebunden sei, als es bisher schien. Beides schließt sich nicht aus, beides hat auch sein Recht, beides aber darf nicht überschätzt werden. Einen Augenblick mochte es für den oberflächlichen Blick scheinen, als seien wirklich mit einem Schläge die Krankheiten der Volksseele weggeblasen, und als komme nun nur zutage, daß unser Volk in seinem innersten Kern immer noch das aus Gott lebende Volk sei. Wir werden jetzt schon unendlich viel nüchterner urteilen. Soviel ich sehe, hätten wir noch kein Recht, schon von einer wirklichen neuen Erweckung im Volksleben zu sprechen. Die äußeren Feinde des Christentums halten wohl für den Augenblick sich zurück, aber sie sind ganz und gar nicht tot. Und was wirklich neu sich regt, ist im besten Falle der Anfang eines Neuen. Immerhin, die Kirche hat Gelegenheit, an manche heranzukommen, die sie bisher nicht erreichte. Wer weiß auch, ob unser Gott die Furchen nicht noch tiefer und tiefer zieht. Jedenfalls — jetzt ist Saatzeit. Die Kirche darf sie nicht versäumen.“ In ähnlicher nüchterner Weise schreibt auch der „Reichsbote“: „Eine ungeahnt hochgehende Welle religiös-vaterländischer Begeisterung schob das Gotteswort, das

Gotteshaus und damit auch wieder das Pfarrhaus in den verdienten Mittelpunkt. Der verspottete, zur Ruhe gesetzte Gott trat wieder als Gott der Schlachten vor die zitternde Volksseele. Aber schon jetzt, kaum zwei Wochen nach der Kriegserklärung, erleben wir Großstadtpfarrer mit Betrübniß und Schmerz, wie die herrliche religiöse Bewegung abflaut, wie sie einer politischen Sensationslüsternheit oder aber einer unerkennbaren Gleichgültigkeit weicht. Ja, schon drängen sich gottlos und frech die zwei gefährlichsten Volksverderber, Trunksucht und Unsitlichkeit, mit ihrem verheerenden Gefolge auf den großen Truppensammelplätzen an die Krieger heran als die gefährlichsten Verbündeten der Feinde jenseits der Grenzen.“

F. B.

Sie verstoßen ihr Herz. Daß der Weltkrieg vielen in Europa zum Segen gereicht, dafür sprechen zahlreiche Tatsachen. Leider fehlt es aber auch nicht an solchen, die wie einst Pharao und Jerusalem jetzt ihr Herz nur noch mehr verhärten und so die Zuchtruten, die ihnen nach Gottes Willen zum Heil gereichen sollten, für sich verwandeln in Fluch. Zu diesen gehört z. B. P. Seydorn in Hamburg, der sich nicht scheut, in dieser ernsten Zeit die Kriegsgebete zu verspotten, und auch das „Komitee Konfessionslos“, das seinen Ärger über die religiöse Bewegung in Deutschland nicht zu verbergen weiß, wie aus folgenden von der „Ref.“ mitgeteilten verbissenen Sätzen dieses Komitees hervorgeht: „Der konfessionelle Friede ist von höchster Stelle verbreitet worden. Wer ihn nicht hält und selbst in dieser ernsten Zeit vom Zelotentum nicht lassen kann, das sind gewisse orthodoxe Kreise. In ihren Organen wimmelt es von Leitartikeln und Zuschriften, in denen frohlockend die ‚herrliche Zeit‘ gepriesen wird, in der ‚der Herr sein Volk zu sich berufen hat‘. Da wettern die frommen Herren in einem Atemzuge gegen die ‚schamlose Mode‘ der hohen Absätze und durchbrochenen Mäusen, gegen die Prostitution, gegen die Freidenker, Monisten und Atheisten und all das ‚üble Zeug‘, wie es im freikonservativen ‚Posener Tageblatt‘ heißt. Liest man diese frommen Ergüsse, so weiß man nicht, worüber man mehr staunen soll: über die Dummheit, mit der diese ‚Christen‘ verraten, wie gelegen ihnen dieser Weltkrieg kommt, oder über die Gemeinheit, mit der sie, die Hüter der Moral, selbst jetzt nicht aufhören, die Bestrebungen ehrlicher Menschen mit dem Schmutz der Gasse in einem Atemzuge zu nennen.“ Der Gottesglaube entspricht ganz der Natur des Menschen, während der Atheismus ein künstliches Gebilde der Überkultur ist. Dafür legt fast immer und überall Zeugnis ab das Verhalten des Menschen in der Not und auch jetzt wieder die religiöse Bewegung in Deutschland. Kein Wunder also, wenn atheistische Sozialdemokraten sich über die gegenwärtige religiöse Bewegung, die ihren Unglauben mit der Tat widerlegt, ärgern. An der Front und im Angesichte des Todes dürften aber auch sie den Mund weniger voll nehmen. F. B.

Die Liberalen und der Krieg. Daß die liberale Theologie weiter nichts ist als theologische Kannegießerei, die dem Ernst des Lebens

gegenüber, wie es sich im Tode und jetzt im Kriege zeigt, völlig versagt und höchstens mit poetischen Phrasen und hot air aufzutreten vermag, ist allbekannt. Während Luther uns vom Standpunkt seines Christentums aus auch hier auf alle Fragen solide Antwort gibt, hat der Krieg alle liberalen Theorien von Jesus und dem Vatergott wie Spinnewebe heruntergefegt und wie Kartenhäuser umgeworfen. In der Zeitschrift „Christentum und Gegenwart“, herausgegeben von den Hauptvertretern des Liberalismus in Bayern, D. Geyer und D. Rittelmeyer, steht z. B. zu lesen: „Das haben wir wohl alle unwillkürlich gespürt, daß Jesu Gestalt schlecht in diese kriegerischen Tage paßt. Gott stand gewiß allen vor der Seele, aber nicht Jesus, wenigstens zunächst nicht. Er schien wie mit naturgesetzlicher Notwendigkeit völlig in den Hintergrund getreten zu sein. Regimenter, Kosse, Kanonen, Schlachtbegeisterung — und Jesus, nein, das ging nicht! Viele, die gewohnt waren, in Jesus den unbedingten Führer ihres Lebens zu sehen, haben das schmerzliche Empfinden gehabt, daß Jesus hier als Führer anscheinend ganz versagte. Wir vermiften ein Wort aus seinem Munde, das uns zu dem, was wir doch alle als unsere nächste Pflicht erkennen, den Krieg mit aller Kraft zu führen, Mahnung und Weisung gäbe. Wenn wir unsere Augen fragend auf ihn richteten, schien er zu verstummen. In seiner Gedankenwelt hat der Krieg keine Stelle. Man denke nur an die Bergpredigt mit ihrem Lobpreis der Sanftmütigen und Geduldigen, mit ihren Worten vom Erleiden des Unrechts. In diesem Punkte scheint mir Tolstoi doch recht gesehen zu haben.“ — Ja, wäre das wirklich der Zweck Jesu und des Christentums gewesen, hier auf Erden ein Tolstoisches Millennium eines allgemeinen Weltfriedens aufzurichten, so könnte die Geschichte nur das Urteil fällen: Das Christentum hat seinen Zweck völlig verfehlt. Und hinter dies Urteil würde dann der gegenwärtige Weltkrieg mit der ihm folgenden Verbitterung und Abschließung der Völker einen Punkt setzen, der auch stehen bliebe. Wie leuchtet sich aber alles, wenn man die Tatsachen der Weltgeschichte und auch die des gegenwärtigen Weltkrieges in das Licht der Ewigkeit rückt und anschaut mit geistlichen Augen, in denen das Licht des göttlichen Wortes leuchtet, wie uns Luther dasselbe wieder angezündet hat.

F. W.

Politisch-unionistische Friedensbewegung! Der schwedische Erzbischof D. Söderblom wollte eine Gesamterklärung der angesehensten Vertreter der evangelischen Kirchen zugunsten des Friedens veranlassen und wandte sich zu diesem Behufe an die Erzbischöfe von Canterbury und von York, an den Moderator der schottischen Staatskirche, an die geistlichen Präsidenten der evangelischen Kirchen in Holland, Belgien, Frankreich, an zehn Vertreter der evangelischen Kirchen in den Vereinigten Staaten, an einen Vertreter der Genfer Kirche, an einen dänischen und einen norwegischen Bischof, an den Erzbischof von Abo (Finnland), an evangelische Bischöfe der österreichisch-ungarischen

Monarchie und an drei russische Metropoliten. Als Vertreter deutscher Kirchen wurden von ihm angerufen: Oberhofprediger D. Dryander (Berlin), Oberhofprediger D. Dibelius (Dresden), Vizepräsident des sächsischen Konsistoriums, Präsident des Oberkonsistoriums D. v. Wezzel (München), Prälat Römer (Stuttgart). Da aber die Friedenszuschrift Söderbloms es unentschieden läßt, wer am gegenwärtigen Krieg die Schuld trage, so haben alle Vertreter der deutschen Kirche dem Erzbischof „einmütig und eines Sinnes abgeschrieben“. Diese Abjage begründet Prälat Römer u. a. also: „Ich vermag meinen Namen nicht unter eine Erklärung zu setzen, die den Schein erweckt, als wären die Unterzeichner der Meinung, ‚was den Anstoß zum Friedensbruch gegeben hat‘, sei nur ‚Gott allein‘ bekannt. Die von der kaiserlich-deutschen Regierung veröffentlichten Dokumente sind aller Welt bekannt, und ihr von niemand angezweifelter Inhalt zeigt, daß die kaiserlich-russische Regierung den Frieden gebrochen hat, und zugleich, daß nur die Regierung Großbritanniens, diese aber auch mit voller Sicherheit, den Weltkrieg hätte verhüten können.“ Das zeugt von Gewissenhaftigkeit auf Seiten der deutschen Kirchenmänner. Sind sie ihrer Sache gewiß, so konnten sie das „unionistische“ Dokument Söderbloms nicht unterschreiben. Aus demselben Grunde der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit hat D. Dryander es abgelehnt, eine ihm von einem angesehenen französischen Kirchenmann zugesandte „internationale Erklärung zwecks humaner Kriegsführung“ zu indossieren. In vollem Einklang mit diesen Äußerungen steht auch die Erklärung des Missionsausschusses von 16 deutschen Missionsgesellschaften, daß er die angebotenen englischen Sammlungen für bedrängte deutsche Missionare nicht annehmen könne. — Wie kommt es aber, daß dieselben Theologen keine Gewissensbisse haben, wenn es die Unterschrift von kirchlich unionistischen Dokumenten gilt? Wo bleibt hier, da es sich doch um Gottes klares Wort handelt, der sittliche Ernst, der auch nicht den Schein erwecken darf, als ob das noch in der Schwebeliege und offene Frage sei, was Gott längst deutlich und klar in seinem Wort entschieden hat? Der Kampf, den Christus in dieser argen Welt führt, fordert doch kein geringeres Maß von Treue und Wahrhaftigkeit als der Krieg, den die Deutschen jetzt gegen ihre Feinde führen! Sooft aber Missouri bisher diese Treue und Gewissenhaftigkeit gegen Gott und sein Wort gefordert und danach gehandelt hat, erhob sich in der ganzen Welt ein Geschrei über missourische Beschränktheit, Unduldsamkeit und Lieblosigkeit. J. B.

Weltkrieg und Weltmissionskonferenz. Auch auf der großartigen Edinburger Weltmissionskonferenz im Juni 1910 wurde die bekannte schwärmerische Losung Motts und Speers ausgegeben: „Eroberung der Welt für Christum noch in dieser Generation!“ Und daß dieser ganzen Bewegung alle möglichen schwärmerischen, unbiblischen, fleischlichen und chiliastischen Gedanken zugrunde lagen, wurde selbst von den Evangelischen in Deutschland nicht erkannt. Der Weltkrieg hat aber auch

hier den Blick geschärft und das Edinburger Wahngelbde sektiererischer Schwärmerei gründlich zerstört und wieder einmal den Stempel der Wahrheit gedrückt auf die nüchterne, aber verachtete Lehre der Heiligen Schrift und der lutherischen Kirche von der geistlichen Art des Reiches Christi und seiner Magdgestalt, insonderheit vor dem Weltende. Eine Folge dieser heilsamen Ernüchterung durch den Krieg dürfte auch die sein, daß die Weltmissionskonferenz einen großen Riß erhält, da die Evangelischen in Deutschland sich wahrscheinlich von derselben zurückziehen werden. Das „Ev. Missionsmagazin“ berichtet über den Empfang eines Schreibens von dem Sekretär der Edinburger Konferenz und fährt dann also fort: „Das Schreiben aus Edinburg ist nach unserm Eindruck ein schmerzlich beredtes Zeugnis davon, daß man in diesen Kreisen nichts zu sagen weiß, jedenfalls beim Ausbruch des Krieges nicht wußte, wie die Lage sich und ändern deuten, weshalb man sich auf allgemein gehaltenen Zuspruch beschränkte, der niemand aufrichtet und niemand weh tut. Was die Edinburger Weltmissionskonferenz erreicht zu haben hoffte, insbesondere das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller evangelischen Missionsarbeit und der Ruf- nach internationalem Zusammenschluß, nach weltumspannender cooperation, das ist nun einer Prüfung unterworfen, die erst zeigen muß, wieviel als Spreu zerstreuen, und wieviel als gereinigte Frucht bleiben und weiterwirken wird. Was angeichts des überwältigenden Eindruckes der Edinburger Weltkonferenz (14. bis 23. Juni 1910), der bis jetzt ungeschwächt weiterwirkte, kaum jemand öffentlich wagte, ein Wort der Kritik und der Warnung vor allzu hohen und allzu wenig auf die Einfachheit des Glaubens an Christus fundamentierten Hoffnungen, das nachzuholen wird nun durch die erschütternde Sprache der Tatsachen überflüssig. Uns will scheinen, Gott rechne scharf ab mit dem ganzen christlichen Missionsbetrieb; aber den Glauben wollen wir behalten: nicht auf Vernichtung, sondern auf gründliche Erneuerung hat er es abgesehen. Machen wir nun in niedriger Stille weiter und gedenken wir des Vorbildes der ersten Christengemeinden, die in viel Trübsal und Armut doch noch geblieben sind in der ‚Gemeinschaft der Handreichung‘. 2 Kor. 8, 2 ff.“ — Jedenfalls wäre es ein großer Segen für die Christenheit, wenn der Weltkrieg auch die Wirkung haben sollte, daß die Evangelischen in Deutschland sich von den Sekten abwenden und zurückkehren zur altlutherischen Nüchternheit in der Lehre und zur keuschen Sprödigkeit in der Kirchengemeinschaft den Sekten gegenüber. Um das wahre Luthertum oder, was dasselbe ist, um das wahre Christentum ist es geschehen, wo immer es sich von den Sekten umschmeicheln und von ihren Schwärmereien einkreisen läßt.

J. B.

Die Bedeutung des Gefanges für die christliche Kirche und ihre Gottesdienste ist uns etwas Selbstverständliches. Sie tritt aber in ein neues Licht auf den Missionsgebieten, indem den jungen Christengemeinden nicht nur der Lieberschatz der alten Kirche erschlossen wird, und

neue Gesänge nach der nationalen Eigenart entstehen, sondern auch mit dem christlichen Glaubensleben eine neue Sangesfreudigkeit im Volke erwacht. Sehr bezeichnend hierfür ist die Mitteilung eines englischen Blattes aus Indien, wo sich bekanntlich die stärkste Empfänglichkeit für das Christentum unter den Kastenlosen und niederen Volksklassen findet. Das genannte Blatt schreibt: „Es ist eine merkwürdige, bezeichnende Tatsache, die zum Nachdenken auffordert, daß, während die Leute niederer Kasten, die sich jetzt zur Kirche drängen, im allgemeinen leidenschaftlich gern singen und hervorragend musikalisch veranlagt erscheinen, die Leute höherer Kasten an Gesang und Musik meist arm sind, und die Mohammedaner sie ganz verschmähen, so daß sie beim Gottesdienst überhaupt nicht singen.“ Die seltsame Erscheinung, daß der Zug zum Christentum da am stärksten ist, wo die Musik eine Helferin des Glaubens ist, bestätigt nur wieder, daß die Geschichte der Kirche sich draußen wiederholt. Auch in Indien schließt sich ein segensreicher Bund zwischen dem Evangelium und dem heiligen Liede. (G. d. G.)

Literatur.

Im Concordia Publishing House, St. Louis, Mo., ist erschienen:

1. „Amerikanischer Kalender für deutsche Lutheraner auf das Jahr 1915.“ 10 Cts. — Dieser Kalender umfaßt 104 Seiten und bietet neben dem Kalendarium, dem Verzeichnis sämtlicher Pastoren, Professoren und Lehrer der Synodalkonferenz und anderm nützlichen Material auf S. 15—42 anregenden und erbaulichen Lesestoff. Alle Häuser der Synodalkonferenz sollten ihm die Türen öffnen.

2. „Lehrplan für gemischte Gemeindefschulen.“ Eine Handreichung für Lehrer und Pastoren. Von Lehrer H. F. H. Papke. 38 Seiten mit Papierumschlag. 15 Cts. — „Das Werkchen bietet ausführliche, auf sechs Schuljahre verteilte Angaben in bezug auf den Religionsunterricht, Sprachunterricht (deutsch und englisch), Rechenunterricht, Schreibunterricht, Gesangunterricht, Geographie, Reformationsgeschichte, United States History und Nature Study nebst einigen trefflichen Schlussbemerkungen über Hygiene. Beigegeben ist ein ausgearbeiteter Lehrplan für eine gemischte Schule. Gerade wegen der Gründlichkeit in der Zergliederung des Unterrichtsstoffes und der fortschrittlichen Verteilung auf die sechs Schuljahre kann dieser ‚Lehrplan‘ auch da gute Dienste leisten, wo die Gemeindefschulen zum Teil oder ganz als Klassenschulen organisiert sind. Jeder Lehrer und jeder Pastor, dessen Aufgabe die Aufsicht oder die Leitung einer Gemeindefschule ist, sollte nicht verfehlen, diese reife Arbeit zu bestellen.“

3. „Der Heiland.“ Weihnachtsfeier von Louis Zobel. 5 Cts., das Duzend 40 Cts., das Hundert \$3.00. Die Lieder, welche dabei die Gemeinde singt, sind separat zu haben zu 50 Cts. das Hundert.

4. „Immanuel.“ A German and English Christmas Liturgy. Compiled by the Rev. J. H. C. Fritz. With New Music by I. C. Strieter. 5 Cts., das Duzend 50 Cts., das Hundert \$3.75. Porto extra. — Diese Liturgie ist so eingerichtet, daß die Gesänge auch gleichzeitig in beiden Sprachen gesungen werden können.

5. Katalog des Concordia Publishing House 1914/15. — Auf 527 Seiten legt dieser Katalog Zeugnis ab von der enormen Tätigkeit unsers Verlags- und Buchhandels. Unsere Pastoren sollten diesen Katalog immer zur Hand haben, denn mit Recht rechnet unsere Synode auf den Patriotismus ihrer Glieder und Gemeinden. Wo immer möglich, sollten sie ihre Einkäufe machen im Concordia Publishing House, wobei sie, genau gesehen, wohl immer auch finanziell schließlich am besten fahren werden.

6. "Lutheran Annual 1915." 10 Cts. — Dieser Kalender ist das englische Ebenbild des deutschen und sollte darum in keiner Familie fehlen, wo der deutsche nicht oder nicht mehr gelesen wird. F. B.

Deutschlands Kampf für Recht und Gerechtigkeit. Äußerungen führender Männer über den Krieg. Verlag von W. G. Teubner, Leipzig. 25 Pf.

Diese Schrift bildet das erste Heft des 9. Jahrgangs der „Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“. Zu Worte kommen Männer wie Harnad, Hingé, Wagner, Chamberlain, Tröltzsch, Guden u. a. Harnad glaubt den Engländern den Vorwurf nicht ersparen zu können, daß sie mit ihrem Krieg gegen Deutschland sich eines Verrats an der Kultur schuldig gemacht haben. „Zu dieser Kultur“ — schreibt Harnad — „gehören drei Dinge, oder besser, sie beruht auf drei Pfeilern. Der eine Pfeiler ist die Anerkennung des unendlichen Wertes jeder Menschenseele, daher die Anerkennung der Persönlichkeit und der Individualität. Diese sind geachtet, gepflegt und gewollt. Das ist der eine Punkt unserer Kultur. Und der zweite Punkt ist die Anerkennung der Pflicht, dieses ebengenannte teure Leben für jedes große Ideal, „Gott, Freiheit, Vaterland“, stets auf das Spiel zu setzen. So teuer das Leben von uns, Amerikanern und Deutschen, geschätzt wird, das Leben, das Menschenleben, so sicher geben wir es willig und freudig hin, sobald eine hohe Sache es verlangt. Und der dritte Pfeiler ist der Respekt vor dem Recht und dazu die Fähigkeit zu kraftvoller Organisation auf allen Linien und in allen Gemeinschaften. Aber nun steigt gegenüber der Kultur auf diesen drei Pfeilern: Persönlichkeit, Pflicht, alles zu opfern für Ideale, Recht und Organisation — nun steigt neben dieser Kultur eine andere Kultur vor meinem Blicke auf, eine Kultur der Horde, die patriarchalisch regiert wird, des Hausens, der von Despoten zusammengescharrt und zusammengehalten wird, die byzantinische — ich muß weit ausholen — mongolisch-moskowitzische Kultur.“ „Großbritannien reißt den Damm ein, der Westeuropa und seine Kultur vor dem Wüstenlande der asiatischen Untkultur Rußlands und des Panславismus geschützt hat. Nun müssen wir Deutsche ihn mit unsern Leibern ersehen. Wir werden es unter Strömen von Blut tun und durchhalten. Wir müssen durchhalten; denn wir verteidigen die Arbeit von anderthalb Jahraufenden für ganz Europa und auch für Großbritannien! Aber der Tag, da Großbritannien den Damm zerriß, kann niemals in der Weltgeschichte vergessen werden.“ Interessant ist auch das Urteil des Engländers Chamberlain: „Seit 45 Jahren verkehre ich vorwiegend mit Deutschen, seit 30 Jahren lebe ich ständig in deutschen Ländern; die Liebe zu deutscher Art, deutschem Denken, deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst schärfte mir das Auge, ohne mich blind zu machen; mein Urteil blieb völlig objektiv, und an gar manches, was mir beim ersten Betreten deutschen Bodens nicht behagte, habe ich mich noch immer nicht gewöhnen können. Mit Frankreich seit frühesten Kindheit verwachsen, England durch Blutsbande angehörig, blieb ich vor partiischer Verblendung bewahrt. Freilich habe ich stets zurückgezogen gelebt und suchte nicht durch Gassen und Vordrängen Volk und Land kennen zu lernen; von einiger Entfernung erblickt man aber die Dinge klarer als aus der Nähe; aus der Stille vernimmt das Ohr deutlicher als mitten im Wirrwarr. Und mein Zeugnis lautet dahin: in ganz Deutschland hat in den letzten 43 Jahren nicht ein einziger Mann gelebt, der Krieg gewollt hätte, nicht ein einziger. Wer das Gegenteil behauptet, lügt — sei es wissentlich, sei es unwissentlich.“ — Für 25 Pfennig ist auch die zweite Nummer, die ebenfalls ein „Kriegsheft“ bildet, zu haben. Sie bringt kurze Artikel von G. Köthe, D. Schäfer, W. v. Bode, Deißmann, Mundt, J. Raftan u. a.

ESSAYS IN PENTATEUCHAL CRITICISM. By *Harold M. Wiener*. Oberlin, O. Bibliotheca Sacra Co. 239 Seiten 6×9, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$1.50 portofrei.

PENTATEUCHAL STUDIES. By *Harold M. Wiener*. Oberlin, O. Bibliotheca Sacra Co. 353 Seiten 6×9, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: \$2.15 portofrei.

Das erste dieser Werke erschien schon im Jahre 1909, das zweite 1912, aber sie sind es wert, auch so lange Zeit nach ihrem Erscheinen noch an dieser Stelle

angezeigt und besprochen zu werden. Sie gehören zu den scharfsinnigsten und eingehendsten Widerlegungen der vielgerühmten höheren Kritik unserer Zeit, besonders der höheren Pentateuchkritik. Die einzelnen Aufsätze sind zum größten Teil in der ältesten theologischen Zeitschrift *Americas* erschienen, der im 84. Jahre stehenden *Bibliotheca Sacra*, früher in Andover, Mass., herausgegeben, seit einer Reihe von Jahren nach Oberlin, O., verlegt. In dem erstgenannten Werke verteidigt Wiener besonders die Erzählungen und Einrichtungen, die sich in den vier letzten Büchern des Pentateuchs finden, gegen die modernkritischen Einwände; in dem zweiten Werke beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Genesiß, doch ohne daß die andern Bücher ausgeschlossen wären. Auch ein interessanter Briefwechsel, den Wiener mit bekannten Kritikern der Gegenwart geführt hat, wird dargeboten. Der Verfasser der beiden Werke ist kein Christ, sondern ein Jude, der für die Echtheit und Glaubwürdigkeit der heiligen Schriften seines Volkes eintritt. Er ist kein Theolog, sondern ein Jurist, der sich aber schon seit langer Zeit viel mit solchen Studien befaßt hat und viele Theologen beschämt; denn er hält entschieden die mosaische Verabfassung des Pentateuchs fest. Er führt eine gewandte Feder, und seine juristische Bildung kommt ihm gut zuflatten, gerade wenn es gilt, Argumente auf ihre Beweiskraft zu prüfen. Er besitzt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und kennt die einschlägige deutschländische, niederländische, englische und amerikanische Literatur. Er ist ein tüchtiger Kenner des Hebräischen, und die Septuaginta und andere Übersetzungen des Alten Testaments sind ihm geläufig und bei seinen Untersuchungen zur Hand. Er führt, wie wir aus dem sechsjährigen und gegenwärtigen Jahrgang der *Bibliotheca Sacra* sehen, seine eindringenden Untersuchungen fort. Ein Hauptverdienst Wieners ist, daß er mit einigen andern Gelehrten die Burg der höheren Kritik seit 150 Jahren, die Scheidung verschiedener Quellschriften im Pentateuch auf Grund des Wechsels der Gottesnamen Jehovah und Elohim, mit solch schmerzlichen Gründen angreift, daß vielgenannte Kritiker der Gegenwart dieses Argument nicht mehr als ausschlaggebend ansehen mögen. Die Einfälligkeit dieses Arguments hat uns schon immer festgestanden, aber es ist erfreulich zu lesen, daß Gelehrte wie Wiener und Redpath in England, Klostermann, Dahse und Möller in Deutschland, Gerdmans und Tröskira in Holland die vielgenannten höheren Kritiker in die Enge treiben, so daß sogar der bekannteste Kritiker der Gegenwart, Wellhausen, zugekehrt, daß in Dahses Untersuchungen ein „wunder Punkt“ berührt wird, daß Sellin in Moskau meint, daß wir in einer Zeit der „Gärung und des Übergangs“ auf kritischem Gebiet stehen, daß Kittel in Leipzig die Preisaufgabe stellt: „Die Gründe für die Verschiedenheit der Gottesbezeichnungen Jahve und Elohim bedürfen einer neuen Untersuchung“, und daß Toy in Harvard, der seine frühere Stellung gerade seiner höheren Kritik wegen aufgeben mußte, Wiener Zugeständnisse macht. Wieners und Dahses These ist, daß die Septuaginta an circa 180 Stellen eine andere Gottesbezeichnung haben als der hebräische Text, und daß man darum nicht so mechanisch nach den verschiedenen Gottesnamen Urkunden im Pentateuch unterscheiden kann, sondern erst eingehender textkritisch untersuchen muß. Während wir durchaus nicht allen Behauptungen und Aufstellungen Wieners zustimmen können, auch öfters Ton und Weise der Ausführung uns nicht aneignen möchten, besigen doch seine Werke bedeutenden Wert als herzhafte Angriffe auf die vielgerühmte, aber bodenlose höhere Kritik unserer Zeit, und wir empfehlen sie allen, die sich für solche Fragen interessieren. L. F.

Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis., hat uns zugehen lassen:

„Dogmatik von A. Höpcke.“ 18. Lieferung. 40 Cts.

J. B.

„*The Germanistic Society of Chicago*“, 332 South Michigan Ave., hat uns zugehen lassen:

1. „Germany's Fateful Hour.“ By Kuno Francke, Professor of History in Harvard University.

2. „German 'Atrocities' and International Law.“ By James G. McDonald, Professor in Indiana University. — Jedes Heft kostet 5 Cts. J. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die **Norwegische Synode** war als Delegatensynode vom 15. bis zum 21. September in Sioug Falls, S. Dak., versammelt. In seiner Eröffnungspredigt behandelte Präses D. G. Stub das hohepriesterliche Gebet Jesu und führte aus, „daß die Bitte ‚Daß sie eins seien‘ nicht nur auf die unsichtbare, innere Einigkeit des Geistes sich beziehe, sondern daß der Herr auch darum bitte, daß die Kirche in äußerer Einigkeit sich der Welt zeige“, und führte mehrfach Stellen aus lutherischen Theologen an, die dieser Auslegung der Johannisstelle gehuldigt haben. (Nach dem offiziellen Bericht Prof. D. G. Ristads in „Skandinaven“, Chicago, den 21. Oktober 1914. Wir folgen diesem Bericht und dem Bericht eines Sioug Falls-Blattes über die Synodalverhandlungen, der von einem eigens dazu ernannten synodalen Preßkomitee zensiert worden ist.) In seiner Synodalrede berichtete Präses Stub, daß von 398 Synodalgemeinden, die über den letztjährigen Beschluß in der Vereinigungssache abgestimmt haben, sich nur 27 gegen die Vereinigung auf Basis des Madisonser „Dpgjör“ erklärt hätten. Nach Verlesung der Synodalrede machte ein Laiendelegat den Vorschlag, Präses Stub in Anbetracht der „Mißdeutungen und Beschuldigungen, die seine Aktivität in der Vereinigungssache ihm zugezogen haben“, ein Vertrauensvotum darzubringen. Dies geschah. — Am Vormittag des zweiten Sitzungstages brachte Präses Hendrickson vom Nordwestlichen Distrikt im Namen der Minorität einen Vorschlag ein, der um Aufschub der Vereinigungssache hat, da viele Glieder der Norwegischen Synode Bedenken in der Sache hätten; man möge ein Friedenskomitee einsetzen, das den Versuch machen sollte, erst in der eigenen Mitte wieder die Einigkeit herzustellen, ehe man sich mit andern Synoden vereinige. Der Vorschlag wurde mit 327 gegen 173 Stimmen abgelehnt. Es war diese Abstimmung die erste Kraftprobe. Bei der ersten Abstimmung über die Madisonser Thesen (im Jahre 1912) bekundete sich die Opposition mit 12 Stimmen; im Jahre 1913 mit 106. Durch die Abstimmung über Präses Hendricksons Vorschlag wurde der diesjährigen Sitzung von vornherein klar, daß die Abneigung gegen Union auf Grund der Madisonser Sache im Zunehmen ist. Wir führen einige Aus sprachen an, in denen die Minorität ihre Stellung zum Vereinigungsprojekt zu erkennen gab. Nachdem Präses Hendricksons Vorschlag abgelehnt, und die neuen Vereinigungsartikel, deren Annahme die tatsächliche Verschmelzung der drei Synoden einleitet, zur Verhandlung gekommen waren, ergriff zuerst Prof. Brandt vom Luther-Seminar das Wort. Er wies darauf hin, daß sowohl innerhalb der Forerode Kirche wie auch innerhalb der Missourisynode die Meinung obwalte, daß das „Dpgjör“ früher von der Synode bekämpfte Lehren enthalte; ferner, daß der Vereinigung ein Bruch mit der Missourisynode folgen würde, dagegen die Norwegische Synode mit der Ohioynode, die ihre falsche Lehre noch nicht widerrufen habe, in ein brüderliches Verhältnis treten würde; daher könne man die Vereinigungsthesen nicht als befriedigend anerkennen. Prof. C. A. Preus vom Luther-College betonte, daß das Gebet „Daß sie eins seien“ an der Synode erst erfüllt würde, wenn sie selber erst mit sich wieder eins geworden sei.

P. O. T. Lee wies darauf hin, daß Punkt 1 des „Opgjör“ die Schriftlehre von der Wahl mit einer Darstellung der Dogmatiker, die sich nicht in der Schrift und im Bekenntnis findet, koordiniere. Er könne den Beweis liefern, daß D. Silbahl von der Forenebe Kirke noch jetzt stehe, wie er stand, als er im Jahre 1911 die Stellung der Norwegischen Synode verurteilte. P. Nilsson redete für die Majorität. Er sprach den Gedanken aus, daß manche, die an Skrupeln litten, so viele andere, wie sie erreichen konnten, angestedt hätten; den Laien müsse die Stellung mancher Pastoren scheinen als ein kleinlicher Zwist. Eine Anzahl anderer Aussprachen in ähnlichem Ton fielen von Seiten der Unionsleute. P. Levorson (Minorität) beanstandete in den Vereinigungsartikeln den Satz, der die Folgerung zulasse, als ob die Norwegische Synode wegen einer früheren falschen Stellung in der Lehre Abbitte zu leisten habe. (S. hierzu L. u. W. 1914, S. 231.) P. Eber-son erklärte, wenn es auf der gegenwärtigen Basis zu einer Vereinigung käme, bliebe er draußen. — In der Samstagssitzung wurde ein Nominationskomitee für die bevorstehenden Wahlen eingesetzt; dasselbe bestand ausschließlich aus Majoritätsleuten. Die Unionsverhandlungen wurden dann fortgesetzt. Rechtsanwalt R. M. Nelson, ein Deputierter, gab seiner Stellung in folgenden Worten Ausdruck: „It is my first experience at a synod meeting. It has been sad. I hope I shall never experience it again. If the pastors shall go home in such a spirit, I despair. It was a disappointment to me to find that our chairman said, ‘Father, forgive,’ but impugned the motives of the men of the minority. . . . We need peace within the synod first of all, then union. If the matter of union cannot stand such a delay, it ought to go down. We should give heed to the request of the minority to defer action. Let us take them at their word. Give them a ‘peace committee.’ Let us have faith in the cause we are discussing. If a rupture takes place now, it is not caused by the minority, but by those who will not take time to work for peace and reconciliation within the synod.” Gemeindefchullehrer J. Johnson richtete die Bitte an die Versammlung, diese Sache nicht den Gemeinden aufzudrängen; wenn jetzt eine Spaltung in der Synode eintrete, wie wäre damit der Synode oder der Forenebe Kirke gebient? Hon. L. S. Svenson, früherer Gesandter der Vereinigten Staaten in der Schweiz, bat ebenfalls um Aufschub: „There is one sentence in the preamble, the remark about unity of doctrine having been attained, which I would stop at. I consider the union question a great question, and appreciate the enthusiasm for a large united church. The division has been a detriment. But the controversy has always been concerning doctrinal questions. The synod has always maintained that unity of doctrine is of prime importance. What has attracted me and many others is that we have stood firm upon the true doctrine. Therefore we have been respected. Questions of conscience have not been ignored. This paragraph states that doctrinal unity has been attained.” Formell sei die Synode wohl einig, aber ist sie es wirklich? Auf der herrlichen Jubelsynode in Decorah 1903 waren wir einig; jetzt liegen die Sachen anders. „I have watched the development. Now let us not force the matter. You can’t compel a man to believe certain things. I think President Hendrickson’s motion was very reasonable. I voted for it. I think the majority men, too, should be ready to vote for it. That would be brotherly and conciliatory.” Delegat Nestos gab

nach den vorliegenden Berichten folgenden Gedanken Ausdruck: „Ich freute mich auf diese Versammlung, bin aber enttäuscht worden. Nicht eher, als bis ich nach Sioug Falls kam, merkte ich, wie bitter der Streit und das Mißtrauen unter uns ist. Hier in dieser Versammlung ist ein derartiger Geist, daß ich nicht weiß, ob ich öfter einer kirchlichen Versammlung beiwohnen möchte. Es ist schlimmer als in einer politischen Konvention. Der Präses hat faktisch die Minorität beschuldigt, daß sie sage, was sie nicht meinte, wenn sie beteuert, daß sie Einigkeit haben wolle, aber jetzt gegen Verschmelzung der Synoden arbeitet. Diese Konvention gibt vor, zum Zweck der Vereinigung zusammengekommen zu sein, tatsächlich aber führt sie unter uns selbst eine Spaltung herbei.“ Delegat Storvik: „Ich kann Lehrform und Lehre nicht trennen. Mich beunruhigt es, wenn von mir verlangt wird, ich solle der zweiten Lehrform ohne Vorbehalt zustimmen.“ Vor Schluß der Versammlung redeten noch Prof. E. Gove und D. Nivisäter, beide vom theologischen Luther-Seminar. D. Nivisäter sagte nach dem Bericht einer Sioug Falls-Zeitung: „I have put a great deal of energy into this work. I have hoped that union might be effected. I have stretched myself as far as possible that peace and unity might be obtained. But when the question is about the adoption of this preamble, I cannot vote for it, because it requires that we shall thank God that unity has been attained. I cannot see that we are fully agreed, and the union would thus not be pleasing to the Lord. I may be tired of strife, but if we grow so tired that we will no longer strive for the truth, then we have ceased to be Christians.“ Prof. Gove wies darauf hin, daß durch die geplante Verschmelzung die Synode als solche aufhören zu existieren; alles Eigentum der Synode würde einem Gesamtkörper anheimfallen, in dem die Synode eine Minorität bilden würde, und dessen Lehrstellung nicht im voraus bestimmt werden könne. Eine Probeabstimmung, die jetzt erfolgte, gab folgendes Resultat: 331 für die Vereinigungsartikel, 149 dagegen. — Am Samstag wurden die Vereinigungsartikel paragraphenweise verlesen. (Wir verweisen auf die in „Lehre und Behre“ 1914, S. 230, geschehene Anmeldung dieses Dokumentes.) Bei Punkt 3 (Unionismus) erhob sich eine Diskussion. Man machte darauf aufmerksam, daß die Studenten der Forenede Kirke-Anstalten, auch die Studenten des Seminars, mit der Y. M. C. A. und dem Students' Volunteer Movement kooperierten; innerhalb der Norwegischen Synode sehe man das als Unionismus an. P. Koren bemerkte zu einem andern Punkt: er habe geholfen, einen Fonds der Synode zu sammeln, und protestiere dagegen, daß dieses Eigentum der Synode jetzt an die Forenede Kirke übertragen werde. D. Stub erwiderte, aus solcher Aussage gehe hervor, daß P. Koren überhaupt gegen Vereinigung sei. P. Tjernagel erhob gegen eine solche Auslegung der Worte eines Synodalgedichtes von Seiten des Präses Protest; das sei ein Mißbrauch seines Amtes. P. Torrison sekundierte diesen Protest. Man schritt zur Abstimmung. Das Resultat war: Pastoren: Ja (also für Annahme der Vereinigungsartikel) 137, Nein 95. Keine Stimme gaben ab 18; abwesend 9. Deputierte: Ja 210, Nein 75; nicht stimmend 29, abwesend 36. — In der Montagsitzung wurde ein Komitee eingesetzt, das den Versuch machen soll, den in der Synode entstandenen Riß zu heilen. Das Komitee besteht aus je sechs Repräsentanten der beiden Parteien. Bedeutsam ist ein Beschluß, der in derselben Sitzung

gefaßt wurde. Es soll nämlich das Resultat der Abstimmung über die Unionsartikel von seiten der Gemeinden wie auch die Konstitution der neu zu bildenden Körperschaft erst in zwei Jahren einer allgemeinen Tagung der Norwegischen Synode vorgelegt werden und nicht schon nächstes Jahr. Der in dem vorliegenden Bericht für diesen Beschluß angegebene Grund ist die voraussichtlich schwache Beteiligung der Laienglieder an der Versammlung, die nächstes Jahr in San Francisco stattfindet. Auch wird geltend gemacht, daß die Arbeit der Unionskomitee in einem Jahr kaum beendet sein dürfte. — Mittwoch, den 21. Oktober, erfolgte der Schluß einer Synodalsitzung, wie sie wohl noch keine amerikanisch-lutherische Synode erlebt hat. Jedenfalls dürfte der bewundernde Ausruf des *Lutheran*: "The Norwegians are showing us the way!" (nämlich wie man die Kirche vereinigt), der im *Lutheran Standard* und im *Church Visitor* schon ein solch begeistertes Echo fand, bis auf weiteres aus den Wechselblättern verschwinden, wenn man hört, wie die Norwegische Synode über den Versuch der Majorität, sie in eine unnatürliche Verbindung zu zwingen, jetzt in die Lage gekommen ist, daß sie ein Friedenskomitee einsetzen muß mit dem Auftrag, den durch das „Opgjør“-Komitee angerichteten Schäden wieder zu heilen.

Was ist die Situation innerhalb der Norwegischen Synode nach der Abstimmung auf der diesjährigen Synodalversammlung? Die Unionsartikel, die jetzt durch eine Zweidrittelmajorität gutgeheißen worden sind, und über die noch von den Gemeinden abgestimmt werden soll, bestätigen in ihrem zweiten Paragraphen die Madisoner Unionsthesen („Opgjør“) als Vereinigungsbasis. Um diesen Paragraphen handelte es sich eigentlich bei der diesjährigen Abstimmung. Durch Annahme dieses und der folgenden Paragraphen ist auch die tatsächliche Verschmelzung der drei Synodalkörper (Forenede Kirke, Norwegische Synode und Haugesynode) eingeleitet. Die Opposition richtete ihren Angriff hauptsächlich auf die Koordination der ersten und zweiten Lehrform von der Gnadenwahl im ersten Paragraphen des „Opgjør“. Man hatte von seiten der Majorität das Argument, in diesem Paragraphen würden beide Lehren als gleichberechtigt anerkannt, zu entkräften gesucht, indem man die Parenthesen (erste Lehrform) (zweite Lehrform) im Jahre 1913 strich. Die Forenede Kirke erklärte sich (1913) auch mit dieser Streichung zufrieden, wenn die andern beteiligten Synoden die Änderung gutheißen würden; das tat auch die Norwegische Synode, nicht aber die Haugesynode, die ja die ganze Unionsache vorläufig auf den Tisch gelegt hat. Somit bleiben die Parenthesen stehen, und der Wortlaut ist unverändert dieser: „Die Vereinigungskomitee der Norwegischen Synode und der Forenede Kirke erkennen einstimmig und ohne Vorbehalt an die Lehre von der Gnadenwahl, wie sie dargestellt ist im 11. Artikel der Konkordienformel (die sogenannte erste Lehrform) und in Pontoppidans „Sandhed til Gudsthygighed“, Frage 548 (die sogenannte zweite Lehrform).“ Die Majorität beteuert, durch die Annahme dieses Paragraphen würden nicht die beiden Lehrformen (die beiden Lehren) anerkannt (das sei ja eine psychologische Unmöglichkeit), sondern die Lehre, die unter diesen beiden Formen enthalten sei. Daß man mit diesem Argument keinen Erfolg bei der Minorität gehabt hat, beweist das Wachstum der letzteren von 106 Stimmen (1913) auf 170 Stimmen in diesem Jahre. Auch ist von seiten der Majorität viel mit den erklären-

den Zusätzen operiert worden, mit denen im Jahre 1912 die Synode dem „Opgjör“ zustimmte. Die Norwegische Synode hat nämlich die Erklärung abgegeben, daß sie als Synode „unbedingt“ der ersten Lehrform zustimme „als der Lehre der Schrift und des Bekenntnisses“, jedoch solche als Glaubensbrüder anerkennen wolle, welche die zweite Lehrform unter den im „Opgjör“ gestellten Beschränkungen vortragen. Man läßt sich in der Majoritätspartei durch den grellen Widerspruch zwischen dieser Erklärung und dem „ohne Vorbehalt“ des ersten „Opgjör“-Paragrphen, scheint's, nicht beirren. Das will uns merkwürdig scheinen, denn als Antwort auf den mit so großem Nachdruck betonten Einwurf der Minorität, die Führer der Forenede Kirke erklärten, sie fänden ihre frühere Lehrstellung im „Opgjör“, wird von der Majorität konstant auf den Wortlaut des „Opgjör“, im Gegensatz zu den Auslegungen desselben, hingewiesen. Es kann der Majorität doch die Beobachtung nicht entgehen, daß die Forenede Kirke mit demselben Recht in bezug auf die Erklärung der Norwegischen Synode, die erste Lehrform allein sei Lehre der Schrift, auf den Wortlaut des „Opgjör“ hinweisen wird und sagen: „Für die Lehrstellung des neu zu bildenden Körpers gilt nichts anderes als die Unionsbasis von Madison, und diese sagt, die zwei Lehrformen (nicht nur die in denselben enthaltene Lehre) sind ohne Vorbehalt (und nicht etwa mit der Einschränkung, daß die erste Lehrform allein Lehre der Schrift ist) anzuerkennen; damit basta. Wir, die Forenede Kirke, haben uns nie zu eurer offiziellen Auslegung des „Opgjör“ bekannt.“ Daß die Forenede Kirke ihre Stellung in der Lehre von der Bekehrung und der Gnadenwahl nicht geändert hat, sollte auch der Majoritätspartei aus drei Gründen klar sein: 1. weil die Führer der Forenede Kirke, deren Wort seit 1880 als getreue Wiedergabe der (antimissionarischen) Lehrstellung der Forenede Kirke galt, ausdrücklich erklären, sie fänden ihre alte Stellung „bis aufs Lüttelchen“ im „Opgjör“; 2. weil das brüderliche Verhältnis zu Iowa und Ohio auch nach Annahme des „Opgjör“ fortbesteht; und 3. weil mehrere Jahre vor Einsetzung des Komitees, das schließlich das „Opgjör“ zur Welt brachte, in den offiziellen Organen der Forenede Kirke, während in diesen Organen noch ganz frei die synergistische Lösung des Geheimnisses in der Lehre von der Wahl vorgetragen wurde, eine Union genau auf der Basis, die später im „Opgjör“ verwirklicht wurde, zur Forderung geworden war — ein unwidersprechlicher Beweis für den unionistischen Charakter des Dokuments.

G.

In der Gloria Dei-Kirche zu Philadelphia, „Old Swedes“, wurde letzten Sommer eine patriotische Feier veranstaltet, an der ein Episkopale, Bischof Garland, ein Presbyterianer, Dr. William S. Roberts, und D. Edwin S. Dell von der Generalsynode teilnahmen. „These were all in their significant church robes“, lautete eine Notiz im (presbyterianischen) *Continent*, „and the equality of each was recognized in the entire service.“ Die drei Geistlichen hielten Reden „als Repräsentanten der drei Kirchengemeinschaften, die zur Zeit der Revolution in Philadelphia prominent waren“. Ob Herrn P. Dell bei dieser Feier etwas aus der Geschichte der Gloria Dei-Kirche eingefallen ist, daraus hervorgeht, wie sich eine lutherische Gemeinschaft zum Bekenntnis zu stellen hat, um möglichst rasch und spurlos unterzugehen?

G.

Gegen die „Zukunftsreligion“ Dr. Eliots hat Admiral A. T. Mahan von der Bundesmarine kürzlich in der *North American Review* ein schönes Zeugnis abgelegt. Eliot hatte in einem Artikel davon geredet, daß die Neue Religion „kein menschliches Wesen (Christus ist gemeint) vergotten wird“. Admiral Mahan bestreitet die These, daß das Christentum Jesum „vergottete“, denn das Wort *deify*, das Eliot gebraucht hatte, bedeute „to make a god of that which is not God“. „Christianity“, fährt Mahan fort, „does not make a God — it recognizes a truth. To no other human beings do Christians assign divinity. The foundation fact of Christianity is the conception that Christ is God. Unitarianism has not made good, and it is not new in its various forms, for Judaism is also Unitarianism, also Mohammedanism. The fatherhood of God, which Dr. Eliot postulates, cannot be substantiated as a scientific proposition. God's existence and, still more, His fatherhood remain mere inferences, matters of faith which rest on much less solid foundation than the general Christian belief, which can appeal to the Resurrection of Jesus Christ as an historical fact. Those who have accepted the Resurrection, and believe in the divinity of Christ, have originated and sustained a movement which throughout its history has coincided in the long run with the progress of human liberty and the advance of human welfare.“ Die Beweisraft des letzten Arguments, welches von Mahan des weiteren entwickelt wird, ist nicht schlagend; doch ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Mann wie Admiral Mahan, der sich durch seine Schriften über die Kriegskunst zur See einen Weltruf erworben hat, so mannhaft für die Schriftlehre von der Gottheit Christi eintritt. Admiral Mahan ist Episcopale. G.

II. Ausland.

Daß die brasilianische Mission der Missourisynode doch eigentlich im Zusammenhang stehe mit den politischen Plänen der Vereinigten Staaten in bezug auf den südamerikanischen Kontinent, ist ein Gedanke, der immer wieder in deutschländischen Blättern auftaucht. Es scheint, als ob man sich kirchliche Arbeit getrennt von politischen Machenschaften gar nicht vorstellen kann. Kürzlich ließ sich Prof. D. E. Kapf in Göttingen also vernehmen: „Dazu kommt, daß der Yankee gewohnt ist, weitsehenden Blick für Kulturpropaganda ganz andere Summen auszugeben als andere Völker, vielleicht selbst das englische nicht ausgenommen. Daß er sich dabei nicht scheut, diese Propaganda selbst den evangelischen deutschen Kolonisten im südbrasilianischen Urwald gegenüber durch Missionen des protestantischen Bekenntnisses betreiben zu lassen, geht allerdings über den schlechten Geschmach hinaus. Ein solches Vorgehen, das bei Chinesen am Platze sein mag, ist aber nur den Angehörigen eines europäischen Kulturvolkes gegenüber möglich, das seine natürlichen Pflichten gegenüber seinen Kindern in der Fremde — den ‚verlorenen Söhnen und Töchtern Germaniens‘! — nicht erfüllt.“ Dazu machte die Redaktion der „Deutschen Zeitung“ in Porto Alegre die Anmerkung: „Soweit deutsch-nordamerikanische Geistliche — Mitglieder der lutherischen Synode von Missouri — in Betracht kommen, ist es entschieden unzutreffend, deren Tätigkeit als Ausfluß der kulturpolitischen Yankee-Expansion hinzustellen. Anders mag die Sache schon bei den Sendboten der bischöflich-protestantischen Sekten der Union

liegen, die es ja auch bei ihrer Mission weniger auf die Deutschen in Brasilien als auf die Lateinbrasilianer abgesehen haben.“ Was dieser Entgegnung noch Unguttreffendes anhaftet, wird von P. Mahler im „Ev.-Luth. Kirchenblatt für Südamerika“ in folgenden Worten zurechtgestellt: „Auch die protestantischen Sekten, mögen sie nun unter den Lateinbrasilianern oder Deutschbrasilianern arbeiten, haben mit der Expansionspolitik Nordamerikas nichts zu schaffen. Von solcher Verquickung von kirchlicher Mission und Wirtschaftspolitik seitens der Nordamerikaner können auch nur die fabulieren, die deutsche Verhältnisse auf Nordamerika übertragen und von der in Nordamerika herrschenden Trennung von Kirche und Staat keine Vorstellung haben. Daß eine staatliche Behörde einen ständigen Vertreter zur Wahrung ihrer Interessen in kirchlichen Gemeinden Südamerikas unterhalte, wie das der Oberkirchenrat zu Berlin tut, wäre in Nordamerika nicht denkbar. Daß die nordamerikanischen Kirchen ihre Missionare nach Südamerika geschickt haben, beruht in dem Expansions- (Ausdehnungs-) Bedürfnis, das dem christlichen Glauben, sofern er rechter Art ist, überhaupt eigentümlich ist. Unsere lutherische Kirche wenigstens betreibt ihre Missionswerke im Gehorsam gegen den Befehl Christi: ‚Geht hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur.‘ Wirtschaftliche Interessen dieses oder jenes Landes kommen bei uns absolut nicht in Betracht.“

Ein neuer Verteidiger der Bibelübersetzung Luthers ist auch in dem gelehrten Professor des Alten Testaments, D. Rudolf Kittel in Leipzig, hervorgetreten. In seinem jüngst herausgegebenen Psalmenkommentar sagt er nach einer Notiz in der „A. E. L. R.“ in der Vorrede: „Ich habe mit vollem Bewußtsein mich bestrebt, wo es mir irgend aus sprachlichen Gründen möglich schien, Luther zum Worte kommen zu lassen. Mancher moderne Leser wird darin vielleicht einen Nachteil zu erkennen geneigt sein, denn ich bin in diesem Punkte zumeist bis an die äußerste Grenze des mir erlaubt Scheinenden gegangen. Aber je ernster und länger ich mich in die Übersetzung Luthers vertiefte, um so stärker kam mir immer wieder zum Bewußtsein, daß eine wirklich neue, ‚moderne‘ Bibelübersetzung nach Luther nur ein ganz Großer wagen dürfe, der wie Luther beides in gleicher Weise in sich vereinige: den für Jahrhunderte bestimmenden religiösen Genius, ja den Propheten seines Volkes, und den für Jahrhunderte bestimmenden Sprachmeister der Deutschen. Ehe ein solcher auftritt, zehren wir an Luthers Erbe. Der oft allzu peinlich scheinende Anschluß an Luther konnte mir um so leichter fallen, als ich die Entdeckung zu machen glaubte, daß Luther selbst schon in überaus zahlreichen Fällen, ohne irgendwie die wissenschaftliche Grundlage dazu zu haben, den richtigen Rhythmus des hebräischen Urtextes instinktiv empfunden hat. Man mache den Versuch, Luthers Übersetzung aus ihrer durch die fortlaufende Schreibung verunstalteten Form in eine andere umzusetzen, welche die Zeilen nach dem Parallelismus und dem richtigen Sinne abteilt, und man wird staunen, wie er vielfach den vollkommen richtigen Rhythmus des Urtextes wiedergibt.“

Die Sozialdemokraten hatten nach Ausbruch des Krieges zuerst leidlich Frieden gehalten. Jetzt fallen sie, nach Angaben in deutschländischen Blättern zu schließen, allmählich in den alten Ton zurück. Das Leipziger sozialdemokratische Organ hat geschrieben: die Erfolge der deutschen Truppen

feien der sozialdemokratischen Erziehung zu verdanken, und nach dem Kriege würden die Sozialdemokraten ihre Forderungen zu stellen wissen. Im Berliner sozialdemokratischen Blatt, dem „Vorwärts“, wird auch der kirchen- und religionsfeindliche Ton, der sonst darin vorherrschte, wieder laut. Es stand da kürzlich zu lesen: „Die Niederlagen werden sich einstellen; denn der Herr der Heerscharen kann doch nicht allen Mächten gleichzeitig den Sieg verleihen, um den ihn nun alle anrufen. Seine Priester stellen vielleicht auch allzugroße Forderungen. Und in der Reihe der Neutralitätserklärungen fehlt ja die im Namen Gottes angestellte Erklärung St. Peters, daß er für keinen der Kriegführenden Partei ergreifen wird.“ Das sozialdemokratische „Gothaer Volksblatt“ schrieb um dieselbe Zeit: „Meinungen. Der Oberkirchenrat hat die Geistlichen der Landeskirche angewiesen, mit den Kirchenvorständen ihrer Gemeinden darüber Fühlung zu nehmen, ob besondere Wittgottesdienste an Wochentagen erforderlich scheinen, und in dieser Hinsicht vorhandenen Wünschen möglichst entgegenzukommen! Seit die Kinos geschlossen sind, glaubt wahrscheinlich der Meiningener Oberkirchenrat ein gewisses Publikum mit religiösen Attraktionen unterhalten zu müssen.“ Man sieht, mit der Sozialdemokratie geht es nach dem Wort: „Wenn du den Narren im Mörser zerstiehest mit dem Stämpfel wie Grütze, so ließe doch seine Narrheit nicht von ihm“, Spr. 27, 22. Das Erscheinen des „Vorwärts“ ist übrigens bis auf weiteres von der preussischen Regierung verboten. G.

Wer bei den Meldungen über die Flut religiöser Erweckung, die bei Ausbruch des Krieges über Deutschland ging, die Hoffnung gehegt hat, daß auch in der Stellung der liberalen Geistlichkeit eine Wendung zum Bessern oder doch in ihrer frivolen Hege gegen den Kirchenglauben in der gegenwärtigen schweren Zeit eine Pause eintreten würde, sieht sich bitter getäuscht. Man hätte wohl hoffen dürfen, daß zu einer Zeit, da das Deutsche Reich um seine Existenz ringt, und das Volksgedühl die Hoffnungslosigkeit des Kampfes erlernet hat, wenn nicht Gott sich auf die Seite der geringeren Bataillone stellt, man sich auf dem religiösen Gebiete, wie das ja auf dem politischen geschieht, der Bekämpfung von „Autorität“ und „Tradition“ enthielte, um nicht dem Volk seinen letzten Halt in dem furchtbaren Unglück, das es getroffen hat, zu rauben. So schnell legt aber der Parde seine Flecken nicht ab, und man wird das schon angeführte Wort aus den Sprüchen Salomos auch auf die liberale Geistlichkeit Deutschlands anwenden müssen, wenn man vernimmt, was für einen Ton in letzter Zeit noch im liberalen Lager angeschlagen wird. In dem Börseblatt für den deutschen Buchhandel vom 4. September 1914 erscheint ein von Perthes in Gotha und von Dr. Paul Eberhardt gezeichneter Brief an die deutschen Buchhändler, der den Krieg dazu benutzen will, nicht nur aufzuräumen mit allem „Kulturummel“, sondern auch die Aufforderung ergehen läßt, „uns wieder auf das Tiefste unserer Seele zu bestimmen, auf die Nacktheit dieser Seele, frei von Umhüllungen mit allen Theorien und Ismen“. Eine neue Organisation soll, „wenn das Schwert seine Arbeit getan hat“, ins Leben gerufen werden, betitelt: „Der Aufbau“, Bund für Suchende aller Weltkenntnisse. Heft 1 dieses Bundes: „Das religiöse Erlebnis“, macht mit den Zielen näher bekannt. Es wird empfohlen mit folgenden Worten: „Für die allermeisten ist Religion nur denkbar, wenn sie sich in bestimmte

Formen weidet. Alles andere erscheint ihnen zu allgemein und nichts sagend. Gegen diese Auffassung wendet sich vor allem dieses Heftchen.“ Dem Heft 2 mit dem Titel: „Worin liegt der Wert des Christentums als Religion?“ wird folgende Empfehlung mit auf den Weg gegeben: „Gegenüber den vielen Bemühungen, das Christentum von diesem allein aus als Religion zu erfassen und zu empfehlen, liegt der Wert dieses Büchleins darin, daß es versucht, vom Standpunkt der dogmenfreien, durch keine geschichtliche Entwicklung bedingten Religion selbst aus zu der Frage Stellung zu nehmen.“ Also „Los von aller Offenbarungsreligion!“ ist nach wie vor die Losung. — „Kanzelredner“ aller Richtungen haben zu einem Band Kriegspredigten für die festliche Hälfte des Kirchenjahres, das der bekannte Pfarrer Rump in Berlin plant, beigetragen. Es soll also die „konfessionelle“, die „gläubige“, die „positive“ Geistlichkeit, sofern sie bedeutende Kanzelredner in ihrer Mitte hat, wie auch die „mittelparteiliche“ und die „liberale“, sagen wir ungläubige, Richtung in der Landeskirche in diesem Predigtbuch zu Wort kommen. Man hat dieses Unternehmen mit Berufung auf ein bekanntes Kaisertwort angemeldet: „Unser Kaiser hat das befreiende Wort gefunden, daß es für ihn keine Parteien mehr gäbe, nur Deutsche noch, und unser Volk hat in vorbildlicher Einmütigkeit die würdige Antwort gegeben. Wir Geistlichen wollen hinter unserm Volke nicht zurückstehen. Wer in dieser Zeit seiner Gemeinde nichts anderes zu bieten vermag als seine auch im besten Falle unvollkommene Theologie, versteht nicht ihren ehernen Gang und ihre gewaltige Sprache.“ Abgesehen von der verfehlten Bezugnahme auf den Kaiser — der doch gewiß den Zusammenschluß aller politischen Parteien in seiner Rede an den Reichstag meinte —, wird auch hier mit dem Hinweis auf den „sehr unvollkommenen“ Charakter aller Theologie dem Liberalismus wieder das Wort geredet. Wie der Prospekt des Rump'schen Predigtbuches trotzdem von der Notwendigkeit, „die altvertrauten Perikopen als das Wort unsers Gottes für diese große Zeit zu erweisen“, reden kann, ist nicht ersichtlich. Welchem hervorragenden landeskirchlichen Kanzelredner ist denn die Schrift wirklich noch „das Wort unsers Gottes“? — Wie man es im liberalen Lager anstellt, sich über diese schwere Zeit hinwegzuhelfen, dafür haben wir einen Beleg in einem Trostbrief des links-liberalen Dr. Mittelmeyer an die Wittve eines im Felde Gefallenen, aus dem wir folgendes wiedergeben: „Denken Sie vor allem auch daran, daß er Gott wohl nie näher gewesen ist als in den Tagen, wo er draußen kämpfte fürs Vaterland und jeden Tag bereit war, sein ganzes Leben zum Opfer zu bringen. Ich meine, das dürfen wir doch nach allem, was wir von Gott wissen, von Herzen glauben, daß ein Mensch, der einer großen, heiligen Sache sich selbst zum Opfer darzubringen bereit ist, Gott lieb und wert und innerlich ganz nahe ist. Das ist es ja gerade, wozu uns Gott führen will: daß wir uns hingeben können. Wer sein Leben verliert, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Wer es vermag, für die hohen, heiligen Güter des Vaterlandes sein Leben hinzugeben, der hat, sollte ich denken, gerade die Gesinnung, die wir fürs Gottesreich brauchen. Selbenthast ist er gestorben, heldenthast will er auch betrauert werden. Das allein ist seiner würdig. Er wünscht sich ganz gewiß eine Frau, die den Schmerz ebenso groß erleidet wie er den Tod. Wehren Sie sich mit aller nur möglichen Kraft gegen das hilflose innere

Sich verzehren, daß man bei so mancher Witwe sieht. Vielleicht ist er Ihnen ganz nah, viel näher, als Sie meinen. Vielleicht ist wirklich etwas an dem alten Volksglauben, daß wir durch schwere, dunkle Trauer die Seelen unserer Verstorbenen belasten und gewissermaßen niederhalten, daß wir aber durch Lichtes, liebes Gedanken ihren Seelen eine unermessliche Wohltat tun können. Gott sei Dank, das Beste, was er Ihnen gewesen ist, kann Ihnen ja niemals genommen werden. Er wohnt ja für immer in Ihrem Herzen und kann Ihnen da niemals geraubt werden. Und wenn Ihre Seele ihn sucht — wie oft wird das sein! —, dann sei Ihnen die Brücke, die von Ihrer Seele zu seiner Seele hinüberführt, heilig! Dann lassen Sie auf dieser Brücke keine schweren, schwarzen Gedanken wandern, sondern schicken Sie Liebe, lichte Gedanken und Gefühle zu ihm hinüber und immer wieder lichte Liebe Gedanken wie Grüße, die ihn wirklich erreichen und die ihm sagen, daß seine Frau stolz auf ihn ist, daß sie auch fortan ohne maßlose Trauer mit ihrer ganzen liebevollen Seele bei ihm weilt, daß sie seiner Seele gönnt und wünscht, lichtwärts zu leben“ — usw. usw. Welch ein Gemisch von christlicher Phrase, Gefühlsduselei und Aberglauben! Von christlichem Gehalt keine Spur! — Noch jämmerlicher sind die Versuche der liberalen Geistlichen, die im Feldpredigeramt stehen und nun mit einer verschömmenen, „stimmungsvollen“ Gläubigkeit die Truppen in den Feldgottesdiensten abspeisen. Die „A. E. L. R.“ veröffentlicht den Brief eines württembergischen Landsturmmannes, datiert vom 26. September, also acht Wochen nach Beginn des Krieges. Er ist in Frankreich geschrieben und lautet: „Feldgottesdienst hatten wir noch keinen; die ganze Mannschaft wünscht es schon längst und hat ein sehr starkes Bedürfnis danach (es wird eben bekanntgegeben, daß wir heute abend 8 Uhr einen solchen haben sollen; ich will darüber am Schluß des Briefes schreiben). — Nachschrift: Komme soeben vom Feldgottesdienst, war aber nicht sehr erbaut; ebenso waren meine Kameraden sehr enttäuscht. Man sang das Lied ‚Ich bete an die Macht der Liebe‘; einen Text hatte der Prediger gar nicht, wir blieben innerlich ganz leer. Es war mehr eine Frontansprache, nichts von Gott oder dem Herrn Jesus zu hören. Ich schämte mich recht vor meinen katholischen Kameraden, die ich auch mitgenommen hatte. Es war ein norddeutscher Pfarrer. Der ganze Vortrag dauerte zehn Minuten. Er wollte uns bloß Disziplin beibringen; das ist aber Sache unsers Mittmeisters.“ Der Betrug, den der Liberalismus an der Seele des deutschen Volks geübt hat, tritt aus diesen Kundgebungen mit erschreckender Klarheit hervor.

G.

Der Bekämpfung des Lasters, vor allem der Trunksucht und der Prostitution, widmet sowohl die Heeresleitung wie auch die örtlichen Behörden Deutschlands seit Ausbruch der Feindseligkeiten ganz besondere Aufmerksamkeit. Vorbildlich für die Militärerlasse zur Zeit der Mobilmachung war folgende Bekanntmachung des kommandierenden Generals Freiherr von Bissing in Münster (Westfalen): „Es ist verschiedentlich vorgekommen, daß auf Bahnhöfen und Kriegsverpflegungsanstalten Alkohol an unsere Truppen verabreicht worden ist, obwohl dies auf das strengste verboten ist. Ich bitte die Bevölkerung, dieses Verbot unbedingt zu respektieren. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft durch den Genuß von Alkohol wesentlich herabgemindert werden müssen. In dieser

ernsten Zeit brauchen wir die volle Kraft jedes einzelnen Soldaten. Wer dazu beiträgt, diese herabzusetzen, schädigt die Interessen der Allgemeinheit und versündigt sich an unserm Vaterlande, dem — heute mehr denn je — alle unsere Kräfte gehören.“ — Mit verschärften Maßregeln ist man vor allem jetzt auch bedacht, während der Dauer des Krieges den Betrieb der berufsmäßigen Unzucht in den Großstädten einzuschränken. Die Berliner Polizei hat Auftrag erhalten, ganz besonders auf die Kontrollbirnen zu achten. Den unter sittenpolizeilicher und ärztlicher Kontrolle stehenden Frauen ist das Betreten öffentlicher Lokale verboten. Weiter ist die polizeiliche Anordnung getroffen, daß aus den sogenannten „Animierkneipen“ (saloons) innerhalb vierundzwanzig Stunden alle Kellnerinnen und Büfettmamsells zu entlassen sind. Es erfolgte dieser Erlaß, als starke Einquartierung in Aussicht stand. Das Verbot von weiblicher Bedienung in Animierkneipen, deren 400 ganz geschlossen sind, sowie der aufgehörnde Betrieb der öffentlichen Tanzsäle hat Tausende von öffentlichen und geheimen Prostituierten auf die Straße getrieben und somit neue Probleme geschaffen. Sogar der Metropolitananzapalast in Berlin, die Dirnenstätte der Lebemwelt und der Ausländer, hat seine Pforten geschlossen. Auch der kommandierende General in Dresden hat in sämtlichen Animierkneipen die Entlassung des weiblichen Personals angeordnet, den öffentlichen Dirnen den Aufenthalt in den Straßen nach 7 Uhr abends untersagt und den Soldaten jegliches Betreten berücktigter Stadtteile verboten. Zu der durch diese Maßregeln geschaffenen Situation bemerkt P. Lic. Bohn, der Generalsekretär deutscher Sittlichkeitsvereine, im „Reichsboten“: „Man greife zur rechten Zeit ein, ehe die Straßen durch die aus den Tanzpalästen entlassenen Tanzdirnen in dieser Richtung noch unsicherer werden. Von diesem ganzen Gebiet gilt es jetzt und wird es hoffentlich als Frucht des Krieges und des Sieges gelten: Landgraf, werde hart! Will Deutschland nicht sittlich zugrunde gehen, so darf es dies fressende Geschwür und das dahinterstehende Unternehmertum“ (der Mädchenhandel ist gemeint) „nicht wie bisher weiterwuchern lassen. Diese Mädchen gehören, wie die seelsorgerliche Erfahrung immer wieder beweist, dauernd in geschlossene Anstalten, ins Arbeitshaus, schon weil sie fast alle schwach sinnige Geschöpfe sind. Auch durch Freilassen der schwach sinnigen weiblichen Zwangsfürsorgezöglinge vermehrt sich ständig der Bestand dieser Elemente, und der Staat vergeudet ungeheure Summen. Diese Jugendlichen bilden den Nachwuchs der Großstadtprositution, der Tanzmädchen der Ballsäle, der Animierkellnerinnen. Sind sie in einer Anstalt, so sind sie gut aufgehoben, zur Arbeit willig und lenksam; werden sie entlassen, so beginnt das Elend von neuem, bis sie ganz versinken.“ Der „Alte Glaube“ geht noch einen Schritt weiter und stellt diese Forderung: „Es ist in diesen Monaten so manches möglich geworden, was man vor kurzem noch für unmöglich hielt. Sollte das deutsche Volk sich nun nicht auch zu der rettenden Tat aufraffen können, daß es durch seine Regierung und gesetzgebenden Körperschaften jede staatliche Reglementierung der gewerbmäßigen Unzucht aufhebt, sie unter allen Umständen mit Strafe bedroht und auch die durch grobe Unzucht sündigende Männerwelt nicht frei ausgehen läßt? Das wäre ein Sieg, größer und erfreulicher als der von Tannenberg.“ Eine besondere Predigt über den Alkoholgenuß und die Sittlichkeitsfrage mit Zugrundelegung des Perikoptextes Eph. 5, 15—21 hat das bayrische Oberkonsistorium für den 20. Sonntag nach Trinitatis verordnet. G.

Resultate archäologischer Forschung. 1. Sir William Ramsay, der schottische Archäolog, meldet die Auffindung des Forums im pisiidischen Antiochien. Die dortigen Ausgrabungen sind noch nicht vollendet, haben aber schon den Beweis gebracht, daß das Forum, abgesehen von Beschädigungen durch Krieg und die Elemente, noch die Gestalt besitzt, die es hatte, als Paulus daselbst weilte. Auf einem Geländer an der Treppe, die zum Forum führt, fand Ramsay eine lange Inschrift des Augustus. Eine reiche Presbyterianerin in Droollin, die vorerst ungenannt zu sein wünscht, liefert das zum Bau einer Schmalspurbahn und zur Fortsetzung der Ausgrabungen nötige Kapital, etwa \$20,000. Ramsay hat vor Jahren schon in Antiochien zwei Inschriften des Statthalters Quirinus gefunden und hofft auf weitere wichtige Funde. — 2. Die Grabung in Jericho, die von Prof. Sellin geleitet wird, beschäftigte dieses Jahr 200 Arbeiter. Die dort aufgefundene und bloßgelegte Stadtmauer ist „etwas ganz Außerordentliches, auch in dem heute doch sehr reduzierten Zustand noch etwas Majestätisches und überwältigendes“. Die Mauer soll das 1 Kön. 16, 34 erwähnte Werk des Hiel sein. Das Volk Israel stieß bei der Einnahme des Landes auf eine andere Mauer, die jetzt einen weit geringeren Eindruck hinterläßt. Sehr interessant sind auch die Grabungen des „Deutschen Palästinavereins“ in Samaria. In einem Bericht des Vereins heißt es: „Nächst Jerusalem ist Samaria die Stätte, wo der größte Glanz der national-israelitischen Königszeit sich abspielte.“ In einem Bau glaubt man, die Reste des alten Königspalastes, die Residenzgemächer Omris, Ahas und Jehus, zu sehen. In Ain-Schams, dem biblischen Bethsames (Jos. 15, 10), wurde die alte kanaanitische Stadtmauer aufgedeckt, die ein Stadtgebiet von etwa 8½ Ader einschloß. Die Mauern, etwa 1400 v. Chr. erbaut, waren 2½ Meter stark. Im 11. Jahrhundert v. Chr. wurde die Kanaaniterstadt — wahrscheinlich von den Israeliten — erobert und mit Feuer zerstört. Unter der Brandschicht, die man noch wahrnehmen konnte, lag eine neue, nicht besetzte Siedelung, die Stadt unter der Herrschaft der jüdischen Könige. — Nach einem Artikel von Clement F. Rogers in der *Church Quarterly Review* läßt sich keine bildliche Darstellung einer Taufhandlung durch Untertauchen nachweisen vor dem neunten Jahrhundert. Die Fresken in den Katakomben, die eine Taufhandlung darstellen — es sind ihrer sieben —, bilden den Täufling auf trockenem Lande oder in ganz seichtem Wasser stehend ab. Eine dieser Fresken stellt ganz unmißverständlich eine Taufe per affusionem dar. Von den uns erhaltenen Taufsteinen aus früherer Zeit ist nur einer, der im Lateran, groß genug für eine Taufhandlung durch Untertauchen. Ein syrischer Taufstein aus dem vierten Jahrhundert würde, ganz gefüllt, nur zwanzig Zoll Wasser enthalten. In dem coemeterium der heiligen Priscilla hat man eine Taufstätte gefunden, die eine kleine Buchtung enthielt, durch die das Wasser nach vollbrachter Taufe ablaufen konnte. — 3. In Ägypten haben die Papyrusexpeditionen im Oxyrhynchusgebiet wieder eine große Zahl wertvoller Handschriften zutage gefördert. Abgesehen von Bruchstücken des Homer, des Theokrit, des Demosthenes, Thukydides, Xenophon und Juvenal, die für das klassische Studium von Interesse sind, haben diese Ausgrabungen auch einige Fragmente biblischer Handschriften ans Licht gebracht, die ihres hohen Alters halber von Bedeutung für die Textkritik sind. Es fanden sich Stücke

aus den Büchern der Könige, aus den Psalmen und die zweite Epistel Johannis. Vor allem hat jedoch Aufsehen erregt der Fund eines Blattes aus dem Evangelium des Matthäus. Sachkundige urteilen, daß dieses Blatt das älteste uns erhaltene Bruchstück eines biblischen Buches ist, da es aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, nach andern gar aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts stammt. Höchst bedeutsam ist, daß dieser Text des Matthäus ganz genau mit dem Text stimmt, den die Ausgabe von Westcott und Hort bietet; Prof. Rendel Harris von Cambridge will als einzige Differenz einen Apostroph in diesem Fragment entdeckt haben, der in dem entsprechenden Abschnitt in der Westcott- und Hort-Ausgabe fehlt! Unwidersprechlich beweist dieser Fund einmal wieder, daß der Text der Evangelien schon in frühester Zeit sehr genau fixiert war. Ein Teil eines Kapitels aus dem Römerbrief, das Prof. Petrie in Oxyrhynchus gefunden hat, ist jetzt im Besitz des Semitischen Museums der Universität Harvard. Die Ergebnisse der Forschungen der Engländer Grenfell und Hunt im Oxyrhynchusgau, deren Funde dem Britischen Museum gehören, füllen vierzehn große Bände. — 4. Unter den neuesten Keilschriftlichen Funden beansprucht außer dem an anderer Stelle dieser Zeitschrift berücksichtigten sumerischen Einflutbericht, in welchem der Name Noah vorkommt, und der zu den wertvollsten Funden der ganzen Keilschriftforschung gehört, eine Tontafel, die den Namen des Arioch von Larfa enthält, das bedeutendste Interesse. Der sumerische Name des Königs lautete Eri-Aku. Die Tontafel, die eine Totivinschrift des Königs Arioch enthält, wurde zu Erech in einer Tempelmauer der Innina oder Nishtar entdeckt und gehört jetzt der Yale Babylonian Collection. Einige andere Ariochinschriften finden sich im Pariser Louvre. Von den vier babylonischen Fürsten, die im vierzehnten Kapitel der Genesis namhaft gemacht worden, sind jetzt Amraphel (Sammurabi), Arioch (Eri-Aku) und Chedor-Laomor (Kudur-Lagamar) in den keilschriftlichen Funden vertreten. Noch im Jahre 1889 schrieb Wellhausen zuversichtlich, der Kriegszug der vier babylonischen Könige sei eine „reine Unmöglichkeit“, und Möldeke erklärte das vierzehnte Kapitel der Genesis als „erwiesenermaßen unhistorisch“ und die Namen der Könige als „ethnologische Erfindungen“. — 5. In der umfangreichen Ruinenstätte Nippur, etwa halbwegs zwischen Babylon und Erech, dem Lande der Sumerer, haben besonders auch die von der Universität von Pennsylvania betriebenen Ausgrabungen reiche Schätze an keilschriftlichem Material aus dem dritten vorchristlichen Jahrtausend zutage gefördert. Obwohl erst ein geringer Bruchteil dieser Sammlungen entziffert worden ist, erhellt doch aus den vorliegenden Resultaten schon die Höhe der Kultur, auf der die Einwohner Babyloniens, vor allem die Sumerer, standen. Aus den entzifferten Tontafeln geht hervor, daß die Priester an den großen Tempeln nicht nur die religiösen Zeremonien überwachten und die zum Priesteramt gehörenden Pflichten erfüllten, sondern daß sie an einer Hochschule unterrichteten, an der nicht nur religiöser Unterricht erteilt, sondern auch Zoologie, Astronomie, Mathematik und Phonetik getrieben wurde. Verschiedene Tontafeln zeigen, daß die Priester schon ums Jahr 2500 v. Chr. sich mit der Herstellung eines Alphabets befaßten. Jeder Konsonant wurde mit drei Vokalen wiedergegeben. Auf einigen Tafeln sind sogar die Korrekturen der Lehrer angebracht. Die Priester fingen mit den Gutturallauten Gu-

Ga-Gi, Ku-Ka-Ki, Gu-Ga-Gi an und führen so mit den übrigen Konsonanten fort. Das beweist, daß die Bewohner des alten Mesopotamien schon ums Jahr 3000 v. Chr. in der Wissenschaft so weit fortgeschritten waren, daß sie dem Studium bestimmte Gesetze gaben. Die astronomischen Tafeln erregen besonderes Interesse. Das Kalendarium muß augenscheinlich nach dem Ausgang gewisser Fixsterne eingerichtet worden sein. Tag- und Nachtgleiche waren bereits bekannt. Man hatte damals schon herausgefunden, daß die Sonne in 2200 Jahren durch das Zeichen der Tag- und Nachtgleiche gehe, und daß der Kalender nach dieser Zeit um einen Monat zurückbleibe. — 6. Der älteste aller bisher ausgegrabenen Tempel ist der *Star temple*, der nach einer Angabe in dem letzten Heft der „Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft“ in Assur freigelegt worden ist. Obwohl derselbe ums Jahr 3000 vor Christo gebaut worden ist, enthält er doch Bildwerke, die von hoher Kultur des Volks, das da seine Götter verehrte, zeugen. In den an gleicher Stelle gefundenen *Königsgrüften* hat man einen Sarkophag des berühmten Assurnasirpal III. (um 860 v. Chr.) gefunden, der aber, wie auch die Grüfte des Asubellala und des Samsiabad V. (des Gatten der Semiramis), schon im dritten Jahrhundert vor Christo zerstört und ausgeraubt worden ist. Es sind das die ersten assyrischen Königsgrüfte, die bis jetzt gefunden worden sind. — 7. Der Name des ersten ägyptischen Pharaos, des *Königs Menes*, der bisher nur aus den „Denkwürdigkeiten“ Manethos (ca. 250 n. Chr.) bekannt war, ist jetzt auf einem kleinen goldenen Ornament gefunden worden, das die Ausgrabungen Petries und anderer bei Abydos zutage gefördert haben. Das Ornament ist eine einfache Goldplatte, die den hieroglyphischen Namenszug des Menes trägt. Leider ist dieses überaus wertvolle Stück aus der Kaiserlichen Sammlung der Chicagoer Universität, der es angehörte, spurlos verschwunden. Wahrscheinlich ist dieser älteste aller königlichen Schmuckgegenstände seinen Weg in den Schmelztiegel eines Diebes gewandert, dem es nur auf den Metallwert des Stückes ankam. G.

Wie ein warnendes *Mene Tekel* liest sich jetzt eine Rede, die wenige Monate vor Ausbruch des großen Krieges Freiherr Schenk zu Schweinsburg im preussischen Abgeordnetenhaus hielt. Er richtete sich gegen die Unsittlichkeit in den Großstädten und sagte einleitenderweise: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Unser Volk muß wieder die Kraft gewinnen, alle Gemeinheiten und Torheiten abzuwerten, die unter der Parole gehen: ‚Macht hier das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt’s, kein Wiedersehn.‘“ Bedenklich waren die mitgeteilten Ziffern über Verfeuchung des Volkes infolge der Unsittlichkeit. „Mit 25 vom 100 marschieren traurigerweise die Studenten an der Spitze der von der Lustseuche Angesteckten. Am wenigsten beteiligt ist — was unserm Heere zur Ehre gereicht — das Militär. Auf die Arbeiter kommen 9 vom Hundert, auf die Handlungsgehilfen und Kaufleute 16. Weg deshalb mit den Brutstätten des Lasters, den Animierkneipen, den Bars (saloons), den Nachtcafés! Das Berliner Nachtleben ist der dunkelste Flecken im Deutschen Reiche. Sieht unser Volk nicht die Wahrheit des deutschen Sprichwortes: ‚Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein?‘“ G.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 60.

Dezember 1914.

Nr. 12.

Russellismus.

Unter den falschen Lehren, die als Zeichen der Zeit dastehen, hat in jüngster Zeit besonders der sogenannte Russellismus viel von sich reden gemacht. Als Gründer dieser Lehre gilt Charles L. Russell vom Brooklyn (N. Y.) Tabernacle. Wir hören zuerst von Russell in Allegheny, Pa., wo er in einem Laden arbeitet. Er wurde als Presbyterianer erzogen. Mit der Zeit fand er Anstellung in seines Vaters Geschäft, das er später ererbte. Unter seiner Führung erweiterte sich das Geschäft so riesig, daß er statt eines Ladens bald fünf besaß. W. L. Ellis sagt: „Irgendwo fielen dem jungen Mann alte, abgetragene Keßereien in die Hände, die von dem Zustand der Toten, der zweiten Gelegenheit für alle und der Vernichtung der beharrlich Wosshaften handelten. An diesen Abhandlungen fand er Geschmack und trat sie mit der Zeit immer breiter.“ Hin und wieder hielt er Vorträge in verschiedenen Kirchen und Hallen und wurde bald als „the crank preacher“ bekannt. Dann verkaufte er sein Geschäft und widmete seine ganze Zeit dem „Lehren und Predigen“ seiner wunderlichen Ansichten, wobei er sich als eine besonders hervorragende Größe ausgab. Höhere Anstalten soll er nicht besucht haben und mit den alten Sprachen unbekannt sein, und doch versteht er es, seinen Anhängern weiszumachen, daß die schwierigsten Stellen des Alten Testaments und besonders der Offenbarung ihm klarer sind als ein Sonnenstrahl. Von andern wird er als ein geistlicher tramp angesehen, der sich auf Kosten der Unwissenden und Leichtgläubigen bereichert. Russell gibt sich als Präsident der sogenannten „Internationalen Vereinigung von Bibelforschern“ aus, deren Hauptquartier in London, England, sein soll. Als er seine religiöse Laufbahn begann, hatte er seine Hauptniederlage in Allegheny. Hier scheint er in seinem Treiben gestört worden zu sein. Von Allegheny verlegte er sein Geschäft nach Pittsburg, wo es unter dem Namen *Zion Watch Tower* bekannt war. Zeitweilig blühte hier sein Geschäft auch schön. Später gab er seinen Publikationen den Namen *Millennial Dawn*. Als seine Ehe-

scheidungs geschichten bekannt wurden, fing sein Geschäft an zu leiden. Um das Urteil des Gerichts, seiner Frau Unterhalt zu verschaffen, auf die Seite zu schieben, veränderte er wieder den Namen seiner Schriften und nannte sie „Schriftstudien“ und verlegte sein Hauptquartier nach Brooklyn, N. Y., wo es jetzt noch ist. Seither ist das Geschäft bekannt als „The Watch Tower Bible and Tract Society“, „The London and Brooklyn Tabernacles“, „The People's Pulpit“ und jetzt „Die Internationale Vereinigung von Bibelforschern“.

Unter den Schriften, die den Russellismus zu verbreiten suchen, sind zu nennen: *The Watch Tower and Herald of Christ's Presence* und gedruckte Predigten Russells, die jede Woche frei verteilt werden. Dazu kommen zahlreiche Bücher und Traktate Russells, die von Kolporteurs durchs ganze Land geschleppt und entweder frei verschenkt oder zu einem Spottpreis feilgeboten werden. *Millennial Dawn Series* ist vielleicht das bekannteste Werk Russells. Jetzt wird es verlegt ohne Russells Namen unter dem Titel „Schriftstudien“ oder „Eine Handleitung für Bibelforscher“. Mit großem Eifer suchen die Russellen diese Schriften mit ihren Kezereien an den Mann zu bringen; und bekannt sind auch die eigentümlichen Methoden, deren sie sich bedienen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Im Jahre 1911 sollen nach W. L. Ellis 22,838,282 Russellische Traktate verteilt worden sein und 4,000,000 Exemplare „Schriftstudien“. Diese Publikationen erscheinen in zwölf Sprachen. 600 Kolporteurs waren an der Arbeit, und 58 „Älteste“ haben unter der Aufsicht der „People's Pulpit Association“ (ein anderer Name für den Schwindel Russells) das Land durchreist und 4375 Städte besucht, Versammlungen abgehalten und gepredigt. Durch freie Lichtbildervorstellungen (Photo Drama of Creation) sind unzählbare Menschen mehr oder weniger mit Russell bekannt geworden.

Um dies Werk zu betreiben, ist Geld, viel Geld, nötig. Woher kommt es? Nach J. J. Ross soll Russell im Gericht zugestanden haben, daß er ein Teilhaber in der California Asphaltum Co. sei, daß er der Gründer der Selica Brick Co. sei, daß er in der Brazilian Terpentine Co. „a controlling interest“ habe, ferner, daß er Teilhaber einer Gottesadergesellschaft und der United Coal and Coke Co. sei. Da ist ferner die „Watch Tower Bible and Tract Society“, der ursprünglich sieben Personen angehörten mit Russell als Präsident. An diesen Verein geben die Anhänger Russells ihr Geld ab. Im Jahre 1912 erhielt derselbe nicht weniger als \$202,000 an Geschenken. Für jede 10 Dollars, die eine einzelne Person einschickt, erhält sie — wenn sie darum nachsucht — das Recht zu einer Stimme für die Beamten. Die Wahl wird am ersten Samstag des Jahres vorgenommen, und es werden drei Beamten gewählt: Vizepräsident, Sekretär und Kassierer. Von den 400,000 oder 500,000 shares sollen bis jetzt 50,000 verkauft worden sein.

Sodann hat Russell für einen "Voluntary Donation Fund" gesorgt. Den beschreibt er ungefähr so: „Diese Anlage besteht aus freien Gaben der ‚Bibelforscher‘, die gestärkt und genährt worden sind mit ‚der Speise zu seiner Zeit‘, die diese Publikationen [Russells] ernstern Forschern in der ganzen Welt vorlegt.“ Durch diesen "Fund" werden Tausende von Exemplaren des *Watch Tower* und *People's Pulpit* frei versandt. Er dient ferner der Verbreitung der „Schriftstudien“, indem er denen Unterstützung leistet, die geneigt sind, diese zu verbreiten. Auch ist er für die Armen bestimmt, insofern nämlich solche, die wegen Alters, Krankheit oder anderer Ursachen ihr Abonnement für den *Watch Tower* nicht bezahlen können, ihn durch diese Kasse frei erhalten. Diese Freiwilligkeit weiß Russell auch zu fördern durch seine Lehre vom Millennium. Ist doch nach Russell dieses Jahr das letzte des gegenwärtigen Zeitalters, und bald ist es hin. Warum sollte man da noch irdisches Gut besitzen wollen? Im wundervollen Millennium ist es überflüssig. Warum es diese paar Tage noch festhalten? Kein Wunder, daß ein unaufhörlicher Strom in die Kasse des *Watch Tower* fließt, daß Russells Predigten in den täglichen Zeitungen erscheinen, so viele Exemplare seiner Schriften verschenkt, Hallen und Theater für Reden und Lichtbildervorstellungen gemietet werden können. Vielleicht am erfolgreichsten verbreitet Russell seine Irrtümer durch die Presse. Jede Woche bringen uns die täglichen Zeitungen Predigten von dem "Pastor of Brooklyn Tabernacle" mit einem Zusatz über die angeblich glänzende Zuhörerschaft. Diese Predigten werden begierig gelesen von vielen Leuten. Der Mensch mit einem bösen Gewissen hört gern die Predigt, daß es keine Hölle gibt.

Die Russell'sche Lehre bringt eigentlich nichts Neues; sie wärmt nur die alten Irrlehren wieder auf, die von verschiedenen Irrgeistern vor vielen Jahren schon vorgetragen und vertreten worden sind. Gott sei Dank, daß wir einen unfehlbaren Prüfstein haben, an dem wir alle Lehren prüfen können, die von Menschen vorgetragen werden. Dieser Prüfstein ist Gottes eigenes Wort selbst, wie wir es in der Bibel haben. Halten wir nun einige Irrlehren Russells an diesen Prüfstein.

Die Lehre von der Dreieinigkeit. Russell verwirft diese Lehre. Bd. 5, S. 60 der „Schriftstudien“ (englische Ausgabe): „Diese Lehre von drei Göttern, die nicht nur keinen Schriftgrund hat, sondern der Schrift von Genesis bis zur Offenbarung zuwider ist, beides direkt und indirekt, und die der Vernunft so zuwider ist, daß sie unvernünftig ist.“ S. 64: „Die allgemeine Annahme dieser Lehre und die Zähigkeit, mit der sie festgehalten wird, gründet sich auf eine abergläubische Furcht, die das römische Priestertum und hernach die protestantischen Prediger eingeflößt haben unter der Drohung, daß, wer die Dreieinigkeit leugnet, den geraden Weg zur ewigen Pein wandere.“ „So fest verhängt ist diese falsche Lehre, die die Protestanten

vom Papsttum im dunklen Zeitalter erhalten haben, und die noch mit Zähigkeit festgehalten wird, daß der Glaube an diese unbegreifliche, unvernünftige und schriftwidrige Lehre zum Prüfstein der Rechtgläubigkeit gemacht wird.“ S. 166 führt Russell die rechte Lehre an mit den Worten: „Es sind drei Personen in Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist; diese drei sind ein Gott, gleichen Wesens, gleicher Macht und Herrlichkeit“, und fährt dann also fort: „Diese Ansicht paßte gar wohl zum ‚dunklen Zeitalter‘, welches sie mit herbeiführen half.“ „Wahrlich, stände es nicht so, daß dieser Dreieinigkeitsunsinn uns von frühester Kindheit eingetrichtert worden wäre, und daß er auf Seminaren von bejahrten Professoren, die in mancher Hinsicht gar nicht dumm zu sein scheinen, mit allem Ernst vorgetragen würde, dann würde kein Mensch auch nur einen Augenblick daran denken. Wie es dem großen Widersacher gelungen ist, sie dem Volke Gottes aufzuhalsen und es zu verwirren und vieles von dem Worte Gottes kraftlos zu machen, ist das Geheimnis, das wahrscheinlich nicht gelöst werden wird, bis wir erkennen in der Herrlichkeit, wie wir erkannt sind.“ Russell leugnet also die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, verlästert sie als den Unsinn, der das dunkle Zeitalter „herbeiführen half“, und will dabei ein Christ sein und auf dem Boden der Schrift stehen! Was sagt aber die Schrift?

Nach der Heiligen Schrift hat Gott sich uns in drei Personen offenbart. Viele Stellen reden von einer Person, Gott dem Vater, der wahrer Gott ist. Eph. 6, 4: „Ein Gott und Vater unser aller.“ Joh. 16, 23: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet“ usw. Matth. 6, 6; Jak. 1, 17; Jes. 63, 16. Viele Stellen der Schrift reden von einer weiteren Person, Gott dem Sohn, der wahrer Gott ist. Joh. 20, 28: „Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!“ Joh. 10, 30: „Ich und der Vater sind eins.“ 1 Joh. 5, 20; Phil. 2, 10; Hebr. 1, 6. Viele Stellen der Schrift reden von einer dritten Person, Gott dem Heiligen Geist, der wahrer Gott ist. Apost. 3, 5: „Daß du dem Heiligen Geist lügest.“ 1 Kor. 3, 16: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnt?“ Tit. 3, 5: „Durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes.“ Aber es gibt doch nicht drei Götter, sondern nur einen Gott. 1 Kor. 8, 4: „Und daß kein anderer Gott sei ohne der einige.“ Eph. 6, 4: „Ein Gott und Vater unser aller.“ Joh. 10, 30: „Ich und der Vater sind eins.“ Also drei unterschiedliche Personen: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Bei der Taufe Christi offenbarten sich die drei Personen: Gott der Sohn stand im Jordan und ließ sich taufen, Gott der Vater offenbarte sich in der Stimme vom Himmel: „Dies ist mein lieber Sohn“, und Gott der Heilige Geist fuhr auf Christum herab in der Gestalt einer Taube. Gott hat befohlen, daß wir taufen sollen im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes (Matth. 28, 19).

Die Lehre von der Person Christi. Von der Person Christi lehrt Russell (Bd. 5, S. 84): 1. „Unser Erlöser existierte als ein Geistwesen, ehe er Fleisch ward und wohnte unter uns.“ 2. „. . . Zu der Zeit wie auch hernach war er bekannt als ‚ein Gott‘, ein Mächtiger. Als Fürst der Engel und dem Range nach der nächste zum Vater war er bekannt als Erzengel (höchster Engel oder Vot), dessen Name (Michael) bedeutet ‚der als Gott‘ oder Gottes Stellvertreter.“ 3. „Er war die vornehmste aller Kreaturen Jehovahs.“ Russell leugnet die Gottheit Christi. Hier hören wir ja den Arius wieder, dessen Ketzerien auf dem Konzil zu Nicäa verurteilt wurden, und die Unitarier singen auch nach derselben Weise. Diese Lehre nimmt uns den allmächtigen Heiland und schändet seinen herrlichen Namen. Die Schrift redet genug davon, daß Christus Gottes Sohn ist, gleiches Wesens mit dem Vater. Joh. 20, 28: „Thomas antwortete und sprach: Mein Herr und mein Gott!“ 1 Joh. 5, 20: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.“ Joh. 10, 30: „Ich und der Vater sind eins.“ Joh. 1, 1—4. 14; Gal. 1, 1. 4. Die Juden wußten es gar wohl, daß Jesus beanspruchte, Gottes Sohn, wesentlicher Gott, zu sein. Sie sprachen: „Um des Werkes willen steinigen wir dich nicht, sondern um der Gotteslästerung willen, daß du ein Mensch bist und machest dich selbst zu Gott“, Joh. 10, 33. Die Juden, die Feinde Jesu, verstanden also diese Lehre gar wohl. Russell aber, der ein Jünger Jesu zu sein behauptet, versteht sie nicht und leugnet sie. Zu Joh. 1, 1: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ sagt Russell: „Hier bedeutet das Wort Gott ein Starke.“ „Die richtige Übersetzung dieser Stelle lautet so: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war ein Gott.“ In jenen Gerichtsverhandlungen, von denen berichtet wurde, erlitt Russell eine klägliche Niederlage mit Bezug auf seine Kenntnis des Griechischen und Hebräischen. Woher also wohl die gebrechliche Eselsbrücke, die er bei dieser Übersetzung gebraucht hat?

Die Lehre von den Naturen Christi. Als Jesus in die Welt geboren wurde, hatte er nach Russell nur eine Natur, nicht zwei, wie alle Christen nach der Schrift glauben. Darüber sagt Russell (Bd. 1, S. 184): „Noch auch war Jesus etwa eine Mischung der beiden Naturen, der menschlichen und der geistigen. Das Vermengen zweier Naturen bringt weder die eine noch die andere zuwege, sondern ein unvollkommenes, bastardartiges Ding, welches der göttlichen Einrichtung zuwider ist. Als Jesus im Fleisch war, war er ein vollkommenes geistiges Wesen der höchsten oder göttlichen Ordnung.“ „Daraus sehen wir, daß keine Mischung der beiden Naturen in Jesu Wesen vorhanden war, sondern daß er einen zweimaligen Wandel der Natur durchmachte, erst von der geistigen zu der menschlichen, dann von der menschlichen zum höchsten Grade der geistigen, zur göttlichen Natur.“

Und in beiden Fällen war die eine für die andere drangegeben worden.“ S. 187: „Den Sohn Gottes ausgenommen, besitzen wir keine Kunde darüber, daß irgendein Wesen, sei es ein geistiges oder ein menschliches, von einer Natur zur andern verwandelt worden ist; und jenes war ein Ausnahmefall für einen Ausnahmefall.“ S. 189: „So finden wir also, daß die Schrift geistige und menschliche Naturen als verschiedenartige und auseinanderfallende darstellt und keinen Anhaltspunkt dafür bietet, daß die eine in die andere übergehen werde.“ Von den Naturen in Christo lehrt also Russell: Ehe Christus in Menschengestalt unter Menschen erschien, war er ein geistiges Wesen, allerdings von hohem Stand und Rang, aber eine Kreatur, ein geschaffener Geist. Als er Mensch wurde, hat er sich auf irgendeine Weise seiner geistigen Natur entkleidet, sie fallen lassen, sie ist nicht mit der menschlichen vereinigt. Christus war weiter nichts als ein Mensch auf Erden. Es war nichts übernatürliches an ihm. Damit tritt Russell in direkten Widerspruch mit der Schrift, die sonnenklar lehrt: In Christo sind zwei Naturen, die menschliche und die göttliche. 2 Sam. 7, 19: „Das ist eine Weise eines Menschen, der Gott der Herr ist.“ Jes. 7, 14: „Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel“ (Gott mit uns = Gottmensch).

Was lehrt Russell von der dritten Person der Gottheit, dem Heiligen Geist? Bd. 5, S. 165, sagt er, daß unter dem Heiligen Geist, von dem die Schrift so viel redet, der Einfluß, die Macht und Kraft Gottes zu verstehen sei. Nach der Heiligen Schrift aber ist der Heilige Geist die dritte Person der Gottheit, wahrer Gott mit dem Vater und Sohn, dem göttliche Werke und Eigenschaften zugeschrieben werden. Matth. 28, 19: „Gehet hin und lehret . . . des Heiligen Geistes.“ 2 Kor. 13, 13: „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi . . . und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes.“ Russell verwirft fast den ganzen fünften Band der „Schriftstudien“ auf eine Widerlegung der Schriftlehre von der heiligen Dreieinigkeit.

Die Lehre von der Erlösung. Wenn Russell auch in all seinen Schriften kein Wort von der Veröhnung, so durch Jesum Christum geschehen ist, gesagt hätte, so wüßten wir doch, daß seine Lehre in diesem Punkt falsch sein muß; denn wie kann ein Mensch, der die Gottheit Christi leugnet, die rechte Lehre führen im Artikel von der Erlösung? Nach Russell aber war ja Christus, als er auf Erden war, weiter nichts als bloßer Mensch. Sein Werk muß darum auch das Werk eines bloßen Menschen gewesen sein. Nun sagt aber die Schrift vom Werk eines Menschen (Ps. 49, 8. 9): „Kann doch ein Bruder niemand erlösen.“ Ist Christus nicht wahrer Gott, dann ist es auch unmöglich, daß er die Sünden der ganzen Welt tragen, unser Erlöser sein sollte. Nach Russell verhält es sich mit der Erlösung durch Christum so (Bd. 1, S. 154): „Das Lösegeld für alle, das von dem Menschen Christus Jesus gegeben wurde, gibt oder verbürgt keinem

Menschen ewiges Leben oder ewiges Glück, sondern es gibt und verbürgt jedem Menschen eine zweite Gelegenheit oder einen andern Versuch, ewiges Leben zu erlangen.“ S. 156: „Das gegebene Lösegeld entschuldigt die Sünde bei niemandem, es sagt nicht, man solle Sünden für Heilige ansehen und sie daraufhin in ewige Glückseligkeit versehen. Es beseitigt allein die erste Verurteilung und ihre Strafe und rechnet den Sünder, direkt oder indirekt, als von jener Verurteilung und ihren Folgen befreit; es stellt ihn wieder fürs Leben auf die Probe, in welcher sein eigener, freiwilliger Gehorsam oder vorsätzlicher Ungehorsam entscheiden soll, ob er ewiges Leben haben kann oder nicht.“ Aus diesen Worten geht klar hervor, daß der Russellismus die Schriftlehre von der Erlösung mit Füßen tritt, die Lehre, daß Christus durch sein Blut und seinen Tod für die Sünden aller Menschen voll und ganz genuggetan und ihnen die Seligkeit erworben hat. Nach dem Russellismus kommt schließlich noch alles auf des Menschen Tun an. Christi Blut und Tod hat nur Hilfe für den zeitlichen Tod gebracht: die Auferstehung und das Leben im Millennium. Im Millennium aber muß der Mensch sich selbst retten durch die Werke seiner Gerechtigkeit. Die Seligkeit wird also schließlich doch das Resultat des menschlichen Wollens und Tuns sein. Das ist aber nicht die Lehre der Schrift. Röm. 3, 28: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke.“ Eph. 2, 8, 9: „Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht jemand rühme.“ 1 Petr. 1, 18, 19: „Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erlöst seid von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem teuren Blut Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“

Von der Auferstehung Christi. Davon sagt Russell (Bd. 2, S. 125): „Der menschliche Leib unsers Herrn wurde jedoch übernatürlicherweise aus dem Grabe entfernt; denn wäre er dort geblieben, so würde dies ein unübersteigbares Hindernis für den Glauben der Jünger gewesen sein.“ „Wir wissen nicht, was daraus wurde, ausgenommen, daß er nicht verwest ist.“ „Ob er sich in Gase aufgelöst, oder ob er noch irgendwo aufbewahrt wird, als großes Erinnerungszzeichen der Liebe Gottes, des Gehorsams Christi und unserer Erlösung, weiß niemand; noch ist solches zu wissen nötig.“ Bd. 1, S. 239: „Christus wurde bei seiner Auferstehung ein Geist, ein geistiges Wesen, und blieb in keinem Sinn mehr ein menschliches Wesen.“ Es ist ja leicht zu verstehen, warum Russell so lehrt von der Auferstehung unsers Heilandes. Würde er die Schriftlehre in diesem Punkt annehmen und vertreten, dann würde er damit seine ganze aufgebaute Theorie auseinandersprengen. Die Schrift sagt Luk. 24, 36—40: „Ich bin's selber; fühlet mich und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe.“ Joh. 2, 19: „Brecht

diesen Tempel [den Tempel seines Leibes], und am dritten Tage will ich ihn aufrichten.“ Die Lüge der Hohenpriester und Ältesten war noch recht zahm im Vergleich zu Russells Faselien.

Nach seiner Auferstehung wurde Christus göttlich, sagt Russell. Bd. 2, S. 104, heißt es: „Er ist in keinem Sinn oder Grade mehr menschlich.“ Bd. 1, S. 184: „Als Jesus im Fleische war, war er ein vollkommenes menschliches Wesen, vordem ein vollkommenes geistiges Wesen, und seit seiner Auferstehung ist er ein vollkommenes geistiges Wesen der höchsten oder göttlichen Ordnung. Nicht vor dem Zeitpunkt seiner Weihung, wie sie in seiner Taufe versinnbildlicht wurde, und von welcher an sie datiert (mit dem dreißigsten Jahr — das volle, gesetzliche Mannesalter und daher die rechte Zeit, um sich selbst als Mensch darzubringen, zu weihen), empfing er das Pfand, die Bürgschaft, seines Erbteils, der göttlichen Natur. Die menschliche Natur mußte dem Tode geweiht sein, ehe er das ‚Pfand‘ der göttlichen Natur erhalten konnte. Und nicht eher, als bis er diese Weihung tatsächlich durchgeführt und die menschliche Natur tatsächlich in den Tod geopfert hatte, wurde unser Herr völlig der göttlichen Natur teilhaftig. Nachdem er Mensch geworden war, war er gehorsam bis zum Tode: Darum hat ihn auch Gott zur göttlichen Natur erhöht (Phil. 2, 8. 9). Wenn diese Schriftstelle wahr ist, dann folgt, daß er nicht eher zur göttlichen Natur erhöht wurde, als bis die menschliche Natur tatsächlich geopfert, tot war.“ — Dagegen steht 1 Tim. 3, 16: „Ründlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbaret im Fleisch.“ Kol. 2, 9: „In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“ Apost. 3, 15: „Den Fürsten des Lebens habt ihr getötet.“ 1 Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.“ Christus konnte doch nicht erst bei seiner Auferstehung göttlich werden, denn er ist ja Gott von Ewigkeit. Aber gibt es denn überhaupt eine Auferstehung Christi, wenn die „Schriftstudien“ recht haben? Nach Russell wurde das geistige Wesen, das er vor seiner Menschwerdung gehabt haben soll, in ein menschliches verwandelt, dieses hernach wieder in ein geistiges. Wer oder was ist hiernach denn eigentlich auferstanden? Die „Schriftstudien“ bezeugen es verschiedentlich (z. B. Bd. 1, S. 185. 186), daß Russell dafürhält, eine besondere Klasse von Menschen, eine „kleine Herde“ (man kann es mit Holzschuhen fühlen, daß diese „kleine Herde“ die Russelliten sind), habe die Verheißung der göttlichen Natur, der geistigen Leiber usw. Im Millennium werde dann diese „kleine Herde“ mit Russell auf dem Thron sitzen und ihm behilflich sein, den übrigen Teil der Menschheit zu regieren und unter dem Daumen zu halten.

Die Lehre von der Wiederkunft Christi. Nach den „Schriftstudien“ geschah diese schon im Oktober 1874. (Bd. 2, S. 182. 188. 222—237.) Sie geschah allmählich und unbemerkt. Diese

wunderbare Aufklärung gründet Russell auf mathematische Berechnungen, für die er sich auf die jüdischen Jubeljahre beruft. Russell weiß gar wohl, daß Matth. 24, 27 („Denn gleichwie der Blitz ausgehet vom Aufgang und scheineth bis zum Niedergang, also wird auch sein die Zukunft des Menschensohnes“) wie eine Bombe auf seine ganze Teufelslehre wirken muß, und darum stellt er als Schutzwehr gegen dieses klare Gotteswort die freche Behauptung auf: „Das Wort ‚Blitz‘ in diesem Spruch ist nicht die richtige Übersetzung. Statt ‚Blitz‘ sollte es ‚Sonnenstrahl‘ heißen.“ Christi Gegenwart auf Erden werde also so nach und nach offenbar, er könne schon lange auf Erden sein, und nur wenige (die Russelliten nämlich) wüßten davon. (Vgl. 2 Petr. 3, 10.) In Bd. 1, Kap. 8, behauptet Russell, wenn die Schrift vom „Tag des Gerichts“ rede, dann sei damit nicht ein Tag von vierundzwanzig Stunden gemeint, sondern der Gerichtstag dauere tausend Jahre (Millennium). Den christlichen Glauben vom „Tag des Gerichts“ nennt er „eine sehr ungehobelte Vorstellung und einen Glauben außer Schriftharmonie“. (S. 142.) „Der Ausdruck ‚Gericht‘ bezeichnet mehr als einfach das Abgeben eines Urteils. Es schließt sowohl die Prüfung als auch die Entscheidung ein, die sich auf diese Prüfung gründet.“ „Und dies gilt nicht nur von dem englischen Wort ‚judgment‘ und dem Wort ‚Gericht‘, sondern auch von dem Griechischen, aus dem dies übersetzt wurde.“ Der Mensch soll im Millennium eine Prüfung bestehen. Jeder Mensch wird dieselbe Gelegenheit bekommen, die Adam einst im Garten Eden hatte. Die große Mehrzahl der Menschen wird die Prüfung bestehen; durch ein vollkommenes Leben im Millennium werden sie sich als würdig erweisen. Einzelne werden sich in ihren Sünden als Unwürdige erzeigen; die sind unverbesserlich und werden vernichtet.

Von einer solchen tausendjährigen Prüfung aber weiß die Schrift nichts. Eine „Prüfung“ (trial) im menschlichen Gericht hat den Zweck, die Schuld des Angeklagten festzustellen. Eine solche Prüfung braucht Gott nicht anzustellen. Er ist der Allwissende. Er kennt die Schuldigen und wird darum im Gericht nur das Strafurteil aussprechen. (Vgl. Matth. 25, 31—46.) Nach 1 Kor. 15, 51—57 und 1 Thess. 4, 13—18 werden die Christen vom Tode auferstehen, wenn Christus kommt zum Gericht. Russell will ausfindig gemacht haben, daß dies nicht richtig ist. Bd. 3, S. 244: „Daß im Frühjahr des Jahres 1878 alle heiligen Apostel und alle ‚überwinder‘ des christlichen Zeitalters, die in Jesu entschlafen sind, zu Geisteswesen gleichwie ihr Herr und Meister auferweckt wurden.“ S. 294: „Das ist die gegenwärtige Lage der Dinge: der große Richter ist gekommen, nicht wie im ersten Advent in seinem Erniedrigungsleib zum Zweck der Aufopferung, sondern in seiner Machtfülle als ein Geisteswesen.“ S. 224: „Und während wir annehmen, daß diese Auferstehung jetzt eine vollendete Tatsache ist, und daß sie folglich ebensowohl wie ihr Herr auf Erden

gegenwärtig ist, ist der Umstand, daß wir sie nicht sehen, kein Hindernis für unsern Glauben, wenn wir bedenken, daß sie Geist, gleichwie ihr Herr, Geistwesen und den Menschen unsichtbar sind.“ Seit 1874 ist Christus auf Erden, seit 1878 sind die Heiligen auferstanden und unter uns, und kein Mensch weiß etwas davon, bloß Russell und seine Anhänger.

Mit dem Jahre 1914 wird nach Russell die bestehende Ordnung der Dinge aufhören. Bd. 2, S. 226: „Die Ernte dieses Zeitalters endet mit dem Umsturz der heidnischen Mächte im Jahre 1914.“ Bd. 3, S. 146: „Mit dem Ende des Jahres 1914 wird, was Gott Babylon nennt, und was die Menschen Christentum nennen, verschwunden sein.“ Russell meint eine Parallele für seine Berechnung in den Jahren 33 bis 70 zu finden, wo der Heiland öffentlich auftrat und lehrte, und die Juden ihn vertwarfen, wo Jerusalem zerstört wurde, und die Juden in die Verbannung getrieben wurden. Die Ernte oder schließliche Prüfungszeit dauert also von 1874 bis 1914. Dann hat die Macht der Heiden ein Ende, das Christentum (Babylon) wird in die Luft geblasen. Unrecht gibt es nicht mehr, nur Friede und Gerechtigkeit wird auf Erden wohnen. Dann kommt das langersehnte, unendliche Jubeljahr! — Man kann sich leicht denken, mit welchem Enthusiasmus das nahe Ende die Herzen der Anhänger dieser Lehre erfüllen muß. Warum sollten die Anhänger Russells noch Geld und Gut festhalten? Bald brauchen sie es nicht mehr; es hat dann doch keinen Wert mehr. Kein Wunder, daß die Watch Tower-Gesellschaft einen guten Vorrat an barem Gelde hat, der es den Russelliten ermöglicht, Predigten in den täglichen Zeitungen erscheinen zu lassen, Hallen für Vorträge zu mieten und wochen- und monatelang das „Photo Drama of Creation“ umsonst abzuspielen. Russell weiß mehr, als die Schrift uns offenbart, Matth. 24, 36: „Von dem Tag aber und der Stunde weiß niemand, auch die Engel nicht im Himmel, sondern allein mein Vater.“ Ferner behauptet der Russellismus, bei der letzten Auferstehung werde das Evangelium den Verlorenen gepredigt werden (Bd. 1, Kap. 6. 8. 9), und die große Masse werde das Evangelium annehmen und gerettet werden. Sie würden dann eine bessere Gelegenheit bekommen, als sie jetzt haben. Jetzt sei noch nicht die Gnadenzeit für alle; bloß die „kleine Herde“ (mit Russell als Leithammel) werde jetzt schon gerettet. Wie stimmt damit 2 Kor. 6, 2: „Jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils“?

Die Lehre von der ewigen Verdammnis. Wegen dieser Lehre wird Russell der Korb gefüllt, wo er den Mund aufstut. Die Lehre, daß es keine Hölle gibt, ist der begehrteste Balsam für ein böses Gewissen. Nach Russells Lehre werden ja die Gottlosen im Millennium noch eine Gelegenheit bekommen, sich zu bekehren. Die große Mehrzahl wird das tun. Nur wenige, die unbedingt Boshaften, werden dieses Examen nicht bestehen. Sie werden (Bd. 1, S. 149) „der Ver-

nichtung überliefert“. In Band 1 seiner Schriften läßt Russell sich eingehend (nach seiner Weise) auf die Lehre von der Hölle ein, zumeist mit Sarkasmus. Russell mit seinen Anhängern sitzt so fest in seiner Behauptung, daß sie im Jahre 1912 bei Gelegenheit einer Versammlung in Washington, D. C., durch Abstimmung über diese Lehre die Hölle aus dem Wege geräumt haben. Aber sie ist doch noch da. Matth. 25, 46 heißt es: „Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.“ Jes. 66, 24: „Ihr Wurm wird nicht sterben, und ihr Feuer wird nicht verlöschen.“ Offenb. 14, 11: „Der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Ewigkeit zu Ewigkeit; und sie haben keine Ruhe Tag und Nacht.“ Und der reiche Mann in der Hölle scheint doch wohl nicht der Vernichtung überliefert zu sein, denn es heißt von ihm Luk. 16, 23, 24: „Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarum in seinem Schoß, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarum, daß er das Äußerste meines Fingers ins Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.“ Wäre die Hölle eine Vernichtung der Gottlosen, dann könnten sie doch wohl nicht schreien und Pein leiden. Der Teufel hat wohl keine bessere Lehre erfunden, die Leute zur Hölle zu führen, als gerade diese, daß er behauptet, es gibt keine Hölle! Und Russell hilft ihm seine Hölle füllen.

Russell ist nach Matth. 24 auch ein Zeichen der Zeit. Nicht nur führt er die Unwissenden an der Nase, sondern wir sehen auch in Erfüllung gehen, was 2 Thess. 2, 10 geschrieben steht: „... dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen. . . . Darum wird ihnen Gott kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge“.

L. A. W.

Pius X.

(Fortsetzung.)

Das Rundschreiben „Acerbo nimis“ vom 15. April 1905 über „den religiösen Volksunterricht“ beginnt mit einer Klage über die gegenwärtige seelische Erschlaffung der Welt, auch der Kirche. Ohne andere Meinungen über deren Ursachen vertwerfen zu wollen, entscheidet sich der Pontifex dafür, daß sie herrühre „vorzugweise aus der Unwissenheit über die göttlichen Wahrheiten“. Auch Hosea klage ja Kap. 4, 1: Es ist keine Erkenntnis Gottes mehr im Lande. So sei es nicht nur bei dem niedrigen Volk unter den Christen, dem der strenge und gehorsame Dienst gegen die Herrschaften keine Zeit übrig läßt, sich christlich zu belehren, sondern „auch in den Kreisen, denen es an Geist und Bildung nicht gebricht; ja hier am allermeisten verzieht man sich zwar reichlich mit weltlicher Wissenschaft, lebt aber in religiöser Hinsicht ganz vermessen und kenntnislos dahin“ und spürt

dabei gar keinerlei Beunruhigung. „Sie haben keine Kenntnis von der Menschwerdung des göttlichen Wortes noch von der Erlösung des menschlichen Geschlechts. . . . Sie wissen nichts von der Gnade, nichts von dem hehren Opfer der heiligen Messe. So geht es fort bis zur Todesstunde, und der Priester muß dann Sterbende, um die Hoffnung auf Rettung nicht zu verlieren [ne spes absit salutis], notdürftig über die Religion unterrichten anstatt diese kostbaren Augenblicke, wie es sein sollte, zur Erweckung der göttlichen Liebe hauptsächlich zu benutzen“ (momenta, quae fovendae maxime caritati in Deum impendi oporteret etc.). „Ja es wird fast zur Gewohnheit, daß Sterbende in einer solchen schuldhaften Unwissenheit sich befinden, daß sie um den priesterlichen Beistand gar nichts geben und ohne jegliche Verzeihung mit Gott den furchtbaren Weg in die Ewigkeit ruhigen Herzens glauben betreten zu dürfen. Mit Recht hat darüber Unser Vorgänger Benedikt XIV. geschrieben: „Wir behaupten, daß ein großer Teil derjenigen, welche ewig verdammt werden, dieses endlose Unglück deswegen erleiden, weil sie die Glaubenswahrheiten nicht kannten, welche man notwendig wissen und glauben muß, um unter die Auserwählten gezählt zu werden.““ (Wir Protestanten wollen uns doch dies Zeugnis Pius' X. über die grauenhafte Unwissenheit der Gläubigen seiner Kirche anmerken; es erinnert mehrfach an Luthers Vorrede zum Kleinen Katechismus, wo er den Papisten seiner Zeit ein ähnliches Zeugnis ausstellt und die römischen Bischöfe für diese Unwissenheit verantwortlich macht, weil sie „ihr Amt nicht einen Augenblick beweiset“ haben.) Aus dieser religiösen Unwissenheit nun, fährt Pius fort, entstehen vielfältige und schwere Schäden. Denen muß man steuern durch Religionsunterricht. „Vielen“ aber „ist, wie Wir wissen, die Abhaltung dieses katechetischen Unterrichts zuwider; steht er doch beim Volk weniger in Ansehen und ist zugleich nicht geeignet, das Gaschen nach Lob von seiten des Volkes zu befriedigen“ (scimus, ejusmodi tradendae christianae doctrinae munus haud paucis invidiosum esse, quod minoris vulgo aestimetur nec forte ad popularem laudem captandam aptum). Die Prediger bekommen freilich vom Volk mehr Lob als die Katecheten; aber eigentlich mit Unrecht. „Man wird viel leichter einen Redner finden, der gedankenreich und glänzend zu sprechen versteht, als einen Katecheten, welcher eine nach jeder Rücksicht lobenswerte Unterweisung zu geben weiß. Mag jemand auch großes Geschick haben im Denken und Sprechen, so möge er doch sicher glauben, er könne vor Kindern oder vor dem Volk über die christliche Wahrheit nur dann zum Gewinn der Seelen sprechen, wenn er sich durch vieles Nachdenken vorbereitet und gerüstet hat. . . . Je ungebildeter die Zuhörer sind, desto mehr Studium und Sorgfalt bedarf es, um die höchsten Wahrheiten, die dem gewöhnlichen Verständnis so fern liegen, dem stumpfen Sinn der Ununterrichteten verständlich zu machen; und diese müssen dieselben doch zur Erlangung der Seligkeit ebenso

wohl kennen wie die Gelehrten.“ Das ist, zumal bei einem Papst, ein Satz von ganz respektabler Einsicht, und wenn nur das, was der römische Priester darzubieten hat, wirklich anstatt der Menschenlehren und Kirchengebote die seligmachende Wahrheit wäre, dann könnte man dem Mittel, das der Papst nennt, nur Beifall geben. Er sagt: „Alle Pfarrer und überhaupt alle mit der Ausübung der Seelsorge beauftragten Kleriker sollen an allen Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres ohne Ausnahme während einer vollen Stunde die Knaben und Mädchen über das, was sie zur Erlangung des Heils glauben und tun [credere agereque] müssen, nach dem Katechismus unterrichten. Sie sollen auch zu festgesetzten Zeiten im Jahr Knaben und Mädchen [pueros ac puellas] zum würdigen Empfang der Sakramente der Buße und der Firmung in einem durch eine Reihe aufeinanderfolgender Tage fortgesetzten Unterricht vorbereiten. Desgleichen sollen sie mit ganz besonderer Sorgfalt an allen Werktagen der heiligen Fastenzeit die adulescentulos und adulescentulas zum würdigen erstmaligen Empfang des Altarsakraments anleiten.“ Der autorisierte deutsche Text übersetzt die adulescentuli und adulescentulae mit „die männliche und weibliche reifere Jugend“. Und wir würden auch so übersetzen, nachdem vorher von pueri und puellae die Rede war. Auch haben römische Theologen damals gefolgert, mithin sei die erste Kommunion nicht schon Schulkindern von neun oder zehn Jahren, sondern erst älteren von vierzehn oder fünfzehn Jahren zu reichen. Aber da hatten sie nicht mit den Jesuiten gerechnet. Diese¹⁾ veranlaßten hernach ein Dekret vom 8. August 1910 „De aetate admittendorum ad primam communionem eucharisticam“, in welchem bestimmt wurde: aetas discretionis tum ad confessionem, tum ad s. communionem ea est, in qua puer incipit ratiocinari, hoc est circa septimum annum, sive supra, sive etiam infra. Demnach konnten schon sechsjährige Kinder kommunizieren; ja das Dekret bestimmte, sie sollen, sie sind verpflichtet dazu: ex hoc tempore incipit obligatio satisfaciendi utrique praecepto confessionis et communionis. (Und so nahm es mich nicht wunder, bereits am Gründonnerstag 1911 in der alten St. Louiser Kathedrale mitanzusehen, wie der Erzbischof einer Anzahl so junger Kinder die Hostie reichte.) Die älteren römischen Priester noch von deutscher Schulung mußten und müssen also seitdem ihre Überzeugung umlernen. Es sei auch, hob das Dekret Pius' X. hervor, zur ersten Kommunion ja gar nicht nötig eine plena et perfecta doctrinae christianae cognitio; das Kind könne sich ja nachher gradatim weiter in den Katechismuswahrheiten belehren lassen; es genüge, daß es eucharisticum panem a communi et corporali unterscheiden könne, ut ea devotione,

1) Die Jesuiten hatten schon mit den französischen Jansenisten zur Zeit Ludwigs XIV. hierüber Streit, aber es war noch keine päpstliche Entscheidung darüber vorhanden.

quam ipsius fert aetas, ad ss. Eucharistiam accedat. (Denzinger, S. 588.)

Pius X. verordnet dann noch weiter, wo die Zahl der Priester klein ist, soll die Laienwelt Hilfskräfte für die katechetische Belehrung stellen; die „zur Kongregation der christlichen Lehre“ (*congregatio doctrinae christianae*) gehören, die natürlich priesterlich überwacht ist, werden gern „diesen Unterricht übernehmen sowohl aus Eifer für die Ehre Gottes, als auch um die Ablässe zu gewinnen, welche die römischen Päpste so reichlich dafür gewährt haben“. Wo in größeren Städten Universitäten, Lyzeen und Gymnasien sind, aber ohne Religionsunterricht, da sollen Religionschulen gegründet werden. Und weil heutigen Tags auch die erwachsenen Christen so sehr unwissend sind, so „sollen alle Pfarrer und sonstigen Seelsorger außer der üblichen Homilie über das Evangelium, die an allen Gott geweihten Tagen mit der Pfarrmesse zu verbinden ist, zu einer für den Besuch von seiten des Volks am günstigsten gelegenen Stunde, die aber nicht mit der Stunde der Jugendkatechese zusammenfallen darf, in leichtverständlicher und volkstümlicher Sprache eine Katechese für die Gläubigen halten. [Katechismus *pre dicit* ist gemeint, *catechesis ad fideles*, nicht Katechese mit ihnen.] Dabei ist der vom Tridentiner Konzil verordnete Katechismus zu gebrauchen“, und zwar so, daß in einem Zeitraum von vier bis fünf Jahren sein ganzer Inhalt durchgenommen wird: das Glaubensbekenntnis, die Sakramente, die Zehn Gebote Gottes, das Gebet und — die Kirchengebote.

Also ernst meinte es Pius X. damit: „Diese Maßnahmen treffen Wir und schreiben Wir vor in Kraft Unsers apostolischen Amtes“ (*haec Nos auctoritate apostolica constituimus et jubemus*); und den Bischöfen liege nun ob, es in die Praxis umzusetzen und einzuführen. Unter der Fürbitte der allerheiligsten unbefleckten Jungfrau werden ihre Bemühungen zum glücklichen Erfolg führen. —

Aber, ob es nun die Jungfrau hat an ihrer Fürbitte oder die Bischöfe an ihrer Sorgfalt haben fehlen lassen oder beides, das Rundschreiben hat, was die Unwissenheit der römischen Gläubigen anlangt, nicht viel Wandel geschafft, und wie einst Benedikt XIV., so könnte auch sein gleichnamiger Nachfolger heute noch dieselbe Klage erheben.

Das der Zeit nach nächstfolgende Rundschreiben Pius' X. über die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich zunächst beiseite lassend, sei für diesmal noch kurz eines andern gedacht, das, gleich dem vorigen, auch ein pädagogisches Interesse hat, nämlich das Rundschreiben „*Quoniam in re biblica*“ vom 27. März 1906 „über das Studium der Heiligen Schrift in den theologischen Lehranstalten“. Die biblische Forschung, hebt es an, habe in unsern Tagen eine Bedeutung gewonnen wie vielleicht nie zuvor. (Fortasse nunquam antea. Kam dem Kardinal Macchi die Reformationszeit nicht in den Sinn, als er im Auftrag seines Herrn dies Schriftstück

gegenzeichnete?) Unumgänglich nötig sei daher, die jungen Kleriker sorgfältig in das Studium der Heiligen Schrift einzuführen. Natürlich, „in einer der Bedeutung des Gegenstandes und der Lage der Zeit entsprechenden Weise“ (quemadmodum et ipsius gravitas disciplinae et temporum necessitas admonent). Sie müssen die inspirierten Bücher gegen die Angriffe jener verteidigen können, welche jede göttliche Offenbarung leugnen. In der hierüber erteilten Vorschrift steht manches verständige Wort, das sich die vom evangelisch-lutherischen Glauben abgefallenen protestantischen Fakultäten Deutschlands und anderer Länder wohl zu merken hätten; daneben allerhand, was eben der päpstliche Standpunkt an die Hand gibt. In jedem Seminar ist Unterricht über die Heilige Schrift zu erteilen. Lehrstellen dafür, wo noch nicht vorhanden, sind nach den Verhältnissen und Kräften jedes Seminars zu schaffen; überall muß sich der künftige Priester die nötigen Kenntnisse erwerben können. Was ist nötig? „Die Hauptbegriffe über die Inspiration, den biblischen Kanon, den Urtext, die hauptsächlichsten Übersetzungen, die Regeln der Hermeneutik oder Auslegungskunde, die Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments, die Inhaltsdarstellung und Auslegung der einzelnen Bücher nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit.“ Diesen Lehrgang muß jeder Alumnus ganz durchmachen. Alle Bücher der Schrift kann man nicht während der Studienzzeit eingehend erklären, aber einleitende Abhandlungen kann man zu allen mitteilen. Bei wichtigeren Büchern ist eingehender zu verweilen. Besonders auch bei den Psalmen, die der Priester nachmals täglich im Brevier (lateinisch natürlich) zu beten hat. Eine Anzahl derselben ist auszulegen, damit die Zöglinge lernen, die Auslegung der andern zu finden. Beim Alten Testament soll der Lehrer „die Ergebnisse der neueren Forschung zweckmäßig benutzen“, soll auch „die wichtigeren Weisfagungen erklären“; beim Neuen soll er „kurz und übersichtlich darstellen, welche Eigentümlichkeiten die vier Evangelien voneinander unterscheiden, und woraus ihre Echtheit hervorgeht. Er hat die ganze evangelische Geschichte zusammenfassend darzustellen und die Lehre der apostolischen Briefe und der übrigen Bücher zu entwickeln.“ „Auf die Erklärung derjenigen Stellen beider Testamente, welche sich auf die christliche Glaubens- und Sittenlehre beziehen, ist besondere Sorgfalt zu verwenden.“ Mit dem Unterricht sind auch „fleißig Anweisungen darüber zu verflechten, auf welche Weise das Evangelium am besten gepredigt wird. Auch darf es nicht an Ermunterung an die Studierenden fehlen, die Vorschriften Christi und der Apostel sorgfältig auszuführen“.

Nun aber weiter. Während der Durchschnittsalumne seine Exegese im Anschluß an die Vulgata bekommt, „sollen Alumnus, welche eine besondere Veranlagung dazu besitzen, in der hebräischen Sprache und in biblischen Griechisch, auch, wo das möglich ist, in einer andern semitischen Sprache, „z. B. im Syrischen oder

Arabischen, ausgebildet werden“. „Für die Lehrer der Heiligen Schrift [nämlich am Seminar; an gewöhnliche Priester ist hier nicht gedacht] ist es eine Nothwendigkeit und für die Theologen eine Bier, jene Sprachen gründlich zu kennen, in welchen die kanonischen Bücher ursprünglich verfaßt sind; und es werden die Jünger des geistlichen Standes, besonders jene, welche nach den akademischen Graden streben, sehr gut tun, wenn sie auch diese Sprachen pflegen.“ (Aber selbst Doktor der Theologie kann man auch ohne ihre Kenntnis werden, nur eben in der Regel kein Doctor Biblicus.) Und was nun von ganz besonderer Wichtigkeit ist: „Der Lehrer, welcher über die Heilige Schrift liest, muß gewissenhaft darauf bedacht sein, niemals von der allgemeinen Auffassung und der kirchlichen Überlieferung auch nur im geringsten abzuweichen“ (Doctor Sacrae Scripturae tradendae sanctum habebit, nunquam a communi doctrina ac traditione ecclesiae vel minimum discedere). Den Böglingen soll auch eine kleine Bibliothek über Reisen und Pilgerfahrten in das Heilige Land und ähnliche der Exegeze dienliche verwandte Gegenstände im Seminar zur Verfügung stehen. „Das ist Unser Entschluß und Befehl, und nichts Entgegenstehendes soll dieser Verfügung Eintrag tun.“

Sieht man die errores modernistarum durch, welche Pius X. verurteilt hat, so findet man unter ihnen allerdings sehr viele, welche nicht hätten entstehen können, wenn sich die Exegeten an katholischen Klerikalseminaren immer recht schön an die Tradition der jesuitischen Exegeten hätten halten mögen, ohne davon „auch nur im geringsten abzutweichen“.

(Fortsetzung folgt.)

K.

Vermischtes.

Beschimpfung Luthers bestraft. Die „A. E. L. R.“ schreibt: Die „Augsb. Postzeitung“, das älteste und verbreitetste katholische Blatt Bayerns, hatte in ihrer literarischen Beilage einem Aufsatz Raum gegeben, der nichts anderes war als die kritiklose Verherrlichung eines italienischen Schandwerkes über Luther. Sie hatte dieses („La Mente e il Carattero di Lutero“) als einen „Beitrag zum tieferen Verständnis Luthers und des Luthertums“ empfohlen und aus dem Schlußabschnitte die ärgsten Beschimpfungen Luthers abgedruckt — in einer Zeit, in welcher Evangelische und Katholische fürs gemeinsame Vaterland kämpfen und bluten, jedenfalls ein unbegreifliches Verhalten. Aber diesmal verfiel die Zeitung der prompten Justiz des Militärs. Das stellvertretende Generalkommando des Ersten Bayerischen Armeekorps ordnete die Einstellung der „Augsburger Postzeitung“ auf drei Tage wegen schwerer Gefährdung des konfessionellen Friedens an. Jetzt

veröffentlichen Redaktion und Verlag dieser Zeitung folgende Erklärung: „Wir bedauern aufrichtig, mit unserer Veröffentlichung über D. Martin Luther unsere protestantischen Mitbürger, mit denen wir in herzlichem Einvernehmen leben wollen, verletzt zu haben. Wir haben dem stellvertretenden Generalkommando die nötigen Garantien dafür geboten, daß derartige Störungen des inneren Friedens künftig unterbleiben.“ Das stellvertretende Generalkommando hat daraufhin von dem weiteren Vollzug der Einstellungsbestimmung abgesehen.

Die Frömmigkeit des deutschen Kaisers hat den französischen Atheismus zu tollen Ergien gereizt. Ein Beispiel ist ein Artikel im *Matin* vom 27. September: „Interessant ist, daß er [der Kaiser] zu allemhin noch Pietist, Frömmler und Mystiker ist. Dieses blutige Ungetüm spricht immer nur vom Himmel. Als er beschlossen hatte, daß alle Schrecken eines Krieges mit einer Wildheit und einer Fülle von Unheil, wie man sie bis zum heutigen Tage nicht gesehen hat, auf die zivilisierte Welt losbrechen sollte, weil er es so haben wollte, da hat er das Bedürfnis empfunden, mit seinem Verbrechen seinen ‚Familiengott‘ in Verbindung zu bringen. In seinem Herzen erneuert er die scheußlichen Greuel eines Attila. Er hat den Ehrgeiz, selber eine ‚Geißel Gottes‘ zu sein. Er fordert seine Haubegen auf, bei ihren schlimmsten Räubereien den Segen des Höchsten herabzulassen. Und widerwärtigerweise ist der Gott, den er anruft, nicht die zerstörende Gottheit der Snythen, nicht irgendein nach Menschenblut dürstendes Götzenbild, nicht irgendein Moloch, der danach lechzt, den scharfen Geruch von verbranntem Fleisch einzuatmen, nein, der Gott des Evangeliums, der gesagt hat: ‚Liebet einander!‘ Man müßte für diese Religion einen neuen Defalog haben, dessen Artikel lauten würden: Du sollst töten, du sollst niederstechen, du sollst plündern, du sollst stehlen, du sollst die Erde mit Blut überschwemmen, und du sollst sie mit Brandtrümmern bedecken. . . . Ein sonderbarer Gott, der hunderttausendmal mehr Menschenopfer braucht als die unversöhnlichsten Gottheiten der barbarischen Völker. . . . Ihr werdet sehen, daß sein [des Kaisers] Gott ihm die Zerstörung der Kathedrale von Reims aufgetragen hat. Dieser Gott, der Kathedralen verbrennt, bildet eine recht eigentümliche Figur in dem Göttertempel aller Zeiten. Offen gesagt, der ‚Gott Wilhelms II.‘ ähnelt schrecklich dem Satan. Ja, der Satan selber ist weiß und fast unschuldig angesichts dieser wütenden Schlächtereien und Verwüstungen.“ Die „A. E. L. N.“, der obiges entnommen ist, schreibt an einer andern Stelle: „Aber das Schlimmste ist die Schmähung der französischen Protestanten gegen den deutschen Kaiser: er habe sich des ‚Gebrauchs frommer Redensarten schuldig gemacht‘ und damit ‚Ärgernis‘ erregt und ‚die Religion bloßgestellt‘. Also, Christen nennen ohne jeden Beweis ein Bekenntnis des Kaisers zu Gott eine ‚Redensart‘ und seine Gebete ein ‚Ärgernis‘. Und doch ist Wilhelm II. kein unbeschiedenes Buch; seit Jahrzehnten kennt ihn Freund und Feind als

den ausgeprägt frommen Fürsten, und er hat die Schmach des Glaubens mehr als einmal im eigenen Volk getragen. Und jetzt rechnen es ihm die ‚Christen‘ von Frankreich zur Schande, weil er mit Gott in den Krieg zog und allezeit Gott die Ehre gibt? Sie nennen seine wahrhaft christlichen Reden eine ‚Schuld‘ und ein ‚Ärgernis‘! Wir hätten den französischen Protestanten nicht verdacht, wenn sie in ihrem Patriotismus vielleicht von einem ‚irrenden Gewissen‘ des Kaisers gesprochen hätten; aber Heuchler nennen sie den vor Gott knienden, Gott allenthalben ehrenden Mann, der nur fromme ‚Redensarten‘ mache.“ Auch in Amerika konnte man in religiösen und irreligiösen Blättern ähnliche Bigotterien lesen. Wenn wir von religiösen Bewegungen wie der Reformation absehen, so hat es in der Weltgeschichte wohl nie ein Ereignis gegeben, das so allgemein und gewaltig wie die Weltpresse im gegenwärtigen Krieg die Wahrheit bestätigt und illustriert hätte, daß der Mensch in seinen Urteilen und Schlüssen abhängig ist von den Vorurteilen, die aus Rasse, Sprache, Leidenschaften, Interessen usw. fließen. Wahrlich, ums menschliche Erkennen ist es ein kümmerlich Ding! Wie leicht ist es, selbst die Besten am Gängelbände ihrer Vorurteile in den Sumpf der Lüge und Verleumdung zu führen! Und wenn es selbst in natürlichen Dingen also steht, was Wunder, wenn ihm, wie den Spöttern in Frankreich, das Christentum mit seinen Offenbarungen von oben eitel Torheit und Narrheit ist. J. W.

„Wir werden siegen, wir müssen siegen!“ Das ist das Losungswort der Deutschen seit Ausbruch des Krieges. „Wenn noch ein gerechter Gott im Himmel ist, so kann unserer Sache der Sieg nicht fehlen.“ So denken und reden jetzt viele Deutsche. Auch kirchliche Blätter lassen sich durch ihren glühenden Patriotismus zu allerlei schiefen und unverständigen Urteilen verleiten. Insonderheit ist das der Fall bei der „Reformation“, die z. B. in der Nummer vom 18. Oktober also schreibt: „Worauf beruht unsere Siegeshoffnung? Sie lebt ja von Anfang an in uns, so stark, so gewiß wie der Glaube an das Evangelium. . . . Wir stellen der Masse den Wert, dem Stoff die Kraft, dem Stumpfsinn den Geist, dem Elan die Zucht, dem Söldner den geschulten Soldaten gegenüber; wir haben unserm Heer zweifellos die beste Ausrüstung und Bewaffnung gegeben. Die besten Waffen in der Hand der besten Kämpfer, die beste Truppe in der Hand der rechten Führer, sie alle mit unserm Kaiser, dem besten, den es gibt, reinen Gewissens und rechten Mutes in der Hand des allmächtigen Gottes, der das Recht schützt: das ist der Grund unsers starken, ruhigen Vertrauens, unserer Siegeshoffnung für diesen aussichtsvollen Kampf. Wir beugen in Demut unsere Knie vor dem heiligen Gott, der auch uns in die Zucht genommen hat; aber unser Mut beugt seinen Nacken nie vor dem Drohen prahlerischer Feinde. Wir können bangen um Ergehen und Leben unserer Brüder im Felde, aber keiner von uns bangt um ihren Sieg. Denn rechte Soldaten stehen sie in rechtem

Streite für die rechte Sache. Nicht Schmutz noch Mafel besleckt ihren Ehrenschild. Wenn jemals, wenn vor hundert Jahren, dann gilt heute wieder das Wort des Glaubens: „Ein Kreuzzug ist's, ein heil'ger Krieg!“ Nachdem einmal das böse Prinzip im serbischen Meuchelmörder sein Werkzeug gefunden und die unheilvollen Mächte entfesselt hatte, steht jetzt die Wahrheit gegen die Lüge, das verletzte heilige Recht gegen den Mord und den Mordschußverband, steht Bundes-treue gegen Wortbruch, steht Freiheit und Ehre gegen Überfall und Raubgier. Sie deutsch-christliche Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit — dort welsche Lücke, englische Heuchelei, russische Niedrigkeit, mongolische Frechheit. Welch ein Kampf der guten Geister gegen die Mächte der Finsternis! Die Uhr des Reiches Gottes auf Erden zeigt eine neue Stunde. Wahrlich, wir mühten Gott und seinen Christus gegen uns haben, hätten wir das Schwert in der Scheide gelassen. Nein, recht kämpfen wir, weil wir in seinem Dienst, nach seinem heiligen Willen und Befehl für Gerechtigkeit, Wahrheit und Treue eintreten. Rechte Kämpfer bleiben wir, wenn uns diese höchsten heiligen Güter der Siegespreis bleiben, neben dem aller äußere irdisch-politische Machtgewinn zurücktritt. Und Gott sei Dank, der nationale Aufschwung wird doch von der tieferen religiösen Welle getragen! Lieder entstehen, so fromm und kräftig wie in den Geburtszeiten des evangelischen Kirchenliedes. Ein tiefer Ernst spricht aus den Briefen unserer Krieger draußen, die zu Vetern und Helden eines heiligen Kampfes erzogen werden. Ist's aber des großen Gottes und seines Reiches Krieg, dann, Hoffnung, bleibe gewiß: wir müssen siegen! „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!“ — In diesen und ähnlichen Ausführungen liegt offenbar eine Vermischung und Verwechslung vor von Zeitlichem und Ewigem, von Irdischem und Geistlichem, von Deutschtum und Christentum. Und wenn mit dem Losungswort: „Wir müssen siegen!“ mehr gesagt sein soll als etwa: „Das Recht ist auf unserer Seite, und darum haben wir die Pflicht, das Äußerste zu tun, um unserer Sache zum Siege zu verhelfen, und können dabei auch mit fröhlichem Hoffen und gutem Gewissen vorangehen“, so ist es ebenfalls theologisch kaum haltbar. Obgleich die Deutschen in diesem Krieg einen reinen Schild haben, so folgt doch nicht, so folgt doch auch siegen werden, und daß ihre zahllosen Gegner unterliegen müssen. Kann man doch z. B. umgekehrt aus temporären Erfolgen nicht auf die gerechte Sache eines Räubers und Mörders schließen! Ja, selbst wenn nach sonst durchaus vernünftiger, richtiger natürlicher Berechnung der Faktoren alles auf den endgültigen Sieg Deutschlands hinweisen würde, so wäre auch dann noch das „muß“ unhaltbar, weil es eben in allem irdischen, zumal historischen, Geschehen Faktoren gibt, die sich aller Wahrnehmung und Berechnung entziehen, ja, zuweilen auch solche, die über das Natürliche hinausreichen. Gott ist es ein leichtes, auch der geistig und physisch stärksten Weltmacht einen Strich durch die Rech-

nung zu machen und den Schwächeren den Sieg in den Schoß fallen zu lassen. Das „muß“ müssen also wohl die Deutschen aus ihrem Siegesvertrauen streichen und den Sieg, wenn er ihnen zuteil wird, als heißersehntes Glück aus Gottes freier Gnadenhand hinnehmen. Diese theologische Wahrheit schließt selbstverständlich nicht aus, sondern ein, daß die Deutschen, weil ihre Sache eine gerechte ist, arbeiten und kämpfen sollen, als ob alles einzig und allein von ihrer Treue und Tätigkeit abhängig wäre, weil das ja eben die Weise ist, wie Gott Sieg verleihen will.

J. W.

Prof. D. Bornhäuser spricht sich in der „A. E. L. R.“ über die deutsche Siegesgewißheit also aus: „Von mächtigen Feinden ringsum bedroht, infolge eines Lügenfeldzuges ohnegleichen über die ganze Erde hin beargwöhnt und beseindet, sind wir ganz auf Gott gewiesen. Ist er für uns, wer mag wider uns sein? Wir haben aber kein Recht, von ihm zu fordern, daß er für uns sei. Auch das gute Gewissen, das wir hinsichtlich der Ursache des Krieges haben, gibt uns dies Recht nicht. Wenn er sich helfend und rettend zu uns bekennt, dann ist es Gnade, nichts als Gnade. Und wir haben alle Hilfe demütig als Gnade hinzunehmen. Er ist der Herr, der tut, was er will; und auch wenn er uns durch das Dunkel der Trübsal führen wollte, wenn es sein Wille wäre, uns zu zerbrechen, müßten wir ihn als unsern Gott ehren und hätten ihm nichts vorzuwerfen. Wohl mögen wir das Gefühl haben: Die Lüge kann nicht triumphieren, der kalte Krämersinn des Engländer's, die eitle Rachgier des Franzosen und die grausame Barbarei des Russen, sie dürfen nicht das letzte Wort behalten. Wir haben recht damit. Die Lüge siegt nicht noch das Unrecht noch die grausame Gewalttat. Gott ist Sieger und richtet die Völker, aber er richtet sie, wann er will, und wenn er uns durch schwere Läuterungsgerichte hindurchführen wollte, könnten wir nicht sagen: Du tust uns unrecht. Das müssen wir zuerst lernen, damit wir vor dem Jren und vor dem Murren bewahrt bleiben: Gott demütig und bußfertig als den Herrn zu ehren, von dessen Gnade wir leben. Und dieser Gott hat uns bisher wunderbar geholfen. Sieg hat er uns gegeben im Osten und Westen aus lauter Gnade und Güte. Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? Es ist Gefahr, daß wir uns brüsten mit unserer Tapferkeit, mit unsern guten Waffen, mit unsern genialen Führern. Dank ihnen allen, die für uns kämpfen und siegen, bluten und sterben; aber nicht einen Augenblick werde vergessen: es ist der Herr, der uns hilft. Wir stehen jetzt nach dem beispiellosen Voranstürmen im Westen, nach dem wunderbaren Siege im Osten in Tagen des Wartens, die Wage schwankt in heißen Kämpfen auf und ab; da kann es für uns keine andere Haltung geben als die demütiger Beugung und flehender Bitte: Herr, neige dich zu uns, sei uns gnädig und gib uns Sieg!“ — Die Bedingung: „Herr, so du willst“ dürfen also auch die Deutschen, die von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt

sind, in ihrer Bitte um Sieg nicht ausschalten, so schwer ihnen das auch werden mag. F. B.

Zweihundvierzig Vertreter der englischen und schottischen Staatskirchen und der freien Kirchengenossenschaften des vereinigten Königreichs haben eine umfangreiche Erklärung unterzeichnet, die eine Erwiderung bildet auf die „Lehre und Wehre“, S. 513, erwähnte Äußerung der deutschen Theologen. In dem ersten Teil dieser Kundgebung, unter die in erster Linie die oberen Prälaten der Staatskirchen ihre Namen gesetzt haben, wird die politische Haltung Sir Edward Greys verteidigt. Dann folgt ein Abschnitt, der den bequemen Vorwand, den England aus der Verletzung von Belgiens Neutralität herleitet, ausspinnt, und zum Schluß halten die Kirchenmänner uns Treitschke und Bernharthi entgegen als Verfechter einer Lehre der Gewalt wider das Recht. Sie tun, als ob sie nicht wüßten, was es bedeutet, wenn die Vertreter des deutschen Protestantismus von den Verbrechen reden, die im Ausland an friedlichen Deutschen begangen worden sind, und dann erklären sie: „Gott weiß, was es für uns bedeutet, daß wir durch diesen Krieg von so vielen getrennt sind, mit denen wir den Vorzug hatten, und mit denen, wie wir hoffen, wir noch einmal den Vorzug haben werden, für die Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Menschen zu wirken. Wir vereinigen uns von ganzem Herzen mit unsern deutschen Brüdern, um die unheilvollen Wolken des Krieges zu bedauern, insbesondere dessen Rückwirkung, insofern er die Tätigkeit und Mittel der christlichen Völker von den großen, schöpferischen Aufgaben ablenkt, zu denen die Vorsehung sie berufen sowohl bei den Völkern Asiens wie Afrikas. Allein es darf kein Mißverständnis über unsere Lage obwalten. Von dem eifrigen Wunsche nach Frieden befeelt, als solche, die in der ersten Reihe für ihn gekämpft haben, insbesondere darauf bedacht, die enge Gemeinschaft von Deutschland und England zu fördern, fühlen wir uns dennoch veranlaßt zu erklären, daß, wie teuer uns auch der Frieden sein werde, die Grundsätze der Wahrhaftigkeit und der Ehre uns noch teurer sind. Hätten wir anders gehandelt, als wir tun, so hätten wir offensichtlich eine Verpflichtung umgangen, an die wir uns feierlich gebunden haben, so wären wir unsern Verantwortungen und Aufgaben im Hinblick auf die Erhaltung des öffentlichen Rechts in Europa ausgewichen. Wir haben Stellung genommen für den guten Glauben im internationalen Leben, für die Erhaltung der kleinen Nationalitäten und für die Wahrung der wesentlichen Lebensbedingungen für die Bruderschaft unter den Völkern.“ Hierzu bemerkt die „Tägl. Adsch.“: „Das wirkt auf die Seele wie Seife auf den Magen. Wir kennen sie ja zur Genüge, die salbungsvoll grinseude Larve des amtlichen England. Besonders widerwärtig aber wirkt sie doch, wenn sie sich nach dem Talar umtut und in dieser Stunde es wagt, uns von britisch-deutscher Bruderschaft etwas vorzutreiben. Wir danken für diese — schmierige Bruderschaft.“

Wenn die „Ref.“, der wir obiges entnehmen, das Urteil der „Tägl. Abfch.“ bezeichnet als zwar scharf, aber richtig, so überfieht sie die Möglichkeit, daß diese Erklärung der englischen Kirchenvertreter zugerechnet werden kann den auch von der angloamerikanischen (kirchlichen wie politischen) Presse gelieferten zahllosen Belegen für die psychologische Erscheinung, daß der Mensch, wie er nach dem Sündenfall ist, sich oft in seinen Urteilen weniger von Tatsachen bestimmen läßt als von allerlei Vorurteilen aus der Rasse, Sprache, Abneigung und dem eigenen Interesse. Mit der Sünde ist der Mensch aus der Objektivität gefallen und in seinem Urteil subjektiv geworden. Im Geistlichen sind diese Vorurteile so stark, daß nur durch Wirkung des Heiligen Geistes die natürliche Feindschaft wider die objektive Wahrheit des Evangeliums überwunden werden kann. Und auch im Irdischen können allerlei Vorurteile meist nur durch besondere Selbstdisziplin und Vorsicht einigermaßen überwunden werden. Auch die Erklärung der britischen Kirchenmänner wäre wohl anders ausgefallen, wenn sie zuvor ihren Lord Bacon gelesen hätten, insonderheit den Abschnitt über die Vorurteile: *idola tribus, specus, fori, theatri* usw. J. W.

Gegen das Kirchenblatt der Iowa-Synode erhebt die „A. E. L. R.“ den Vorwurf des Indifferentismus im gegenwärtigen Krieg. Sie schreibt: „Präsident Wilson hat an die Amerikaner eine Botschaft erlassen und sie zur strengsten Wahrung der Neutralität ermahnt, damit dem amerikanischen Volke der Friede erhalten bleibe. Das Kirchenblatt der Eb.-Luth. Synode von Iowa schreibt dazu am 5. September: ‚Das sind edle und beachtenswerte Worte. Schon haben sie gute Früchte gebracht. Demonstrationen, die geplant waren, um gegen Parteinahme der Presse und vermeintliche böshafte Stellungnahme gegen das alte Vaterland zu protestieren, sind abgesagt worden. Die Presse, die unbesehen die erlogensten Kriegsnachrichten brachte, wird vorsichtiger und gerechter, die Gemüter, die in hoher Aufregung ruhige Überlegung verloren hatten, kommen wieder zu sich. Vor allem sollten wir Christen uns in dieser schweren Zeit, da es an Herausforderung nicht fehlt, die Ruhe bewahren, die uns ziemt. Wir wissen, daß unser Gott im Regimente sitzt. Er hat den Ausgang dieses Krieges in seiner Hand. Was die Völker denken, was die Zeitungen schreiben, das ändert an dem Ausgang gar nichts — auch unsere Wünsche ändern nichts. Wohl soll unsere Liebe und unsere Sympathie sich erweisen in Werken der Liebe, nicht aber in Worten und in Werken des Hasses und der Feindschaft gegen andere. Wir sind wirklich zuerst Amerikaner; unser Patriotismus verlangt, daß wir neutral bleiben, neutral darin, daß wir in Wort und Tat nicht Partei ergreifen, sondern mit allen unsern Mitbürgern zusammen, als ein Volk, die Ruhe und den Frieden des eigenen Landes suchen und bereitstehen, den kriegführenden Nationen zum Frieden zu helfen.‘ Zu dieser Erklärung des Kirchenblattes wird uns aus den Kreisen des Luth. Gottesdienstes geschrieben: ‚Dieses Wort unserer

Lutherischen Glaubensbrüder in Amerika mutet uns befremdlich an. Wir finden es selbstverständlich, daß sie für die Botschaft ihres Präsidenten eintreten, demgemäß für Dämpfung der Leidenschaften, ebenso für die politische Neutralität, wenn diese von der Regierung ihres Landes festgehalten wird, obwohl die Neutralität der Vereinigten Staaten gegenüber dem Auftreten Japans uns unverständlich ist. Aber die politische Neutralität für sich. Uns scheint in obigen Worten auch eine Herzensneutralität vorzuliegen. Kein Wort für die Not des alten deutschen Vaterlandes, das, von allen Seiten herausgefordert und angegriffen, um sein Dasein kämpft. Kein Wort der Teilnahme mit den schrecklichen Opfern, die unser Volk jetzt bringen muß. Kein Wort über die Neutralitätsverletzung unserer Feinde, namentlich der Engländer, um deutschen Handel zu vernichten, und über die Lügenmacht, die deutsche Ehre schändet. Kein Wort des Wunsches, daß Gott unserm Vaterlande den Sieg schenken möge. Sind die Lutheraner Amerikas schon so weit, daß ihnen Deutschland eine Größe ist neben andern Größen? Will man vorsichtig erst abwarten, auf welche Seite man sich wenden könnte? Wenn man uns zum Frieden verhelfen will, so ist das gewiß recht erfreulich. Wir können aber nur einem Frieden zustimmen, der ein wirklicher, dauernder und ehrenvoller Friede ist. Wollen die amerikanischen Lutheraner auch dann neutral bleiben, wenn, was unsere Feinde wollen, was aber Gott verhüten wolle, nicht bloß Deutschland, sondern auch das Deutschtum zu Boden geworfen ist?“ — Wir bemerken hierzu: 1. Gewiß hat unser Präsident Recht und Pflicht, zur politischen Neutralität zu ermahnen. 2. Verkehrt wäre es aber, wenn man es den Bürgern unsers Landes verbieten wollte, sich darüber zu informieren und zu vergewissern, auf welcher Seite in diesem Kriege das Unrecht liegt. 3. Verwerflicher noch und auch wider die amerikanische Denk- und Redefreiheit wäre es, wenn man es einem Bürger unsers Landes untersagen wollte, im Herzen und auch mit dem Munde der Seite zuzufallen, auf welcher nach seiner festen Überzeugung das Recht liegt. 4. Wer darum klar erkannt hat, daß Deutschland im gegenwärtigen Krieg der unschuldige Teil ist und obendrein in aller Welt verleumdet wird, der hat auch die Pflicht, wo die Gelegenheit das erfordert, mit seinem Zeugnis einzutreten für die Stummen, für die Sache derer, die verlassen sind, deren Kabel durchschnitten ist. 5. Hon. Charles Nagel, Ex-Secretary of the Department of Commerce and Labor, schreibt im *American Leader*: “With respect to a conflict of so much moment it is the duty of every American citizen, on the one hand, to repress prejudice, but, on the other, to have an opinion and to form and to express that opinion with as much impartiality and intelligence as he can command.” 6. Wo bleibt aber die Konsequenz, wenn die „A. E. S.“ jedesmal der Jehovahsnode zufällt, wenn ihr Indifferentismus in der christlichen Lehre zur Frage steht? Ist der Indifferentismus auf religiösem und kirchlichem Gebiete weniger ver-

werflich als in dem von der „A. E. L. R.“ an Jowa kritisierten Fall? Hat er letztlich nicht überall seine Wurzeln im Individualismus und Egoismus? F. B.

Die Haltung der deutschen Truppen. Aus dem Städtchen D. in Belgien teilt ein medlenburgisches Landsturm-Infanterie-Bataillon folgendes mit: Wegen der Niedertracht einzelner Bewohner ist über die Ortschaft D. durch deutsche Truppen, die im August durchzogen, eine gerechte Strafe verhängt worden. Beim Ausgang des heutigen Gottesdienstes, den ein evangelischer Pfarrer aus Westfalen, der als Leutnant in einem Bataillon steht, abhielt, wurde eine Sammlung für die Armen des Ortes veranstaltet. Der Ertrag erreichte die Höhe von 114 Mark. Die Einwohnerschaft ist katholisch. — Felddivisionspfarrer Riemann schreibt: „Obgleich der Krieg hart ist, muß ich doch sagen, daß unsere Truppe sich moralisch famos hält. Es wird viel gebetet. Neulich saßen wir (acht Offiziere) in der Kirche. Da hat ein Leutnant Harmonium gespielt, und wir haben zusammen unsere schönen Choräle gesungen. Wir hatten nur eine Kerze, aber ein schöner, feierlicher Gottesdienst war es doch. Wir reden oft über ernste Dinge miteinander. Wenn uns Gott den Sieg schenkt, dann kommt unsere entkirchlichte Jugend anders zurück, als sie gegangen. Dann muß es eine Freude sein, Pastor sein zu dürfen.“

„Der deutsche Gott.“ Im „Protestantenblatt“ fordert P. Graue auf zum Abfall vom Gott der Bibel zum „deutschen Gott“. Er schreibt: „Und nun wird auch den Christen deutscher Zunge der Mut wachsen, aus dem Morgenlande aufzutauken und ihren Glauben an Gott als Deutsche zu haben. Viel weniger in dem Gegensatz von moderner Weltanschauung und veralteten Dogmen lag die religiöse Krisis mit ihren innerkirchlichen Kämpfen und der Gleichgültigkeit der Nichtkirchlichen begründet als darin, daß wir Jesus und seinen Aposteln schuldig zu sein glaubten, in unsern religiösen Vorstellungen und Gefühlen semitisch zu sein. Deutsche Ehrfurcht wird uns gewiß dauernd an Jesus innerlich binden, doch so, daß aus dieser Ehrfurcht uns die innere Zuversicht geschenkt wird, Gott in unserer eigenen Art zu erfahren und anzubeten. Nicht als sinkendes Volk, das den Untergang der Welt erwartet wie die ersten Christen, sondern als eine Nation, die sich zur Weltherrschaft anschiebt und auch durch Niederlagen nicht mehr um ihren Glauben an sich selbst gebracht werden könnte. Auch nicht als zerknirschte Seelen, die zwischen Sünde und Gnade hängen und bangen, sondern als Menschen, die ihre Pflicht zu tun bereit sind, ihre Schwächen eingestehen und bekämpfen, aber sich mit Neue nicht allzulange beschweren, weil das jedenfalls in diesem weltgeschichtlichen Augenblick Zeitverschwendung wäre. Als das Volk der Ordnung, und das bedeutet für unsere Anbetung Gottes, daß wir auch den gütigen Allgeist nicht außerhalb der Welt in Dunst und himmelhoher Ferne suchen, sondern in Gesetz und Notwendigkeit, in Gewissen und Gemüt,

in den Schicksalen des Vaterlandes wie des persönlichen Lebens, kurz, innerhalb der wirklichen Welt. Als Heilige haben andere Völker die verehrt, die wundertuend der Gottheit besonders nahe zu stehen schienen; der Germane hat sie als Hexen und Zauberer verbrannt, weil sie ihm unheimlich waren und seinen Glauben an die Treue Gottes störten. Nur wenn Gott immer und überall zuverlässig ist, ein ordentlicher Gott, mögen wir ihm vertrauen, und können wir arbeiten.“ Unter dem „deutschen Gott“ versteht Graue nicht etwa den Gott, der auch die Deutschen erschaffen, erlöst und insonderheit durch Luther so reichlich gesegnet hat, sondern den Götzen, den sich die alten heidnischen und modernen ungläubigen Deutschen selber fabriziert haben. Wenn Graue und andere jetzt öfters genannte Männer, z. B. auch Hädel und Nießsche, wirklich die geistigen Repräsentanten des deutschen Volkes wären, so wäre es reif und überreif für den Untergang. In Deutschland haben schon seit Jahren Männer wie Strauß, Eucken u. a. die skeptische Frage aufgeworfen: „Sind wir noch Christen?“ Die Bewegung aber, die der Krieg ausgelöst hat, gibt aller Welt die Antwort: Auch in Deutschland hat sich Gott immer noch ein Volk erhalten, das ihn fürchtet und Jesum als den einzigen Heiland bekennt. F. B.

Dr. Rüfen, das Oberhaupt der Methodistenkirche in Europa, der seinen Sitz in Zürich hat, hat über den Krieg folgende Erklärung abgegeben: „Das amerikanische Volk leidet unter dem großen Nachteil, nur eine Seite der Streitfrage hören zu können. Deutschland ist dadurch, daß England das deutsche Kabel durchschnitten hat, vom direkten Verkehr mit den europäischen Ländern abgeschnitten. Alle Neuigkeiten, die nach Amerika gefabelt werden, stammen aus englischen Quellen oder erhalten doch durch die englische, bzw. französische Zensur ihr Gepräge. Während der letzten Tage erhielt ich Stöße amerikanischer Zeitungen und Zeitschriften. Ich überflog Spalte um Spalte. Sie enthielten ausschließlich Ansichten, die schon zwei Wochen zuvor in der englischen Presse zu finden waren. Die amerikanischen Redakteure zeigen keine Selbstständigkeit des Urteils, sondern sind nur das Echo englischer Ansichten. Das amerikanische Publikum weiß gar nicht, daß es auch eine andere Seite gibt. Ich wohne hier in einem neutralen Lande im Herzen Europas. Ich habe die Gelegenheit und nehme sie auch wahr, die wichtigsten Zeitungen der verschiedenen Länder Europas zu lesen. Der Vergleich der europäischen Presse mit der amerikanischen zeigt, daß letztere nur das weiß, was England für gut findet, ihr mitzuteilen. Preßstimmen aus andern europäischen Ländern gelangen nach Amerika nur in englischer Verdrehung. Was sich heute die Presse an Verleumdung, Entstellung, Erfindung und boshafter Lüge leistet, ist einfach unerhört. . . . Gegenüber der Sicherheit, mit der die englische und amerikanische Presse den deutschen Kaiser als das Ungeheuer brandmarken, das dieses Fiasko der Zivilisation verschuldet habe, möchte ich doch hier meine Überzeugung zum Ausdruck bringen, eine Überzeugung, die sich

nicht auf Grund von Zeitungslernen während der letzten Wochen gebildet hat, sondern die das Resultat langjähriger Befassung mit europäischer Geschichte sowie beständigen Reisen in den meisten europäischen Ländern ist: 1. Derjenige, der mehr als ein Vierteljahrhundert mehr als irgendem anderer Mensch getan hat, um den Frieden Europas zu erhalten, ist der deutsche Kaiser. Daß der Kaiser alle diese Jahre unaufrichtig gewesen wäre oder über Nacht sich so radikal geändert haben sollte, ist denn doch eine unsinnige Behauptung. 2. Die Hauptschuld an dem europäischen Kriege trägt eine Clique von gewissenlosen Panflawisten in Rußland, in deren Hände der schwache Zar nur ein willenloses Werkzeug ist. Die unheimliche Macht des barbarischen Rußlands ist die eigentliche Gefahr für europäische Zivilisation. Frankreich ist in den Krieg hineingezogen worden durch eine Gruppe von Finanzmännern, die die eigentlichen Macher der französischen Politik sind. 3. Die Verantwortlichkeit, diesen Krieg zu einem Weltkriege gemacht zu haben, ruht auf der Regierung Englands. England hat das größte Verbrechen des Jahrhundertts begangen dadurch, daß es sich auf die Seite der reaktionärsten, intolerantesten, tyrannischsten, treulossten, barbarischsten Macht, nämlich Rußlands, gestellt hat, um das hochkultivierte, liberale, protestantische Deutschland, mit dem es doch durch so viele Bande der Blutsverwandtschaft, der Rasse, der Kultur, der Wissenschaft, des Handels, der Religion, der Missionstätigkeit verbunden ist, zu Boden zu werfen, nur weil Deutschland zu einem starken Konkurrenten auf dem Weltmarkte herangewachsen ist. Es ist ein Flecken an Englands Hand, den alle Wohlgerüche seiner Missionstätigkeit nicht abwischen werden, daß es den Brudermord in die weite nichtchristliche Welt getragen hat und sich mit heidnischen Völkern vereinigt, um die Burg des Protestantismus zu zerstören. Ich klage nicht die englischen Christen an. Mein Herz blutet mir, wenn ich an manche liebe Freunde in England denke. Aber ich muß es aussprechen, daß die englische Regierung dadurch, daß sie die Waffen gegen Deutschland ergriff, der Sache des Christentums mehr Schaden zugefügt hat, als durch Jahrhunderte von Missionstätigkeit und durch Millionen von Missionsgaben gutgemacht werden kann. Und wenn ich den Ausdruck 'eine Sünde gegen die Zivilisation' gebrauche, so wiederhole ich nur, was vor einiger Zeit Lord Galdane sagte, und was in ihrem Protest gegen den Krieg einige der geachteten Gelehrten und Kirchenmänner Englands geschrieben haben."

„Mit Gott für König und Vaterland!“ über die Entstehung dieses Schlachtrufes wird der Korrespondenz „Heer und Politik“ geschrieben: Es ist bekannt, daß unser Schlachtruf in dem schweren Kriegsjahr 1813 geboren wurde. Er ist gewissermaßen gleichzeitig mit der großen Befreiungsbewegung entstanden, die sich in Preußen gegen das Joch Napoleons erhob. In den Novembertagen des Jahres 1812 begannen die Verhandlungen darüber, wie der Wahlspruch gestaltet werden solle. Wenn dieser Spruch auch so urkräftig erscheint, daß er gleichsam aus

dem Geiste des deutschen Volkes selbst und mit ihm zusammen geboren zu sein erscheint, so kam er doch tatsächlich erst nach langen Beratungen zustande und wurde in seiner endgültigen Form erst am 18. März 1813 von König Friedrich Wilhelm III. geprägt. Ursprünglich lautete die Inschrift auf dem Landwehrkreuze: „Heilige Pflicht oder Gott mit uns.“ In der Landwehrordnung, die Scharnhorst im Jahre 1813 dem König Friedrich Wilhelm III. vorlegte, war diese Inschrift vorgesehen. König Friedrich Wilhelm III. empfing Scharnhorsts Landwehrordnung am 15. März des schicksalsvollen Jahres 1813. In einer in Breslau am 18. März 1813 erlassenen Kabinettsorder genehmigte der König die Landwehrordnung allerdings, wie es in der Kabinettsorder heißt, mit einigen wenig darin gemachten Abänderungen. Die wichtigste dieser Abänderungen bestand darin, daß der König aus der Inschrift: „Heilige Pflicht oder Gott mit uns“ den Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland!“ gemacht hatte. So entstand dieses bedeutungsvolle Wort, das zum ersten Male amtlich in der Landwehrordnung bereits am 7. März des Jahres 1813 zur Veröffentlichung gelangte. Bedeutsam ist dabei der Umstand, daß dieser Wahlspruch am gleichen Tage wie die Wiedergeburt Preußens in Erscheinung trat, denn die Wiedergeburt Preußens setzt ein mit dem Ausruf König Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“, der bekanntlich am 17. März 1813 in Breslau veröffentlicht wurde. Ob dieser Wahlspruch des deutschen Heeres schon früher bestanden hat, bleibe dahingestellt, da sich amtliche Urkunden darüber nicht finden. Es ist aber anzunehmen, daß er eine eigene Schöpfung König Friedrich Wilhelms III. ist.

Sittliche Fäulnis in Berlin. Prof. Brunner druckt in seiner „Hochwacht“ folgende Schilderung einer Dame aus dem Westen von Groß-Berlin ab: „Es ist schwer, in der Großstadt ein junges Mädchen zu beschützen. Der beste Schutz ist das Beispiel der Mutter, ist das Heim und die Familie. Können Kinder auf Abwege geraten, wenn sie ein inniges Zusammenleben führen mit Vater und Mutter? Ist es möglich, Moral und gute Sitte außer acht zu lassen, wenn im Elternhause strenge Zucht und Ordnung herrscht? Woher kommt die Demoralisierung? Wem ist die Schuld zuzuschreiben? Ich sah Achtzehnjährige sich weder in Kleidung noch Gebaren unterscheiden von der Halbweltdame, ich möchte sogar behaupten, diese in der Frechheit des Blickes noch übertreffend. Angebandelt wird auf der Tauentzienstraße oder auf der ‚Lästerallee‘ im Zoo, dann geht's ins dunkle Kino, in dessen Logen man über die äußersten Grenzen hinausgehen kann; der Schluß ist die Wohnung des betreffenden Herrn, den man anstandslos besucht. So treiben es die Töchter von Berlin W. Man liebt und läßt sich lieben, wadet fröhlich im Sumpf und freut sich der verfeinerten Kultur, welche den Sinnengenuß noch erhöht. Schuldig sind die Eltern, ist die Gesellschaft, die solches duldet! Wie sind die Eltern dieser Kinder? Der Vater — überarbeitet und überangestrengt in aufreibender Tätig-

keit; der Lebensunterhalt kostet viel Geld, der Luxus steigert sich von Jahr zu Jahr, die Ansprüche von Frau und Tochter werden immer größer. Früher war es eine Badereise, heute sind es zwei, oft sogar drei. Erst die Kur, dann das Seebad, im Winter der Sport. Man darf nicht zurückstehen, man muß mitmachen. Der Vater — hat er nicht auch ein Anrecht auf Genuß und Freude nach der Arbeit des Tages? Bei seiner Frau, welche beim besten Willen keine Zeit für Mann und Kind hat, die Mitglied verschiedener Vereine ist, welche Theater, Konzerte, Fests besuchen muß und, nicht zu vergessen, auch ihren Freund hat — bei seiner Frau kann er keine Erholung finden. Er findet nur eine abgehefte, ermüdete und mürrische Frau, die liebenswürdige, die heitere und unterhaltende, die ist für die andern. Also man hat ein kleines Nest, in welchem eine nette, möglichst junge Freundin für Gemütlichkeit, für Ausruhen, und was man sonst noch wünscht, sorgt. Und das Töchterlein? Soll sie allein die vier Wände anstarren? Sie sieht, alle Welt amüsiert sich, alle Welt schöpft vom Lebensgenuß, was es nur zu schöpfen gibt, sie sollte danebenstehen und zusehen? Da wäre sie ja dumm! Nein, lustig mitgemacht und mitten hinein in den Strudel! Ein Taumel hat sie alle ergriffen, mit Bier ergibt man sich dem Genuß. Es ist, als ob der Welt Ende bevorstände, und jeder sucht zu erjagen, was er erjagen kann an Lust, bevor er in den Untergang gezogen wird.“ Am weitesten verbreitet ist diese Fäulnis in der durch rasch gewonnene Glücksgüter äußerlich hochgestiegenen, in der Gesellschaft vielfach tonangebenden Geldaristokratie. „Symptome der Zeit, die einen Aderlaß braucht!“

F. B.

Der Heilige Synod in Petersburg hat seinen Bericht über orthodoxe Kirchenangelegenheiten 1911/12 veröffentlicht. Die Zahl der orthodoxen Bevölkerung Rußlands betrug 1911: 97,218,127 Personen, 1912: 99,166,662. Im Bericht wird über das Anwachsen der Andersgläubigen und zumal der katholischen Propaganda, aber auch der altgläubigen und der sektiererischen, geklagt. Die Christy mit den Untersekten der Adventisten, Neu-Israël u. a., vor allem die Stundabaptisten, täten der Orthodoxie schweren Abbruch. Das Zentrum der Sekten sei der Russisch-Evangelische Verband. Auch der Islam mache Fortschritte und suche die getauften und ungetauften Fremdvölker Ost-rußlands zu vereinigen. Sehr schweren Schaden richte in den Reichen der Orthodogen der Atheismus an, der Hand in Hand mit dem Sozialismus gehe und die Entartung des Volkes fördere. Andererseits habe die Nüchternheitsbewegung in orthodoxen Kreisen große Fortschritte gemacht.

(Ref.)

Die anglikanische „Kirchenarmee“, die nach dem Muster der bekannten Heilsarmee organisiert ist, besteht erst seit reichlich dreißig Jahren und ist doch schon dermaßen angewachsen, daß in ihrem fünfstöckigen Hauptquartier vierzig Sekretäre tätig sind. Das Jahresbudget beläuft sich auf 3,680,000 Mark. Die 400 Evangelisten und Offiziere

und 300 Schwestern arbeiten im Zusammenhang mit der Staatskirche. 70 Predigtwagen durchkreuzen England in allen Richtungen. In London unterhält sie ein Heim für Heruntergekommene und ähnliche Institute in 35 Provinzialstädten. Ihrer Leitung unterstehen zahlreiche andere Institute: eine Musterfarm für Arbeitslose, Heime verschiedenster Art, auch z. B. ein Hospiz für tuberkulöse Kinder. Von ihr aus werden die Pastoren mit Evangelisten, Kolporteurs, Krankenschwestern und Bibel-frauen versehen.

Kultur und Sittlichkeit. Treitschke, der jetzt oft zitiert wird, schreibt: „Der einzelne Mensch wird mit dem Fortschreiten der Kultur nicht sittlicher. Die Bestie regt sich ebensogut im Kulturmenschen wie im Barbaren. Nichts ist wahrer als die biblische Lehre von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, die durch keine noch so hohe Kultur überwunden werden kann. Denn nicht Kultur beherrscht den Menschen, sondern der Wille, dem die Intelligenz nur dient. Man kann deshalb auch die Intelligenz nicht zum Maßstab für den moralischen Fortschritt der Menschen machen.“ Die höchste Staffel hatte bisher die Kultur in Deutschland erreicht. Aber auch hier nahm die Moral die umgekehrte Richtung. „Unsere Kultur“ — schreibt ein deutscher Pfarrer — „war eine pompöse Aufmachung, eine glänzende ‚Parade‘ — ja! War sie mehr? War Kultur der Weite, aber nicht ebenso sehr der Tiefe. Kultur der Schale, aber nicht in gleichem Maße Kultur des Kernes. Technische, Außenkultur, aber nicht in gleichen Teilen Innenkultur, die das selbsteigene Seelenleben pflegte. Es fehlte das Kostbarste, das Lebenspendende: die Seele.“ Auch das amerikanische Staatsschulwesen, das höhere wie niedere, ist beherrscht von dem Wahn, daß durch Kultur, durch bloße Entwicklung der Leibes- und Verstandeskräfte, eine höhere Stufe der Sittlichkeit erreicht werden könne, obgleich die Geschichte der alten wie der modernen Welt das Gegenteil lehrt. Es gibt nur ein Salz, das die Welt vor Verwesung bewahrt: das Christentum. Ohne dasselbe muß schließlich alles in der Welt verfaulen, sittlich und physisch verfaulen. F. B.

Gewissensfreiheit und religiöse Gleichberechtigung in Bayern. Das bayerische Kultusministerium hat bekanntlich den freireligiösen Sittenunterricht aufgehoben und den Kongeanern und andern „Licht-freunden“ die Benutzung der staatlichen Räumlichkeiten samt dem bisherigen finanziellen Zuschuß entzogen. In Nürnberg hat das zu mancherlei Protesten geführt, die sich in scharfen Ausdrücken richten gegen Unterdrückung der „Gewissensfreiheit“. Der „Bayerische Volksfreund“ macht dagegen aber geltend, daß ja nach wie vor niemand den Freireligiösen verbiete, ihre Kinder „frei von aller Religion“ zu erziehen, nur solle nicht mehr von Staats wegen und von Gemeinde wegen diese das Volk schädigende Weltanschauung propagiert werden; die Sache sei schon vor dem Kriege entschieden worden; was dem Volke schädlich sei, müsse auch während des Krieges bekämpft werden; man

irre sich auch, wenn man glaube, daß alle Freireligiösen, die das vor dem Kriege gewesen, es auch jetzt noch seien. Wir wissen Fälle, in denen sich diese der Religion und der Kirche wieder zugewandt haben, ehe sie ins Feld zogen. — Eine richtige Lösung kann diese Frage nur finden, wo es keine Staatskirchen gibt, Kirche und Staat völlig geschieden sind, und wo niemand für seinen Glauben vom Staate besteuert oder bezahlt wird. Gerecht ist eben der Staat erst dann, wenn er nicht bloß Gewissensfreiheit gewährt, sondern auch alle Religionen und religiösen Gemeinschaften, auch die freireligiösen, gleich behandelt.

F. B.

Literatur.

Concordia-Bibelklasse. Band I: Das Evangelium St. Matthäi. \$1.25. Band II: Die Apostelgeschichte St. Lucä nebst kurzer Erklärung mit Berücksichtigung der Briefe der Apostel. Bearbeitet von Geo. Mezger. \$1.50. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

„Obige zwei hübsch illustrierte Bände sind fast ein wörtlicher Abdruck von dem, was Prof. Mezger als Redakteur unserer ‚Concordia-Bibelklasse‘ vom Jahre 1912 bis weit ins Jahr 1914 hinein über die genannten biblischen Bücher geschrieben hat.“ Unsern Lehrern, schulehaltenden Pastoren und insonderheit Sonntagsschullehrern hat Prof. Mezger mit dieser überaus praktischen Arbeit einen vortrefflichen Dienst geleistet. Neben vielen andern Illustrationen sind den beiden Bänden fünf kolorierte Karten beigegeben.

F. B.

Unser Erlöser. Predigten über die Leidensgeschichte unsers Erlösers Jesu Christi von F. H. Gartenberger. Success Printing Co. \$1.25.

Es sind im ganzen 33 Predigten, in welchen P. Gartenberger hier die Passionsgeschichte behandelt. Eine Anzahl haben wir gelesen, und nach diesen Proben zu urteilen, sind es feine, kurze, klare, schlichte und im edlen Sinn des Wortes populäre Betrachtungen, zu denen unsere Pastoren gerne greifen und die auch unsere Laien nicht ohne viel Segen lesen werden. Mögen sie weite Verbreitung und viele Leser finden! Zu beziehen ist das Buch vom Verfasser: Rev. J. H. Gartenberger, Red Bud, Ill.

F. B.

Die Wahrheit des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Dargelegt von zwölf deutschen Theologen. Herausgegeben von Wilhelm Laible. Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig. M. 3; geb. M. 4.

Im Vorwort schreibt D. Laible: „Die Angriffe auf das Apostolikum, das älteste und uns auch mit den römisch-katholischen Christen noch verbindende Bekenntnis der Kirche, haben einen so ernststen und allgemeinen Charakter angenommen, daß man weithin beunruhigt ist; nicht zuletzt durch die Behauptung, daß kein wissenschaftlicher Theolog es mehr im Ernst vertreten und vertreten könne. Mit diesen Gedanken operiert man in höheren und niederen Schulen, und man macht bereits ernsthafte Versuche, es aus den Gottesdiensten und damit aus dem Leben der Gemeinde zu verdrängen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß damit ein tödlicher Stoß in das Herz unsers christlichen Volkes geführt würde.“ Gegen diese Angriffe richteten sich die hier gebotenen Aufsätze, welche zuerst in der „A. E. L. R.“ veröffentlicht wurden. Verfaßt sind sie von folgenden Theologen: Bonwetsch, Th. Kastan, Dantmann, Haußleiter, Grünmacher, Althaus, Ihmels, Schlatter, Wohlenberg, Bachmann, Walther, Weber und Bornhäuser. Daß aber

in der gebotenen Auslegung nicht immer der biblisch-lutherische Standpunkt gewahrt wird, dafür hier nur eine Aussprache D. Althaus' über das „niedergefahren zur Hölle“: „Hat er alles mit der Menschheit geteilt, ist er in allem ihr gleich geworden, so ist ihm auch diese tiefste Stufe der Erniedrigung nicht erpart geblieben: während der tote Leib in das Grab gelegt wurde, geht die Seele des Verstorbenen hinab in das Totenreich. Zwar nicht in die ‚Hölle‘, um dort die Qualen der Verdammten zu erleben um unserer Sünden willen, sondern an den seligen Ort des Paradieses, in die Ruhe derer, die überwunden haben (Lut. 23, 43). Dennoch bedeutet dieser Satz nicht eine bloße Begleitvorstellung zu dem Begräbnis, an der kein eigenes religiöses Interesse haftete. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche verbindet man mit ihm den Gedanken, daß Jesus sich in seinem Todeszustande nicht rein leidentlich verhalten habe, sondern in Kraft seines Lebensgeistes sich an den abgeschiedenen Frommen, die einst auf die Erlösung warteten, als den Sieger über Tod und Hölle befundet. Diese auch im Neuen Testament anklingende Auffassung bringt eine der tröstlichsten und gewaltigsten Glaubenswahrheiten zur Aussage, die wir nicht entbehren möchten. Sie bekennet Jesum Christum als den, der über Tote und Lebendige ein Herr ist, ihr aller Erlöser. Auch denen, die vor ihm dahingeshieden sind, ist er als Erretter gekommen: auch ihnen soll sein Heilswerk zu gute kommen, auf daß er sie mit sich führe aus dem Tode zum ewigen Leben in Gottes Herrlichkeit.“ (S. 85.) Man vergleiche hiermit den IX. Artikel der Konkordienformel. J. B.

Kompendium der Dogmatik. Von D. Chr. Ernst Luthardt. Erste Auflage nach des Verfassers Tode, bearbeitet von Lic. F. J. Winter. Dörffling und Franke's Verlag, Leipzig. M. 7; geb. M. 8.

Die Tatsache, daß seit dem Erscheinen dieses Kompendiums vor vielen Jahren kein anderes Lehrbuch dasselbe hat aus dem Marke zu verdrängen vermocht, beweist zwar nicht, daß Luthardt in der Lehre biblisch korrekt und treulutherisch steht, was bekanntlich fast durchweg nicht der Fall ist, wohl aber, daß er es verstanden hat, ein ungeheures Material in gedrängter, übersichtlicher Form zu behandeln. J. B.

Lehr' und Wehr fürs deutsche Volk. Eine Sammlung von volkstümlich-wissenschaftlichen Abhandlungen. Heft 43—48. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 10 Pf. pro Heft.

Wir lassen die Thematata, resp. Überschriften, der obigen Hefte folgen. Heft 43: Lebensgang Jesu, nach den Berichten der vier Evangelien zusammengestellt mit Hinweis auf die erfüllten Weissagungen. Von P. Schulz. Heft 44: Gebet und Vorsehung oder: Wie verträgt sich der Glaube an die Erhörbarkeit des Gebetes mit dem Glauben an die göttliche Vorsehung? Von P. em. Horbach. Heft 45: So sollt ihr beten! Blicke in Jesu Gebetsleben. Von P. Kotschardt. Heft 46: Was wir vom Jenseits, von Himmel und Hölle, wissen. Von Friz Kehler. Heft 47: Glaube und Charakter. Von J. Thomä. Heft 48: Was danken wir unserer Kirche? Von D. M. Hennig. — Aus demselben Verlag sind uns auch folgende Schriften zugegangen: 1. „Monismus und Christentum.“ Eine neue Antwort auf eine alte Frage. Von Rudgar Mumssen. (30 Pf.) 2. „Die Gedankenwelt der Gebildeten.“ Probleme und Aufgaben. Von Prof. D. F. Mahsing. (M. 1.) J. B.

Krieg und Evangelium. Kriegspredigten von Anton Worlitzsch e. d. Herder'sche Verlags-Handlung, Freiburg. 75 Pf.; geb. M. 1.20.

Diese Schrift enthält viele richtige Gedanken über den Krieg und zeugt von patriotischer deutscher Gefinnung. Die religiösen Mahnungen aber, obwohl sie die spezifisch katholischen Gedanken zurückstellen und z. B. kein Wort von Maria und den Heiligen sagen, beweisen nur aufs neue, daß die Römischen keine Ahnung davon haben, was eigentlich „Evangelium“ ist. Zwar schließt die Schrift mit dem herrlichen Worte: „Es ist in keinem andern Heil“ usw., aber Christus ist hier überall nur das Vorbild, dem wir nachfolgen, der Herr, dem wir gehorchen müssen, und ein Heiland nur sofern er uns zu diesem Gehorsam hilft. Von

Pius X. heißt es echt papistisch: „So ist er von hinnen gegangen als alter Christus! ein zweiter Christus, von hinnen gegangen aus einer Welt der Wirren, die ihm so tief ins Herz schnitten, vielleicht das Herz gebrochen haben. Nicht mit Unrecht hat man gesagt, er sei das erste große Opfer des Krieges geworden.“ Von der deutsch-patriotischen Gesinnung legt folgende Stelle Zeugnis ab, in der „unser großes deutsches Vaterland“ also besungen wird: „Vaterland! Wer sagt es in einem Atem, was das Wort umschließt? Vaterland! Bist das Land der Väter, das unsere Wiege trug und unsers Lebens erste goldene Tage sah und die ersten trippelnden Schritte und die ersten flammelnden Worte. Das Land, das unsere Lebensgeschichte und -lose grundlegend bestimmte. Aber nein! Größer ist das Vaterland! weiter sein Bezirk! Der heilige Boden ist's, den in verrauchten Tagen unsere Volksgenossen mit ihren Waffen erobert und geschützt, mit ihrem Blut getränkt, mit ihrem rinnenden Schweiß benetzt, mit den Spuren ihres Fleißes bedeckt, mit ihren Ruhmestaten geschmückt haben. Vaterland! Bist die ganze Summe von Gütern und Werten, materiellen und geistigen, von Kräften und Mächten, physischen und seelischen, von Leistungen und Kulturschöpfungen, die bergehoch sich türmen. Vaterland! Bist die Gesamtheit von weisen Gesetzen und segensreichen, wohlthätigen Einrichtungen, die unsere Sicherheit, Ordnung und innere Geschlossenheit garantieren. Vaterland! Bist der ganze Komplex von heiligen geschichtlichen Erinnerungen und Überlieferungen, die in unserem Volke leben und weben. Das ist das Vaterland, das deutsche Vaterland! Welche Summe von großen, herrlichen Dingen schließt das Wort doch ein! „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! Das hüten und schützen unsere Truppen draußen im Felde als unsere guten Schutzgeister.“ „Wir sind im Recht. Unsere Sache ist heilig. Unser Schild ist blank. Unser Weißbuch ist ohne Flecken. Unser Gewissen ist unberührt. Auf unserer Seite ist das Älteste, das Heiligste, das Ursprünglichste und Natürlichste aller Rechte: das Recht der Nothwehr. „Wir haßen's insgesamt, Um eitlem Ruhm zu sechten, Doch hoch zur Nothwehr flammt Das Schwert in unsrer Rechten.“

J. S.

Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation. Von J. G. Wichern. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 160 Seiten. Geb. M. 1.

Im Auftrage des Zentralausschusses der deutschen Inneren Mission wurde diese Schrift 1889 von Wichern veröffentlicht. Die vorliegende billige Volksausgabe ist eine neue Bearbeitung derselben, besorgt durch eine Kommission des Zentralausschusses (D. Seeberg, P. Bunte, D. Hennig, D. Mahling und P. Steffen). In Deutschland gilt die Schrift Wicherns schon lange als das klassische Werk der Inneren Mission. Wer sich darum informieren will, was man draußen unter Innerer Mission versteht, und wie sie betrieben wird, der findet hier wohl die beste Auskunft.

J. S.

Internationale Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Heft 3. Verlag von Teubner, Leipzig. 25 Pf.

Die Vertreter deutscher Wissenschaft, die in diesem Hefte das Wort ergreifen, sind: Brentano: „Deutschland und seine Gegner, insbesondere England.“ D. von Gierte: „Deutsches Recht und deutsche Kraft.“ R. Seeberg: „Das sittliche Recht des Krieges.“ Brunner: „Offener Brief an die Fachgenossen.“ Neumann: „Nationale und internationale Kunst.“ Zimmell: „Vergessen und der deutsche „Jhismus.““ Niemeier: „Die Gerechtigkeit des Krieges.“ — über die deutsche Siegesgewißheit läßt sich Gierte also vernehmen: „Zulezt werden ja freilich nicht Papier und Druckerschwärze, sondern Flinten und Kanonen das überzeugende Wort sprechen. Der Sieg ist unser und wird unser bleiben. Auch das Ausland aber wird begreifen, daß dieser Sieg kein Geschenk des Zufalls, sondern die notwendige Auswirkung ewiger Gesetze ist, in denen sich das Wollen Gottes offenbart. Er ist das Wert der gesunden physischen und geistigen Kraft, der sittlichen Energie unsers volkstümlichen Staates und unsers staatsstreuenden Volkes. Aus dem deutschen Geiste geboren, wird er dem deutschen Geiste erhöhte Schwungkraft verleihen. Und wenn sich das Deutschtum in verjüngter Herrlichkeit frei und mächtig entfaltet und wieder der Friedensarbeit zuwendet, dann werden die Blinden sehend und die Tauben hörend werden, und alle Völker

werden willig oder unwillig begreifen, daß deutsche Kultur die echteste, wurzelstärkste, leimhaltigste Kultur und das unentbehrlichste Glied der Weltkultur ist.“ An einer andern Stelle dieser Nummer haben wir bereits gesagt, warum wir die obigen Gedanken uns nicht aneignen können. Das gilt auch von folgender Ausführung Seebergs: „Er [der Krieg] ist die Revision des Verhältnisses von Geltung und realer Kraft in der Geschichte. Er weist den Völkern ihre Stellung an nach dem Maßstabe ihrer Kräfte. Er eröffnet ihnen ungehemmte Wirkungen nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten. Der Krieg bringt die Wahrheit an den Tag. Darin besteht seine eminente sittliche Bedeutung für die Geschichte, und darin wurzelt sein sittliches Recht. Man wird darauf nicht wohl antworten dürfen, daß der Krieg doch im besten Fall nur eine Probe der überlegenen physischen Kräfte sein könne. Daß das nicht wahr ist, zeigt uns wieder der Krieg, in dem wir uns befinden. Nicht nur die physische, sondern auch die Überlegenheit des sittlichen Geistes und der kulturellen Kraft wird in dem Kriege bewiesen. Er ist das große Examen der Weltgeschichte. Die einen rücken heraus, die andern kommen herunter. Und dies Examen ist gerecht. Hierin ist das sittliche Recht des Krieges begründet. Gott selbst schreitet hin in Krieg und Sieg durch die Geschichte der Menschheit. Um die Wahrheit geht es wider den Schein. Es ist der Wille Gottes, daß der echten Kraft die Bahn freigemacht werde, daß sie zu der Höhe und Geltung erhoben wird, die ihrem Wesen gemäß ist.“ Geistreich gedacht und gesagt, aber in seiner Allgemeinheit nicht haltbar. Auch hier darf man aus etlichen Fällen nicht alle machen. Platz möge hier noch folgende Stelle von E. Neumann finden: „Eine Hoch- und Zwingsburg des Franzosentums ragt über uns empor: die Frauenmode. Sie war von je französisch, weil die Mode das stärkste Reizmittel der Sinnlichkeit, der sicherste Bürgen des Geschlechtererfolges ist, und weil seit der Renaissance kein Land so ausschließlich und inbrünstig den Kult des ‚Weibes‘ gepflegt hat wie Frankreich. Aller Feminismus und alle Erotik haben dort ein Hauptquartier. Es mag verzweifelt scheinen, gegen Moden anzukämpfen. Aber das Übel dieser effeminierten Erotik, die der Grundtrieb der Mode ist, mit seinem unverhüllten Namen zu bezeichnen, ist Pflicht. Von den Künstlern und der Kunst kam keine Hilfe und kein Widerspruch. Sie stand im gleichen Lager wie dieser Feind. Wie viele Künstler waren nicht begeistert und fanden die jüngste Frauenmode die schönste von allen! Nie ist die Mode dem ganz Nackten näher gewesen als vor dem Krieg, da die Frauentkleider keinen andern Zweck hatten, als die Körperformen scharf und absichtlich zu verdeutlichen und bloßzustellen. Nie ist romanische Zügellosigkeit und romanisch-heidnischer Mangel an Schamgefühl so auf dem Gipfel gewesen; nie hat Paris, die Heimat aller süßen Sünden, wie Treitschke sie nannte, so über unsere Frauenwelt triumphiert wie eben, da der Krieg ausbrach.“

J. B.

Verlag des Schriftenvereins in Zwickau hat uns zugesandt:

1. „Mahnung in Kriegsgefahr.“ Predigt, gehalten am 8. Sonntage nach Trinitatis 1914 zu Niederplanitz von D. Willkomm. (10 Pf.; 25 Gg. M. 2.25.)
2. „Krieg und Ernte.“ Predigt über Offenb. 14, 14—20, gehalten am 4. Oktober 1914 zu Niederplanitz von D. Willkomm. (10 Pf.; 25 Gg. M. 2.25.)
3. „Das Evangelium St. Matthäi nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers.“ (5 Pf.; 100 Gg. M. 4.)
4. „Kriegsflugblätter.“ Nr. 1: Was in dieser Kriegsnot am meisten not tut. Nr. 2: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Nr. 3: Durch Kampf zum Sieg! Ein Trost- und Mahnwort an unsere im Felde stehenden Brüder. Nr. 4: Mahnung und Warnung. (100 Stück von einer Nummer oder gemischt M. 1.50; 500 Stück M. 5.) — Obige Schriften, die einen Blick tun lassen in die Not und ins Herz unserer Brüder in Deutschland, seien hiermit bestens empfohlen.

J. B.

THE OLDEST LUTHERAN CHURCH IN AMERICA. A Brief Chronicle of Events in the History of the Evangelical Lutheran Church of Saint Matthew in the City of New York, 1664—1914. Compiled for the 250th Anniversary of the Church, December Sixth, Nineteen Fourteen. By Karl Kretzmann.

Es ist eine in Amerika einzigartige lutherische Gemeinde, die uns hier in Wort und Bild vor Augen geführt wird: dem Alter nach die erste, im Glauben

und Bekenntnis lauter und rein, in der Liebe eifrig und reich an guten Werken! Mit großem Geschick und überraschender Sachkenntnis hat sich P. Kreckmann seiner Aufgabe entledigt. Das Festbüchlein kostet 55 Cents und kann bezogen werden von Rev. Otto Sieker, 419 W. 145th St., New York, N. Y. J. B.

THE CHRISTIAN HOME CALENDAR. Verlag von Ernst Kaufmann, 24 N. Williams St., New York. 50 Cts.

Dieser Abreißkalender ist der erste in englischer Sprache mit lutherischen täglichen Andachten. Er enthält für jeden Tag nebst einem Ausspruch von Luther einen Bibel- und Liebervers, passend für die jedesmalige Zeit des Kirchenjahres. Zusammengestellt wurde der Kalender von P. F. C. Tilly. Wir wünschen dem Verleger, der es sich wegen der verhältnismäßig kleinen Auflage hat viel kosten lassen, guten Erfolg. J. B.

THE MOST BEAUTIFUL BOOK EVER WRITTEN. The Gospel according to St. Luke, by D. A. Hayes. New York: Eaton & Mains; Cincinnati: Jennings & Graham. 183 Seiten 5×7½, in Leinwand mit Goldtitel gebunden. Preis: 75 Cts.

Ein interessantes Buch. Das Evangelium St. Lucä hat je und je auch nach seiner literarischen Seite die Leser und Ausleger angezogen und gefesselt. Hieronymus urteilte, Lukas habe den schönsten griechischen Stil;¹⁾ Dante nannte ihn den Schreiber der holdseligsten Worte Jesu;²⁾ Luk. 4, 22; Melancthon war besonders von der lieblichen Geschichte von den Emmausjüngern ergriffen;³⁾ Th. Zahn nennt Lukas den „Geschichtschreiber des Christentums“; Ramsay bezeichnet ihn als „a historian of the first order“; auch A. Harnack meint, er sei „ein Schriftsteller ersten Ranges“; und selbst ein Renan hielt das Lukas-evangelium für das schönste Buch.⁴⁾ Von diesem Gesichtspunkte aus behandelt Dr. Hayes, Professor der neutestamentlichen Exegese am Garrett Biblical Institute, hier das Lukas-evangelium in schlichter, schöner Sprache ohne gelehrten Apparat. Er schildert zuerst den Verfasser Lukas nach seiner Person und Lebensgeschichte und dann die Eigenart und Schönheit seines Evangeliums. Nicht alles ist stichhaltig, was er sagt; wir haben gar manche Fragezeichen gemacht; auch manche Anwendungen sind irrig. Was von der Jugend des Lukas berichtet wird, S. 50 ff., ist nur Vermutung, Konstruktion, nicht Geschichte; daß Luk. 1 und 2 eine Übersetzung aus dem Aramäischen sei, S. 58, ist durchaus nicht begründet; was über die Notwendigkeit des Gebets Jesu, S. 169, gesagt wird, ist ungenau und irreführend. Und doch wird keiner dieses Buch ohne Nutzen für sein Verständnis des Lukas-evangeliums lesen und auf gar manches aufmerksam werden, über das er bisher hinweggelesen hat, manche eigenartige Schönheit dieses Evangeliums erkennen, die er bisher übersehen hat. Namentlich auch die sogenannten einleitenden Fragen sind hier gut und geschickt dargestellt. L. B.

NORTHWESTERN PUBLISHING HOUSE, MILWAUKEE, hat uns zugesandt:

1. „Gnade um Gnade.“ Ein Jahrgang Evangelienpredigten von D. Georg Stöckhardt, weiland Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde Zum Heiligen Kreuz; und späterem theologischen Professor am Concorbia-Seminar zu St. Louis. \$2.25.

2. „Jesus; His Words and His Works.“ According to the Four Gospels. With explanations, illustrations, applications, twenty art plates in colors by Dudley, numerous half-tones, and maps. By William Dallmann. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. \$3.00. — Leider haben wir bisher keine Zeit gefunden, diese beiden umfangreichen Bücher zu lesen. Eine etwaige Besprechung derselben verschieben wir darum auf eine folgende Nummer dieser Zeitschrift. J. B.

- 1) Inter omnes evangelistas Graeci sermonis eruditissimus fuit.
- 2) Scriba mansuetudinis Christi.
- 3) Valde dulcis historia.
- 4) C'est le plus beau livre qu'il y ait.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Für die Anerkennung des Intuitu Fidei in der Form, die Pontoppidans Katechismuslehre, „Sandhed til Gudfrngtighed“, in Frage 548 bietet: „Gott hat alle die zum ewigen Leben bestimmt, von denen er von Ewigkeit vorausgesehen hat, daß sie die angebotene Gnade annehmen, an Christus glauben und in diesem Glauben bis ans Ende beständig bleiben werden“, hat man von seiten der Majoritätspartei der Norwegischen Synode die praktische Rücksicht geltend gemacht, daß man von dem norwegischen Kirchenvolk nicht erwarten könne, daß es eine Form der Gnadentwähllehre, an der es großgezogen worden sei, nun als eine falsche Darstellung dieser Lehre verwerfe. Immer wieder ist in Wort und Schrift betont worden, es gehe nicht an, das Varnelårdom — die im Kleinkinderunterricht erteilte Lehre — aus einem Bekenntnis der Norwegischen Synode, in dem die Lehre von der Gnadentwahl zum Ausdruck kommen soll, zu streichen. In Nr. 21 der „Kirketidende“ hat auch dieses Jahr wieder D. Larsen in einer Verantwortung des „Opgjør“ zu bedenken gegeben, daß „wir nicht als Bedingung für eine Vereinigung die Abschaffung einer Lehrform fordern sollten, welche die einzige ist, die unser Volk seit langem kennt“. Seit fast zwei Jahrhunderten sei die Form Pontoppidans in Frage 548 die einzige gewesen, die man im norwegischen Volk gekannt habe; dagegen sei die erste Lehrform erst seit einem halben Jahrhundert in einem Teil des norwegischen Volkes bekannt gewesen. Wir wollen uns nicht mit der Frage beschäftigen, inwiefern in einer Sache, die nur durch das Schriftwort entschieden werden kann, eine dem Bekenntnis zur Schriftwahrheit entgegenstehende praktische Schwierigkeit überhaupt Berücksichtigung erfahren sollte. Dagegen interessiert uns die Frage, inwieweit dieser Grund zur Beibehaltung oder Duldung der zweiten Lehrform mit dem historischen Tatbestand im Einklang steht. Auf der diesjährigen Jahresversammlung tat der Deputierte Johnson (Minoritätspartei) den Ausspruch: „Es ist Prof. Schmidt gewesen, der die Frage in Pontoppidans ‚Sandhed til Gudfrngtighed‘ in den Lehrstreit hineingebracht hat. Wir sind mit dieser Frage (548) Pontoppidans in unserm Katechismusunterricht gar nicht bekannt geworden; wir haben den ‚Auszug‘ der Pontoppidanschen Katechismusklärung gebraucht.“ Tatsächlich fehlt diese vielbesprochene Frage mit ihrer Formulierung der Lehre von der Gnadentwahl in dem Synodalkatechismus der Norwegischen Synode vom Jahre 1903. Sie fehlt auch in dem vorher allgemein im Gebrauch gewesenem „Auszug“ aus Pontoppidans, der folgenden Aussage über die Auserwählten enthält (Frage 426, Ausgabe vom Jahre 1889): „Wer wird des ewigen Lebens und der Seligkeit teilhaftig? Antwort: Alle die, welche im Glauben an Jesus sterben, welche die Auserwählten heißen.“ Auch ein uns vorliegendes Exemplar des „Auszug“ vom Jahre 1853 (gedruckt zu Inmanville, Wis.) enthält genau diese Fassung der Frage, in der auf die Auserwählten Bezug genommen wird. P. J. A. Müller betonte in einem Artikel (Kirketidende 1914, S. 855), daß seit dem Bestehen der Norwegischen Synode „der ‚Auszug‘ gebraucht worden ist, und in allen Auflagen des ‚Auszug‘ ist Frage 548 fortgelassen“. Wo bleibt da die historische Berechtigung für

das Beibehalten oder Dulden der zweiten Lehrform als derjenigen Fassung der Wahllehre, die durch langen Gebrauch im Katechetischen Unterricht sich gewissermaßen Stammrecht in der Norwegischen Synode verdient hätte? Zu einer rechten Darstellung des historischen Sachverhalts gehört auch ein Hinweis darauf, daß die Norwegische Synode als Synode vor Annahme der Madisoner Thesen der zweiten Lehrform niemals „ohne Vorbehalt“ Duldung gewährt hat, sondern in der Thesenreihe vom Jahre 1884, die bisher als Synodalbekenntnis in der Lehre von der Gnadenwahl Geltung hatte, ausdrücklich gesagt wird, daß „nicht ohne Vorbehalt, sondern mit dem Vorbehalt, daß sie richtig verstanden werden kann“, die zweite Lehrform bei andern, die sonst in der Lehre von der Wahl recht stehen, geduldet werden könne. Auf der Jahresversammlung der Norwegischen Synode vom Jahre 1913 (Jowa-Distrikt) wurde auf einen Ausspruch D. Korens aufmerksam gemacht: „Eine Wahl in Ansehung des Glaubens beruht auf einer Definition der Gnadenwahl, die in scharfem Gegensatz zur Lehre der Konfordinenformel, S. D. XI, steht.“ Es hat also an Warnung vor einer unbeschränkten Anerkennung der zweiten Lehrform als Lehre der Schrift nicht gefehlt, und die Berufung auf eine langjährige Verwendung der zweiten Lehrform im Schulunterricht, die ihr innerhalb der Norwegischen Synode zuteil geworden sein soll, als Stützpunkt für das „ohne Vorbehalt“ der ersten Madisoner These, muß uns, wie manches andere in der norwegischen Vereinigungsache, unerbäulich bleiben.

G.

„Daß sie eins seien.“ Gegen die Benutzung der Stelle Joh. 17, 22 im Interesse der organischen Vereinigung von Kirchengemeinschaften richtet sich ein Artikel im *United Presbyterian*. „The advocates of organic-church-union-at-any-price have long brandished John 17 as a war-club to drive all denominations *volens volens* into the same ecclesiastical fold.“ Doch beruhe dies auf einer falschen Auffassung der Stelle, die sich nur halten könne, wenn man den erklärenden Nachsatz „gleichwie wir eins sind“ außer acht lasse. „Our Lord's own intention for His Church seems to be clearly defined in verse eleven: 'That they may be one, even as We are.' Those who persistently quote this prayer, 'that they may be one,' and stop when they come to the explanatory phrase, 'even as We are,' do great violence to Scripture. The argumentative effect of such mutilation is usually the persuasion that oneness consists in organic union. Quite the contrary is Christ's ideal, if words mean anything. His hope is that the Church may approximate the oneness the Son and Father enjoy. And, pray, what is this? If it be organic, then to the winds with our Trinitarianism. To be consistent with our labored pleas for organic union from such a premise, we must admit that it inevitably leads us to Unitarianism. The whole doctrine of the Trinity has been built on tri-personality rather than organic oneness. Our theologians have painstakingly refuted Sabellianism, which held that God is one both as to essence and person. They have shown no quarter for Arianism, which made the Son and the Holy Spirit but creatures. Nor have they left any stone unturned to destroy Socinianism and its modern form, Unitarianism, which exploit the oneness of the essence and person of God. If, now, God is to become the pattern for our organic union, what are we to do with that one word Elohim, which two thousand times in Scripture

ascribes a plurality of some kind to the Godhead? What are we to do with our Westminster postulate, 'There are three persons in the Godhead,' if all denominations must become one to become like God?' Die richtige Folgerung wird dann aus dieser vielbesprochenen Stelle gezogen: "The task which confronts the regiments of Christ is not the quest of mono-denominationalism, but of such intimacy and one-mindedness as are displayed perfectly by Father, Son, and Holy Spirit." Damit stimmt auch unser lutherisches Bekenntnis, das immer von der geistlichen Einigkeit der Kirche, der Einigkeit in der Lehre, redet, wenn es auf die Frage von der Einigkeit der Kirche zu sprechen kommt. So in der Augsburgerischen Konfession, Art. VII: „Denn dies ist genug zu wahrer Einigkeit der Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt, und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden.“ Und in der Apologie, zu eben diesem Artikel: „Nos de vera, hoc est, *spirituali*, unitate loquimur, sine qua non potest existere fides in corde“ usw. (Müller, S. 158.)

Die religiöse Presse und der Krieg. Daß kein Unterschied zwischen gerechten und ungerechten Kriegen zu machen ist, daß der jetzt tobende Krieg auf die wahnwitzige Ruhmsucht der europäischen Herrscher, vor allem des deutschen Kaisers, zurückzuführen sei, und daß die Beteiligung so vieler Nationen an diesem großen Ringen ein Schlag gegen das Christentum sei, darin ist man sich in der religiösen Presse unsers Landes so ziemlich einig. Ein Baptistenprediger schreibt: "War is murder, premeditated, deliberate, unmitigated murder. The patriotism of peoples is exploited in the favor of military castes and for private firms. Whilst the people themselves have no voice in regulating the costs, they have to pay for the terms on which citizens shall kill each other. Ought not the churches of the Son of Man to make it their business to see that the European populations shall be set free from the concerted dictation and tyranny of the 'Powers,' i. e., of twenty or thirty individuals, most of whom are bound up with, or swayed by, military ideas?" Also ein Verständnis weder für die volkstümliche Staatsverwaltung aller im Kriege stehenden Völker außer Rußland noch für die Aufgabe der christlichen Kirche. Dieselbe naive Auffassung von den Machtbefugnissen europäischer Herrscher tritt in andern Blättern hervor. Im *Presbyterian* wurde geschrieben: "This momentous question of war and peace, of life and death, affecting hundreds of millions of people, was decided by a few rulers and politicians, and the fate of this vast population is made to hang on their fancied personal grievances." Der *Advance* (Congregationalistisch) geht noch einen Schritt weiter: "We have called other great wars the 'Crimean War,' the 'Franco-Prussian War,' and the 'Civil War.' But this is the demoniac war. Rulers that we thought were efficient promoters of peace and industry and commerce and culture are acting as if they were possessed by the devil. They are mad; mad, because for so long a time they have been gratifying their egotism and selfishness and arrogance. In their insanity they indulge in the most insolent sacrilege. They plan their devilish work, and then haughtily declare that they are doing it by the grace and in the favor of God." Also auch hier kein Verständnis für gerechtes und ungerechtes Kriegsführen; die europäischen Fürsten Schurken, einer wie der andere. Der *Christian Statesman* weist nach, daß die europäischen Völker diesen

Krieg als Züchtigung Gottes sich selber zugezogen haben, nämlich so: "They are guilty of the sin of *militarism*"! Darüber sei dann offenbar geworden, daß das „Christentum“ jener Nationen nicht rechter Art gewesen sei! Der *Advance* sagt: "As one looks at warring, mourning Europe, he is tempted to become despondent. Civilization has broken down. Culture has become impotent. Mankind has slipped backward. Christianity has seemingly failed. The Gospel has apparently lost its power. Men who should treat one another as brothers are acting like barbarians. Darkest Africa might with propriety send missionaries to Germany and France. They are lapsing into paganism" — und versteigt sich schließlich zu der Lästerung: "Their leaders glibly talk about God, but *the God they worship is the devil of all genuinely good men.*" Auch der *Presbyterian* erkennt nicht den Unterschied zwischen Kultur und Christentum, sonst könnte er nicht schreiben: "Religion itself, the very *Christianity* we have preached, is called upon to justify its existence. Scratch our *civilization*, and you will find a savage even yet. How stupendous our task! How little seems to have been done!" Von den Quäkern ist ein Zirkular ausgegangen des Inhalts: Die Kirche trägt die Schuld an dem ganzen Unglück: "The conditions which have made this catastrophe possible must be regarded by us as essentially unchristian. This war spells the bankruptcy of much that we too lightly call Christian. No nation, no Church, no individual, can be wholly exonerated. We have all participated to some extent in these conditions. We have been content, or too little discontented, with them. If we apportion blame, let us not fail first to blame ourselves, and to seek the forgiveness of Almighty God. . . . To many will come the temptation to deny God, and to turn away with despair from the Christianity which seems to be identified with bloodshed on so gigantic a scale. Christ is crucified afresh to-day." In einer andern Kundgebung der Quäker wird darauf hingewiesen, daß der „*Militarismus*“ für diesen Ausbruch von Feindseligkeiten verantwortlich sei: "It cannot be the will of our merciful Father in heaven that this earth which He has made should suffer forever from the hideous scourge of war; but it is possible for us to oppose His will, to be so given over to the worship of force, to the lust for power, and to the selfishness and vainglory of life, that we go on year after year building our battle-ships and destroyers and forts, and assembling our armed hosts, until at last He takes us at our word, and allows us to follow our own devices. to depend upon the sword and the right arm of man's power and the shield of our own making. Then come envy and jealousy, strife and hatred, and some cry that Christianity has failed, while others invoke the aid and blessing of the Almighty upon the success of their arms. Militarism blights like a pestilential wind the higher life of nations, and eats like a gangrene into the vitals of civilization. All history testifies that a republic has no peril so insidious to fear as the growth of military power within its own borders." Der *Continent* (presbyterianisch) druckt aus *Scribner's Magazine* diesen Satz des Schriftstellers Galsworthly ab: "When this war is over, and reason resumes its sway, our dogmas will be found scored through forever." Das wird von Galsworthly so begründet: "Three hundred thousand church-spires raised to the glory of Christ! Three hundred million human creatures baptized

into His service! 'I trust the Almighty to give the victory to my arms!' 'Let your hearts beat to God, and your fists in the face of the enemy!' 'In prayer we call God's blessing on our valiant troops!' God on the lips of every potentate, and under the hundred thousand spires prayer that 22,000,000 servants of Christ may receive from God the blessed strength to tear and blow each other to pieces, to ravage and burn, to wrench husbands from their wives and fathers from their children, to starve the poor, and everywhere destroy the works of the Spirit! 'God be with us to the death and dishonor of our foes'—that God who gave His only-begotten Son to bring on earth peace and good will toward men! No creed can stand against such reeling subversion of its foundation. After this monstrous mockery, beneath this grinning skull of irony, how shall there remain faith in a religion preached and practised to such ends?" Der *Presbyterian* stimmt diesem Angriff auf das Christentum nicht bei, begnügt sich aber mit einem Nachweis, daß Christen gar wohl auch im Krieg beten können, und läßt die feichten Sophismen Galäsworths unaufgedeckt. Ein Rev. A. N. Berle schreibt in einem Blatt der Humane Society: Man habe eben die Religion Jesu noch nie recht verstanden, daher das schreckliche Weltunglück; man habe bisher allgemein in gewissen Dogmen das Christentum finden wollen: "When the Council of Nicea, in the year 325 A. D., established Christianity on the basis of dogma (!), there was inflicted upon the Christian religion the greatest blow it has ever sustained. That council with its outflowing results fixed the attention of the Christian Church and its leadership upon dogmatic considerations as the test of vital Christianity rather than upon practical righteousness as emphasized by Jesus Christ Himself. The religion of Jesus Christ is not, and never was, and there is not the slightest evidence in the teaching of Jesus that He ever intended it to be, a religion of theology or dogma. We have all been under the grip of a theory of Christianity which was never taught by Jesus Christ, and which finds absolutely no sanction in His life and work. Christianity is a religion of service." Von der Liebestätigkeit der christlichen Kirche hat also Rev. Berle weder aus der Geschichte noch aus eigener Wahrnehmung je etwas gemerkt. Wo mag der Mann sich all diese Jahre aufgehalten haben? Dann folgt der Schluß: "There is no indictment of Christianity that could equal in penetrating severity the condition of Europe at this moment." Nur wenn man alle die Worte Jesu streicht, in denen er Dogma vorträgt, also ziemlich alles, was die Evangelisten von den Reden Jesu aufbewahrt haben, und das Zeugnis der Apostel in ihren Briefen, das uns für unser zeitliches und ewiges Heil konstant an die Lehre ihres Meisters weist, ignoriert, könnte man noch vom Standpunkt der Vernunft so reden, wie dieser Pastor es tut. Weiter wirkt aber die Darstellung, man habe in Nicäa das Christentum „auf dogmatischer Basis etabliert“ und den „service“ christlicher Liebe abgeschafft! Im episcopalischen *Churchman* kommt Nathan Söderblom, der pantheistisch-lutherische Erzbischof von Schweden (bei dessen Investitur anfangs November die Augustanasynode durch D. Abrahamson vertreten war), zu Worte in einer Predigt: „Die zwei Götter.“ Wer sind die zwei Götter? Ei, der eine (der mit kleinem g geschrieben wird) ist der Gott des Alten Testaments, der gesagt haben soll: „Hasse deinen Feind.“ Und der andere, der mit dem großen G, das sei der Gott, den Jesus verkündigt habe, und

der uns die Feinde lieben lehre. Der Gott Israels sei eine Stammesgotttheit gewesen, ein nationaler Gott. Der Gott, den Jesus offenbart, solle in Kriegsbulletins nicht genannt werden. So kommt bei Söderblom die Entwicklungshypothese in ihrer Anwendung auf die Religionsgeschichte zum Ausdruck. Auf den Beweis, daß der Gott Israels das gelehrt habe, was Jesus aus den Traditionen der Rabbiner Matth. 5 anführt, läßt sich Söderblom nicht ein; er zitiert nur die Stelle 3 Mos. 19, 18, die eben das nicht sagt: „Haffe deinen Feind“; und die Stellen, in denen Jesus von dem Gott Israels als dem wahren Gott redet, gelten ihm nichts, weil sie nicht in seine Theorie passen. Auch deutsch-reformierte Zeitungen bringen im allgemeinen die hier schon belegten Anschauungen zum Ausdruck. So stand im „Christlichen Apologeten“ zu lesen: „Das Hinmorden der Volksblüte, das grausame Hinfächeln von einer Summe von Intelligenz und Kraft ist einfach unvereinbar mit der Höhe der fortgeschrittenen Kultur und dem Geist und Sinn Jesu Christi. Für das Christentum bedeutet die gegenwärtige Katastrophe einen Schlag ins Gesicht.“ Was wir auch hier vermischen, ist der Unterschied zwischen einem berechtigten Krieg und unberechtigten Kriegen sowie die Distinktion zwischen dem Christentum, wie es sich äußerlich, in seiner Einwirkung auf Sitte und Kultur, darstellt hat, und dem Christentum, wie es in den Herzen der Gläubigen wohnt. Selbst in die lutherische Presse sind Auffassungen dieser Art eingedrungen. Der *Lutheran Church Visitor* (Vereinigte Synode des Südens) gibt seine volle Zustimmung einem Artikel, der im *International Review of Missions* erschien, und der diesem Gedanken Ausdruck gibt: „We see what it costs to refuse Christ's Gospel of the Father in heaven, and of a kingdom where love rules. Many voices have declared that Christianity is an effete superstition, and that its ethical teaching is out of date. The situation in Europe drives home the question whether a whole-hearted acceptance of Christ's teaching is not the only sound basis on which society can be built.“ Und die Schuld daran, daß die Welt nicht allgemeiner dieses Prinzip angenommen habe, wird auf die Kirche geschoben, die nicht genug das Prinzip der Liebe und Brüderlichkeit betont habe! „The question is“, heißt es da, „whether the Church has ever really set itself to apply the law of Christ to social and national relations. Has there not in the past been a compromise of fundamental Christian principle? What has been lacking is not merely a proper emphasis on some corollaries of the Gospel. It is the intimate heart and core of the Gospel revealed in the cross of Christ that has to a large extent been missed. The world, West and East, has many varied opinions concerning what the Church stands for; has it ever had cause to know that the Church is above all else a body of people who, in consequence of the amazing experience that God is Love, are resolved that, so far as in them lies, the relation of men with one another shall be regulated by the principles of love and brotherhood? In the failure of the Church to declare and practice that which belongs to its innermost essence we are all alike involved.“ Hiernach wäre also tatsächlich der große Krieg anzusehen als ein Urteil, wenn auch nicht über die christliche Religion, so doch über die christliche Kirche, als ob diese ihre eigene Religion noch nie eigentlich geübt hätte! Was ist das aber für ein lutherisches Blatt, das sich zu dem Satze bekennt: Die Ausübung der brüderlichen

Liebe sei „Herz und Kern des Evangeliums vom Kreuz Christi“? Im *Lutheran Observer* kommt ein Einsender erst eben zur Einsicht, daß man doch wohl nicht mit Recht die Nationen Europas christliche Nationen genannt hat. Er fragt: „Are these so-called Christian nations really Christian?“ Die Konfusion in den Gedanken wird nicht besser, sondern nur ärger, wenn der Verfasser dann in demselben Atem eine Frage aufwirft, deren Beantwortung auf einem ganz andern Gebiet liegt: „And is the Church which blesses these armed hosts as they go forth on their hellish mission really the Church of the meek and lowly Jesus? Can you imagine this Jesus, who at every suggestion of the disciples to use violence, even in self-defense, reproved them; can you imagine Him sending forth millions of His followers, armed with all sorts of infernal machinery and instruments of death for the sole purpose of maiming, killing, and destroying each other? Can you imagine the ‘Prince of Peace,’ in times of peace, spending hundreds of millions and billions of dollars to build up and support mighty armies and navies, etc., even at the cost of 40 per cent. of the entire earnings of all the people, while multitudes of these oppressed tax-payers do not have the bare necessaries, to say nothing of the comforts of life, — as all these Christian (?) nations now at war have done?“ Also wieder die Voraussetzung, daß das Kriegerhandwerk, Kriegsbereitschaft, und was dazu gehört, Kriegsrüstung sowie der Krieg selbst schlechthin zu beurteilen seien. Das Sündliche wiederum, daß man so viele Soldaten, Schiffe, Kanonen, so gute Rüstung auf den Krieg vorbereitet hatte! Auch unter den lutherischen Blättern gibt es ferner solche, die dem deutschen „Militarismus“ die Schuld an dem Krieg geben. Der *Lutheran Companion* (Augustanasyndode) schrieb: „Germany is literally possessed with the devil of Militarism, and her victory would fasten that curse upon the world for, perhaps, many centuries more. Of course, those who hold that it is a great blessing for humanity to wade in blood ever so often would welcome this as a Godsend, but there are those who cannot agree to this. The latter would rather forego the fine culture of Germany than accept it at the mouth of the Krupp gun.“ Allerdings verfechten die meisten lutherischen Zeitschriften, überhaupt die meisten deutschen religiösen Blätter, die Sache Deutschlands. Auffallend ist, daß auch eine ganze Anzahl katholischer Zeitungen, vor allem die irisch-amerikanischen, England ganz unverbohlen den Untergang wünschen und die öffentliche Meinung zugunsten Deutschlands bearbeiten. Der Haß, den sich England durch seine wirtschaftliche Politik in Irland zugezogen hat, kommt so zum Austrag. G.

Über eine Bibelstunde in der Y. M. C. A. (West 23d Street Branch) berichtet Rev. F. S. Milliken im *Christian Intelligencer*. Rev. Milliken fiel vor allem schon auf, daß nur der Leiter der Klasse eine Bibel zur Hand hatte, die er zudem nur einmal ganz kurz für ein Zitat benutzte mit der beigelegten Bemerkung, daß heutzutage wenig Leute noch an die Bibel glaubten, und dann nur solche Parteien, die „in einer Beziehung zur Jetztzeit stehen“ (?). Das Thema für diese Bibelstunde war „The Atonement“. Seinen Vortrag begann der Leiter damit, daß er bekanntgab, es glaube heutzutage niemand mehr an eine Versöhnung durch Blutvergießen, und es sei im Neuen Testament kein Anhalt dafür, daß Jesu Tod ein Opfertod gewesen sei! Es gebe vier verschiedene Theorien über die Versöhnung;

Paulus selber sei sich nicht konsequent darin, und die Veröhnungsidee des Alten Testaments gehöre zu den Resten einer früheren Kultur. Den Vortrag, dem diese Einleitung vorausging, summiert Rev. Milliken, wie folgt: "The leader declared that we had some facts regarding the birth of Jesus, His boyhood at Nazareth, and that when He grew to manhood, He went to Judea, where He heard John preach, and there decided that He would dedicate His life for the elevation of His fellow-men. His life and character become the noblest ideal we can have. He became a leader. Through His teaching or influence we rise to His standard. The death of Jesus does not pay the penalty. He died in behalf of others, not in place of others. The Good Shepherd, in laying down His life, does not save the sheep. The old doctrine of the atonement does not apply to men to-day. Sin must be atoned for by the sinner. Atonement means a standing by, the expression of sympathy. The only atonement is found in following the noblest conception and highest ideal. The question, 'How can I atone for my sins?' was put to the leader, but he evaded it. A second question, 'Was Jesus God?' was evaded by the leader, by asking the questioner his conception of God." — Mit welchem Recht ein Verein, dessen Leiter solchen Anschauungen huldigt, noch ein „christlicher“ Verein genannt werden kann, ist nicht ersichtlich. Man hat da, wie das nicht anders sein kann, wenn man konsequent sein will, den Gang vom Indifferentismus zum nackten Rationalismus vollendet.

über den modernen Tanz spricht sich ein Arzt in dem *New Yorker Medico-Pharmaceutical Critic and Guide*, einer medizinischen Monatschrift, folgendermaßen aus: „Die modernen Tänze sind gemein, häßlich und meiner Ansicht nach verabscheuungswürdig. Ich würde sie nicht durch Zwang aus der Welt schaffen wollen, weil wir kein Recht haben, die persönliche Freiheit anzugreifen, sogar wenn die Ausübung dieser persönlichen Freiheit die betreffenden Personen ins Verderben stürzt. Wenn es aber möglich wäre, diese Tänze durch überzeugende Einwirkung auf das Sittlichkeitsgefühl, durch Argumente zu beseitigen, so wäre dies für die gegenwärtige wie für die zukünftige Generation ein großer Gewinn. Die Behauptung, daß diese Tänze häßlich und unästhetisch sind, mag auf persönlichem Geschmack beruhen. Wir mögen sie häßlich erscheinen, einem andern dagegen schön. Dagegen kann aber kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß sie einen nachteiligen, schädigenden Einfluß auf die Gesundheit ausüben. Ein Tanz, der von dem Begattungsakt seinen Ausgang nimmt und diesen nachzuahmen scheint, ist ein schädliches Unterfangen und wird unzweifelhaft in vielen Fällen geschlechtliche Erregungen und andere physische Übel hervorrufen und unvermeidlich zu geschlechtlichen Erzeissen führen. Abgesehen von der Erwägung der moralischen und ästhetischen Seite der Frage, ist es da vom Standpunkte der Hygiene aus klug, an solchen Aufführungen teilzunehmen? Und wenn etwas schmutzig und ungesund ist, wenn es gegen den guten Geschmack und die Satzungen der Gesundheitslehre verstößt, sollten wir da noch nichts sagen und nichts tun, um es aus der Welt zu schaffen?“ Dazu gehört allerdings, wie der Verfasser des Artikels betont, eine „überzeugende Einwirkung auf das Sittlichkeitsgefühl“. Eine solche Einwirkung kann nicht von der medizinischen Wissenschaft, sondern allein vom Evangelium ausgehen. Durch einen Hinweis auf die üblen Folgen für die Gesundheit kurirt man keinen Lasternecht. G.

II. Ausland.

Auch während Deutschland um seine Existenz ringt, scheut sich das liberale Landeskirchentum nicht, seinen Unglauben vorzutragen und, soviel an ihm ist, die wiedergeöffnete Quelle geistlichen Lebens zu verstopfen. So schrieb ein P. Mittelsmeyer in Nürnberg Ende September: „Das ist ein anderer Gott, den wir jetzt erleben, als der, den wir uns manchmal gedacht haben: ein Gott, vor dem das Einzelschicksal nichts zu gelten scheint, der nach Recht und Unrecht wenig fragt, der in Sturm und Grausen die Völker durcheinanderschüttelt und, Vernichtung ausgiehend, eine neue Zeit vorbereitet. Manchmal fühlen wir, was unsere Altvorderen empfunden haben müssen, wenn Botan mit seinem wilden Heer über die Erde hinfuhr, und sie in ängstlicher Scheu ihr Haupt vor ihm verbargen. Und doch erleben wir im Großen nichts anderes, als wir in jeder Vorfrühlingsnacht erleben.“ Auch das Gottesreich brauche Frühlingsstürme, und die Predigt von Liebe und Frieden werde nach dem Krieg den Menschen wunderbar neu sein. So bringe der Krieg uns dem Gottesreich ein Stück näher! Bezeichnend ist auch, daß das „Protestantenblatt“ seinen Lesern ganz ohne Kommentar folgenden atheistrischen Unsinn aufzutischen wagte. Ein Einsender schreibt: „Eine feingebildete Dame unserer Gemeinde besuche ich eines Tages. Sie tritt mir mit den Worten entgegen: ‚O wie bin ich dankbar für diesen Krieg! Endlich, endlich hat unsere Frömmigkeit doch ein reales, ein greifbares Ziel. Wir brauchen nicht mehr zu suchen nach einem Gott. Wir fühlen, wer er ist. Unser Vaterland, das ist unser Gott. Das lieben wir über alles; dem opfern wir alles; dem gehorchen wir in allem. Gott sei Dank, daß wir wieder einen Gott haben!‘“ Das druckt ein christlich-seinwollendes Blatt ab! Folgende Lästerei fand sich im Novemberheft von „Westermanns Monatsheften“ unter der Überschrift „Soldatengebete“: „Herrgott, zu dir unser Glaube fleht; Wir alle haben nur ein Gebet. Herrgott, führ' du uns an im Gefecht; Auf unserer Seite ist das Recht. Wir knien und beten vor der Schlacht; Mit uns ist das Licht, mit dem Feind die Nacht. Herrgott, wir müssen die Sieger sein; Der Preis ist unser, der Dank sei dein. Ich möchte nicht Herrgott sein in der Welt, Wenn das Recht nicht siegt, nicht das Böse fällt.“ Auch blüht nach wie vor der frivole Spott mit dem Heiligen. Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, das führende deutschfreisinnige Blatt Ostpreußens, beginnt in der Nummer vom 17. Oktober eine Theaterkritik mit folgenden Sätzen: „De mortuis nihil nisi bene. Von Lehmann genießt diesen Vorzug seit einigen Monaten. Zu Anfang dieses Jahres ging er seinem Stück in die Ewigkeit voran. Nun werden die beiden an Petri Himmelstür, wo alles verziehen und vergessen wird, einander wiederfinden. Aber vielleicht ist das ‚Von Lehmann†‘ gar nicht recht, und wenn ‚das Ungeheuer‘ droben um ‚freundliche Aufnahme‘ bittet und ihn zu sehen verlangt, dann versteckt er sich in dem hintersten Winkel der ewigen Seligkeit und erklärt, daß niemand im Himmel für Dinge verantwortlich gemacht werden könne, die das Schicksal einem armen Erdentwurm unter Ausbeutung einer allgemeinen Notlage erpreßt habe“ usw. Wohlthuend wirkt, gerade auch in Rücksicht auf solche zu dieser Zeit, wenn je, unbegreifliche Gottlosigkeiten, wenn in der „A. E. L. St.“ P. Roth aus Neuenkirchen über die Bedeutung des Krieges von 1914 für die Kultur, wie folgt, zu

Worte kommt: „Ich will zunichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen. Wo sind die Klugen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht?“ Ja, das hat Gott jetzt getan, so fürchtbar deutlich wie nie zuvor. Mit andern Worten sagen wir: Wo ist alle moderne Kultur, Fortschritt, Bildung, darauf man so stolz war? Es ist alles zuschanden geworden. Sämlich, die ganze moderne Kultur, nicht die äußere, aber die inwendige, hat Bankrott gemacht, vollständigen und unwiederbringlichen Bankrott. Wir Prediger haben von dergleichen oft geredet und gepredigt. Man verlachte uns als Rückständige, hinter aller Kultur Zurückgebliebene, die noch mit einem Fuße oder mit beiden im finsternen Mittelalter ständen. Was wir bisher nur zaghaft zu stammeln wagten, jetzt dürfen wir's in die Welt hinausstreuen, und niemand wird uns den Mund verstopfen können: „Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden.“ Dabei soll uns das nicht hindern, daß wir in diesem fürchterlichen Welthandel reine Hände, reine Augen und Herzen zu Gott erheben dürfen. Was wäre aus uns geworden, wenn dieser Krieg mit seinen Greueln in unser Land und Volk hineingetragen wäre, wenn wir die plötzlich überfallenen und die Unterlegenen wären, wenn bei uns die Volkswut und Volkseidenschaft in Siebeshitze übergeschäumt wäre? Daß das alles uns so ganz und gar erspart blieb und, will's Gott, erspart bleiben wird — welche ungeheure Gnade von Gott, wofür wir ihm danken sollten mit Weinen! „Auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme, sondern, wie geschrieben steht: Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn.“ G.

In der Zeit, da das deutsche Volk endlich wieder das Beten lernt, wagt Heydorn seiner Gemeinde zu schreiben: „Was andere rühmen, nämlich daß jetzt viel mehr gebetet wird als früher, empfinde ich als ein bedauerliches Zeichen von Schwäche in all dem Großen, sofern dieses Beten ein Bitten um Sieg und um Erhaltung der Lieben ist. Den Gott, der durch das gleichzeitige Siegerflehen von Engländern, Franzosen, Russen und Deutschen in Verlegenheit gebracht wird, und der auf deine Bitte hin eine Kugel etwas abseits lenkt, gibt es nicht. . . . Darum laßt uns in dieser Beziehung nicht beten, sondern studieren und handeln.“ — Die Hamburger, die sich bisher schon allzuviel haben gefallen lassen, fangen doch nun endlich an, sich gegen diesen Gotteslästerer auf der Kanzel zu rühren, und das bedeutendste Blatt Hamburgs, die „Hamburger Nachrichten“, geht scharf gegen ihn vor. Es heißt darin: „Darüber wollen wir, weil es nicht unsere Aufgabe ist, nicht mit dem Geistlichen rechten, ob, wenn es einen Gott gibt, dieser nicht alles kann; oder ob es in den Wind gesagt ist: ‚Rufe mich an in der Not‘; oder ob nicht nach seiner Methode jedes Gebet ein Zeichen der Schwäche sein müßte; oder ob unser Kaiser ein Schwächling war, als er beim Beginn des Krieges die Hände faltete und unsere Sache Gott ergab wie einst Theodor Körner: ‚Gott, dir ergeb' ich mich‘; oder endlich, ob die Kirchenbehörde sich die ganz persönliche Dogmatik ihres Geistlichen noch lange gefallen lassen darf. Alles das sei dahingestellt. Wir beschränken uns darauf, diesem Geistlichen als Seelsorger, der er ja ist, die Bitte vorzutragen: er möge ernstlich mit sich zu Räte gehen, ob es wohl in dieser Zeit, in der all unser Sinnen nur noch Siegeswille sein darf, ersprießlich und recht ist, solche Wirrungen in

die christliche Gemeinde zu werfen. Niemand kann sich darüber im unklaren sein, daß innerhalb der Gemeinde dadurch Argerniß erregt wird, und daß gar leicht ein wenig Ausgereifter es verlernen könnte, wie ein liebes Kind den lieben Vater zu bitten und ihm alle seine Sorgen vorzutragen. Welch unendliches Gut wird dadurch dem Suchenden aus dem Herzen gerissen! Kein Geistlicher hat das Recht, sein eigenes Dogma zu verkünden: Das gibt es, das gibt es nicht. Er ist Diener am Wort; das Wort: „Rufe mich an in der Not“ ist ein Befehl; und das Wort soll insbesondere der Geistliche stahn lassen. Es ist das Wort, das rings auf den Schlachtfeldern unsern kämpfenden Soldaten geboten wird, das ihnen Trost und Kraft gibt, und das sie mit ihren Lieben in der Heimat geistig verbindet, die für sie beten. Jeder mag sich innerlich dazu stellen, wie ihm ums Herz ist; aber den Abfall davon sollte ein christlicher Geistlicher nicht fördern, am wenigsten in diesen Tagen, wo keiner Zeit hat, philosophische Probleme zu lösen. Wir glauben das Recht und die Pflicht zu haben, von unsern Geistlichen zu verlangen, daß sie dergleichen unterlassen.“ Ein solcher Ton gegen abgefallene Pastoren war in den politischen Tageszeitungen sehr selten geworden. Mit leidenschaftlicher Begeisterung hat man sonst in deutschen Blättern die Partei gottesleugnerischer Pastoren, z. B. Jathos, ergriffen und jeden Versuch, gegen sie vorzugehen, als ein Verbrechen gegen die Freiheit und gegen die Kultur gebrandmarkt. Um so mehr darf man sich über den Mut freuen, mit dem die „Hamburger Nachrichten“ gegen die Gotteslästerungen Heydorns aufzutreten wagen. Das „Hamburger Kirchenblatt“ meinte zu jenen Säßen Heydorns: „Das Generalkommando sollte des Blattes Erscheinen bis zum Friedensschluß verbieten. Denn es muß ihm daran liegen, daß niemandem in unserm Volk der Trost des Gebetes von einem Pastor genommen werde. Das Gebet gehört zur inneren Mobilisierung unsers Volkes und seines Heeres.“

G.

Dem Befreier Ostpreußens, Generaloberst von Hindenburg, hat die theologische Fakultät von Königsberg die Würde eines Doktors der Theologie verliehen, wie auch die andern Fakultäten dem hochverdienten Manne dieselbe Ehrung erwiesen haben. In der Begründung sagt die theologische Fakultät nach den Tageszeitungen, daß die Ehrung des Kriegshelden erfolge, weil er die Beziehungen zu dem „alten Gott“ der preussischen Schlachten, die „bei Kesselsdorf vom alten Dessauer begründet, bei Torgau durch Joachim Hans von Zietzen noch enger geknüpft wurden und sich seitdem über ein Jahrhundert wirksam erwiesen haben, nunmehr bei Tannenbergl und an den Masurischen Seen auf eine neue Basis gestellt und so herzlich gestaltet hat, daß man daraus für die Zukunft die glorreichsten Hoffnungen schöpfen darf“. Zu diesem Schluß bemerkt die „Ev. Kirchenzeitung“ etwas schüchtern, aber richtig: „Wäre es nicht passender gewesen, auf die Gnade Gottes hinzuweisen, die sich unserm ganzen Vaterlande dadurch kundgetan hat, daß hier der rechte Mann zur rechten Zeit an den rechten Platz gestellt, und dadurch unserm Volk eine geradezu wunderbare Rettung geschenkt worden ist?“

G.

Eine Einladung zur Rückkehr in den Busen der Papstkirche richtet das österreichische „Katholische Sonntagsblatt“ an die germanischen Verbündeten. Es wird da der Wunsch ausgesprochen, daß „unsere braven deutschen Truppen, wenn sie siegreich von Paris zurückkehren, nicht den frideriziani-

sehen, französelnden Geist, sondern den echten alten deutschen Geist, wie er vor Luther herrschte, mitbringen. Alle Zivilisation“, heißt es dann weiter, „ist von Rom ausgegangen. Betrachten Sie eine Weltkarte überall, wo der Einfluß Roms aufhört, hört auch die Zivilisation auf. (1) Das ist ein Weltgesetz. (11) Das offizielle Frankreich hat sich dem Einflusse Roms unter Combes und Genossen entzogen, und die Zivilisation hat bedenkliche Rückschritte gemacht. Die wahre Geschichtschreibung bekennt, daß der Abfall von Rom in der sogenannten Reformation Deutschland schrecklich in der Zivilisation zurückgebracht hat. (1) Der romfeindliche Protestantismus hat dank dem Heldennute der deutschen Katholiken und vieler, um nicht zu sagen der meisten, Protestanten, die viel besser waren als ihr lutherischer Glaube, nie völlig seine Zivilisations-schädlichkeit offenbaren können. (1) In fanatischer Intoleranz gegen Rom wetteifern die kleinen Potentatenstaaten Braunschweig und Mecklenburg mit dem russischen Zaren. In Oesterreich aber hat man in gutmütiger Toleranzbuselei den Los-von-Rom-Schreibern, die zugleich ‚Los von Habsburg‘ predigten, immer noch kein energisches Halt geboten. Gehen Oesterreich und Deutschland, wie wir hoffen, und was wir in glühendem Gebete erleben, siegreich aus dem Riesenkampfe hervor, dann tritt Christus, der Weltkönig“ (natürlich in der Person seines „Statthalters auf Erden“, des Bischofs zu Rom), „an das eine wie an das andere heran mit der beglückenden Einladung, das sanfte Joch und die leichte Bürde seines Gesetzes wieder auf sich zu nehmen und so ein auf Christus und die Kirche gegründetes Bundesreich zu schaffen. Erst dann wird der Sieg über Paris und Petersburg ein vollständiger sein, wenn Deutschlands und Oesterreichs Völker dieser Einladung folgen.“ — Ein Zeichen der Zeit ist die Annäherung der französischen Regierung an den Vatikan. Der Leichenfeier für den verstorbenen Papst wohnte ein Vertreter des französischen Präsidenten bei. Auch hat der neue Papst seine Wahl dem Präsidenten mitteilen lassen. Zu denken gibt auch der Umstand, daß ein Merital gerichteter Mann, Graf de Mun, in das französische Ministerium eingetreten ist. Bekanntlich hat auch England seit Ausgangs November wieder einen diplomatischen Vertreter am päpstlichen Hofe. — Die bedeutendste katholische Zeitung Bayerns, die „Augsburger Postzeitung“, hat am 13. Oktober eine anerkennende Besprechung und auszugsweise Veröffentlichung einer italienischen Schmähschrift über Luther gebracht, worin dieser als geistesgestört hingestellt wird. Darauf erfolgte von seiten des stellvertretenden Generalkommandos des Ersten Bayerischen Armeekorps ein Verbot des Blattes auf drei Tage wegen schwerer Störung des konfessionellen Friedens. In der ersten seitdem erschienenen Nummer der Zeitung spricht diese ihr Bedauern über die angefochtenen Stellen und ihren Entschluß, mit den Protestanten in Frieden zu leben, in ungewöhnlichen Worten aus; auch habe sie dem stellvertretenden Generalkommando Garantien für ihr künftiges Verhalten gegeben. — Auswandernde Italiener und der Papst. Kurz vor seinem Tode verfaßte Pius X. ein Motuproprio in bezug auf die italienischen Auswanderer. Der Papst hatte sich schon wiederholt mit den Italienern befaßt, die jährlich ihre Heimat verlassen, um dauernd in fremden Ländern zu bleiben oder dort Geld zu verdienen und dann wieder heimzukehren. Der Hirtenbrief sagt, daß der Glaube jener

Auswanderer vielen Gefahren ausgesetzt sei. Sie fielen „schlechtgesinnten Menschen“ anheim, die sie zu Mitgliedern ihrer „glaubensfeindlichen und sittenwidrigen Sekten und Vereine“ machten oder ihre Arbeitskraft ausbeuteten. Daher sei es Pflicht, sich der Auswanderer anzunehmen. Um gründlich zu helfen, errichtete nun Pius X. mit seinem Motu proprio in Rom ein Kollegium, in das für je ein oder zwei Jahre ausschließlich junge italienische Geistliche aufgenommen werden sollen, um sich für die Seelsorge und Gemeindeführung unter den ausgewanderten Landsleuten auszubilden zu lassen. Die Auswanderung italienischer Geistlicher wurde durch ein Dekret der Konsistorialkongregation vom 25. März schon angeordnet, weil in den letzten Jahren viele Geistliche nach Amerika ausgewandert seien, die dort mehr schädeten als nützten. Künftig darf ein Priester erst auswandern, wenn er aus seiner Diözese entlassen und in der fremden angenommen ist. Diese Verordnung wird allerdings nicht verhindern können, daß viele Italiener, die das Joch Roms müde sind, sich in Amerika aus freier Wahl dem Protestantismus zuwenden. — Katholische Propaganda in Dänemark. Bischof Johannes von Gud, der erste römisch-katholische Bischof in Dänemark seit der Reformation, hat sich vor kurzem in „Høvestaden“ über die Stellung der katholischen Kirche in Dänemark ausgesprochen. „Ich glaube“, schreibt er, „daß Dänemark wieder katholisch werden wird. Wir Katholiken arbeiten daran.“ Es kann auch nicht bezweifelt werden, daß die katholische Kirche sehr eifrig daran arbeitet. Die Katholiken haben in Dänemark 36 Kirchen und Kapellen, viele Schulen und Spitäler, nahezu 80 Pfarrer und 500 barmherzige Schwestern. Jedes Jahr wird eine neue Kirche oder ein Spital gebaut, und besonders das Schulwesen soll sich sehr stark entwickelt haben. — Den Bemühungen des Kölner Erzbischofs ist es zu verdanken, daß durch kaiserliche Verordnung die gefangenen französischen Priester den gefangenen Offizieren gleichgestellt werden. Darauf hat er ein anerkennendes päpstliches Schreiben empfangen. Den gefangenen Priestern soll von ihren französischen Mitgefangenen, wie verlautet, sehr übel mitgespielt worden sein, so daß sie sich an den Erzbischof mit der Bitte wandten, die jetzt Gehör gefunden hat. — Über die Stellung Pius' X. zu den Protestanten schreibt eine hochgestellte Dame in der „Frankfurter Zeitung“: „Es war im Mai dieses Jahres. Der greise Dominikanerpater Rahmundus (der frühere Fürst von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg) feierte im fürstlichen Schlosse zu Heubach am Main, seinem ehemaligen Eigentum, den achtzigsten Geburtstag. Eine große Anzahl naher Angehöriger umgab ihn. Mit mir, der ihm seit vielen Jahren in treuer Freundschaft Verbundenen, saß er, eine rührende Gestalt in der weißen Kutte, längere Zeit allein unter den blühenden Kastanienbäumen des herrlichen Parkes. ‚Ich komme von Rom‘, sagte er; ‚vor wenigen Tagen war ich beim Heiligen Vater. Wir sprachen von manchem und auch von den Protestanten. Der Heilige Vater sagte mir, er habe in letzter Zeit über vieles nachgedacht, und es sei ihm klar geworden, daß auch der gläubige Protestant Anwartschaft auf die ewige Seligkeit haben könne, wenn er rechtmäßig getauft sei, an die Gottessohnschaft Christi glaube und an die ewige Barmherzigkeit Gottes. Es sei ihm lieb, wenn diese seine Auffassung unter den ‚guten‘ Protestanten, wozu ich dich rechne, liebe Cousine Marie, verbreitet werde.‘ Ich antwortete ihm, daß es mich freuen würde, wenn diese Meinung des

Papstes auch in katholischen Kreisen bekannt würde. Für evangelische Christen hat ja selbstverständlich diese wohlwollende Meinung des Papstes nur insofern eine Bedeutung und einen Wert, als etwas wie leiser Friedensklang aus fernen Welten daraus tönt.“ Die hochgestellte Dame bringt dem Ausspruch des Papstes (auch angenommen, daß derselbe authentisch ist) ein nicht ganz gerechtfertigtes Vertrauen entgegen. In seinen offiziellen Kundgebungen kennt der Papst keinen Unterschied zwischen „guten“ und schlechten Protestanten, sondern überantwortet beide dem „weltlichen Arm“, wenn dieser ihm gefügig ist. Wo das nicht angeht, versucht er es manchmal, und nicht ohne Erfolg, mit dem Honigsaß. Protestantische Patienten in katholischen Hospitälern können davon erzählen. G.

Stöcker über die Reformation der Staatskirche. Der verstorbene Hofprediger Adolf Stöcker veröffentlichte in der „Deutschen Kirchenzeitung“ eine Reihenfolge von interessanten Artikeln über die „Reformation“ der Staatskirche. Die nachfolgenden Gedanken deuten seine Stellung in dieser großen Frage an. Er sagt: „Nichts wäre für Deutschland, besonders für Preußen, wichtiger, notwendiger, heilsamer als ein Wiedererstarren der reformatorischen Lebenskräfte und eine Erneuerung der Kirche der Reformation. Aber es ist zu fürchten, daß wir davon weiter entfernt sind als jemals zuvor. Der Grund dieser aussichtslosen Schwachheit ist ohne Zweifel die überlebte Form uners Staatskirchentums. Generalsuperintendent Raftan sagte bei der Einweihung des Predigerseminars von Preetz, indem er die schuldige Dankbarkeit gegen den Staat, der die Mittel dazu dargereicht hat, bekannte, die beherzigenswerten Worte: ‚Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Kirche durch ihre enge Verbindung mit dem Staate geschwächt ist. Der Staat hat sie getragen. Aber wer sich stets tragen läßt, verliert die Kunst, auf eigenen Füßen zu stehen und feste Schritte zu tun. Seit etwa einem halben Jahrhundert ist eine Bewegung eingeleitet, die auf eine allmähliche Loslösung führt.‘ In diesen Sätzen findet sich eine besonnen und maßvoll ausgesprochene Erkenntnis, wie sie unserer Kirche not tut. Wir meinen, es sei nicht schwer, unter den bestehenden Verhältnissen der Politik die völlige Unhaltbarkeit des staatlichen Kirchenregiments zu begreifen. Seit anderthalb Jahrhunderten ist die kirchliche Herrschaft der weltlichen Obrigkeit nicht mehr zu rechtfertigen. Seit einem Jahrhundert ist die Beherrschung der Kirche durch die weltliche Obrigkeit nicht mehr aufrechtzuhalten. Seit anderthalb Jahrzehnten ist die Untertwerfung der evangelischen Kirche unter eine Obrigkeit, die auf Rom beständig Rücksicht nehmen muß, nicht mehr zu ertragen. . . . Uneinigheit der Lehre und Untätigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten: das sind jedes allein für sich Dinge, die dem öffentlichen Ansehen des Protestantismus einen Stoß in das Herz versetzen. Beides geht in seinen Wurzeln auf das Staatskirchentum zurück. Der Kampf dagegen ist notwendig. Nur in bezug auf die theologischen Professuren ist er von den Synoden eröffnet. Die evangelische Wahrheit ist das Lebenselement des Protestantismus. Ist sie preisgegeben, dann bricht die Reformationskirche zusammen. Aber die kirchliche Freiheit ist jetzt beinahe ebenso wichtig; sie ist, wie die Dinge liegen, der Weg, um jene dem Volk die Reformation zu erhalten.“ (Wbl.)